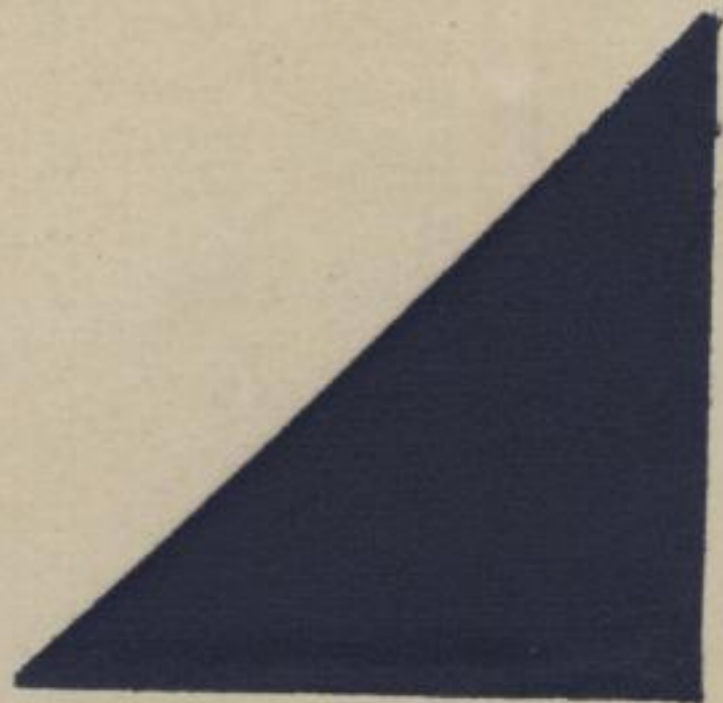




234Z¹

§ 137-140, 171-172 fehlen.



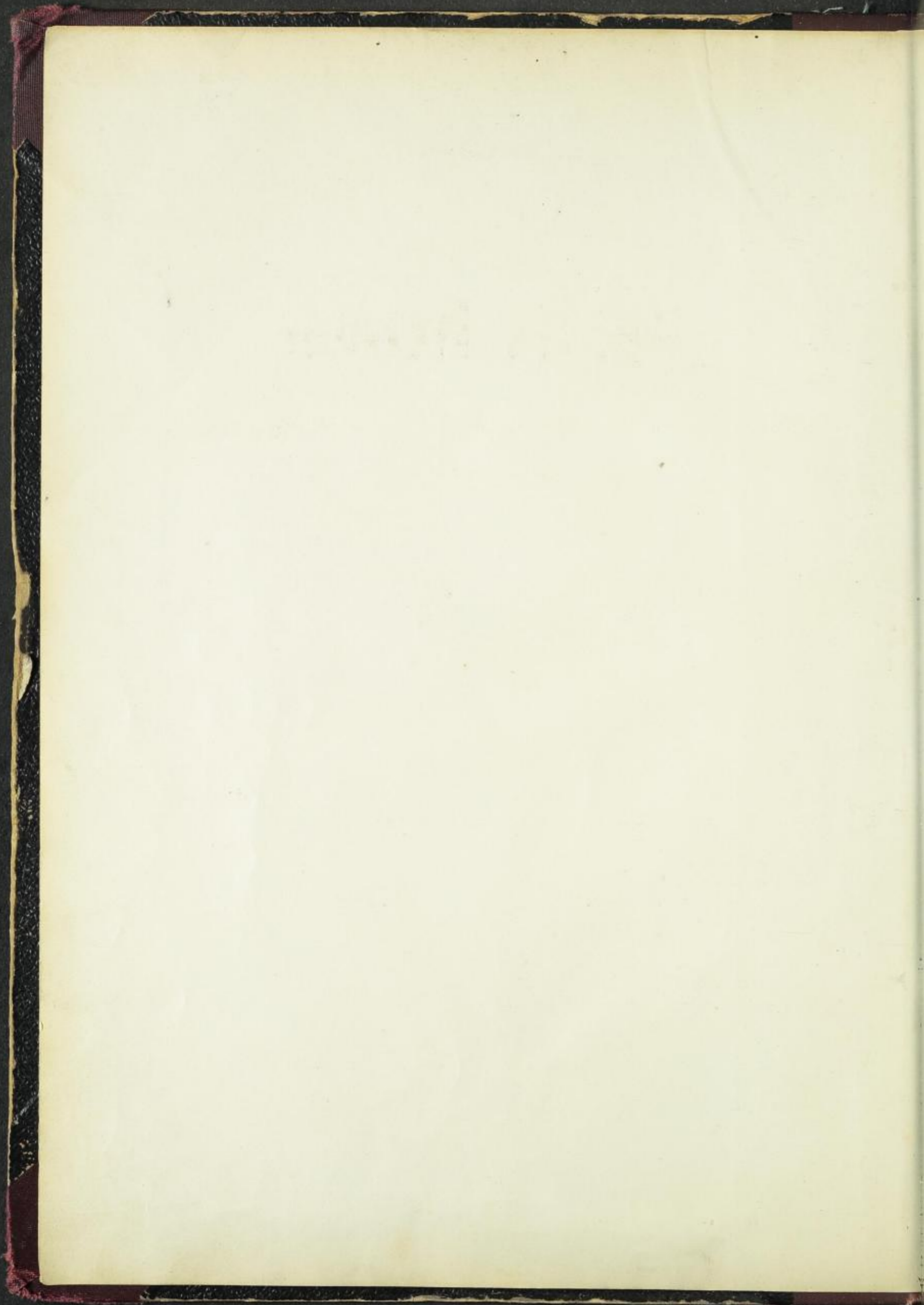
S. 137 | 140, 171 | 72 fehlen

Dieses Buch ist zurückzugeben bis zum:

2. 12. 58	15. 11. 62	51183
2. 12. 58	8. 2. 65	9. 1. 84
2. 2. 59		
4. 11. 59	25. MAL. 1965	23. 5. 85
10. 11. 59	22 JUN. 1967	29. Aug. 02
8. 1. 60	-2 SEP. 1967	29. 10. 10
15. 6. 60	23 NOV. 1967	
12. 8. 60	26 FEB. 1968	
5. 1. 61	-5 JUN. 1969	
17. 2. 61	-5 JUN. 1969	
	21. 11. 1973	
18. 3. 61	3 JUN. 1975	
25. 9. 61	13. MARZ. 1979	
22. 6. 62	00183	
24. 8. 62	00883	

Best.-Nr. 19

H (37) Lp G 634/56 500 000



Ok. I. a. 381.

„Unsere Heimat“

Illustrierte Monatschrift für das gesamte Erzgebirge
und Vogtland.

I. Jahrgang

Begründet und unter Mitwirkung vieler namhafter Schriftsteller

herausgegeben von

Dr. Heinrich Spindler in Zwickau Sa.



Der Verlag „Unserer Heimat“, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei F. Allmann, Zwickau i. S.

Or. I. 381.

234 Z¹

HZ 100

III 8

Inhalts-Verzeichnis.



Inhalt der Schumann-Festnummer.

Text:

- Festhymne an Robert Schumann. Gedicht v. M. Vollhardt.
 Robert Schumann. I. Von Dr. Alban Frisch.
 II. Von Dr. S. Spindler.
 Klara Schumann, geb. Wieck. Von Dr. S. Spindler.
 An Robert und Klara Schumann. Gedicht von Friedrich Rückert.
 August Schumann, der Vater Robert Schumanns. Von Dr. Stöhner.
 Zwickauer Schumann-Fest.
 I. Künstler und Mitwirkende. Von H. Vollhardt.
 II. Das Denkmal, seine Geschichte und seine Künstler.
 III. Die Festordnung.

- Das Schumann Denkmal in Bonn.
 Joseph von Wasielesky, der erste Biograph Robert Schumanns. Von Dr. Stöhner.

Illustrationen:

- Medaillon Robert Schumanns. Von A. Donndorf.
 Robert Schumann im 19. Lebensjahr.
 Schumanns Geburtshaus in Zwickau.
 Robert und Klara Schumann.
 Schumann-Bild von E. Bendemann.
 Das Zwickauer Schumann-Denkmal.
 Das Bonner Schumann-Denkmal.
 Bildhauer Johannes Hartmann.

Inhalt des I. Jahrganges.

Erzählungen, Skizzen.

	Seite
Aus tiefer Not. Eine alte Chemnitzer Geschichte. Von Anton Dhorn.	167, 201, 231, 266, 295
Bärbel. Ein Winterbild aus dem Gebirge. Von K. Neuhäuser.	72
Bruder Erwin. Eine Chemnitzer Klostergeschichte. Von Anton Dhorn.	7
Bürgertreue. Ein Bild aus Freibergs Vergangenheit Das stille Dorf. Erzählung aus dem bayrischen Vogt- lande. Von Hugo Christoph Heinrich Meyer 36, 84, 101, 140	122
Der „Filialgaul“. Aus Stollbergs Vergangenheit. Von † Friedrich Staumer	219
Der neue Tag. Skizze aus der Gegenwart. Von K. Neuhäuser.	
Die beste Liebe, die sich selbst besiegt. Eine erzgeb. Dorfgeschichte. Von Fried. Herm. Löcher	343

Humoresken (mundartlich).

Falsch verstanden. Von † Friedrich Röder	54
Verhört. Von † Friedrich Röder	55
Ene gruze Raabhenn. Von Günther	100
E Rutschrei. Von Günther	147
In Ruhrbod. Von L. Niedel	116
Was alles in Wald wächst	166

Gedichte.

König Albert †. Von Anton Dhorn	259
---	-----

	Seite
Der Alexanderstein. Von F. D. Walther	165
Bergmannskied vom Jahre 1540. Mitgeteilt von Hans Siegert	211
Dr Bismarck-Thorm off'n Schneebaarger Keil- baarg. Von Röder	55
Christabend. Von Anton Dhorn	70
Frostrieße. Skizze aus dem bayrischen Vogtlande. Von Hugo Christoph Heinrich Meyer	108
Heimat. Gruß an das Erzgebirge. Von Anton Dhorn	3
Gruß an die Heimat. Von Max Schreyer-Pöhla	218
Heimatslieder. Von Grete Baldauf	157
Heimatsprüche	139, 239
Auf der „Hohen Warte“. Von F. D. Walter	342
Die Isenburg bei Hartenstein. Von F. D. Walter	60
Komm mit. Von Julius Sturm	244
Sommerabend. Von Grete Baldauf	300
Mei Bugtland. Von L. Niedel	19

Biographisches.

König Johann. Zum 100jährigen Geburtstage	67
König Albert †. Von E. F.	260
König Georg	292
Fürst Heinrich XXII. Neuß ä. L. †	227
Fürst Heinrich XIV. Neuß j. L.	230
Bergmann, A. S. A., aus Waldheim	149
Dörffel, Mag. Georg Samuel, Pfarrer und Astronom aus Plauen i. B. Von Dr. Paul Zind	114

	Seite
Siche, Eugen, Chemnitz	160
Flinzer, Fedor, ein vogtländischer Künstler	212
Gerth, Friedrich Bernhard, Rektor, Prof. Dr.	30
Graf Ludner †	222
Günther, Dr. med., Geh. Rat, Dresden	335
Kändler, Johann Joachim, ein Modellmeister der Meißner Porzellanmanufaktur (1730—1755). Von Dr. S. Spindler	43
Kauffmann, zum 150. Geburtstage des Musikers K. aus Siegmarsdorf	216
Köbke, Benno. Zwickauer Theaterbrief	352
Katzevich, Johannes, — eine Ehrenschuld gegen M. Von Dr. Paul Zind	121
von Kinkwitz †	60
Dr. Küger, Finanzminister	159
Schanz, Julius	222
Schein, Johann Hermann, der Leipziger Thomas- kantor. Von Dr. Arthur Prüfer	19, 61
Schreitmüller, A., der Schöpfer des Denkmals Friedrichs des Weisen von Buchholz	31
Straumer: Zum Gedächtnisse Friedrich Str. Von J.	205
Uhlmann, Karl Albin, aus Stollberg	160
von Wapdorf, Werner, Finanzminister	159
Woller, Friedrich Eregott, ein erzgebirg. Strumpf- wirker	361

**Landschaftliches, Städtebilder, Skizzen,
Beschreibungen, Schilderungen.**

Altensalz bei Plauen i. V. Salzquellen	158
Annaberg: Aus der Annaberger Gegend. 1. Die letzte Silberwäsche. Von Dr. Alban Frisch	106
2. Aus dem Sehmatal. Von Dr. Alban Frisch	107
Aue: 1. Dr. Billings Sanatorium. Von G. Borth	131
Auerbach i. V. Eine Skizze. Von H.	185
Augustusburg: 1. Stadtbild. Von Stadtpfarrer Harig	180
2. Enthüllung des König Albert-Gedenksteinens	226
Buchholz. Die Gründung der Stadt B. von L. Bartsch 27, 50	
Chemnitz. 1. Das Theodor Körner-Denkmal	58
2. Die Chemnitzer Thalsperre b. Eintriedel	241
3. Das Chemnitzthal von Theod. Drescher	322
Colditz. Vom Colditzer Heimatsfest. Von Dr. El. Pfau	23
Döbeln. Das Luther-Denkmal	285
Dohna. Die Jubelfeier zu Dohna von Dr. G. Schlauch	301
Dresden. Die Altstadt von H. C. K.	57
Elbfahrt nach Mühlberg. Von D. E. Schmidt	314
Elsterberg. 1. Vom 8. Ruinenfeste von Dr. Ludwig Grimm	15
2. Eine Totgesagte (Ruine)	173
Freiberg. Von der Nikolaiskirche	158
Frohnau. Ein altes Hammerwerk im Erzgebirge von Hugo Christoph Heinrich Meyer	3
Graupen. Die neue evangelisch-lutherische Kirche. Von B. Weichelt	164
Greiz. Im Greizer Lande. Von Dr. Ludwig Grimm	348
Halsbrücke. Die hohe Esse. Von Arno Meinert	111
Johanngeorgenstadt. 1. Weihe des Adler-Denkmal	53
2. Von der Ausstellung	332

	Seite
Kirchberg. Das Kirchberger Granitgebiet	158
Marienberg i. B.	88
Marienthal bei Zwickau. Die St. Pauluskirche. Von P. Walther	282
Mylau. Das Kaiserjoch. Von Schuldir. Göpel 248, 277	
Pechtelgrün i. B. Die Harfensichte. Von D.	99
Plauen i. B. 1. Alt-Plauen, Gesamtansicht nach Merian. B. — r	137
2. Das Rathaus. Von — r	170
3. Das Schloß. Von — r	172
4. Die vogtl. Bismarcksäule auf dem Kemmler	339
5. Die Thalsperre im Geigenbachtal	288
Reichenbach i. B. 1. Das Moltke-Denkmal	25
2. Das Museum. Von R—.	280
Rothwein. Das Abthaus zu R.	125
Scheibenberg. Der Felsensturz am Sch. Von A. Heinicke	238
Schönheiderhammer. Eisenwerke Carl Edler von Quersfurth. Von Dr. S. Spindler	78
Schwarzenberg 1. Stadtbild	273
2. Die Frauen- u. Haushaltungsschule. Von Schuldirector Leschner	274, 321
3. Aussichtsrüste auf der Morgenleithe	337
Vogtland, nicht Voigtland! Von Dr. J. Fennrich	136
Waldheim i. S. 1. A. S. A. Bergmanns Parfümerie-Fabrik	149
2. Ein Tag in Waldheim von Dr. S. Spindler	195
Wechselburg. Die Mönchstüpe bei W. Von Dr. Paul Zind	118
Zwönitz. Gewerbe- und Industrie-Ausstellung	331

Industrie.

Bilder aus der Industrie unserer Heimat. I. Eisenwerke Carl Edler von Quersfurth, Schönheiderhammer	78
II. A. S. A. Bergmanns Parfümerie-Fabrik in Waldheim	148
III. Friedrich Eregott Woller, ein erzgebirg. Strumpfwirker. Von A. Schuster	361

Naturgeschichte, Heilkunde.

Harfensichte bei Pechtelgrün i. B. Von D.	99
Heilstätten unserer Heimat: I. Dr. Billings Sanatorium in Aue. Von G. Borth	131
Geologisches: Eine geologische Wanderung auf der Grenze von Bayern und Sachsen. Von Hugo Christoph Heinrich Meyer	245
Die Umgebung von Hof in geologischer Hinsicht dargestellt von Hugo Chr. Hein. Meyer	310
Granitgebiet von Kirchberg	158

Naturgeschichtliches, Volkswundliches.

Aberglauben vor 300 Jahren. Von S. Klotz	76
Noch einmal: Aberglauben vor 300 Jahren. Von P. M. Lauterlein	110
Erzgebirgische Fastnacht. Von Fr. Herm. Löscher	176
Erzgebirgisches Zinngeschirr. Von S. Lungwitz	358

Kirchschullehrer und Pfarrer in Grünstädtel. Von O. C.	Seite 207
---	--------------

Kunst und Künstler.

Fedor Hlinzer, ein vogtländischer Künstler . . .	212
Heimatskunst	56
Zur Heimatskunst	188
Johann Joachim Kändler, ein Modellmeister der Meißner Porzellan-Manufaktur. Von Dr. H. Spindler	43

Geschichtliches.

Familiengeschichte, eine neue Quelle sächsischer Von Km.	48
Hof: Zum 100jähr. Jubiläum des Hofes Anzeigers. Von Hugo Christoph Heinrich Meyer	154
5. Infanterie-Regiment No. 104 — zum 200jähr. Jubiläum	91
Leibniz: Das älteste Wappen der Familie L. Von Dr. Clemens Pfau	240

Pleißnerland — Der Kampf ums Pleißnerland Von W. Laurin	89
Die Sachsenklemme	353
Die ältesten Wege in Sachsen.	190
Schnorr von Carolsfeld — die älteste Urkunde der Familie	190
Solms-Wildenfels, Zur Geschichte von	191

Vereinsnachrichten.

Verein für Sächsische Volkskunde: 5. Haupt- versammlung in Oschatz	60
Pädagogischer Verein zu Zwickau: Ausstellung	92
Altertumsverein zu Plauen i. B. Jahresbericht	223
Altertumsverein zu Zwickau: Mitteilungen	286
Verband sächsischer Verkehrsvereine: 2. Jahresversammlung zu Augustusburg	253
Versammlung der Altertums- und Geschichts- vereine des Oster- und Vogtlandes	285
Verbandstag der vogtländischen Gebirgs- vereine zu Rodewisch	333

Illustrationen.

Vollbilder.

König Albert. Nach einer Aufnahme von Gospho- tograph R. Versheid-Leipzig	261
Alt-Plauen. Nach Merian	138
Modell zum Reiterstandbild Augusts III. Von Johann Joachim Kändler	47
A. H. A. Bergmanns Parfümerie-Fabrik in Waldheim	148
Desgleichen 3 Innenansichten 150, 151, 153	150, 151, 153
Die Christnacht. Radierung von Ludwig Richter	71
Eisenwerke Carl Edler von Querfurth, Schönheiderhammer	82
Frostrieße. Nach einer Original-Zeichnung von Rudolf Köfelitz	190
Die Hammer Schmiede in Frohnau: Innenan- sicht. Nach einem Gemälde von Rud. Köfelitz	5
„Stürmische Wogen“. Monumentalbrunnen von Robert Diez, Dresden	132

Textbilder

a) Landschaftliche Aufnahmen.

Annaberg:	
Die letzte Silberwäße	106
Partie aus dem Sehmathale	107
Aue:	
Dr. Billings Sanatorium	
König Albert-Grotte im Stadtpark	
Genesungsheim, Restaurant Panorama	
3 Ansichten vom Hloßgraben	131 ff.
Aue vor 50 Jahren	356
Kuerbach i. B.:	
Stadtsansicht. — 2 Ansichten vom Stadtturm.	
2 Ansichten vom Seminar	185 ff.

Augustusburg:	
3 Ansichten vom Schlosse	181 ff.
König Albert-Gedenkstein	237
Buchholz:	
Denkmal Friedrich des Weisen	28
Buchholz im Jahre 1628. Nach W. Dillichs Federzeichnung	51
Chemnitz:	
Körner-Denkmal	59
2 Ansichten und 1 Plan von der Thalsperre bei Einsiedel	242 ff.
Das Chemnitzthal: 16 verschiedene Ansichten	323 ff.
Colditz: Der Heimatsturm auf dem Töpelsberg bei C.	24
Dohna: 11 verschiedene Ansichten	301 ff.
Elsterberg: 4 Aufnahmen vom 8. Ruinenfest	15 ff.
4 Ansichten und 1 Plan von der Ruine	174, 175
Frohnau:	
Dorfansicht. Nach einer Zeichnung von Rudolf Köfelitz	6
Hammerwerk. Nach e. Zeichn. v. Rud. Köfelitz	4
Graupen: Die neue evang.-luth. Kirche	156
Im Greizer Lande: 15 verschiedene Ansichten	348 ff.
Halsbrücke: Die hohe Esse, 2 Ansichten	112, 113
Johanngeorgenstadt: Röder-Denkmal	53
Marienberg i. B.: Die alte Kirche. 2 Ansichten	88 u. 89
Marienthal bei Zwickau: 5 versch. Ansichten	282 ff.
Mühlberg a. E.: 2 Ansichten	316 ff.
Mylau i. B.: Das Kaiserschloß	248
Desgleichen vom Jahre 1855	250
Pechtelgrün i. B.: Die Harfensichte	99
Plauen i. B.: Rat- und Stadthaus	141
Das Schloß der Bögte	173
Der Bismarkturm auf dem Kemmler 2 Ansichten	340 u. 341
Der alte Kemmlerturm	339

234

Doppelheft

Vogtlandbibliothek Plauen
Wissenschaftl. Abtlg.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Nr. 1.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Juni 1901.

Schumann-Festnummer

zur

Entbüllung

des

Robert Schumann-Denkmal

zu

Zwickau i. S.

8. Juni 1901.

Herausgeber: Dr. Heinrich Spindler in Zwickau i. S., Lindenstrasse 1a.
 Druck und Expedition: Kunstdruckerei F. Allmann in Zwickau i. S.

Preis des Einzelheftes: 1 Mark.

Jahres-Abonnement: 6 Mark.

Inhalt.

- Text:**
1. M. Vollhardt, Festhymne an Robert Schumann.
 2. Dr. Alban Frißch, Robert Schumann.
 3. Dr. S. Spindler, Biographische Bemerkungen zu R. Sch.
 4. Ders., Klara Schumann, geb. Wieck.
 5. F. Rückert, Gedicht an Robert und Klara Schumann.
 6. Dr. P. Stögner, August Schumann, der Vater Robert Schumanns.
 7. Die Zwickauer Schumann-Feier:
 - I. Künstler und Mitwirkende. Von R. Vollhardt.
 - II. Das Denkmal, seine Geschichte und sein Künstler. Von Dr. Spindler.
 - III. Die Festordnung. Von demselben.
 8. Das Bonner Schumann-Denkmal zu Bonn.
 9. Dr. P. Stögner, v. Wasielewski, der erste Biograph Robert Schumanns.
 10. Zu unsern Bildern.
 11. Schumann-Litteratur.

- Illustrationen:**
1. Robert Schumanns Medaillon von A. Donndorf.
 2. Schumann im 19. Lebensjahr.
 3. Schumanns Geburtshaus.
 4. Doppelpor­trät von Robert und Klara Schumann.
 5. Por­trät Robert Schumanns von E. Bendemann.
 6. Das Zwickauer Schumann-Denkmal.
 7. Das Bonner Schumann-Denkmal.
 8. Bildhauer Johannes Hartmann.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Nr. 1.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Juni 1901.

☀ ☀ Schumann-Festnummer. ☀ ☀



Medaillon Robert Schumanns vom Bonner Denkmal
 von A. Donnerhof
 Mit freundlicher Genehmigung der Firma Breitkopf & Götzel.

• • • Festhymne an Robert Schumann • • •

für Männerchor und Blasinstrumente von Carl Reinecke.



Fleuch auf, mein Lied, die Schwingen rege
Und künde durch die Lande weit:
Es brachte dieser Erdscholle
Ein Geistesheld Unsterblichkeit.



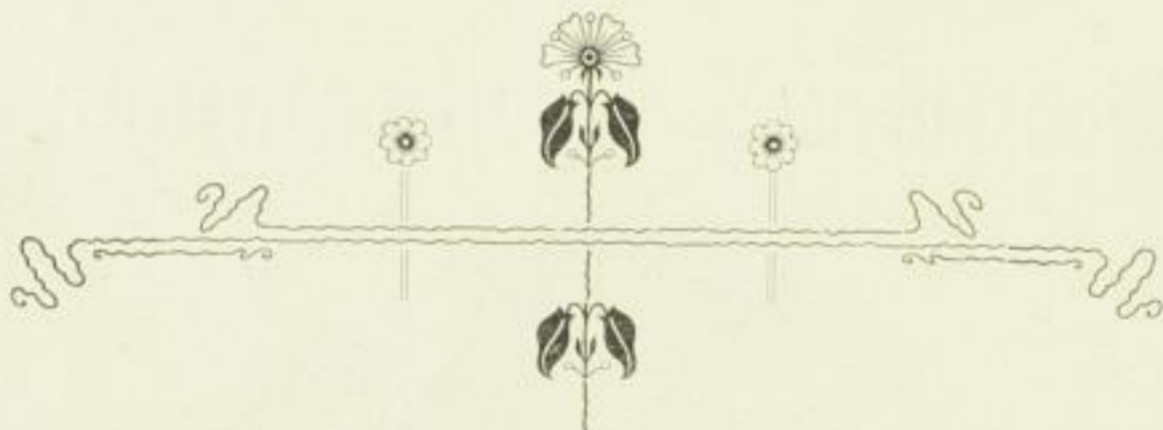
Es fiel ein Stern aus Sonnensphären,
Ein Geistesheld entbot den Gruss,
Und seiner Leyer Wundersaiten
Entquoll der Töne Zauberfluss.

Und staunend lauschet rings die Erde,
Begeisterung die Herzen schwellt,
Freudig jauchzend tönt sein Name
Von allen Lippen durch die Welt.



In Stein und Erz mit Flammenlettern
Grabt nun den teuren Namen ein,
Wenn er auch unauslöschlich lebet,
Mein deutsches Volk, im Herzen dein!

m. Vollhardt.



Robert Schumann.

In einem kleinen, unscheinbaren Hause am Markte der Stadt Zwickau wurde am 8. Juni 1810 Robert Schumann geboren. Hohe Bauten, die im Zeichen des modernen Geschäftsverkehrs entstanden sind, überragen von allen Seiten das einstöckige Gebäude, wo einer der größten und eigenartigsten musikalischen Meister unseres Deutschland die sonnigste Kindheit verlebte. Die Pietät des gegenwärtigen Besitzers hat bis auf das Erdgeschoß, das mit zeitgemäßen großen Schaufenstern ausgestattet ist, alles in dem Hause in seinem ehemaligen Zustande belassen, und so vermag man sich heute noch leicht

in die Zeit zurückzuversetzen, wo der träumerische Knabe und verhätschelte Liebling der Familie den ersten Eingebungen eines Genius nachgab, der nach wenig Jahren die gesamte musikalische Welt in Staunen versetzen sollte. Am 8. Juni dieses Jahres erfüllt die Stadt Zwickau eine Dankespflicht gegen ihren größten Sohn, indem sie ihm auf dem Markte ein Denkmal von der Meisterhand des Bildhauers Josef Hartmann in Leipzig errichtet. Kommenden Geschlechtern wird das ernste, sinnende Antlitz Robert Schumanns, das nach der Stätte blickt, wo Tausende so oft den unsterblichen Klängen seiner Werke lauschten,

das Gedächtnis schärfen, das Erbe eines edelsten und reichsten, aber auch unglücklichsten Geistes zu pflegen und zu wahren, und allzeit eingedenk zu sein der Pflicht, die eine große Vergangenheit der Zukunft zur Racheiferung auferlegt.

Es kann nicht Zweck der folgenden, wenigen Zeilen sein, musikalisch die Thätigkeit Robert Schumanns zu zerlegen, die Entstehung und die Form seiner Schöpfungen unter die Lupe nüchterner, alltäglicher Durchleuchtung zu nehmen. Dies ist — ich möchte sagen bis zum Überfluß — schon von Berufeneren geschehen, und unsere zur Kritik der Kritik geneigte Zeit wird sich an dem bisher vorhandenen sicherlich nicht genügen lassen. Ich aber möchte die Zahl dieser Kritiker nicht vermehren. Mir liegt daran, in gedrängter Kürze einem verhältnismäßig kleinen, festesfreudigen Kreise, für den diese Ausführungen zunächst bestimmt sind, das Wesentlichste der Kunst Schumanns in nicht allzu wissenschaftlicher Form zugänglich zu machen und so vielleicht einiges zum Verständniß der unererschöpflichen Tiefen eines Geistes beizutragen, der nach Adel und Wärme der Empfindung und im Ausdruck der allumfassendsten Gedanken unter den großen Herren der Tonkunst einen ersten Platz einnimmt.

Unter den führenden Männern deutscher Kunst schlechthin gehört Robert Schumann zu denjenigen, die in dem großen Kreise des musikalischen Dilettantismus wie des sogenannten musikalischen und musikaliebenden Publikums — wozu sich übrigens heutzutage auch der größte Böötier rechnet — sich erst eines Ansehens zweiter Klasse erfreuen. Er ist nicht eigentlich „populär“, wie etwa Beethoven, wie Schubert und Mendelssohn, ja, man darf wohl ohne Widerspruch zu finden, behaupten, daß die große Menge, die nur nach äußerlicher Gefälligkeit urteilt, an Schumann nahezu achtlos vorübergeht. Während heute jede höhere Tochter, jeder Pennäler von Tertia ab sich an Beethoven versucht, während auch das ungeeignetste Individuum andere mit Mendelssohns Liedern ohne Worte quält und der unberufenste Sänger Schuberts Lieder bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, ist Schumann der rein dilettantischen Hausmusik im allgemeinen verschlossen geblieben, und selbst von denjenigen, die gern das Prädikat gebildet für sich in Anspruch nehmen, werden nicht wenige, wenn sie ehrlich sind, zugeben müssen, daß sie Schumannscher Musik — nehmt alles nur in allem — mehr oder minder zurückhaltend gegenüber-

stehen. Und — so kegerisch dies vielleicht auch in einer Schrift, die Schumanns Andenken dienen will, klingen mag — ich nehme das diesen Leuten gar nicht übel, ja, ich vermag mich vom amüsanten Standpunkte in ihr mangelndes Rezeptionsvermögen voll hineinzuwenden. Schumann hat der Allgemeinheit nicht, ich will einmal sagen, zu Dank geschrieben, er setzt — mit wenigen Ausnahmen — eine Kenntnis seines Individualismus, ein Verstehen seines ureigensten Ichs, sowie gewisse technische Methoden, z. B. die aufstakigen Motivbildungen, voraus, um ganz auf Gemüt und Sinn des Hörers zu wirken. Wer aber erst sich zum Verständniß der Eigenart Schumanns durchgerungen hat, wer das Gegensätzliche seiner Kunst zu den übrigen Romantikern, vor allem zu Mendelssohn, erfaßt und damit zu würdigen gewußt hat, der wird in Schumanns musischem Geiste nicht nur eine unverstiegbare Quelle edelster Anregung finden, sondern auch den Meister gern dort zu rate ziehen, wo es sich um die Pflege von Empfindungen handelt, welche die Menschenseele in jene weiche, träumerische Stimmung versetzen, die dem deutschen Gemüt so herrlich entspricht. Hier zeigt sich die bahnbrechende Kraft seines Könnens, hier offenbart er, wie Niemann in seinem neuesten Werke so treffend sagt, „ein ihn den größten Meistern an die Seite zu stellendes Melodievermögen von innigstem, durch harmonische und rhythmische Nuancen in der mannigfaltigsten Weise abgeklärtem Ausdruck, da zeigt sich, daß das in der Absichtlichkeit seiner Faktur hervortretende Streben nach neuem nicht konstruiert ist, sondern innerem Gebote entspringt, daß sein Ausdruck originell und individuell ist und sein muß.“ Anders verhält es sich auf dem Gebiete, wo Schumann die Pfade der Romantik zum Teile verläßt, wo er in den großen symphonischen Formen dem Klassicismus sich zu nähern bestrebt war. Hier vermochte Schumanns Individualität, seine Eingebung und sein Darstellungsvermögen nicht ganz Schritt zu halten mit seinem Willen, auch dort den größten ebenbürtig zu werden. Auch in dieser Beziehung möchte ich Niemann Recht geben, wenn er meint, daß „das Abrupte, Fiolierte, Sprunghafte, das mit Schumann in die musikalische Faktur kommt, und das der Ueberordnung des freischaltenden Willens über die nach immanenten Gesetzen schaffende Phantasie entspricht, sich auf dem Gebiete des großen erhabenen Stils nicht als fruchtbringend erwies, und daß es Schumann nicht beschieden war,

in den großen Formen die Meister der klassischen Epoche zu überbieten, ja nur zu erreichen." Immerhin weiß aber auch hier Schumann selbständig anzuregen und zu fesseln, und man darf wohl Kressschmar zustimmen, wenn er die Wirkung der symphonischen Dichtungen Schumanns in einem „Rousseauschen Zug zur Natur und Einfachheit, in dem jugendlichen Ton und der großen Dosis ungezwungener Natürlichkeit“ zu erblicken vermeint.

Um das Ausgreifen Schumann'schen Geistes würdigen zu können, um seiner Originalität und Individualität gerecht zu werden, muß man Anhaltspunkte in seiner Abstammung, in seinem Leben und in seinem Bildungsgange suchen.

Schumann's Vater gehörte zu jenen flügelstreckenden Geistern, die der Atmosphäre des tödenden Schematismus von erster Jugend an zu entfliehen bestrebt sind. Von Hause aus zum kaufmännischen Beruf bestimmt und in der harten Lehre eines Materialwarengeschäfts aufgewachsen, strebte er mit allen Kräften, sich der geistigen Oede einer banausischen Thätigkeit zu entziehen. In der Philosophie und den schönen Wissenschaften suchte er Vergessen für das Einerlei des Tages, und es ist wohl für die spätere geistige Entwicklung seines Sohnes Robert nicht ganz einflußlos gewesen, daß schon den Vater das Studium von Young's und Milton's Schriften, dem sich der Jüngling mit fast krankhaftem Eifer hingab, nach seinen eigenen Worten bisweilen dem Wahnsinn nahe brachte. Als er dann nach harten Kämpfen und Entbehrungen das ihm vorschwebende Ziel erreicht hatte, war er ein kranker, siecher Mann und verfiel in den besten Mannesjahren dem Tode. Schumann's Mutter war eine Frau von einfachem, häuslichem Wesen, die trefflichste Mutter ihrer Kinder, begabt mit einem natürlichen Verstande, der aber, wie Wasielewski in seiner Schumann-Biographie sagt, „unter der Einwirkung kleinstädtischer Verhältnisse die Grenzen gewisser Anschauungen nicht zu überschreiten vermochte.“ Ihrem Gatten konnte sie geistig nicht folgen, und wenn sich bei ihr in späteren Lebensjahren, wie Wasielewski weiter sagt, „ein Zustand schwärmerischer, sentimentaler Ueberspanntheit verbunden mit momentan aufbrausender Heftigkeit und ein Hang zum Absonderlichen einstellte“, so mag die eheliche Disharmonie, die in der geistigen Verschiedenheit ihre nächstliegende Erklärung findet, für diese nervösen Zustände in erster Linie verantwortlich zu

machen sein. Robert war unter den fünf Kindern dieser Ehe das jüngste, von seinen Geschwistern starb Emilie in jungen Jahren an den Folgen einer unheilbaren Geisteskrankheit, und die Brüder Eduard, Karl und Julius sind ihm gleichfalls im Tode vorangegangen. Die moderne Psychiatrie wird auf Grund dieser Thatfachen mit ihrem Urtheil schnell fertig sein, ich möchte der Überzeugung Ausdruck geben, daß die „hereditäre Belastung“ Roberts nicht unter so beklagenswerten Erscheinungen aufgetreten wäre, wenn die äußeren Lebensbedingungen des Meisters glücklichere gewesen und die *dira necessitas* des unermüdlichen Schaffens nicht Tag und Nacht an seine Thüre geklopft hätte.

Robert, als jüngster der Familie, war der Liebling nicht nur der Eltern, sondern auch des ganzen weiteren Bekanntenkreises. Als „schönes Kind“ von allen verzogen, bildete sich frühzeitig bei ihm der Charakterzug aus, der auch im späteren Leben die Triebfeder seines Strebens war: immer und überall der erste zu sein. Bei dem kindlichen Spiel war er der Tonangebende, seiner Hegemonie beugten sich willig seine Kameraden. Geistig stand er dem Vater sehr nahe, schon früh schrieb er eine Räuberkomödie, die er auch zur Aufführung brachte, und vom siebenten Jahre genoß er Klavierunterricht. Auch auf dem Gebiete der Musik machte er alsbald selbstschöpferische Versuche, die aber übertroffen wurden von der Gabe des Phantasierens, in welcher der achtjährige Knabe es zu großer Fertigkeit gebracht hatte. Wie erzählt wird, wußte der kleine Robert das verschiedene Wesen um ihn herumstehender Spielgenossen durch gewisse Figuren und Züge auf dem Piano so präcis und komisch zu zeichnen, daß diese in lautes Lachen über die Ähnlichkeit ihrer Porträts ausgebrochen seien. Später brachte er es hier zu absoluter Virtuosität, und mir ist mündlich überliefert, daß Robert im Carus'schen Hause in Leipzig auf dem Klavier so verständig Fragen stellte und Antworten erteilte, wie es das Wort kaum gethan haben würde. Nach einem solchen Kindheitsleben, „klar, spiegelrein und eben“, bezog Robert auf den Wunsch seiner Mutter, die der musikalischen Begabung ihres Sohnes wie seinen dahin abzielenden Wünschen kein Verständnis entgegenbrachte, das Gymnasium seiner Vaterstadt. Er war ein Schüler, nicht besser und nicht schlechter als die andern, er pflegte die *Humaniora*, weil er mußte, während die Musik und die schönen Wissenschaften einzig und allein sein

Interesse in Anspruch nahmen. Er komponierte und spielte, und die Schriften Jean Paul Friedrich Richters gaben der Geistesrichtung des empfänglichen und begeisterten jungen Mannes die Richtung, die ihm sein Leben hindurch den Weg wies. Nach dem Abiturium wußte die Mutter — der Vater war inzwischen 1826 gestorben — noch immer nicht die leitenden Fähigkeiten des Sohnes zu erkennen; seinem Wunsche, der Musik sich zu widmen, widersetzte sie sich mit dem Vormunde auf's Entschiedenste, und Robert wurde Jurist. In Leipzig wie in Heidelberg aber vermochte er den trockenen Studien keinen Geschmack abzugewinnen, und Friedrich Wieck, sein späterer Schwiegervater, war es, der endlich den starren Sinn der Mutter zu beugen wußte und Robert ganz der Musik zuführte.

Da der musikalische Bildungsgang des Knaben sich ziemlich einseitig auf das Klavier beschränkt hatte, so nahm Schumann als schaffender Künstler auch von diesem Instrument seinen Ausgangspunkt. Teilt man seine Schaffensperiode in die Zeit vor und die nach seiner Verheiratung, so wird die erste nahezu allein vom Klavier beherrscht, während erst in der zweiten Schumann's umfassende Begabung sich den Gebieten zuwandte, die ihm die Unsterblichkeit einbringen sollten. Was Schumann's Entwicklungsgang als Klavierkomponist besonders charakteristisch erscheinen läßt, ist die Thatsache, daß es ihm zunächst an jeder einigermaßen grundlegenden theoretischen Ausbildung gebrach, daß er erst in einem Lebensalter, das sonst die graue Theorie überwunden hat, sich die Kenntnisse aneignen mußte, die für seine fernere Laufbahn unumgänglich notwendig waren. Hieraus resultiert, daß die ersten Schöpfungen Schumann's nicht jenen reinen, ungetrübten Genuß gewähren, den wir in seinen späteren Werken so reich empfinden, daß gerade das spezifisch Schumann'sche, die an's Wunderbare grenzende Gedankenkomposition und sein Melodievermögen, von einem Konvolut unvermittelter und zum Teil bizarrer, wenn auch origineller Verbindungen erdrückt wird, die es schwer machen, das Gold von der Spreu zu säubern. Mit wenigen Ausnahmen, zu denen ich vor allem die

Kinderzonen (op. 15), die Kreisleriana (op. 16) und die Fantasie (op. 17) rechnen möchte, zeigt sich bei allem Streben Schumann's, sich einen eigenen Stil zu schaffen, in allen Werken der ersten künstlerischen Periode, daß es ihm mangels einer genügenden Vorbildung unmöglich ist, seine Werke so festgegliedert aufzubauen, die Motive so durchzuarbeiten und auszugestalten, sie so kombinatorisch zu steigern, daß er um die gefährlichste Klippe, die Monotonie, ohne Schiffbruch herumkommt. Wenn sein erster Biograph von dieser Schaffenszeit sagt: „Es ist, als ob man ein und dieselbe Gegend durch verschiedene farbige Gläser sähe, wobei diese immer dieselbe bleibt und nur das Abweichende des Kolorits einen Reiz ausübt“, und wenn derselbe Wastielewski meint, daß manche solcher Tonstücke mehr den Eindruck einer

geistvollen Improvisation am Klavier machen, ja sich vielfach als ein bloßes, schönes, freies Spiel mit einer anmutigen, melodischen Figur erweisen, so besteht dieses Urteil über die schöpferische Kraft des werdenden Schumann auch heute noch nach mehr als vierzig Jahren zu Recht.

Die endliche Erfüllung seines Herzenswunsches, die seit Jahren geliebte Klara Wieck als sein Ehegemahl heimzuführen zu können, gab dem Schaffensdrang Schumann's eine Richtung, die, so unvermittelt sie auftrat, der Bedeutung des Komponisten für die



Robert Schumann im 19. Lebensjahr.

Mit- und Nachwelt die Bahnen öffnete. Auf dem Gebiete des Liedes, des rein lyrischen wie des erotischen, das Schumann von 1840 ab in so reichem Maße pflegte, liegt die Macht, die der Meister heute noch über jedes sangesfreudige und warm empfindende Herz ausübt; mit seinen Liedern, die von einer tiefen Jubrunst getragen sind, die in unmittelbarster Weise einem liebenden Herzen entströmen als lautester Quell seelischer Ergriffenheit, ich sage, mit seinen Liedern hat er sich ewigen Ruhm geschaffen, und sie werden es für alle Zeiten sein, die als hehrster Ausdruck des beglückendsten Zustandes im Menschenleben im Volke fortklingen werden. Nicht weniger als 138 Gesangsstücke größeren oder geringeren Umfangs datieren aus dem Jahre 1840, darunter die unvergänglichen Weisen zu Gedichten Heines, Geibels,

Burns, Eichendorffs, Rückerts, Chamisso's, im einzelnen wie gesamt ein hohes Lied der Liebe, das von Freude und Weh, von Lust und Leid singt, bald hell aufjauchzend und laut jubelnd, bald voll hangen Zweifels und herben Schmerzes. Was Schumann an Liedern in den folgenden Jahren schrieb, ist auf denselben Ton gestimmt, wie seine Erstlings-Eingebungen, ohne diese zu übertreffen, ja, ohne sie — im einzelnen wenigstens — an Gefühlstiefe zu erreichen. Es bedurfte eben eines mächtigen Impulses, um im Herzen Schumann's die klangreichste Saite ertönen zu machen. „Kaum kann ich Ihnen sagen, so schreibt er unter dem 19. Februar 1840 an Kieferstein — welcher Genuß es ist, für die Stimme zu schreiben im Verhältnis zur Instrumentalkomposition, und wie das in mir wogt und tobt, wenn ich in der Arbeit sitze. Da sind mir ganz neue Dinge aufgegangen . . .“ „Gewogt“ und „getobt“ hat es im Innern Schumann's stets, aber zu so warmem, allgemein menschlichem Ausdruck, wie in seinen ersten Liedern hat es nie wieder geführt.

Um diese Zeit auch betritt Schumann die Bahnen, die ihm — ich will nicht untersuchen, ob ganz mit Recht — den ehrenden Beinamen des Erben Beethovens eingetragen haben. Am 6. Dezember von 1847 kam im Leipziger Gewandhause in einem von seiner Frau gegebenen Konzert die h-dur Symphonie zur ersten Aufführung, und mit ihr vor allem stellte sich Schumann in die Reihe derer, die der naiven Richtung der Romantiker formelle Ausgestaltung und dauernden musikalischen Wert verleihen. Von dieser Zeit an erst beginnt Schumann in den Kreis seiner Vorgänger zu treten, in der großen symphonischen Form wußte er — unbeschadet des oben angeführten Urteils — nicht nur höchste Formenschönheit, sondern auch die ganze Tiefe seiner Phantasie, die Originalität seiner Eingebung und die Natürlichkeit und Offenheit seiner Persönlichkeit so klar und ohrenfällig auszuströmen, daß er mit einer That zu dem Namen in der großen Welt gelangte, der ihn unsterblich machen sollte. Es hat sich, wie ja allgemein bekannt, um Schumanns Symphonien der ziemlich müßige Streit entiponnen, welcher die Palme zuzuerkennen sei, ob die in d-moll den ersten Platz verdiene, oder ob die e-dur Symphonie Schumann in höchster Potenz sei. Es kann im Rahmen dieser kurzen Abhandlung nicht meine Aufgabe sein, kritisch in die Kontroverse einzugreifen, zumal da ich der ganzen Streitfrage eine innere Berechtigung schon

deswegen aberkennen möchte, als Schumanns Symphonien durchaus nicht in gleicher Stimmung, in gleicher feelischer Verfassung geboren sind. Ich möchte jede von ihnen nur für sich ohne Vergleichung nach rechts und links betrachtet haben und glaube gerade dadurch den Nachweis erbringen zu können, daß Schumann nirgends harmonischer, wie regelloser, nirgends einfacher, wie tiefer vor unser körperliches wie geistiges Ohr tritt, als auf diesem Gebiete. Wie zumal einzelne der Schumann-Analytiker soweit gehen, von der e-dur-Symphonie z. B. zu behaupten, daß sie „in dem Werte der musikalischen Grundideen selbst sowohl als in ihrer Behandlung ungleich sei, daß sie Perlen und Sand mische und an Frische und Gestaltungskraft den übrigen Symphonien nachstehe, daß in ihr der naive-romantische, vollstümliche Zug der Erfindung die vornehme künstlerische Sphäre häufig verlasse“ (Krejschmar), so vermag ich einer solchen Kritik schon um deswegen nicht zuzustimmen, als sie keine Rücksicht nimmt auf die weit umfassenden Formen Schumann'scher Konzeption, und daß sie als entscheidend Dinge in den Vordergrund stellt, die nie persönlich empfunden sein wollen, und die bei dem reichen Innenleben, das Schumann in seinen Symphonien vor uns entfaltet, auch den Hörer lediglich in der Stimmung treffen wollen, welcher sie ihre Entstehung verdanken.

Meine Darlegungen würden nicht wenigstens einigermaßen vollständig sein, wollte ich zum Schlusse nicht noch in kurzen Worten auf Schumanns Chorwerke und seine einzige Oper eingehen. Man darf kühnlich behaupten, daß „das Paradies und die Peri“ wie „der Rose Pilgerfahrt“ in der Hauptsache Schumanns Namen und musikalische Persönlichkeit in den weiten Kreisen heimisch gemacht haben, die ohne auf Zünftigkeit Anspruch zu erheben, im Reiche der Töne Erholung vom alltäglichen Berufe suchen. Kaum ein anderes Chorwerk der älteren Periode hat sich bei unseren Chorgesangsvereinen solcher Beliebtheit zu erfreuen, als „das Paradies und die Peri“, einer Beliebtheit übrigens, die nicht nur daraus resultiert, daß die musikalische Produktion auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten dem Werte nach eine recht düstige gewesen ist, sondern die vor allem ihren Grund daraus herleitet, daß Schumann sich in diesen Werken lebenswürdig und gefällig, verständlich auch für ein einfaches Gemüt zu geben weiß, daß er

sich gerade hier im Flusse der Melodien fast überstürzt und Schönes ununterbrochen an Schönes reiht. „Bist Du im Wald gewandelt, wenn's drin so einsam rauscht“ — wer einmal diesen Chor aus „der Rose Pilgerfahrt“ gesungen hat, das kaum wie etwas Anderes das Wehen und Weben des deutschen Waldes so innig und stimmungsreich malt, der wird in unauslöschlicher Liebe sein Leben hindurch des Mannes gedenken, der ihm solche Stunden der Erbauung und Weihe verschafft hat.

Weit weniger glücklich als hier war Schumann auf dem Gebiete der Oper. Einmal nur hat er sich hier versucht, und der eine Versuch ist mißglückt, da Schumann seinem ganzen Naturell nach die Höhe dramatischer Ausdrucksfähigkeit nicht zu erklimmen vermochte. Seine ganze natürliche Veranlagung wies ihn vorwiegend auf lyrische Momente hin, sodaß der Versuch, seinem musischen Charakter Zwang anzuthun, scheitern mußte. Von seiner „Genoveva“ hat sich allein die Ouverture erhalten, die Oper modert in den Requisitorien unserer Theater. Die Thatsache aber, daß hier seinem musikalischen Können die Grenze gesteckt war, kann uns den Blick für die Größe Schumanns nicht trüben; für alle Zeiten hat sich unser edelster, aber auch unglücklichster Sohn ein Denkmal gesetzt, dauernder als das, das in diesen Tagen auf dem Markte der Stadt Zwickau von ihm künden wird, ein Denkmal im Herzen aller derer, die bei seiner hehren Kunst in heiteren wie in trüben Stunden Erholung und Erquickung suchten.

Dr. Alban Frisch.



Nachdem im vorstehenden Aufsätze die künstlerische Bedeutung Robert Schumanns gewürdigt worden ist, bedarf es hier zur Vervollständigung nur einiger kurzer biographischer Bemerkungen.

Am 8. Juni 1808 in dem Bachmann'schen Hause am Hauptmarkt No 5 (siehe Abbildung!) als das jüngste von fünf Kindern geboren, verlebte Robert Alexander Schumann eine sonnige Jugend, geradezu verhätschelt von den Eltern und Geschwistern sowohl, wie von den Freunden des Hauses,

zu denen sich die Familien des Bürgermeisters Ruppins, des Kaufmannes Carus, des Stadtrates Oberländer u. a. zählten. Den ersten Unterricht genoß er in der Privatschule des Archidiaconus Dr. Döhner, und schon im 7. Lebensjahre begann auch der Klavierunterricht bei dem Gymnasiallehrer Kuntzsch. Ostern 1820 trat er in die Quarta des hiesigen Gymnasiums ein, das er, ohne sich vor den Mitschülern besonders auszuzeichnen, durchlief. Am 10. August 1826 erlag sein Vater, der seine künstlerischen, bez. musikalischen Neigungen mit einem gewissen Verständnis gefördert hatte, einem mehrjährigen Siechtum. Ostern 1828 legte Robert die Reifeprüfung ab und bezog die Leipziger Universität, um gemäß dem Wunsche seiner ängstlich besorgten, kleinstädtisch denkenden Mutter, die von seinem Vormunde, dem Kaufmann Rudel, darin lebhaft unterstützt wurde, die Rechtswissenschaft als Brotstudium zu erwählen. Zunächst unternahm er mit einem neugewonnenen Freunde Gisbert Rosen, mit dem er in seiner schwärmerischen Verehrung für Jean Paul vollkommen übereinstimmte, eine mehrwöchentliche Reise über Bayreuth, Nürnberg, Augsburg nach München. Mitte Mai ging er endlich nach Leipzig, aber aus dem juristischen Studium, das er „nicht lieben, kaum achten konnte,“ ward nichts, auch dann nicht, als er Ostern 1829 „das infame Nest“ Leipzig mit Heidelberg vertauschte; vielmehr lebte er dort, wie hier fast ausschließlich seiner geliebten Kunst. Den Aufenthalt in der schönen Neckarstadt unterbrach eine Herbstreise nach Italien. Im Oktober des folgenden Jahres verließ er Heidelberg wieder, um nach Leipzig zurückzukehren und hier nun, nachdem er endlich von seiner Mutter besonders durch die warme Fürsprache seines ehemaligen Leipziger Klavierlehrers Friedrich Wieck die Erlaubnis dazu ausgewirkt hatte, sich ganz der Musik zu widmen. Mit unermüdlichem Fleiße begann er sein neues Studium, um sich als Klaviervirtuos auszubilden. Aber da er die Fingerübungen geradezu maßlos betrieb, trat bald eine Lähmung des rechten Mittelfingers, schließlich der ganzen rechten Hand ein, die seinen Traum von einer glänzenden Zukunft als Meister des Klaviers grausam zerstörte. So ward er durch das Geschick auf sein eigentliches Schaffensgebiet, auf das der Komposition, auf dem er sich auch schon vorher mit Erfolg versucht hatte, gedrängt. Schier unerschöpflich war der Schatz an Liedern

und Melodien, der in seiner Brust ruhte. Ueber 150 kleinere und größere opera nennt das von Alfred Dörffel angefertigte Verzeichnis; dabei ist nicht zu vergessen, daß viele derselben eine größere Anzahl von Kompositionen enthalten.

1831 erschienen seine Abegg-Variationen, darauf seine Papillons und Paganini-Capricen. Am 18. November 1832 wurden die letzteren auf einem Konzerte zu Zwickau von Klara Wieck mit Erfolg vorgelesen. Den Winter 1832 bis 33 verlebte Schumann teils in Zwickau, teils in Schneeberg in der Familie seines Bruders. Im Frühjahr 1833 kehrte er wieder nach Leipzig zurück, und nun begann für ihn in einem Kreise fröhlicher, kunstbegeisterter Genossen ein neues, schaffensreiches Leben. Er vereinigte sich mit seinen Freunden zur Herausgabe der „Neuen Zeitschrift für Musik“, um „dem alten Schlandrian (anderer Fachzeitungen) einen Damm entgegenzusetzen.“ Die Seele des Ganzen, sagt Reimann, war Schumann, der eine außerordentliche und, wie es scheint, über seine Kräfte hinausgehende, aufreibende Thätigkeit entwickelte. — Seine eminente Befähigung zum Kritiker gab dem jungen Unternehmen den sichersten Halt. Die Zeitung erschien zum ersten Mal am 3. April 1834 und verursachte begreiflicher Weise ein nicht geringes Aufsehen. Unter der geheimnisvollen Überschrift „die Davidsbündler“ gab er seine erste kritische Besprechung, in welcher Eusebius und Florestan — das sind die beiden poetischen Verkörperungen seines eigenen Ichs — ihre Meinungen austauschen, um sich schließlich der Entscheidung „Meister Raro's“ zu unterwerfen. Durch diese seine Zeitung gewann er bald einen bedeutenden Einfluß auf die Musikverhältnisse Deutschlands.

Im Leipzig war in jenen Jahren das musikalische Leben überaus rege, das durch die Berufung Mendelssohns an die neugegründete Musikschule (1835) noch wesentlich erhöht wurde. Anregenden Verkehr und wohlwollendes Verständnis fand Schumann besonders in den kunstsinigen Familien des Professors Ernst Carus und des Kaufmanns Carl Voigt, mit dessen Gattin Henriette er einen edlen Freundschaftsbund schloß, dem wir viele, schöne Briefe verdanken.

1834 machte Schumann die Bekanntschaft mit Ernestine von Fricken, mit der er sich, ohne sich recht geprüft zu haben, bald verlobte. Wie aber dies Verlöbniß wieder aufgehoben wurde, und wie

Ernestinens Stelle in seinem Herzen Klara Wieck einzunehmen berufen war, das ist in dem nachfolgenden Aufsatze ausführlicher erzählt.

Die folgenden Jahre, die Sch. um den Besitz seiner Klara zu kämpfen hatte, zeitigten verschiedene Kompositionen, die unter anderem auch die für ihn besonders erhebende Anerkennung Franz Liszt's fanden. Um nur die hauptsächlichsten zu nennen, erschienen die gemütvollen „Kinder-scenen“, die „Davidsbündlertänze“, „Kreisleriana“, „Novelletten“, lauter Musikwerke bedeutenden Ranges.

Im Spätherbst 1838 reiste Sch. nach Wien, in der Absicht, sich hier mit seiner Klara ganz niederzulassen, wenn er, namentlich mit seiner Zeitung, einen größeren Wirkungskreis erobern könne. Aber da alle Bemühungen umsonst waren, kehrte er im April 1839 wieder nach Leipzig zurück, wo er alles noch beim alten fand, und wo er mit erneueter Mute wieder an seine Arbeit ging.

Im Februar 1840 ward Sch. auf Grund seiner Verdienste als Komponist, Kritiker und Kunst-Aesthetiker von der Universität Jena das Doktor-Diplom zuerkannt.

Das Jahr 1840, in dem er, wie an anderer Stelle dieser Festschrift berichtet ist, endlich seine Klara heimführte, ist für Sch. als Liederkomponist das fruchtbarste. 138 herrliche Melodien entspringen dem tiefen Quell seiner liederreichen Brust, und „nicht nur der Menge, sondern auch dem inneren Werte nach hat er in diesem Jahre das Bedeutendste geschaffen, was er auf diesem Gebiete zu leisten hatte.“

Das tiefe Glücksgefühl, mit welchem ihn seine Ehe erfüllte, hatte (sagt Spitta) eine mächtige Steigerung seines künstlerischen Vermögens unmittelbar zur Folge. Schumanns schönste Werke im großen Stil fallen fast sämtlich in die Jahre 1841 bis 1845. Wie 1840 auf das Lied, warf er sich 1841 auf die Sinfonie, in welcher er nicht weniger als drei symphonische Werke schrieb. Das Jahr 1842 war hauptsächlich der Kammermusik gewidmet. Ganz anderer Art waren die Arbeiten des Jahres 1843, dessen schönste Frucht das große Werk für Soli, Chor und Orchester „Das Paradies und die Peri“ war. Den Text hatte Schumanns Jugendfreund E. Flechsig nach Thomas Moores Dichtung „Lalla Rookh“ bearbeitet. Die erste Aufführung, die am 4. Dezember 1843 unter Schumanns Leitung erfolgte und bei der Frau Dr. Frege (Livia Ger-

hardt) aus Leipzig die Peri sang, erregte die höchste Begeisterung, so daß bereits nach acht Tagen eine Wiederholung stattfinden mußte. Und schon am 23. Dezember geht in Dresden eine Aufführung mit gleichem Erfolge von statten.

Am 2. April 1843 trat Schumann als Lehrer an dem neugegründeten Konservatorium der Musik, das unter Mendelssohns Oberleitung stand, ein, aber diese Berufung änderte sein Leben nur wenig: er blieb der eifrig in aller Stille schaffende Künstler. Ein vorläufiges Ende fand diese Berufsthätigkeit durch die mit seiner Gattin unternommene Reise nach Rußland (Januar bis Juni 1844). Nach seiner Heimkehr scheint er den Unterricht nicht wieder aufgenommen zu haben. Im Herbst reiste er nach Dresden, wohin er im Dezember desselben Jahres ganz übersiedelte. Die nächste Veranlassung hierzu

war eine hochgradige Nervosität, die einen Wechsel seines Aufenthaltes, ein Ausspannen aus der bisherigen aufreibenden Thätigkeit nötig machte. Daher gab er auch am 1. Januar 1845 die Redaktion seiner Zeitschrift in andere Hände, in die Fr. Brendels. Hier, in Dresden, zeigten sich schon im Frühjahr die ersten Vorboten jener unheilvollen Krankheit der Geistesumnachtung, der

Schumann nach ungefähr zehn Jahren im rüstigsten Mannesalter zum Opfer fallen sollte. Wohl überwand er — dank seinem kräftigen Körperbau und der aufopfernden Pflege seiner Frau — die heftigen Nervenanschläge. Der Gebrauch verschiedener Seebäder stellte seine angegriffene Gesundheit wenigstens einigermaßen wieder her, und in den Tagen, da er sich frei und leicht fühlte, arbeitete er doppelt fleißig. So folgen noch einige Jahre freudigsten und erfolgreichsten Schaffens. Auch begleitete er seine Gattin öfters auf ihren Kunstreisen.

Besondere Erwähnung verdient hier das zweitägige Musikfest, das ihm zu Ehren in seiner Vaterstadt Zwickau im Juli 1847 veranstaltet wurde.

In den hier stattfindenden Konzerten trug seine Gattin mehrere seiner Kompositionen unter großem

Beifalle vor. Voller Begeisterung feierte und ehrte man das Künstlerpaar durch einen glänzenden Fackelzug und durch ein Abendständchen, zu dem der unter dem Namen E. Kronach als trefflicher Komponist in weiteren Kreisen bekannt gewordene Musikdirektor Dr. Klitsch eigens eine Dithyrambe komponiert hatte.

Zur Erinnerung an dieses schöne Fest widmete Schumann seinem Freunde Klitsch sein und seiner Klara wohlgelungenes Doppelbild, von dem wir mit freundlicher Genehmigung der Erben des Herrn Dr. Klitsch in vorliegender Festnummer einen Abdruck bringen.

Der Aufenthalt in Dresden gestaltete sich im allgemeinen für das Schumannsche Ehepaar zu einem recht angenehmen, namentlich durch den Verkehr mit Ferdinand Hiller. Die Leitung der Liedertafel, dann des Männergesangvereines, später des Chorgesangvereines be-

reitete Schumann viel Freude. An größeren Werken schuf er in jenen Jahren die Oper „Genoveva“ und seine Musik zu Goethes „Faust“ und Byrons „Manfred“. Besonders fruchtbar war das Jahr 1849, in welchem allein dreißig Werke entstanden, zum Teil bedeutenden Umfanges.

„Es ist, sagt Reimann,

als wenn sein Geist im Vorgefühl seines baldigen Ermattens sich noch einmal mit aller Gewalt aufgerrast und zum letzten Fluge die starken Fittige ausgebreitet hätte.“

Schumann selbst schreibt in einem Briefe an Hiller (10. April 1849): „Sehr fleißig war ich in dieser ganzen Zeit — mein fruchtbarstes Jahr war es — als ob die äußeren Stürme den Menschen mehr in sein Inneres trieben, so fand ich nur darin ein Gegengewicht gegen das von Außen so furchtbar hereinbrechende.“

Ende des Sommers 1850 folgte Schumann, obwohl er gern in Dresden geblieben wäre, wenn er eine dauernde Stellung gefunden hätte, einem ehrenvollen Rufe als städtischer Musikdirektor nach Düsseldorf. Auch hier schuf er noch eine ziemlich



Schumann-Haus.

beträchtliche Anzahl von Kompositionen, von denen als die hervorragendste „der Rose Pilgerfahrt“, das liebliche, idyllische Seitenstück zu „Paradies und Peri“, zu nennen ist, ein Orchesterwerk, zu dem der junge Chemnitzer Dichter Moritz Horn den Text geschrieben hatte.

Aber schon während des Sommers 1851 trat eine große Abspannung seiner geistigen wie körperlichen Kräfte ein, die bösen Nervenzufälle mehrten und steigerten sich, Wahnvorstellungen aller Arten plagten und quälten seinen Geist. Noch ein Aufblühen seines Lebensmutes — eine größere Kunstreise, die er mit seiner Gattin in die bedeutendsten Städte Hollands im Jahre 1853 unternahm — „und ein undurchdringlich finsterner Schleier umhüllte die Seele, die so viel Licht und Glanz ausgestrahlt hatte.“ Am 27. Februar 1854 um die Mittagszeit ward er wiederum von einem qualvollen Angstzustand erfaßt, unbemerkt verließ er das Haus und stürzte sich von der Rheinbrücke herab, in den kalten Fluten den Tod zu suchen.

Zwar wurde er von Schiffen gerettet, aber die Krallen des Wahnsinns hatten seinen Geist umklammert. Die letzten beiden Jahre seines Lebens brachte er in der Irrenanstalt des Dr. Richarz in Endenich bei Bonn zu, meist in dumpfer Melancholie, aber an den wenigen lichten Tagen komponierte er wie sonst und unterhielt selbst einen ziemlich regen Briefwechsel. Endlich am 29. Juli 1856 erlöste ihn ein sanfter Tod in den Armen seiner herbeigeeilten Gattin von den schweren Leiden.

Seine sterbliche Hülle wurde nach Bonn gebracht, um dort unter allgemeinsten Teilnahme auf dem alten Friedhofe vor'm Sternenthor zur ewigen Ruhe gebettet zu werden. Von fern und nah eilten Freunde und Verehrer zu seinem Begräbnis; Brahms und Joachim gingen barhaupt hinter dem Sarge, und Ferdinand Hiller rief dem der Kunst zu früh entrißenen Meister die letzten Abschiedsworte in die stille Gruft nach.

Dr. Spindler.



Klara Schumann,

geb. Wieck.

Bei einem Feste, das der Erinnerung des herrlichen Meisters der Töne, Robert Schumanns, gewidmet ist, erscheint es nicht mehr denn billig, auch seiner berühmten Gattin und treuen Gefährtin zu gedenken, durch deren virtuose Kunst des Vortrags seine Kompositionen so recht eigentlich erst der musikliebenden Welt bekannt geworden sind.

Klara Schumann gehört, so heißt es in einer Lebensskizze von ihr, zu den hervorragendsten, edelsten und merkwürdigsten Erscheinungen der künstlerischen Frauenvelt, deren Ruhm die ganze Welt erfüllt hat, und die doch unbeirrt durch die Lockungen der Eitelkeit, welche so verführerisch an den Künstler herantreten, immer nur nach dem hohen Ziele strebte, die echte, große Kunst zu pflegen, welche den Menschen über das Irdische erhebt und in den Wirren des Lebens ein höheres, himmlisches Glück ahnen läßt. Ihr langes, reiches Leben war erfüllt von Freude und Leid, ein echtes Menschenleben; aber wenn auch viel der Mühe und Arbeit darin enthalten war, so

hatte sie doch das in der Welt der Kunst seltene Glück, als Tochter, Gattin und Mutter künstlerisch wirken zu dürfen.

Geboren am 13. September 1819 zu Leipzig als Tochter des berühmten Musikers und Klavierlehrers Friedrich Wieck, erhielt sie von ihrem Vater schon im zarten Kindesalter Klavierunterricht und brachte es darin bald zu einer solchen Meisterschaft, daß sie bereits frühzeitig öffentlich in Konzerten auftreten konnte und immer den größten Beifall erntete. Und gerade diese Erfolge, die das damals 9 jährige Mädchen mit ihrem Spiel erzielte, wurden für Robert Schumann, der soeben (seit Mai 1828) die Leipziger Universität bezogen, die äußere Veranlassung, ebenfalls bei Friedrich Wieck Klavierstunden zu nehmen, um sich in der bisher vernachlässigten Technik des Spieles zu vervollkommen. Wohl dauerte dieser Unterricht nur bis in das Frühjahr 1829, da Schumann Ostern dieses Jahres Leipzig bereits wieder verließ, um nach Heidelberg

zu gehen: aber der Einfluß, den er in musikalischer Beziehung von seinem Lehrer Wieck gewann, war fruchtbringend für sein ganzes späteres Leben. Verdankte er es doch auch gerade diesem seinem Lehrer, daß er durch dessen warme Fürsprache von seiner ängstlich besorgten Mutter endlich die Erlaubnis erhielt, sich ganz der Musik widmen zu können! Als Schumann Michaelis 1830 von Heidelberg nach Leipzig wieder zurückkehrte, bezog er eine zufällig leerstehende Wohnung bei der Familie Wieck, in der er bald vertraut und heimisch wurde, als ob er selbst dazu gehöre. So wurde er unmittelbarer Zeuge von den steten Fortschritten, von dem immer wachsenden Ruhm, den Klara sich durch ihre Virtuosität erwarb. Seine Kompositionsversuche legte er stets Wieck und seiner Tochter Klara vor, die dieselben gern spielte. Am 18. November 1832 wirkte diese in einem Konzerte zu Zwickau mit, in welchem sie seine Übertragung von Paganini'schen Violin-Capricen für Pianoforte mit großem Erfolge vortrug. „Sie haben, schreibt er an Wieck am 10. Januar 1833, „es zu verantworten, daß Zwickau zum erstenmal in seinem Leben begeistert war. Wenn von ihr (d. i. Klara) gesprochen wird, so ist jedes Auge viel sprechender und lebhafter.“ —

Als Schumann im März 1833 von Zwickau wieder nach Leipzig zurückkam, gab er seine Wohnung bei Wieck zwar auf, nicht aber seinen Verkehr. Klara feierte fortgesetzt große Triumphe, zumal als sie auch größere Kunstreisen unternahm. So hielt sie sich während des Sommers hauptsächlich in Dresden auf, spielte im September wieder in Leipzig, im Dezember darauf in Magdeburg und Halberstadt, später im Januar und Februar 1835 in Braunschweig, Hannover und Bremen, im März in Hamburg.

Schumann nahm an den glänzenden Erfolgen des jungen Mädchens den lebhaftesten Anteil, von einer Liebe zu ihr konnte aber noch nicht die Rede sein. Seine Liebe hatte damals vielmehr ein anderes junges Mädchen gewonnen: Ernestine von Fricken, die Adoptivtochter des Baron von Fricken aus Asch in Böhmen, die im April 1834 in das Wiecksche Haus aufgenommen worden war, um hier den Musikunterricht zu genießen. Schumann fühlte sich durch die liebliche Erscheinung Ernestinens alsbald gefesselt, er faßte zu ihr eine leidenschaftliche Neigung und fand auch bei ihr eine Gegenliebe, die zur Verlobung führte. Indessen erkaltete, als Ernestine

wieder in die Heimat zurückgekehrt war, nach und nach das Verhältnis, so daß es aus uns bekannten Gründen, aber, wie es scheint, mit beiderseitigem Einverständnis wieder aufgelöst wurde (im Januar 1836).

In dieser Zeit innerer Kämpfe, die Schumann in seiner Liebe zu Ernestine durchzukämpfen hatte, war auch Klara Wieck von ihren Kunstreisen wieder in Leipzig eingetroffen, im Anfang des Sommers 1835. Nach ihrer Rückkehr scheint in Schumann allmählich die Liebe zu Klara emporgekeimt zu sein. In einem Briefe vom 18. August 1835 schreibt er: „Mitten unter all den Herbstfesten und sonstigen Freudenhimmeln guckt immer ein Engelskopf hindurch, der mir einer sehr wohlbekannten Klara aufs Haar gleicht.“ Zu einer Erklärung aber sollte es nicht sobald kommen. Der Herbst und ein Teil des Winters gehen darüber hin. Doch in dem Briefe an Klara vom 13. Februar 1836 gebraucht Schumann bereits das vertrauliche „Du“. „Vielleicht“, schreibt er, „daß der Vater die Hand nicht zurückzieht, wenn ich ihn um seinen Segen bitte. Freilich giebt es da noch viel zu denken, auszugleichen. Indes vertraue ich auf unsern guten Geist. Wir sind vom Schicksal für einander bestimmt: schon lange wußte ich das, aber mein Hoffen war nicht so kühn, Dir es früher zu sagen und von Dir verstanden zu werden.“ Schumann scheint nun zwar damals dem Vater gegenüber das entscheidende Wort noch nicht gesprochen zu haben, doch mochte Wieck die junge Liebe seiner Tochter zu jenem gemerkt haben oder nicht: kurz, er begab sich mit ihr rasch entschlossen auf Kunstreisen und entzog so den Liebenden die Möglichkeit eines persönlichen Verkehrs. Schumann aber wandte sich an gute Freunde, um durch sie Nachrichten über seine Klara zu erhalten.

Zwischen Hoffen und Bangen verlebte nun Schumann die folgenden Monate, in denen er unter anderem die e-dur-Phantasie, „eine tiefe Klage um Klara“, komponierte. Erst das folgende Jahr 1837 brachte wieder eine Annäherung an Wieck, und in dem beglückenden Bewußtsein, daß ihm Klara während der langen Trennungszeit treu geblieben war, hielt Schumann am 13. September 1837 bei ihrem Vater brieflich um ihre Hand an. Wieck war darüber nichts weniger denn erfreut, da er mit seiner Tochter wohl höhere Pläne haben mochte. Er gab daher eine unbestimmte, ausweichende Antwort, in der Hoffnung, daß ihm die Zeit zu Hilfe kommen werde.

Schumann war tief betroffen und enttäuscht, aber er hielt an seiner Liebe fest, wie auch Klara treu zu ihm stand, mit der er nun in einem geheimen Briefwechsel Gedanken und Worte der Liebe austauschte. Bestrebt, sich eine sichere Existenz zu verschaffen, da „er nun nicht mehr allein war“, trug sich Schumann mit dem Gedanken, nach Wien überzusiedeln. Als er aber wirklich im Herbst 1838 diese Absicht ausführte, fand er daselbst nicht, was er gehofft hatte. Er kehrte daher wieder nach Leipzig zurück und bot nunmehr alles auf, sich den häuslichen Herd zu gründen. Aber Wieck setzte seinen Bewerbungen den hartnäckigsten Widerstand entgegen, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als den Heiratskonsens gerichtlich zu erzwingen. Heftige Gemütsbewegungen waren die Folgen dieses Schrittes. Klara verließ ihren Vater und begab sich zu auswärtigen Verwandten, zuerst nach Berlin zu ihrer Mutter, Wiecks erster, geschiedener Frau, dann nach Hamburg, schließlich nach Weimar und Liebenstein. Erst im Sommer 1840, am 1. August, sprach der Leipziger Appellationsgerichtshof sein Erkenntnis zu Gunsten der beiden Liebenden aus, und am 12. September erfolgte in aller Stille ihre eheliche Verbindung in der Kirche zu Schönefeld bei Leipzig.

Keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung — sagt Liszt schön und treffend — war in der Kunstwelt denkbar, als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin, des die Idee repräsentierenden Komponisten mit der ihre Verwirklichung vertretenden Virtuosa.

Es war eine Ehe, in der beide wetteifernd sich zu immer höheren Leistungen anregten: Klara gelangte zu einer tiefen, innigen Beseelung ihres technischen Vortrags, und für Robert brach nach den langen Stürmen seine eigentliche Blütezeit an. „Mit sorgfamer Hand, sagt Reimann, wußte die Gattin von dem die Tiefen seines Geistes weiter und weiter erschließenden Gatten alle äußeren Störungen und die Berührung mit den alltäglichen Sorgen des Lebens fern zu halten und so einen Zauberkreis um ihn zu ziehen, der ihn nichts als die düstigen Traumgestalten seiner Phantasie schauen und mit ihnen wunderbar geheimnisvolle Zwiegespräche pflegen ließ — zur Verwunderung und zum staunenden Entzücken der Welt.“

Studien und anregender Verkehr in musikalischen Kreisen füllten die nächsten Lebensjahre des Künstlerpaares aus. Klara wirkte in mehreren Konzerten

mit. Anfang 1842 spielte sie in Hamburg, bis wohin sie ihr Gatte begleitet hatte, und in Kopenhagen. Im Sommer reiste das Künstlerpaar nach Böhmen. Am 9. August 1843 beteiligte sich Klara an einem Konzerte Mendelssohns im Leipziger Gewandhause, auf welchem sie ein Werk ihres Gatten vortrug. Im Anfange des Jahres 1844 unternahm das Ehepaar eine gemeinsame Künstlerreise nach Rußland, die sie vom Januar bis Juni von Leipzig fern hielt. Petersburg war das Ziel. Sowohl unterwegs, wie in Königsberg, Mitau und Riga, als auch in Petersburg, wo der Aufenthalt ungefähr vier Wochen dauerte, wurden mehrere Konzerte gegeben, auf denen Klara auch die Kompositionen ihres Gatten vortrug, und zwar mit großem Erfolge. Selbst der Kaiser und die Kaiserin besuchten die Konzerte und „waren sehr freundlich mit Klara.“ Einmal sogar mußte sie „in dem engen Familienkreise des Kaisers zwei ganze Stunden lang“ spielen — so berichtet Schumann an seinen Schwiegervater, mit dem er sich wieder ausgesöhnt hatte. Die Rückreise führte über Moskau, wo ebenfalls drei Konzerte gegeben wurden, und im Juni traf das Ehepaar wieder in der Heimat ein. Der Aufenthalt in Leipzig währte noch ungefähr ein halbes Jahr. Aus Gesundheitsrücksichten siedelte Schumann mit seiner Gattin im Dezember 1844 nach Dresden über. Klara war hier und später ihrem Gatten bei dem oft schweren nervösen Anfällen, von denen derselbe von da ab immer häufiger heimgesucht wurde, eine treue, gewissenhafte Pflegerin. Wenn es sein Gesundheitszustand zuließ, begab sie sich auf Kunstreisen, auf denen sie auch von ihm manchmal begleitet wurde. So reiste das Ehepaar zusammen nach Leipzig, Wien, Prag und Berlin. Im Juli 1847 wohnten beide einem größeren Musikfeste in Zwickau bei.

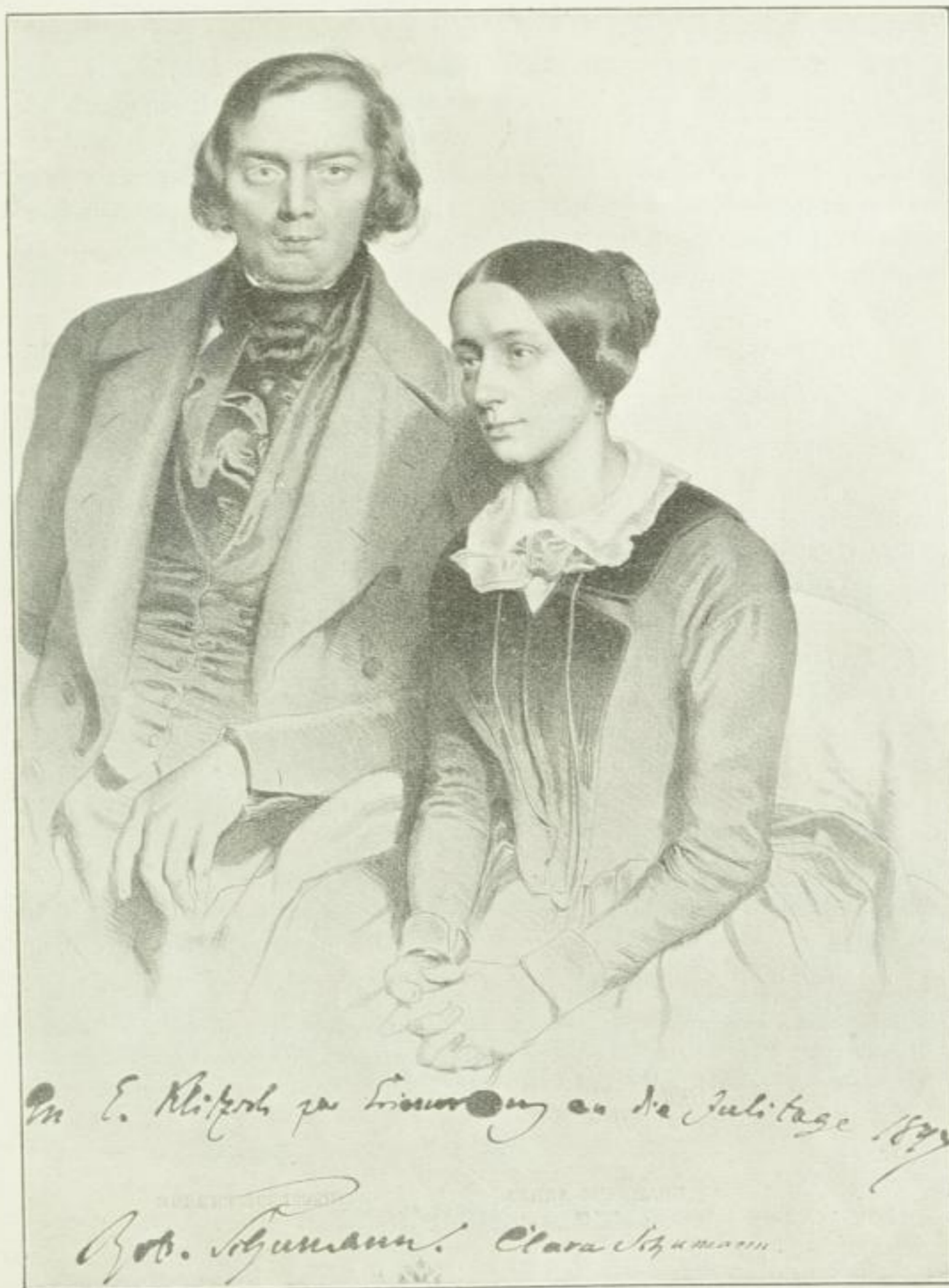
Im Spätsommer 1850 folgt Klara ihrem Gatten nach Düsseldorf. Hier aber waren ihr nur noch wenige Jahre ehelichen Glückes beschieden. Die Krankheit ihres Mannes nahm je länger je mehr an Stärke zu; die aufreibende Pflege, die sie demselben angedeihen ließ, griff auch ihre Gesundheit an. In krankheitsfreien Tagen schöpfte das Ehepaar wohl neue Lebens- und Unternehmungslust. Eine kleinere Reise nach Leipzig (im März 1852), die größere im November 1853 nach den bedeutenderen Städten Hollands, so nach Utrecht, Amsterdam, Rotterdam, Haag gemeinsam ausgeführte Kunstreise,

die einem Triumphzuge gleich, waren Licht- und Glanzpunkte in jenen nachtdunklen, leidenschweren Jahren.

Der Wahnsinnsanfall, der Schumann am 27. Februar 1854 zu einem Selbstmordversuche trieb, entriß ihn seiner treuen Gattin, seiner geliebten Kunst und der Welt für immer. Die letzten Jahre,

bis zu seinem am 29. Juli 1856 erfolgten Tode, lebte er in einer Irrenanstalt.

Der Ehe zwischen Klara und Robert Sch. waren im Laufe der Jahre acht Kinder entsprossen, als deren ältestes die 1841 in Leipzig geborene Marie zu nennen ist. Ihr folgten 1843 Elise, dann



wohl (?) Eugenie und 1845 Julie. Von den Söhnen werden in den Briefen genannt: Ludwig (geb. 1848), Ferdinand (geb. 1849) und als der jüngste Felix. Ein Sohn starb bereits in einem Alter von 1 1/2 Jahren am 28. Juni 1847.

Nach ihres Gatten Tode betrachtete Klara es als ihre heiligste Aufgabe, seine Werke durch ihre Kunst in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen und die Zahl seiner Verehrer immer mehr zu vergrößern. Dabei war sie aber auch ihren Kindern

die treueste, liebevollste Mutter, stets bestrebt, dieselben ihres Vaters würdig zu erziehen. Gute Freunde, namentlich Josef Joachim, standen ihr in dieser Aufgabe, die durch ein persönliches körperliches Leiden noch erschwert wurde, treu zur Seite. In ihrer Kunst suchte sie Trost und Erholung, an ihr richtete sie ihren sinkenden Lebensmut, der durch den bitteren Verlust geliebter Kinder auf eine sehr harte Probe gestellt wurde, immer wieder empor. Die göttliche Kunst war und blieb ihre beste Freundin und Trösterin.

Schon hochbetagt ward Klara 1878 von Joachim Raff an das neugegründete Konservatorium Dr. Hochs zu Frankfurt a. M. berufen als erste Klavierlehrerin, und in dieser Stellung, die sie mit

großer Liebe und Pflichttreue ausfüllte, und in der sie später zu ihrer großen Freude von zweien ihrer Töchter kräftig unterstützt werden konnte, blieb sie, getragen von der Zuneigung und Verehrung aller, die ihr näher traten, bis einige Jahre vor ihrem Tode, der am 20. Mai 1896 ihr reiches, kunstgeweihtes Leben endete. An der Seite ihres Gatten, auf dem Friedhofe zu Bonn, wurde sie beigesetzt. Fast vierzig Jahre also hat sie ihren berühmten Gatten überlebt, dem sie in Freud und in Leid eine treue Gefährtin war, dessen herrlichen Werken sie sowohl vor als nach seinem Tode durch ihr meisterhaftes Spiel die berufenste und begeistertste Verkünderin wurde. —

Dr. Spindler.



An Robert und Klara Schumann.

Von Friedrich Rückert.

Lang ist's, lang,
Seit ich meinen Liebesfrühling sang;
Aus Herzensdrang,
Wie er entsprang,
Verklang in Einsamkeit der Klang.
Zwanzig Jahr
Wurdens, da hört' ich hier und dar
Der Vogelschar
Einen, der klar
Pfiß einen Ton, der dorthier war.
Und nun gar
Kommt im einundzwanzigsten Jahr
Ein Vogel paar,
Macht erst mir klar,

Daß nicht ein Ton verloren war.
Meine Lieder
Singt ihr wieder,
Mein Empfinden
Klingt ihr wieder,
Mein Gefühl
Beschwingt ihr wieder,
Meinen Frühling
Bringt ihr wieder,
Mich, wie schön,
Verjüngt ihr wieder:
Nehmt meinen Dank, wenn auch die Welt,
Wie mir einst, ihren vorenthält.

Obenstehendes Gedicht veröffentlichte der bekannte Lyriker Friedrich Rückert im Berliner Taschenbuch vom Jahre 1843, als er die Kompositionen Schumanns zu Liedern aus seinem „Liebesfrühling“ kennen lernte. Zu diesem Werke ihres Gatten (op. 37), das im ganzen 12 Lieder enthält, hatte auch Klara drei Kompositionen beigezeichnet.



August Schumann, der Vater Robert Schumanns.

So mancher bemerkt vielleicht bei seinen Arbeiten über sächsische Geschichte eifrig das „vollständige Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen“ von August Schumann, ohne zu wissen, daß dieser Mann der Vater Robert Schumanns war. Nicht

immer aber war er so wenig bekannt: kehrt schon sein Name, da er noch lebte, des öfteren in Meusels „gelehrtem Teutschland“ wieder, so ward ihm nach seinem Tode in den „Nekrologen der Deutschen“ ein ehrender Nachruf gewidmet; in Herzogs Chronik von

Zwickau ist er mehrfach genannt; im alten Pierer ist er in einem längeren Artikel behandelt, auch in der allgemeinen deutschen Biographie findet sich sein Name. Am besten aber lernt man ihn aus einer kleinen Biographie kennen, die kurz nach seinem Tode der Mag. Karl Ernst Richter in Zwickau verfaßt hat. Dieser Quelle ist im wesentlichen der folgende Lebensabriß entnommen.

Friedrich August Gottlob Schumann erblickte das Licht der Welt am 2. März 1773 in dem Dörfchen Endschütz, das jetzt Haltestelle der Weida-Weidaer Eisenbahn ist. Sein Vater war Pfarrer, seine Mutter, eine geborene Böhme, stammte aus Eisenberg. Die Verhältnisse im Elternhause waren dürftig, der Knabe — er war das älteste von fünf Geschwistern — sollte darum auch einen praktischen Beruf ergreifen, nämlich den eines Kaufmannes. Um ihm aber doch eine bessere Schulbildung zu teil werden zu lassen, brachten ihn die Eltern nach vollendetem zehnten Lebensjahre nach Eisenberg in die Lateinschule; im Hause der Großmutter fand der Knabe eine neue Heimat. Er zeichnete sich in der Schule weder durch sonderliche Begabung noch durch übermäßigen Eifer aus; doch trat er dort seinem nur um wenige Jahre älteren Oheim Böhme, der bald großen Einfluß auf sein ganzes Denken und Thun erhielt und seine geistige Entwicklung lebhaft förderte, näher. Beide verband eine lebhaftige Neigung zur schönen Litteratur. In allen Freistunden lasen sie gemeinsam, und vom Lesen kamen sie alsbald zu eigenen Produktionen. Doch dieser anregende Verkehr währte nicht lange, da Schumann bereits 1787 nach Ronneburg zu einem Kaufmann Hennig in die Lehre kam. Die mühsame und einförmige Thätigkeit während der Lehrlingsjahre sagte ihm aber nur wenig zu, und der Briefwechsel mit seinem geistesverwandten Oheim war fast das einzige, was ihm diese Zeit erträglich machte. Bis 1791 verblieb Schumann in Ronneburg. Sein Vater war mittlerweile nach Weida als Archidiaconus versetzt worden, ein Amt, das er bis zu seinem Lebensende — 1809 — bekleidet hat. Dorthin ging Schumann nach seiner Lehrzeit — wir wissen nicht, weshalb er Ronneburg verließ. Dabeim beschäftigte er sich eifrig mit Lektüre und schriftstellerischen Versuchen; aus dieser Zeit stammt „Die Familie Thalheim“, ein ländliches Schauspiel, das er später in einen Roman umarbeitete. Indessen noch im nämlichen Jahre bekam Schumann eine Stelle als Handlungsgehilfe in

Hohenstein; hier fand er mehr Befriedigung, da sein Prinzipal ihn dazu anregte, seine kaufmännischen Kenntnisse zu erweitern. Daneben fand er noch Gelegenheit, seinen litterarischen Neigungen Spielraum zu gewähren, auch benutzte er diese Zeit, Französisch und Englisch zu treiben. Der dauernde Briefwechsel mit Böhme, der inzwischen die Universität Jena bezogen hatte, trug freilich auch dazu bei, in Schumann aufs neue das Verlangen zu erwecken, aus dem ihm aufgezwungenen Berufe heraus und auf eine Universität zu gehen. Da fügte es sich Ostern 1792, daß ihm eine Stellung in einer Leipziger Materialwarenhandlung angeboten wurde; wie hätte er die Gelegenheit vorübergehen lassen sollen, gerade in die Stadt zu kommen, deren Hochschule zu beziehen sein sehulichster Wunsch war?

Die neue Stellung behagte ihm jedoch durchaus nicht, umsomehr zog es ihn aber nun, doch noch zu studieren, und so sehen wir denn, wie er sich im Herbst 1792 als Studiosus humaniorum einschreiben läßt. Mit Eifer hörte er Vorlesungen über Aesthetik, schöne Litteratur und Philosophie; der Briefwechsel mit Böhme in Jena diente dazu, über gewonnene Ansichten sich schriftlich auseinanderzusetzen. Daneben war er geschäftig, eigenes — Gedichte, dramatische Versuche, Aufsätze philosophischer und geschichtlicher Art — zu Papier zu bringen. Doch leider fehlte es dem Jüngling an einer festen Richtschnur für Arbeit und Studium, sodaß er nirgends zu etwas Ganzem gelangte.

Gar bald aber machte sich ein bedenklicher Geldmangel bei dem jungen Studenten fühlbar. Das Elternhaus konnte ihm keine Beihilfe gewähren, die wenigen Ersparnisse aus der Kaufmannszeit waren rasch aufgebraucht. So sah er sich denn auf seinen alten Plan, durch Schriftstellerei sich den Unterhalt zu verdienen, hingewiesen. Jetzt wurde die schon oben erwähnte „Familie Thalheim“ in Prosa umgesetzt und bei Kummer in Leipzig für ein bescheidenes Honorar in Verlag gegeben. Trotz der vielen Pläne aber, die seinen Kopf erfüllten, gelang es ihm nicht sobald wieder, etwas Größeres fertig zu bringen; von neuem klopfte die Not an Schumanns Thür, und 1793 mußte er wieder ins Elternhaus heim kehren — ins Exil, wie er selbst einmal sagt — um dort zunächst durch Schriftstellerei sich Geld zu weiteren Studien zu verdienen. Da warf ihn das Schicksal in eine andere Lebensbahn. Er hatte schon früher Proben seiner Schriften an den

damals vielgelesenen Romanschriftsteller Heinse in Zeitz gesandt und war dadurch zu diesem Manne in ein näheres Verhältnis getreten. Heinse wollte eben in Zeitz eine Buchhandlung begründen, da auch er durch seine Schriftstellerei nicht den erhofften Gewinn gefunden hatte. Er bot dem jungen Manne eine Kommissstelle in seinem Geschäfte an, und dieser griff mit Freuden zu; hoffte er doch als Buchhändler umso leichter Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, und Anregung zu neuen Arbeiten zu finden.

Aber auch in dieser Stellung sollte Schumann nicht lange verbleiben. Heinse hatte nämlich eine Filiale seines Geschäftes in Ronneburg errichtet und sandte Schumann, der sich inzwischen mit der Tochter seines Hauswirts, des Ratschirurgen Abraham Gottlob Schnabel in Zeitz, verlobt hatte, dorthin als seinen Vertreter. Nach mancherlei Sorgen und Kämpfen — der Vater seiner Braut war ihm wenig geneigt und hätte seine Tochter gern anderweit versorgt — mußte er indes dem Buchhandel zunächst wieder entsagen; Schnabel hatte zu diesem Berufe kein rechtes Vertrauen und wollte seine Tochter nur dann Schumann geben, wenn dieser sich entschlösse, ein Materialwarengeschäft anzufangen. Was half's? Um der Liebe willen entschloß er sich zu jenem Berufe zurückzukehren, aus dem er sich Jahre lang hinausgesehnt hatte. Doch mit diesem Entschlusse allein war noch nichts gewonnen; er mußte auch Geld zur Begründung eines Geschäftes haben. Darum ging er 1794 wieder nach Weida ins Vaterhaus und erscrieb sich in anderthalb Jahren, es ist erstaunlich für jene Zeiten, ziemlich tausend Thaler. Meist waren es Romane, die er verfaßte, daneben begann er damit aber auch ein größeres Werk über Handelskunde, das später unter verschiedenen Titeln neue Bearbeitungen erfuhr: es war eine allgemeine Encyclopädie der Handelswissenschaften.

Michaelis 1795 eröffnete Schumann in Ronneburg sein Materialwarengeschäft und gründete kurz darauf mit seiner Braut Johanne Christine Schnabel einen eigenen Hausstand. Dem Buchhandel sollte er indessen nicht gänzlich entsagen müssen: er errichtete nämlich noch eine Leihbibliothek, die bald einen Umfang von viertausend Bänden erreichte und viel wertvolle Werke enthielt. Da seine Frau ihm die geschäftlichen Sorgen größtenteils abnahm, konnte Schumann jetzt seiner Schriftstellerei ungestörter als je sich hingeben. Er verfaßte Romane, unter anderen einen mit dem Titel: „Dumme Streiche

oder der Roman meines Lebens“; auch die altdeutsche Sage vom Salomo und Markolph bearbeitete er. Allmählich bekam in seinem Geschäft die Leihbibliothek das Übergewicht, und als später seine Frau ihm nicht mehr so hilfreich zur Seite stehen konnte, beschloß er eine Buchhandlung zu gründen. 1799 verkaufte er sein Geschäft und machte sein Vorhaben zur That. Sein Verlag enthielt zunächst meist Erzeugnisse seiner eigenen Feder: Übersetzungen aus dem Französischen, Handelswissenschaftliches, u. a. „das gewerbsleißige Teutschland, eine kaufmännische Geographie und Verzeichnis der Kaufleute“ in elf Bänden. Da es sich aber als wünschenswert herausstellte, einen Ort für sein Geschäft zu suchen, der für seinen rasch wachsenden Verlag geeigneter war als das kleine Ronneburg, siedelte er im März 1807 nach Zwickau über und eröffnete hier gemeinsam mit seinem Bruder Friedrich eine Buchhandlung, die er unter der Firma: Gebrüder Schumann auch weiter führte, als der Bruder nach wenigen Jahren aus dem Geschäfte wieder auschied. Diese Gründung war auch für Zwickau selbst nicht ohne Bedeutung, da die Schumannsche Buchhandlung überhaupt die erste in dieser Stadt war. Von den Verlagsunternehmungen aus dieser letzten Periode Schumanns — denn hier in Zwickau sollte endlich jene Unbeständigkeit weichen, die bisher in seinem Leben gewaltet hatte — hebe ich einige als die wichtigsten heraus: zunächst die Taschenausgaben der Klassiker aller Nationen, ein Unternehmen, das als Vorläufer zu den Universalbibliotheken unsrer Zeit gelten kann. Ferner ist zu nennen der Erzgebirgische Bote, ein historisch-politisches Blatt, das unter Schumanns eigener Redaktion von 1808 bis 1812 erschien, und dessen Fortsetzung, die Erinnerungsblätter, die er bis zu seinem Tode herausgab. Gleichzeitig veröffentlichte er bogenweise das wichtigste Werk seiner Feder, das schon erwähnte „vollständige Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen.“ Noch eines Werkes müssen wir gedenken, das Schumann seit 1818 in Lieferungen erscheinen ließ; es sind die Bildnisse*) der berühmtesten Männer aller Völker und Zeiten. Diese Sammlung war für Schumann insofern von Bedeutung, als er damit sehr gute Geschäfte machte und so in den Stand gesetzt wurde, sich auch in größere Unternehmungen einlassen zu können.

*) Anmerkung: An diesem Werke hat auch sein Sohn bereits als Gymnasiast mitgearbeitet. — Sp.

Noch einmal ist der Neigung Schumanns zur schönen Litteratur zu gedenken. Sie hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet und auch in den letzten Jahren noch schöne Früchte gezeitigt. Immer hatte er ja den Erscheinungen der ausländischen Litteratur ein reges Interesse geschenkt, und besonders die Werke Walter Scotts, sowie die Dichtungen Lord Byrons regten ihn mächtig an. Seine Vertrautheit mit dem letzteren veranlaßte ihn auch

wieder, als Übersetzer thätig zu sein. In den Jahren 1821 und 1822 erschienen, von ihm übersetzt, die zwei ersten Gesänge von Ritter Harolds Pilgerfahrt. Schumann hatte größere Pläne, er brachte noch desselben Dichters Beppo, eine Venezianer Karnevals-Geschichte, ins Deutsche, dann aber schwanden dem von Krankheit gequälten Manne die Kräfte zu weiterem Thun. Schon in der Zeit, als er noch zu Weida eifrig schriftstellerte, um sich das



Schumann-Bild von E. Bendemann.

Mit freundlicher Genehmigung der Firma Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Geld zur Begründung eines eignen Geschäftes zu erschreiben, hatte ein Unterleibsleiden ihn befallen, ohne je wieder von ihm zu weichen. Nervenübel gesellten sich später hinzu, und weder die Kunst der Ärzte, noch wiederholte Badereisen vermochten schließlich mehr, seine Leiden zu lindern. Den Todesstoß aber gab ihm der Verlust seiner einzigen neunzehnjährigen Tochter Emilie; diese, sein besonderer Liebling unter den fünf Kindern, die ihm

der Himmel geschenkt hatte, war einer unheilbaren Gemütskrankheit verfallen, die schließlich auch ihren Tod herbeiführte. Der Kummer um dieses Kind brach auch Schumanns Herz — er starb am 10. August 1826, in einem Alter von 53 Jahren; sein jüngster Sohn, Robert, der dem Vater in vielen Zügen gleicht, stand damals im 17. Lebensjahre und besuchte noch das Gymnasium seiner Vaterstadt.

Dr. Stöcker.

Zwickauer Schumann-Feier.

I.

Künstler und Mitwirkende.

Wenn es auch sonst im gewöhnlichen Leben unserer Schwanenstadt nicht beschieden ist, für andere Menschen einen besonderen Anziehungspunkt zu bilden, so werden doch in diesen ersten Junitagen die Blicke der ganzen musikalischen Welt auf unsere Stadt gerichtet sein, und Künstler und Kritiker von nah und fern werden es sich zur Ehre rechnen, als Gäste in unseren Mauern weilen zu können. Wenn es das Vorrecht des Genies ist, zu adeln, so darf Zwickau trotz seiner qualmenden Schornsteine stolz herabschauen auf hunderte von anderen soviel schöneren Städten, denn unvergänglicher, alle Zeiten überstrahlender Ruhm wurde unserer Stadt zu teil, dadurch, daß sie auserwählt war, die Geburtsstätte und Heimat eines Königs im Reiche der Töne zu sein.

Hier wurde Robert Schumann, eine der poetischsten Naturen, welche die Musikgeschichte aufzuweisen hat, in dessen Werken die Romantik ihre köstlichsten Blüten treibt, am 8. Juni 1810 geboren. Der Gedanke, dem größten Sohne unserer Stadt ein würdiges Denkmal zu setzen, hat ziemlich lange auf Realisierung warten lassen. Vor 17 Jahren bildete sich ein Komitee, und durch Veranstaltung von Konzerten und Sammlungen bei allen namhaften Künstler- und Schumannverehrern und Bürgern unserer Stadt wurde endlich die nötige Summe nach und nach aufgebracht. Schon im vorigen Jahre, an Schumanns 90. Geburtstag, sollte die feierliche Enthüllung stattfinden, jedoch aus zum Teil technischen Gründen, die die Ausführung des Kunstwerkes betrafen, erwies sich die Zeit als zu kurz bemessen, so daß vom Komitee beschlossen wurde, den 91. Geburtstag als den Tag der Denkmalsenthüllung zu wählen.

Es war ja selbstverständlich, daß Schumann, der gefeierte Komponist, der einflußreiche Dirigent und der geistreiche Schriftsteller mit allen bedeutenden Musikern seiner Zeit auf's innigste bekannt war. Doch auch hier hat der Tod reiche Ernte gehalten, denn nur zwei derselben existieren heute noch und zwar: Prof. Dr. C. Reinecke, der langjährige Dirigent der Leipziger Gewandhauskonzerte, der bedeutende Komponist und Altmeister des klassischen Klavierspiels, und Prof. Dr. Joseph Joachim, der Geigerkönig, der deutsche Violinenmeister.

Für das Komitee des Zwickauer Schumannfestes lag nichts näher, als die beiden genannten Herren, die zu Schumann in einem besonders intimen Verhältnis standen, zur Mitwirkung einzuladen, und umgehend trafen die Zusagen ein. Auf diese Weise sind wir in der glücklichen Lage, zwei Freunde Schumanns und zwei erste Meister als Festdirigenten und als Solisten zu beiziegen. Herr Professor Dr. Joachim erbot sich sofort sein berühmtes Quartett: die Herren Professor Salir, Professor Wirth und Professor Haufmann mitzubringen und das herrliche a-moll-Quartett vorzutragen; er selbst wird die ihm von Schumann gewidmete Phantasie spielen. Mit besonderer Freude erfüllt es uns, daß C. Reinecke sich bewegen ließ, noch einmal als Pianist und Begleiter aufzutreten; ist er doch der Klavierspieler, der die Schumannsche Poesie und Grazie, den feinen Duft, das Intime der Schumannschen Muse am besten wiederzugeben versteht. So dürfte das Auftreten Reineckes, er spielt das Klavierquintett und begleitet alle Lieder, in doppelter Beziehung ein Ereignis bedeuten, da er leider mit der Schumannfeier seine öffentliche Thätigkeit als Virtuos beschließen will. Seine Partner im Quintett sind die Herren Hofkonzertmeister H. Petri, unser eifrigster Förderer des Denkmals, sowie Egon Petri, A. Spizner und G. Wille, die Mitglieder des gefeierten Dresdener Streichquartetts.

Nicht leicht war es, für das ins Programm mit aufgenommene Klavierkonzert Schumanns einen ersten Vertreter zu finden. Schumanns Werke bieten das seltene Beispiel der Verschmelzung feurigster Leidenschaftlichkeit mit innigster Zartheit der Empfindung bis zur träumerischen Sinnigkeit, und nicht jedem reproduktiven Künstler ist es gegeben, auf diesen so verschiedenen Pfaden dem Schumann'schen Geiste zu folgen. Die Wahl ist auf Moritz Rosenthal gefallen, dem kühnen, kraftstrotzenden Virtuosen, „dem Übermenschen unter den Klavierspielern“, und er hat uns mit bereitwilliger Zusage erfreut. So können wir mit Stolz auf den Kreis unserer Instrumentalsolisten blicken, die das Fest verherrlichen werden; aber auch die Vokalsolisten sind Auserwählte ihres Faches. Maßgebend in der Wahl derselben war hier vor allem das

zur Aufführung kommende Chorwerk: „Das Paradies und die Peri“, das erste, aber auch das schönste derartige Werk, was Schumann geschrieben hat. Seine Peri ist wohl die wunderbarste unter seinen Frauengestalten, stellt aber auch zugleich die höchsten Anforderungen an Gesangskraft und stimmlichen Umfang. Frau Köhr-Brajnin, die gefeierte Solistin der Rheinischen Musikfeste, die auch bei den Musteraufführungen Mozart'scher Opern in München mitwirkte, zählt die Rolle der Peri zu ihren Glanzleistungen, und sie wird auch hier diese Partie übernehmen. Die außergewöhnlich hoch liegende Altpartie dieses Werkes ist der in den letzten 2 Jahren so schnell berühmt gewordenen, auch hier schon bekannten Konzertsängerin, Frau Lula Gmeiner aus Berlin, übertragen worden. Die Künstlerin wird außerdem noch in dem Solistenkonzert den Liedercyklus „Frauen Liebe und Leben“ vortragen, eine der dankbarsten, aber auch schwierigsten Aufgaben für eine Liedersängerin. Die Rolle des Erzählers, musikalisch die schwierigste Partie in Paradies und Peri, wird in den Händen unseres Dresdener Heldentenors, Herrn Georg Anthes liegen, wo sie wohl in jeder Beziehung aufs beste aufgehoben ist, da Herr Anthes nicht nur ein hervorragender Bühnensänger, sondern ein ebenso feinfühliges und poetischer Liedersänger ist. Die Basspartie ist Herrn Kammer Sänger Büttner aus Koburg übergeben worden, der in unserer Stadt schon im Schumann'schen „Faust“ und im „Paulus“ unter Beifall mitgewirkt hat, und der auch dieses Mal seine allorts gerühmte musikalische Intelligenz und stimmliche Schönheit aufs neue zu bewundern Gelegenheit bieten wird. Die zweite Sopranpartie hat eine junge, uns warm empfohlene Dresdener Sängerin, Fräulein Klog, übernommen.

Den Chor bildet der durch einige musikalische Damen der Stadt unterstützte a capella Verein und der Lehrergesangverein; die Leitung sowohl von Paradies und Peri als auch von einigen durch den Lehrergesangverein vorgetragene Chören wurde naturgemäß dem Leiter der hiesigen ersten Gesangvereine, dem Unterzeichneten, übertragen. Das Orchester wird gebildet aus 30 Mitgliedern der hiesigen Stadt- und Militärkapelle und aus 36 Künstlern aus Leipzig, Berlin, München, Dresden, Wiesbaden und Chemnitz. Alle ersten Bläser gehören dem Leipziger Gewandhausorchester an. Unter den Streichern befinden sich neben bekannten Künstlern auch die Herren des Joachim- und Petri-

quartetts, die sich in liebenswürdiger Weise selbst erboten haben, auch im Orchester mitzuspielen. In der Genovevaouverture, die Reinecke dirigiert, wird J. Joachim selbst die Führung der 14 ersten Geigen übernehmen. Eine glänzendere Besetzung des Orchesters ist wohl kaum denkbar, und es verspricht daher das Schumannfest eine unseres großen Mitbürgers würdige Feier zu werden.

A. Bollhardt.

II.

Das Denkmal, seine Geschichte und sein Künstler.

Der Plan, dem großen Sohne unserer Schwanenstadt ein würdiges Denkmal zu setzen, hat bis zu seiner Verwirklichung eine ziemlich geraume Zeit in Anspruch genommen. Das Verdienst, jenen Gedanken gefaßt und die schwere Aufgabe trotz mancher Hemmnisse in glänzendster Weise gelöst zu haben, gebührt dem für das musikalische Leben Zwickaus so erfolgreich wirkenden, rührigen „Musikverein“ und seinen Leitern. Schon im Jahre 1860, 4 Jahre nach dem Tode Robert Schumanns, suchte man in bescheidenerer Weise der dankbaren Verehrung gegen den Meister der Töne gerecht zu werden. Der damalige Vorstand des Musikvereines, Regierungsrat von Schönberg, hatte keine Mühe gescheut, die Gedenkfeier des 50. Geburtstages Schumanns würdig vorzubereiten.

Eine ausführliche Beschreibung dieses in allen seinen Teilen wohl gelungenen Festes hat Prof. Dr. Beck im hiesigen Wochenblatt Nr. 47 1901 veröffentlicht, dem wir unsere Notizen entnehmen.

Am 7. Juni, am Vorabende der eigentlichen Feier, fand im Gewandhause ein großes Festkonzert statt, dessen auserlesenes Programm nur Kompositionen Schumanns umfaßte. Leider hatte seine Witwe Klara zu dem Feste selbst nicht kommen können, dafür aber war Franz Liszt erschienen, der damals bestrebt war, für Schumanns Meisterwerke einzutreten und sie durch sein Spiel in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Die musikalische Leitung lag in den Händen des Kirchenmusikdirektors Dr. Klitzsch, der lange Jahre mit dem Verewigten im freundschaftlichsten Verkehr gestanden hatte.

Am Morgen des 8. Juni, eines Freitags, ward das von Nietzschel geschaffene Medaillon-Porträt Schumanns an dessen Geburtshause am Hauptmarkt

feierlich enthüllt. Darauf folgte eine Matinée für Kammermusik, woran sich nachmittags 3 Uhr ein großes Festmahl im Gewandhause anschloß. Ein Volkskonzert im Stadtparke — für die Musik war mitten im Schwanenteiche ein Podium errichtet worden — und eine prächtige Illumination beendete die schöne Feier.

Volle 25 Jahre vergingen, bis endlich der Gedanke, ein würdiges Standbild Schumanns in seiner Vaterstadt zu errichten, greifbarere Gestalt gewann, und zwar wiederum durch Mitglieder des Musikvereins, insbesondere seinen damaligen Vorstand Prof. Dr. Schnorr. Am 14. Juni 1885 fand zur Vorbereitung der zu unternehmenden Schritte und zur Wahl eines Lokalkomitees eine öffentliche Versammlung statt. Gewählt wurden in das geschäftsführende Komitee Oberbürgermeister Streit als Vorsitzender, Landgerichtspräsident Hüttner als erster, Prof. Dr. Schnorr als zweiter stellvertretender Vorsitzender, Rechtsanwalt Flechsig als Schriftführer, Rektor Prof. Dr. Lippold als dessen Stellvertreter und Bankier Ehrlers als Schatzmeister. Ferner gehörten dem Komitee noch an Prof. Dr. Klisch, Musikdirektor Kochlich und Organist Türke. Der Bestand dieses geschäftsleitenden Ausschusses änderte sich natürlich im Laufe der Jahre durch freiwilligen Rücktritt, durch Wegzug oder Tod. So wurde am 3. Mai 1887 an Stelle Hüttners Musikdirektor Vollhardt, am 11. Juli 1891 an Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Klisch der Prof. Dr. Fabian, am 21. Juni an Stelle Ehrlers der Bankier Kurt Bauermeister, am 12. Dezember 1895 an Stelle Flechsig's Rechtsanwalt Dr. Hempel, am 12. Mai 1898 an Stelle Rektor Prof. Dr. Lippold's der Bürgermeister Dr. Huhn und an Stelle Prof. Dr. Schnorr's der Gymnasialoberlehrer Dr. Beck, am 5. September 1898 an Stelle Streits der Oberbürgermeister Keil und an Stelle Türke's der Kommerzienrat Menzing gewählt. Demnach besteht gegenwärtig, nachdem Bürgermeister Huhn infolge seiner Wahl als Oberbürgermeister in Gera ausgeschieden ist, der geschäftsführende Ausschuss aus folgenden Herren: Bankier Kurt Bauermeister, Prof. Dr. Beck, Justizrat Dr. Hempel, Prof. Dr. Fabian, Oberbürgermeister Keil, Kommerzienrat Menzing, Stadtmusikdirektor Kochlich und Kirchenmusikdirektor Vollhardt. Den unermüdlchen Bemühungen der vorgenannten Herren und besonders der rastlosen Thätigkeit des letzten Vor-

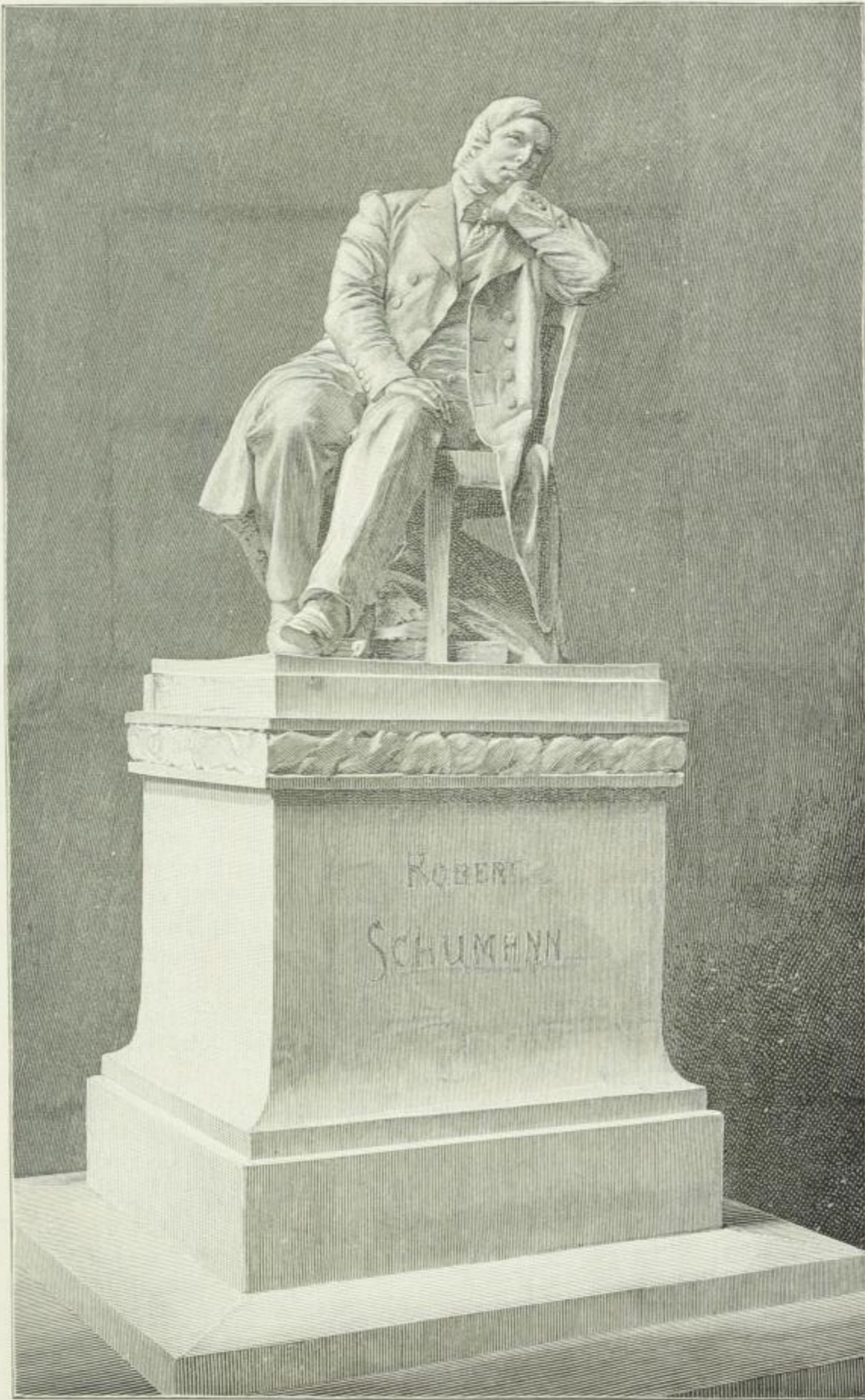
sitzenden, Prof. Dr. Beck, der leider durch schwere Krankheit verhindert ist, an den Enthüllungsfeierlichkeiten teilzunehmen, ist es zu verdanken, daß die Stadt Zwickau nunmehr in den Besitz eines sie selbst in erster Linie ehrenden kostbaren Schmuckes, eines ihres großen Sohnes würdigen Standbildes Robert Schumanns gelangt.

Als durch freiwillige Spenden und Mitgliederbeiträge und durch Einnahmen mehrfacher Konzertveranstaltungen von hier wie auswärts das Vereinsvermögen die Summe von rund 35 000 Mark (am 5. September 1898) erreicht hatte, wurde, um die Denkmalsweihe am 8. Juni 1900 als den 90. Geburtstag Schumanns vollziehen zu können, ein Preisauschreiben mit drei Preisen von 1200, 800 und 500 Mark erlassen. In das Preisgericht wurden gewählt Prof. Dr. Beck, Zeichenlehrer Falck, Baumeister Frey, Oberbürgermeister Keil, Stadtbaurat Kreßschmar, Baumeister Franz Wolf, sämtlich von hier, ferner Prof. R. Diez aus Dresden und Prof. Karl Seffner aus Leipzig.

Aus Anlaß des Preisauschreibens gingen insgesamt 35 Entwürfe in Gestalt von Modellen rechtzeitig ein. Ein erster Preis konnte nicht erteilt werden; dafür wurden zwei zweite Preise zu je 1000 Mark aufgestellt, die den Bildhauern Theodor von Gosen in München und Ernst Seyer in Wilmersdorf bei Berlin zuerkannt wurden; den 3. Preis erhielten die Herren Bildhauer Joh. Hartmann und Architekt Fritz Drechsler in Leipzig.

Das Preisgericht stellte den genannten Künstlern und noch einigen anderen, deren Modelle zum Ankauf empfohlen worden waren, anheim, ihre Entwürfe nochmals durcharbeiten und zu einer engeren Konkurrenz zur Verfügung zu stellen. Aus dieser ging als Sieger hervor der Bildhauer Johannes Hartmann aus Leipzig. Freilich konnte infolge dieses neuen engeren Wettbewerbs der ursprünglich geplante Termin der Denkmalsweihe (8. Juni 1900) nicht mehr eingehalten werden: als solcher wurde vielmehr der 8. Juni 1901 festgesetzt.

Dem Bildhauer Johannes Hartmann, dessen Bild wir in vorliegender Festnummer bringen, wurde nun die Ausführung seines Entwurfs übertragen. Über ihn teilt Prof. Dr. Beck dem Herausgeber folgendes mit: Er ist ein Schüler Hähnel's, doch hat ihn Paris mit seiner großen Kunst vor einem einseitigen Klassicismus bewahrt. Trotz seiner 31 Jahre hat er schon sehr anerkennenswerte Proben



Zwickauer Denkmal.

feines Könnens abgelegt: eine Pietà in der Loschwiger Kirche, Arbeiten an der Fagade der Leipziger Universität und am neuen Künstlerhause daselbst zeugen durch ihre Gediegenheit von der künstlerischen Meisterschaft Hartmanns.

Gegossen wurde das Denkmal in der als tüchtig anerkannten Erzgießerei von Pirner und Franz in Dresden. Das Postament ist nach dem Entwürfe des Architekten Fritz Drechsler in Leipzig in der Steinschleiferei von Ackermann in Weissenstadt in Baiern hergestellt worden, und zwar bestehen die Stufen aus bairischem und der Sockel aus italienischem Granit.

* * *

III.

Die Festordnung.

Um die Enthüllungsfeierlichkeiten in würdigster Weise zu gestalten, erweiterte sich der obengenannte geschäftsführende Ausschuß durch die Zuwahl der Herren Fabrikbesitzer Paul Fikentscher, Pastor Franke, Redakteur Dr. Alban Frisch, Stadtrat Grimm, Dr. med. Hirschberg, Kohlenwerksbesitzer Ferd. Kästner aus Bockwa, Bürgerichullehrer Schlichter, Konrektor Prof. Dr. Schnorr, Kommerzienrat Wiede aus Bockwa und Stadtrat Wilke.

Über das Schumann-Fest selbst und seine Künstler hat in einem voranstehenden Artikel eine berufenere Feder geschrieben: Herr Kirchenmusikdirektor Bollhardt, in dessen Händen die Oberleitung sämtlicher musikalischer Veranstaltungen liegt, und der sich mit Eifer und Energie der schweren Aufgabe gern unterzogen hat. Nachzutragen ist hier nur noch, daß bereits am 31. Mai zu Ehren Schumanns im Gewandhause ein volkstümliches

Konzert veranstaltet wurde, bei dem außer dem verstärkten a-capella-Verein als Solisten mitwirkten Frau Sophie Krempe von hier und der Cellovirtuos J. Sturm aus Frankfurt a. M. Herr Dr. Frisch hielt den Festvortrag über „Robert Schumann als Mensch und Komponist.“ Der Verlauf dieses sehr stark besuchten Konzertes war ein glänzender. Die feierliche Enthüllung des Denkmals findet Sonnabend, den 8. Juni, mittags 12 Uhr statt, wobei Herr Prof. Dr. Fabian die Weiherede halten wird. Die Übernahme des Denkmals seitens der Stadt wird durch Herrn Oberbürgermeister Keil vollzogen. Den Höhepunkt der musikalischen Darbietungen bildet, wie bereits gesagt, die Ausführung von Schumanns herrlichem Orchesterwerk „das Paradies und die Peri“; außerdem findet am Sonntag, den 9. Juni, eine Matinée für Kammermusik und ein großes Konzert (mit der c-dur-Sinfonie im Mittelpunkte) statt.

Zu diesem großgeplanten Schumannsfeste werden auch Kinder und Kindeskinde des verewigten Meisters erscheinen. So haben ihren Besuch zugesagt seine älteste Tochter Marie, sodann Elise, verheiratete Sommerhoff in Frankfurt a. M. mit Gatten und drei Söhnen, ferner Eugenie Schumann, die zur Zeit in London lebt; endlich noch drei Söhne des jüngst verstorbenen Sohnes Ferdinand. Von dem Gatten der verstorbenen Tochter Julie, dem Grafen Marmorito, und seinem Sohne Roberto in Turin ist auf die Einladung des Festkomitees bisher keine Antwort eingegangen.

Möge über den Tagen der Enthüllungsfeier ein günstiger Stern leuchten, zu Ehren unserer Schwanenstadt, zu Ehren des unsterblichen Meisters der Töne, Robert Schumann!



Das Schumann-Denkmal in Bonn.

Auf dem Friedhofe vor dem Sternenthore in der rheinischen Universitätsstadt Bonn ist Robert Schumann zur ewigen Ruhe gebettet. Zu seinem Gedächtnis fand im Jahre 1873 daselbst eine große musikalische Feier statt mit dem ausgesprochenen Nebenzweck, dem edeln Tondichter aus dem Ertrage jenes Festes ein würdiges Denkmal zu erbauen.

Ein Komitee übernahm die Verwirklichung dieses Planes und betraute nach sorgfamer Prüfung den hochbegabten Bildhauer, Professor A. Donndorf, der, ein Schüler Rietschels, sich durch vortreffliche Schöpfungen bereits bekannt und berühmt gemacht hatte, mit der Ausführung. Unter der Leitung des Künstlers wurde das Monument ganz aus carrarischem

Marmor in Carrara selbst vollendet und am 2. Mai 1880 über dem Grabe Schumanns in Bonn feierlich enthüllt.

Über das Denkmal selbst schreibt Schrattenholz in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom Jahre 1880 (Nr. 1921) folgendes:

Entsprechend dem Ort, für den es bestimmt ist, hat der Künstler seinem Werk einen ernsten, erhabenen Charakter verliehen. Auf breitem, stufenförmigem Unterbau erhebt sich ein mächtiger quadratischer Sockel, der den flachen, nach oben sich etwas verjüngenden, von einer bogenförmig abgerundeten, mit geschmackvollen Ornamenten verzierten Corniche gekrönten Gedenkstein trägt. An der Vorderseite desselben befindet sich die Apotheose Schumanns: das naturgetreue Medaillonportrait des Meisters, umgeben von Eichen-, Rosen- und Lorbeerkränzen, getragen von einem mit breit ausgepannten Flügeln emporstrebenden Schwan, darunter die Worte: Robert Schumann. Am Sockel sitzt des Meisters Muse, welcher der Künstler mit seinem historischen und poetischen Instinkt die jugendlichen Züge von Klara Wieck, der edeln Gattin und Geistesgefährtin des großen Tondichters, gegeben hat. Es ist eine reizende, echt deutsche Gestalt, diese Muse, ein Musterbild anmutiger, idealer Weiblichkeit, poetischen Sinnes und hingebungsvoller Inspiration. Von einem züchtig geschlossenen, faust hinwallenden

Kleid umflossen, das ausdrucksvolle, etwas nach rechts gewendete Haupt emporgehoben, hat sie die herabgesenkte Linke, deren Finger ein aufgerolltes Notenblatt umspannen, auf die Leier gestützt. Die im Schoß ruhende Rechte hält einen Lorbeerkranz. Die ideale Bedeutung der speziellen Muse des Komponisten konnte nicht überzeugender ausgesprochen werden als durch diese hohe Gestalt. Zu beiden Seiten derselben sitzen auf besonderen Postamenten zwei vorzüglich ausgeführte Genien: die singende Nymphe und der geigende Amor. Ich kenne in der neuern Bildhauerkunst wenige Werke, welche in so rührend poetischer Weise aufgefaßt und mit so bewundernswerter Meisterchaft ausgeführt sind wie diese beiden Genien.

Das Denkmal hat im ganzen eine Höhe von etwas über 4 Mtr. und eine Breite von 2 Mtr. Sämtliche Figuren, aus einem weit helleren Marmor angefertigt als die Architektur, sind etwas über lebensgroß, sodaß sie im freien eine lebensgroße Wirkung haben. Der Kopf Schumanns bildet nicht nur den Mittelpunkt, sondern auch den hellsten Teil, da er aus Marmor von vorzüglichster Beschaffenheit ausgeführt ist (siehe das herrliche Medaillon in der Festschrift!). —

Das Hauptstreben des Künstlers, dem Monument eine der Schumannschen Musik verwandte Stimmung zu geben, ist in glänzender Weise gelöst.



Joseph von Wasielewski,

der erste Biograph Robert Schumanns.

In einer dem Andenken Robert Schumanns gewidmeten Schrift darf auch der 1896 verstorbene Musiker und Musikschriftsteller Joseph von Wasielewski nicht unerwähnt bleiben. Ist er es doch gewesen, der zuerst eine Biographie desselben verfaßt und damit ein Quellenwerk von bleibendem Werte geschaffen hat. Wasielewski wurde 1822 als Sohn eines Lehrers in dem Dorfe Groß-Seeßen bei Danzig geboren. Nachdem er in Danzig die Schulen besucht und auch auf der Violine sich bereits einige Fertigkeit erworben hatte, ging er 1843 nach Leipzig auf das neubegründete Konservatorium für Musik und bildete sich dort unter der Leitung von David, Hauptmann, Mendelssohn u. a.

zu einem tüchtigen Geiger aus. Er war dann als solcher im Gewandhaus-Orchester thätig, bis Schumann im Jahre 1850 als Musikdirektor nach Düsseldorf übersiedelte. Dieser veranlaßte ihn nämlich mitzugehen, und so ward Wasielewski, der schon in Leipzig in nahe Beziehungen zu Schumann getreten war, Zeuge von dessen letzten Lebensjahren und Leiden. Später nahm er eine Musikdirektorstelle in Bonn an, die er bis 1884 bekleidet hat. Er zog sich alsdann ins Privatleben zurück und wählte sich Sondershausen zum Wohnsitz, wo er auch gestorben ist. Diese letzte Periode seines Lebens ist in schriftstellerischer Beziehung ziemlich fruchtbar gewesen; es erschienen während derselben aus seiner Feder



Bonner Denkmal.

eine zweibändige Beethovenbiographie, eine Geschichte des Violoncellos und endlich, kurz vor seinem Tode, eine Sammlung von Lebenserinnerungen unter dem Titel „Aus siebenzig Jahren.“ Auch in diesem Buche nehmen die Beziehungen zu Robert Schumann einen breiten Raum ein, wie er auch außer der schon genannten Biographie über Schumann noch eine kleinere Schrift „Schumanniana“ veröffentlicht hat. Von seinen sonstigen Werken seien noch genannt: „Die Geige und ihre Meister“, „Die Violine im 17. Jahrhundert und die Anfänge der Instrumentalkomposition“, „Geschichte der Instrumentalmusik im 16. Jahrhundert.“

Wastielewski ist während seiner Künstlerlaufbahn mit vielen Größen unseres Musiklebens in nahe Beziehung getreten; es seien nur noch Joachim, Rubinstejn und Liszt genannt. Mit letzterem hat er auch in Briefwechsel gestanden, und es mag hier zum Schlusse noch eine Stelle aus einem an Wastielewski gerichteten Briefe Liszts wiedergegeben werden, die dessen Hochachtung für den

Zwickauer Musikheros deutlich zum Ausdrucke bringt: „Seit meinem ersten Bekanntwerden mit Robert Schumanns Kompositionen spielte ich in den Privatziakeln Mailands, Roms u. mehrere davon, ohne aber zu vermögen, die Zuhörer dafür zu gewinnen. Sie lagen glücklicherweise der damals herrschenden flachen Geschmacksrichtung viel zu ferne,

um daß man sie in den banalen Kreis des Beifalls hätte hineinzwängen können. Selbst in Leipzig, wo ich in meinem zweiten Konzert im Gewandhaus den „Karnaval“ vortrug, gelang es mir nicht, den mir gewöhnlich zukommenden Applaus zu erringen.“ — Liszt gesteht alsdann, daß auch er dem Tagesgeschmack sich gefügt und Schumanns Kompositionen nicht mehr öffentlich vorgetragen habe. Er erklärt dies aber selbst als einen Fehler und schließt seinen Brief mit den Worten: „Für meinen Teil habe ich mir zum wenigsten nicht den Vorwurf zu machen, meine Sympathie und Hochverehrung für Schumann je verleugnet zu haben.“

Dr. Stöhrer.



Bildhauer Johannes Hartmann.



Zu unseren Bildern.

Es erübrigt noch, die Quellen, denen wir die Bilder der vorliegenden Schumann-Festnummer entnommen haben, an dieser Stelle kurz zu nennen. Das Medaillon auf der ersten Seite stammt von dem Künstler A. Donndorf und befindet sich an dem Bonner Schumanndenkmal. Es ist nach dem Lichtdrucke, der als Titelbild dem kleinen Werke von

J. Schrattenholz „R. Sch. als Schriftsteller“ beigegeben ist, mit gütiger Erlaubnis der Verlagsfirma Breitkopf & Härtel in Leipzig hergestellt worden. — Das Bonner sowie das Zwickauer Schumanndenkmal sind der Illustrierten Zeitung (Verlag J. J. Weber in Leipzig) entnommen. — Das Bild „Schumann's Geburtshaus“ ist nach einer

Photographie von F. Ullmann in Zwickau angefertigt worden. — Das Porträt Robert Schumanns stammt von dem Dresdner Künstler E. Bendemann, der seiner Zeit mit Schumann in den Jahren seines Dresdner Aufenthaltes oft verkehrt hat, und darf aus diesem Grunde einen berechtigten Anspruch auf besondere Ähnlichkeit erheben. Uns ist das Cliché von der Verlagsbuchhandlung Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig frdl. zur Verfügung gestellt worden. Die beiden Bilder: „Schumann im 19. Lebensjahre“ und das Doppelporträt von Robert

und Klara Schumann mit Roberts eigenhändiger Widmung aus dem Jahre 1847 befinden sich im Privatbesitz der Erben des Dr. Klisch, welche uns die Wiedergabe derselben freundlichst gestatteten. — Das Porträt des Künstlers Joh. Hartmann endlich hat uns der Verlag der Zeitschrift: „Von Haus zu Haus“ (Mahn in Leipzig) zur Vervielfältigung überlassen. Wir können nicht umhin, auch hier für das frdl. Entgegenkommen, das unserm Unternehmen bewiesen worden ist, unsern besten Dank auszusprechen.



Schumann-Litteratur.

- 1.) v. Wasielewski, Robert Schumann. Eine Biographie. 3. Auflage. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
- 2.) Jugendbriefe von Robert Schumann. Nach den Originalen mitgeteilt von Klara Schumann. 2. Auflage. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
- 3.) F. Gustav Jansen, Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- 4.) Josef Schrattenholz, R. Sch. als Schriftsteller. 2. Auflage 1880. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- 5.) August Reishmann, Robert Schumann, sein Leben und seine Werke. 3. Aufl. Berlin, J. Guttentag (1879).
- 6.) Heinrich Reimann, Robert Schumanns Leben und Werke. Leipzig, C. F. Peters 1889.
- 7.) Hermann Erler, Robert Schumanns Leben aus seinen Briefen. 2 Bände. Berlin, Ries & Erler 1889.
- 8.) Philipp Spitta, Ein Lebensbild Rob. Schumanns. Musikal. Vorträge IV.
- 9.) Richard Batka, Schumann, 13. Band der Musiker-Biographien. Leipzig, Phil. Reclam jun.
- 10.) F. Gustav Jansen, Die Davidsbündler. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1883.
- 11.) Dr. Heinrich Simon, Gesammelte Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann. Leipzig, Philipp Reclam jun.
- 12.) a) v. Wasielewski, Schumanniana. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
b) Ders., Aus 70 Jahren. Lebenserinnerungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1897.



Inseraten-Teil.

Robert Schumanns Werke.

Erste kritisch durchgesehene Gesamtausgabe in 13 Serien.

I. Symphonien f. Orch., Part. 30 M. II. Ouverturen f. Orch., Part. 20 M. III. Konzerte f. Orch., Part. 24 M. IV. Streichquartette 4,80 M. V. Pianoforte-Quintette, -Quartette, -Trios- u. Duos, 6 Bde., Part. 48 M. VI. Für 1 od. 2 Pfte. zu 4 Hdn. 12 M. VII. Für Pianoforte zu 2 Hdn., 6 Bde., je 10 M. VIII. Orgelmusik 2,25 M. IX. Grössere Gesangwerke m. Orch., 7 Bde., Part. 145 M. X. Mehrstimmige Gesangwerke m. Pfte., 2 Bde., Part. 17 M. XI. Für Männerchor ohne Begleitung, Part. 2 M. XII. Für Sopr., Alt, Ten. u. Bass ohne Begl., Part. 6 M. XIII. Für eine Singst. m. Pfte., 4 Bde., je 10 M. XIV. Supplement 6 M.

Sämtliche Klavierwerke.

Mit Fingersatz und Vortragszeichen versehene instruktive Ausgabe. Nach den Handschriften und persönlicher Überlieferung herausgegeben von Clara Schumann.

Quartausgaben: In 2 Abteilungen (einschliesslich Konzerte) je 7,50 M. In 6 Bände je 2,25 M. u. Ergänzungsband (Konzerte) 1,50 M. Jedes Werk einzeln 50 Pf. oder 1 M.

Gross-Oktav-Ausgaben: In 2 Abteilungen (einschliesslich Konzerte) je 5 M. In 6 Bänden je 1,50 M. u. Ergänzungsband (Konzerte) 1 M. Einige Nummern einzeln je 75 Pf.

Leipzig.

Ausführliche Verzeichnisse kostenfrei.

Breitkopf & Härtel.



Max Kirsten

Blumen-Geschäft

ZWICKAU,

Wilhelmstrasse 27

Telephon No. 1075

empfiehlt

Bindereien und
Blumenarrangements
in geschmackvollster Ausführung.

« Versand nach Auswärts. »



Prüfet Alles und
behaltet das Beste!

Kannenbier-Versand

Wilhelm Grommes

Zwickau,

Marienstrasse No. 17,

Hôtel Goldner Engel.

Gleichzeitig empfehle

sämtliche Sorten

hiesiger und auswärtiger

Biere

in Flaschen und Gebinden.

Prompte Bedienung.

Lieferung frei ins Haus.

Richard Trobsch

Zwickau i. S.

Anfertigung feiner Herren-Kleidung.

Specialität: Uniformen, Talare.

Preisrätsel.

Am Himmel in stiller Nacht,
Erglänzt' ich funkelnd in stiller Nacht:
Auch schenkt mich zuweilen den hohen Herrn
Und seinen Ministern der Kaiser gern

Ein Reichen verändert: ich liege alsdann
Auf der Straße, getreten von Jedermann.
Doch bin ich von edlem Geschlechte und fein,
Dann ziehe ich in Paläste ein.

Jeder,

der die richtige Auflösung obigen Preisrätsels, welches die 1. April-
Nummer der Zeitschrift „Von Haus zu Haus“ enthält, mit der
Abonnementsbestellung April-Juni bis zum 25. Juni an die Redaktion
der Zeitschrift „Von Haus zu Haus“ in Leipzig einschickt, erhält als
Preis 1 elegant gebundenes Buch.

Für 100 der besten poetischen Lösungen (nicht über 12 Zeilen) sind

100 wertvolle Hauptpreise

angezeigt und zwar:

1. Preis: ein hocheleg. Herrenfahrrad,
2. „ Stoff zu einer hocheleg. seidenen Damenrobe,
3. „ eine hocheleg. goldene Damenuhr,
4. „ eine hocheleg. Wäschemangel in Schrankform
u. s. w.

Man verlange als Probenummer No. 27 „Von Haus zu Haus“, die auch
wieder neue große Preisaußschreiben mit höchst wertvollen Preisen bringt
Abonnementsbestellungen auf „Von Haus zu Haus“ nehmen alle Buchhandlungen
und Postanstalten zum Preise von Mk. 1,50 für's Vierteljahr entgegen.
Probenummern kostenfrei und portofrei durch Adolf Mahn's Verlag in Leipzig.
„Von Haus zu Haus“ bringt fortgesetzt Preisrätsel und Preisaußschreiben.

Das Hut- und Mützen-Geschäft
von
Bruno Reinhold
inn. Schneebergerstr. 6 (Weisser Hirsch) inn. Schneebergerstr. 6
hält stets die modernsten und chicsten Façons von Hüten und
Mützen am Lager
Reelle Bedienung! **Billige Preise!**
Täglich Eingang von Neuheiten. Strohhüte

Photographische Apparate

jowie

sämtliche Bedarfsartikel

für Amateure und Fachphotographen

empfiehlt

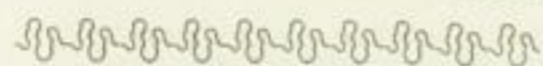
Telephon 179.

Carl Krempe.



Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18
Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisir-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

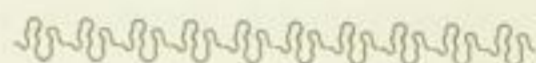
für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung,
Mineralsalze, Mineralpastillen,
Badesalze.



Gutgepflegtes Lager

italien., französ. und spanischer
Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-

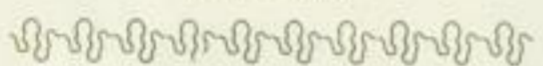
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

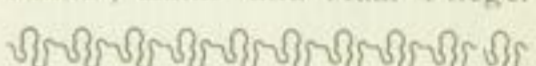
Alle Artikel
für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.



1470 privileg.

Telephon 334.



Strumpfwarenhaus J. C. Heller

Gegründet
1858.



ZWICKAU i. S.



Fernsprecher
864.

Spezialgeschäft

für Damen- und Kinder-Strümpfe — Herren-Socken — Tricotagen
Handschuhe — Fantasiewaren — Strickgarne.

Verkaufsstelle für Prof. Dr. Jägers Normal-Leibwäsche.

„ „ Dr. Lahmann's Reform-Leibwäsche.

Baby-Bekleidungs-Artikel. * Sport-Bekleidung. * Heller's Schweiss-Socken 1 Paar 65 Pfg. 6 Paar 375 Pfg.

→ → Versand nach Auswärts. ← ←

Benkert's Musik-Instrumenten-Bauanstalt und Kunst-Reparatur-Werkstatt

Zwickau i. Sa., Innere Leipzigerstrasse 14.

Grösstes Lager sämtlicher Musik-Instrumenten und deren Bestandteile, sowie Saiten aller Art

Eigene Neuherstellung von Blax- und Streich-Instrumenten, sowie Reparatur selbst in schwierigsten Fällen unter Garantie.

Prämiiert Zwickau 1900.



Gebrüder Thiermann

Ofenfabrik

Zwickau i. Sa.

Goldene Medaille: Leipzig 1897. Ehrenpreis der Stadt Zwickau 1900.

Kachelöfen und Kochherde

in solidester Ausführung und neuester Konstruktion.

Specialität: Tragbare Kachelöfen. Wandbekleidungen.

Bäder- und Fussbodenbeläge.

Permanente Ausstellung. Grosses Lager.



Albin Pohland

Zwickau i. S.

Innere Schneeberger Strasse 24.

Cigarren

Imp. Habana, Hamburger
und Bremer Fabrikate.

Rauch-
und
Schnupftabake.



Echt russische,
österreich., türk.,
egypt. und
deutsche

Cigaretten.

Niederlage

k. k. österr. Regie-Tabak-Fabrikate.

Anerkannte Bezugsquelle für Wiederverkäufer
und Private.

Gegründet 1859.

C. F. Rau

Fernsprecher Nr. 38.

Inhaber: Carl Wilhelm und Johannes Rau

älteste mechanische Draht- und Hanfseil-Fabrik
Sachsens

Prämiiert: Silberne Medaille Freiberg i. S. 1894, Ehrenpreis der Stadt Zwickau Goldene Medaille 1900
Ehrende Anerkennung Halle a. S. 1881

äussere Leipziger Str. 24 Zwickau i. Sa. äussere Leipziger Str. 24

liefert als Spezialität: Drahtseile für alle Verwendungszwecke in jeder Konstruktion und Qualität. Band- und Rund-Förderseile.

Besonders: Drahtseile für Berg- und Hüttenwerke aus bestem Ia. Patent-Tiegelgussstahldraht.

Flussstahl und Flusseisen, blank und verzinkt. Seile für Bremsberge, Streckenförderungen, Seilbahnen, Hängebahnen, Aufzüge, Signal- und Haspel-Zwecke, Schlepsschiffahrt, Brücken, Fähren und Dampfplüge.

Transmissionseile aus extra prima Manila- oder Ia. badischem Schleischauf und Ia. Esenmühle. Hanfseile in jeden Längen und Stärken.

Bund- oder Kreisseile, Schlepptaue, Theer- und Weissstricke, Lese-, Transport-Bänder, Hanfgurten und Hanfliederungen. Sämtliche Maschinenöle und Fette, Benzin, Petroleum und Solaröl.

Steinkohlen- und Schiffstheer. Draht- und Hanf-Seil-Schmiere.

Auf Wunsch Proben.

Versand überallhin.



Fernsprech-Automat.

Fremden-Verkehr.

Cigarren, Cigaretten, Tabake

empfiehlt in grosser Auswahl das Versandhaus

Carl Doss, am Markt, Zwickau i. Sa.

nur gegenüber dem Schumann-Haus (kein Zweiggeschäft).

Feinste Hamburger und Bremer Handfabrikate.

Havana-Importen und Echte Holländer.

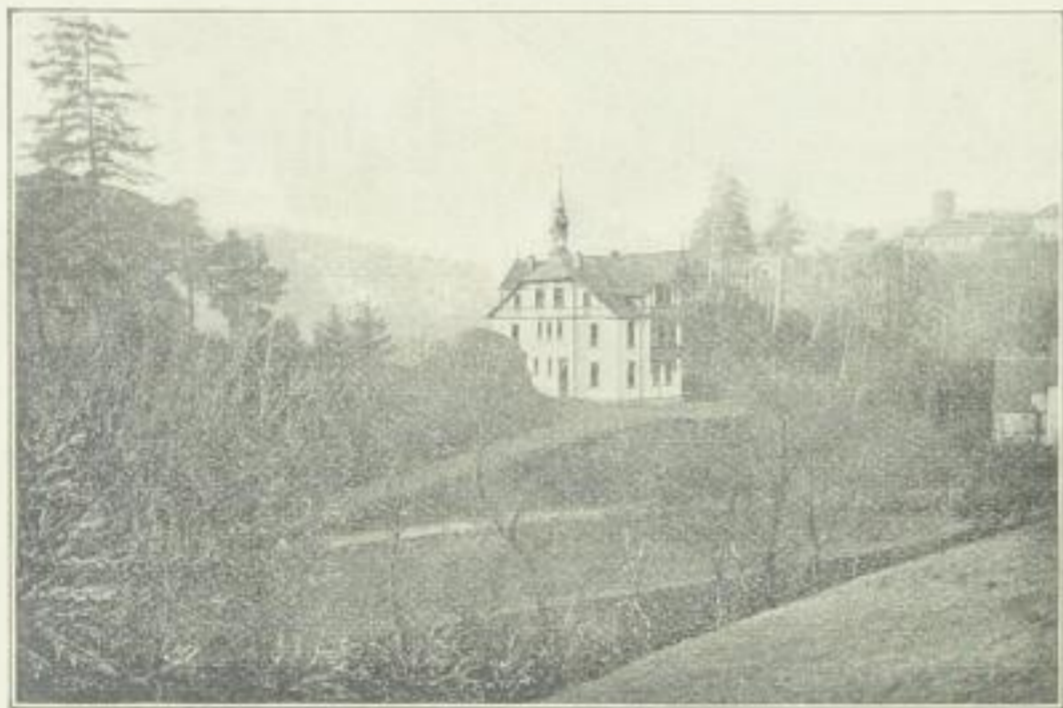
• • In- und ausländische Cigaretten. • • • Alle Sorten Rauchtabake. • •

• • Ausstattungshaus Burger & Heinert • •

• • • • • Inhaber: Gustav Bödecker • • • • •

innere Plauensche Strasse 18 • Zwickau • innere Plauensche Strasse 18

Spezial-Geschäft für Möbel, Möbel-Stoffe, Tapeten, Teppiche, Linoleum etc.



Sommerfrische Saalburg a. Saale Thür.

Seehöhe 400 m, Luftkur I. R.

Inmitten meilenweiter Fichtennadelwäldungen. Umkreis 1—2 Stunden die Schlösser Schleiz, Heinrichsruhe, Burgk, Ebersdorf, Waidmannsheil.

Villa Greuner neu in reizendem Stil erbaut, bezaubernde Lage, über dem Saalfluss gelegen, kleiner romantischer Park, unmittelbar am Wald.

Zimmer von 6—15 Mk. wöchentlich. Bahnstation Ebersdorf und Schleiz.

Man verlange Prospekt.

Aufahrt und Rückfahrt der Villa.

Gerhard Kikler

Wilhelmstr. 25 ZWICKAU, Wilhelmstr. 25.

Lampen- und Wirtschaftsmagazin.
Luxuswaren.

Grosse Auswahl in
Hochzeits- und Gelegenheits-Geschenken.

Christofle Bestecke
zu Originalpreisen.

✦ Solinger Stahlwaren. ✦

Ansichtspostkarten

zur Schumannfeier

sind erschienen

Kunstanstalt F. Ullmann.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Prospekt.

Zwickau i. S., Juni 1901.

„Unsere Heimat“ — eine neue Zeitschrift! Wohl wissen wir, dass es ein Wagnis ist in diesem „papierenen Zeitalter“ ein derartiges Unternehmen zu begründen, aber in dem Bestreben, etwas wirklich Gutes und Eigenartiges zu schaffen auf einem geographisch enger begrenzten Gebiete, in der Überzeugung, dass die Liebe zur Heimat in den Herzen aller Erzgebirgler und Vogtländer tief eingewurzelt ist und immer sprosst und fort und fort schöne Blüten treibt, gehen wir mit Vertrauen und Mut an unsere schwere Aufgabe. Stärkt und beseelt uns doch die Hoffnung, dass wir für unser schönes Ziel wohlwollendes Verständnis und thatkräftige Unterstützung finden werden!

„Unserer Heimat“, der neuen Monatsschrift, Zweck und Ziel besteht — in kurzen Worten gesagt — darin, jene Aufgaben, die einerseits die **Volks- und Heimatskunde**, andererseits die sogenannte **Heimatskunst** aufgestellt haben, auch für unsere engere Heimat zu pflegen und zu fördern.

„Unsere Heimat“ soll also beitragen zur Verbreitung und zur Vertiefung der Kenntnis des Erzgebirges wie des Vogtlandes; sie soll nicht nur die Liebe der Einheimischen zu der Stätte, da ihre Wiege stand, wach halten und stärken, sondern auch neue Freunde und eifrige Besucher unsrer herrlichen, von dem Strome reiselustiger Fremden noch zu wenig berührten, waldumrauschten Berge und Thäler gewinnen helfen.

Daher wird sie **den Charakter eines vornehmen Familienblattes annehmen und Politik und Parteiinteressen unbedingt ausschliessen**. Sie wird also bringen:

Romane, Novellen und Erzählungen, deren Handlungen im Erzgebirge wie im Vogtlande spielen;

Gedichte und Humoresken im Dialekt wie im Hochdeutsch;
 Lieder (mit und ohne Noten);
 grössere und kürzere Beiträge zur Geschichte einzelner Kreise, Städte, Dörfer, Gemeinden, Kirchfahrten, Schlösser, Rittergüter, industrieller und gewerblicher Anlagen, einzelner Gehöfte, Gasthöfe und Häuser, Bäder und Sommerfrischen, verfallener Burgen, wüster Marken u. s. w.;
 Aufsätze über die Geschichte der Innungen und Gewerke, über Bergbau, Industrie und Gewerbe, über Fabrikwesen und Ackerbau;
 Nachrichten über Leben und Wirken berühmt gewordener Landsleute;
 Beiträge zur Geschichte der adligen, wie alteingesessener bürgerlicher Geschlechter;
 Mitteilungen aus alten Chroniken, Urkunden, Briefen und dergl.;
 Wiederabdrucke selten gewordener Schriften (ganz oder teilweise);
 naturwissenschaftliche Beiträge zur Flora und Fauna, Untersuchungen über Formation und Gesteinsarten des Gebirges;
 Schilderungen von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen;
 Beschreibungen neuer Wege und Spaziergänge, alte und neue Karten und Pläne;
 litterarische Berichte und Anzeigen;
 wichtigere Vereins- und sonstige Nachrichten; Mitteilungen über wichtige Vorkommnisse in Nachbargebieten oder im engeren Vaterland;
 Vermischtes u. s. w. u. s. w.

„Unsere Heimat“ wird aber neben diesen mannigfaltigen **textlichen** Beiträgen ein besonderes Gewicht legen auf **Beigabe vorzüglicher Illustrationen**. Hierbei rechnen wir gleichzeitig auf die **Mithilfe der Liebhaberphotographen**, die wir um recht reichliche Einsendung von gut gelungenen Aufnahmen hiermit erg. ersuchen. Ebenso heissen wir berufene und tüchtige **Mitarbeiter** gern und herzlich willkommen. Für beste Ausstattung in Druck und Papier wird peinlich Sorge getragen werden.

„Unsere Heimat“ wird — so hoffen wir zuversichtlich — sich ausgestalten **zu einem reich mit Bildern geschmückten Familienschatze**.

Daher bitten wir auch Ew. Hochwohlgeboren, unser Unternehmen freundlichst unterstützen und auf beiliegender Postkarte uns **schon jetzt** gütigst mitteilen zu wollen, ob Sie geneigt sind, auf die **vom Oktober dieses Jahres ab** regelmässig erscheinende Monatsschrift zu abonnieren.

Hochachtungsvoll

Kunstdruckerei F. Ullmann,

Expedition und Druck.

Dr. Heinrich Spindler,

Herausgeber.

Preis des Abonnements: **Jährlich 6 Mk.**

Preis des Einzelheftes: **1 Mk.**

Herausgeber Dr. Heinrich Spindler in Zwidau Sa. — Druck F. Ullmann in Zwidau Sa.

Mein grosses

Musikalien-Lager

enthält eine reiche Auswahl gediegener
Musikstücke für alle Instrumente.

Fortwährender Eingang

von

Novitäten.

Musikalienleihanstalt

Abonnement nach ausserhalb von Mk. 1.50 ab.

Ausgaben von

Peters, Cranz, Litloff,
Breitkopf & Härtel u. A. m.

in gangbaren Nummern stets auf Lager.

Prospekte u. Verzeichnisse gratis u. franco.

Fritz Badstübner's Buch-, Kunst- u. Musikalienhdlg.

H. Klingner, Zwickau i. S., Marienplatz 12, Fernsprecher 458.

Eduard Seidel

Löwen-Passage **ZWICKAU i. S.** Löwen-Passage

Nr. 2 Innere Schneeberger Strasse Nr. 2.

Spezialhaus größten Stiles

für

eleganteste Herren- und Knaben-Garderoben

Jagd- und Sport-Bekleidung.

Feinste Herren-Bekleidung
nach Maß.

Grösste Auswahl. | Billigste feste Preise.





Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I Nr. 1.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Oktober 1901.

„Unsere Heimat“ —

ein Geleitwort.

„Unsere Heimat!“ — Welch' ein mächtiger Zauber liegt nicht in diesen beiden Worten! Welcher Dichter hat wohl je die Wunderkraft des Heimatsgefühles, die des Menschen Herz immer von neuem hebt und stärkt, in seinen Dichtungen, in seinen Gestalten erschöpfend darstellen können? Nur schwer, niemals aber vollkommen läßt es sich in Worte bannen. Um die Stätte, da unsere Wiege stand, da wir die Jugend unter dem Schutze liebender Eltern sorglos verlebten, webt sich in unserer Erinnerung ein eigener lichter Glanz, der auch trotz rauher Stürme und grauer Tage nie völlig schwindet. Fragt nur einen, den Zufall oder eigene Wahl hinaus geworfen hat auf die wilden Wogen des Lebens, der sich draußen in der Fremde herumschlägt mit den Mächten des Schicksals, ob er seines Vaterhauses, seiner Heimat je ganz vergessen hat, ob nicht immer wieder, je öfter, je stärkere Sehnsucht, ein schier unbezwingbares Heimweh in seinem Innern erwacht ist!

„Erst im Sturme erkennen wir den Reiz der Ruhe — erst in der Fremde den Zauber der Heimat.“

Ein echtes und rechtes Heimatsgefühl zu pflegen und zu stärken — das ist der vornehmste Zweck unserer neuen Zeitschrift, deren erste Nummer wir heute — wir gestehen, mit einigem Bangen — hinausfenden in die Welt. Wo keine Liebe zur Heimat, da ist auch keine zum Vaterland. Wir dienen dem Vaterlande, wenn wir die Heimatsliebe hier zu erhalten, dort zu erwecken bestrebt sind.

Werden wir dieses hohe Ziel erreichen können? Werden wir Freunde gewinnen, die uns in unserer schweren Aufgabe gern und freudig unterstützen?

Schwer ist unsere Aufgabe, aber auch schön und lohnend — das wissen alle, die sich schon einmal mit der Geschichte der Heimat beschäftigt haben, das werden alle empfinden, die uns auf unseren Wegen begleiten werden. Und uns zu begleiten auf unseren Streifzügen durch die herrlichen Thäler und Wälder unserer schönen Heimat, des Erzgebirges wie des Vogtlandes, auf unseren Studiengängen durch ihre reiche Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart — in redlichem Austausch der Gedanken und Meinungen, gebend und empfangend — das ist unsere Bitte, die wir heute an alle Freunde unserer herrlichen Heimat richten.

„**Unserer Heimat**“, der neuen Monatschrift, Zweck und Ziel besteht — in kurzen Worten gesagt — darin, jene Aufgaben, die einerseits die Heimatskunde, andererseits die sogenannte Heimatskunst gestellt haben, auch für unsere engere Heimat zu pflegen und zu fördern.

„**Unsere Heimat**“ soll also beitragen zur Verbreitung und zur Vertiefung der Kenntnis des Erzgebirges wie des Vogtlandes; sie soll nicht nur die Liebe der Einheimischen zu der Scholle, da Vater und Großvater geessen, wach halten und stärken, sondern auch neue Freunde und eifrige Besucher unsrer herrlichen, von dem Strome reiseflustiger Fremden noch zu wenig berührten, waldumrauschten Berge und Thäler gewinnen helfen.

Daher nehmen wir zu besserer Veranschaulichung die Illustration in reichem Maße zur Hilfe und hoffen, im Vertrauen auf die regste Unterstützung der Liebhaberphotographen und der Künstler, sowie aller schriftstellernden Freunde unserer Heimat, ein in innerer wie äußerer Ausstattung wirklich vornehmes, mit guten Bildern geschmücktes Familienblatt schaffen zu können.

In der Überzeugung, daß die Liebe zur Heimat in den Herzen aller Erzgebirgler und Vogtländer tief eingewurzelt ist und immer sproßt und fort und fort schöne Blüten treibt, in der Hoffnung, für unser hohes Ziel wohlwollendes Verständnis und thatkräftige Unterstützung zu finden, senden wir heute die erste Nummer „**Unserer Heimat**“ hinaus. Möge sie überall willkommen sein! Drum frisch und fröhlich: Glück auf!



Heimat.

Gruß an das Erzgebirge.

Heimat! — Hell wie Weihnachtsglocken
Klingt in's Herz des Wortes Ton,
Kann in weiter Fremde locken
Den schon lange fernem Sohn;
Was die Welt auch von ihm wolle,
Alles vor dem Bild verweht,
Wo, sei's auch auf ärmster Scholle,
Seines Vaters Hütte steht.

Nach des Nordlands Eisgestaden,
Nach des Meeres sand'gem Strand,
Nach der Steppe öden Pfaden
— Ist es nur sein Heimatland —
Zieht das Herz der Sehnsucht Drängen,
Doch mit doppelt heißer Macht,
Wenn auf Flur und Bergeshängen
Gottes reiche Schönheit lacht.

Uns're Heimat! — Bergeswände
Schmücken sie im stolzen Kranz,
Und aus grünendem Gelände
Lacht im milden Sonnenglanz
Stadt und Dorf; mit klarem Blinken
Zieht durch's Thal der Flüsse Band . . .
Laß mich deine Reize trinken,
Erzgebirge — schönes Land!

Aber wie vor manchen Gauen
Du auch trägst der Anmut Preis,
Herrlicher schmückt deine Auen
Deiner Kinder reger Fleiß:
Tief im Schacht die Hämmer schlagen,
Aus dem Thal das Mühlrad braust,
Turmeshohe Essen ragen,
Und der Webstuhl surrt und faust.

Fleiß des Landmanns ringt der Erde
Ab selbst karglichen Gewinn,
Und daheim am armen Herde
Emsig schafft die Klöpplerin:
Reichtum ward dir nicht gegeben,
Liebes erzgebirg'sches Blut,
Aber heiter trägt das Leben
Der zufried'ne, schlichte Mut.

Deutscher Sinn und Heimatstreue
Schmückt dich; wie ein fester Wall
Stehst du allezeit auf's neue,
Und es weicht der Slaven Schwall
Vor dem Völkchen stark und bieder,
Dem sein Volkstum höchster Hort,
Dessen Freude deutsche Lieder,
Dessen Stolz das deutsche Wort.

Zieht der Bergkamm auch die Schranke,
Die zwei Reiche sichtbar trennt,
Leuchtend lebt doch der Gedanke,
Der nur deutsche Brüder kennt;
Und ob auch die Tage trüber
Sind für's deutsche Böhmerland,
Treulich reichen wir hinüber
Aus dem Sachsengau die Hand.

Erzgebirge, festgefügt,
Heimstatt wackerem Geschlecht,
Erzgebirge, nie besiegt,
Wo es galt um deutsches Recht,
Schütze Gott dich und die Deinen,
Segen jeder fleiß'gen Hand,
Mög' die hellste Sonne scheinen,
Über Fürst und Heimatland!

Anton Dorn.

Ein altes Hammerwerk im sächsischen Erzgebirge.

Skizze von Hugo Christof Heinrich Meyer, mit Illustrationen von Rudolf Köselig.

Wer etwa als Tourist in schönen Sommertagen
das sächsische Erzgebirge durchwandert und in der
alten, hochgelegenen Bergstadt Annaberg nächtigt,
der wird, wenn er gewohnt ist, mit Sonnenaufgang

seine Wanderung zu beginnen, wohl um vier Uhr
morgens ein seltsames Geläute vernehmen, das
seine letzten Morgenträume durchflutet und ihn
vollends ermuntert. Es ist die Stimme der „Hauer-

glocke“, welche von dem Turme der ehemaligen Bergkirche erschallt, als das einzige allerletzte Lebenszeichen eines Gewerbebetriebes, welchem die Stadt Annaberg ihre Gründung, ihren alten Reichtum und ihr ganzes so charakteristische Gepräge verdankt, nämlich des in den letztvergangenen Jahrhunderten noch recht schwunghaft betriebenen und anfänglich sogar außerordentlich ergiebig gewesenen Bergbaues. Im Sommer 1891 wurde den letzten noch beschäftigten Bergleuten in Annaberg die Abkehr angekündigt, weil alle Betriebe Zubuße zahlen mußten. Der Bergbau in Annaberg gehört also jetzt wohl ganz der Geschichte an. Aber um so sorgfamer achtet der Forscher, der Heimatkundige auf die noch

vorhandenen Wahrzeichen vergangener Kulturarbeit. Auch in und um Annaberg wird er nicht umsonst suchen. Das städtische Museum in Annaberg birgt natürlich des Interessanten genug, aber auch sonst schweigt uns die Vergangenheit nicht. Verdankt doch die altehrwürdige Skt. Annakirche, die seit der Gründung der Stadt fast unverfehrt geblieben ist, ihren architektonischen Schmuck, wie auch viele ihrer Kunstschätze, besonders den künstlerisch wertvollen Bergaltar u. a., jenem Reichtume, welcher aus den alten Silbergruben zu Tage gefördert worden ist.

Wendet dann der Tourist der gastlichen Bergstadt den Rücken, westwärts wandernd, und schweifen seine Blicke umher, so wird er noch manche Schutt-



Nach einer Zeichnung von Rudolf Köselitz.

Hammerwerk in Frohnau.

Originataufnahme für „Unsere Heimat“.

halbe entdecken, auch Baulichkeiten, die an Rauen und Zechenhäuser erinnern. Bald dringt das Rauschen der Selma lauter durch die frische Morgenluft, und der Thalgrund von Frohnau nimmt den Wanderer auf. Da tritt mitten aus üppigem Laubwerk an der Straße ein stattliches Anwesen hervor. Ein geräumiges Wohnhaus, im Unterbau aus Bruchstein zeigt es im oberen Stock die charakteristischen Vorkragungen des alten Kiegelschwerkes, sowie jene malerisch gruppierten Balkenkrenzungen, welche eben dem Kiegelbau eigen sind. Die ganze Anlage deutet auf den alt fränkischen Holzbau hin, wie dies auch bei anderen Fachwerkbauten des Thalgrundes bemerklich ist. In diesem stattlichen Wohnhause

mußte sich ein behäbiges, wohlhabendes Bürgertum ausleben können, und so war es auch. Seit Mitte des 17. Jahrhundert ist das Anwesen im Besitze der alleingefessenen Familie Martini, jetzt Martin.*) Seit etwa 200 Jahren steht bereits dieses Wohnhaus, denn dasselbe trägt die alte Inschrift: DENN 16. SEPT. IOK. ANNO 1697. E. F. Was aber das Auge des aufmerksamen Touristen noch weit mehr fesselt, was ihn sogar zur Unterbrechung seiner Wandererschaft

*) Wie Herr Emil Fink in Annaberg dem Herausgeber mitteilt, hat der Name Martini durch Einheiraten mit dem Namen Klaus gewechselt. Noch 1752 hat sich ein Joh. Abr. Klaus am Gebälk der Schmiede verewigt und 1773 abermals. Dann folgt sein Schwiegersohn Jakob Martini (aus Oberschöna bei Freiberg), der das i am Ende seines Namens hat fallen lassen. Der jetzige Besitzer (seit 1857) heißt Gustav Martin.

veranlassen muß, ist ein noch älterer Bau, der aus den Tiefen des steilen Thalgehanges sich geheimnisvoll heraushebt — ein Hammerwerk!

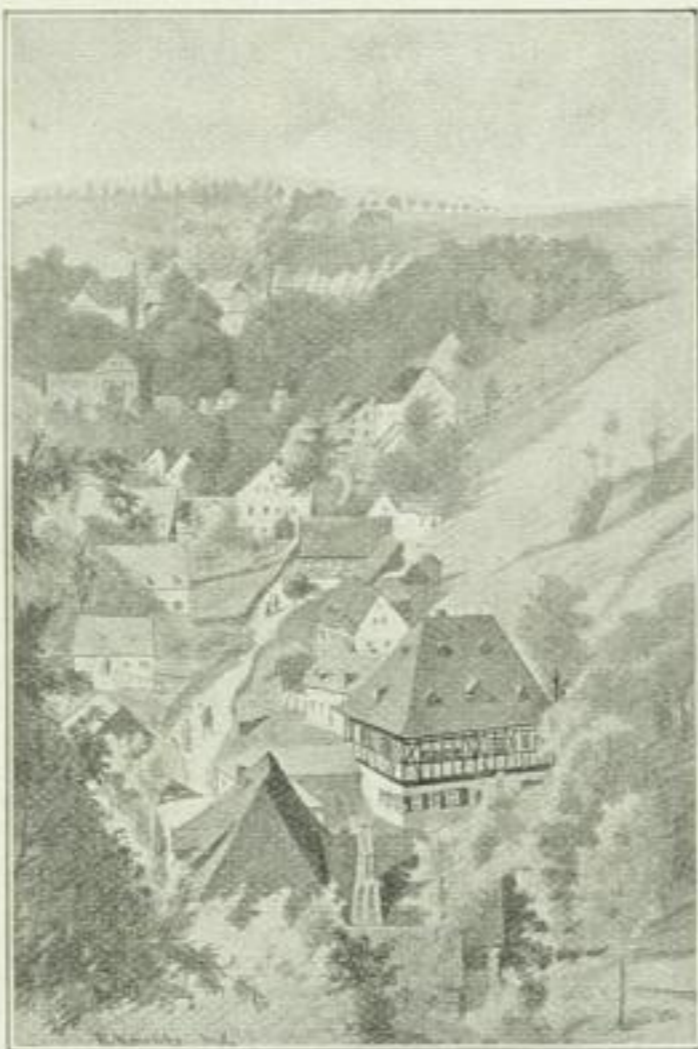
Die alten Hammerwerke der deutschen Mittelgebirge, welche einst so zahlreich und malerisch die engen, wasserdurchrauschten, einsamen Waldthäler zierten, sind nahezu völlig verschwunden. Im Fichtelgebirge und Vogtlande sind nur noch Spuren derselben vorhanden. In ganz Thüringen ist nur noch eines derselben zu sehen. Ein altes Hammerwerk ist zur größten Seltenheit geworden. Diese Wiegen unserer Eisentechnik mußten der neuen Zeit weichen. Das Erz wurde ja meist nicht nach bergmännischen Regeln gewonnen.

Raubbau herrschte vor. Die Folgen blieben nicht aus. Der Bergbau, welcher zu so vielen Hoffnungen Ursache gegeben, ist an den meisten Orten wieder verschwunden. Der Erzreichtum unserer Mittelgebirge ist doch wohl nicht von der gehofften Nachhaltigkeit gewesen. Die Hammerwerke wurden in andere industrielle Anlagen umgewandelt oder gänzlich abgebrochen. Doch hier in Frohnau haben wir noch eins, das wohl seinesgleichen sucht. Denn außer einer ähnlichen Anlage in Raschau (Pöhlenthal) wird nichts dergleichen mehr im Erzgebirge zu finden sein. —

Durch eine Art Hohlweg treten wir in das tief liegende Hammerwerk ein. Vor geraumer Zeit schon hat ein Wolkenbruch große Schuttmassen in die Tiefe des Thales geführt, so daß die Straße höher gelegt werden mußte, während ursprünglich das Hammerwerk in gleicher Höhe der alten Straße gelegen war. Schon der Eingang zum Hammerwerk bietet Interessantes. Ein schmiedeeiserner Thürklopfer von gewaltigen Dimensionen und eigenartiger Renaissanceornamentik fesselt unsere Aufmerksamkeit. Derselbe wurde im Hammerwerke selbst angefertigt. Der Besitzer kennt den Wert dieses Klopfers und hat bis jetzt jedes darauf gestellte Angebot ausgeschlagen. Ungenutzt rauscht das Wasser über die Mühlschwelle. Das Hammer-

werk ist als solches dormalen außer Betrieb, doch wird in demselben noch das Schmiedegewerbe ausgeübt. Ein mächtiger Doppel-Rauchfang, nach oben stark verjüngt, ragt in drei unten Pfeilerartig verstärkten Etagen bis zum Firste des hochgegiebelten Schindeldaches empor. Durch das Thor tritt man direkt in die Arbeitshalle. Welche Romantik! Diese altertümlich konstruierten riesigen Kamine, diese massigen, wuchtigen Eisenhämmer, die Riesenfäusten gleich zum dröhnenden, alles zerschmetternden Schläge bereit scheinen und durch Wasserkraft in Thätigkeit gesetzt wurden. Der Schmiede- und der Schmelzfeuerherd, das Mauerwerk sowie das riesige,

rauchgeschwärzte Dachgerüste mit all' seinem charakteristisch konstruierten, überstarken Balkenwerke sind noch unverändert und gehen auf die Entstehungszeit des Hammerwerkes zurück, welche noch vor der Gründung der Stadt Annaberg datiert. 1496 entstand Annaberg als eine Ansiedelung von Bergleuten. Herzog Georg, der Bärtige, belehute namens seines Vaters am 28. Oktober 1497 die „Neustadt am Schreckenberg“, wie die Stadt ursprünglich bezeichnet wurde, mit landesherrlicher Urkunde, in welcher der neuen Gründung Boden, Stadt- und Bergrecht, Friede und Freiheit gewährleistet wurde. Aber schon im Jahre 1442 fand man am Ostabhange des Pöhlberges silberhaltige Kupfer-



Frohnau. Nach einer Zeichnung v. Rudolf Köselitz.

erze. — Die weitere Bearbeitung dieser ersten Funde fand im nahen Geyer statt. Erst im Jahre 1471 wird von einem „Bergmeister auf dem Balberge“, also der Gegend des heutigen Annaberg, berichtet. Die ersten Funde am Schreckenberg sollen um 1483 erfolgt sein. Die erste Urkunde jedoch, welche der Silbergewinnung an dem Schreckenberg eine Münzfreiheit auf 6 Jahre gewährt, datiert vom 31. Juli 1492. Damals aber war unser Hammerwerk in Frohnau wohl schon als Pochwerk, Silberschmelze und vielleicht auch als Münze im Betriebe. Am 27. Oktober 1492 wurde in der Dammerte am Schreckenberg bei unserem Hammer ein Erzgang entdeckt, der im Zentner zwei



Nach einem Gemälde von Rudolf Kestler.

Die Gammertschmiede in Frohnau: Samenauflucht.

Gedrucktaufnahme für „Mittlere Jahrbücher“.

Lot Silber enthielt. Das war an der sogenannten „wilden Ecke“, welche von da an das Ziel zuwandernder Erzfucher wurde, etwa eine Art von Klondyke im Kleinen, wenn man den hohen Wert des Silbers in damaliger Zeit in Betracht zieht. Ein wilder Raubbau begann. Im Hüttengrunde pulsierte ein fieberhaftes Leben und Treiben. Die Schmelzhütten qualmten, die Pochwerke knarrten und dröhnten, die Silberwäschen rauschten und die Mühlen klapperten. Die Frohnauer Mühle enthielt die Münze, welche später nach Annaberg verlegt wurde. Hier wurde der sogenannte „Engelsgroßchen“ oder „Schreckenberger“ geprägt, eine dünne Silbermünze mit einem den Kurschild haltenden Engel. Die Stempel zu den Münzen hat ein Hieronymus Magdeburger geschnitten, welcher auch das Brustbild der heiligen Anna, der Beschützerin der edlen Metalle und des Bergbaues, für die Stadt hergestellt haben soll. Es gab auch doppelte Engelsgroßchen. Diese Münze wurde von 1497—1559 geprägt. An sie erinnert jener Scherzvers:

„Bist ein reicher Annaberger,

Haft den Sack voll Schreckenberger.“

Später etwa um die Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde in dem Frohnauer Hammer Kupfer geschmolzen, und erst in letzter Zeit war er zum Eisenhammer geworden, in welchem man Schmiedewerkzeuge aller Art herstellte. Unverwischbar bleibt der Eindruck einer solchen altehrwürdigen Stätte deutschen Gewerbefleißes. Wer Gelegenheit hat, die große Berliner Kunst-Ausstellung dieses Jahres zu besuchen, der findet dort ein großes Gemälde, welches den Innenraum des obengeschilderten Hammerwerkes zur Zeit des Betriebes darstellt, und von dem wir auf voriger Seite eine Abbildung bringen. Der Kunstliebhaber, welcher Schöpfungen wie Menzels

Eisenwalzwerk in der Nationalgalerie zu Berlin in ihrem großartigen Wirklichkeitswerte zu schätzen weiß, wer also die Merkmale eines bedeutenden, auf solider Technik beruhenden Naturalismus kennt und liebt, der wird auch an dem Gemälde „Hammerwerk aus dem Erzgebirge“ von Rudolf Köselitz, einem Künstler aus altangesehnenem Annaberger Geschlechte, nicht achtlos vorübergehen können. Der Maler, welcher als Illustrator der Schaumberger'schen Dorfgeschichten rühmlichst bekannt ist, hat in seiner Darstellung gefunden Naturalismus mit poetischer Auffassung glücklich verbunden. Geheimnisvoll stellt sich der Innenraum des „Hammers“ dar. Die hohe, rauchundüfterte Arbeitshalle wird von einem eigenartigen Farbenspiele belebt. Im Vordergrunde sehen wir den wuchtigen Hammer in Thätigkeit. Markige, originelle Hephästosgestalten von stahlharter Muskulatur bearbeiten hier weiß- und rotglühende, funkensprühende Eisenstücke. Aber in all' die Düsternis des von Hammerschlägen erdröhnenden Raumes lassen die hochgelegene Fensterreihe und die geöffnete Thüre der Rückwand das belebende und versöhnende Sonnenlicht hereinspielen. Magisch verweben sich die grüngoldenen Lichte des hellen Sommertages draußen mit dem Hexenküchendunkel und den Sprühfunkenreflexen der Eisenglut innen. Das Bild zeigt uns in der kraftvollen und doch flüssigen, bezenten Darstellung, in seinem Reichtum an Valeuren, in der Plastik alles Figürlichen und Gegenständlichen den Künstler voll Hingebung an seine eigenartig schöne Heimat, welche leider von der Künstlerwelt bis jetzt mit Unrecht wenig beachtet worden ist. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, unsere Künstler für die Schönheiten des Erzgebirges und Vogtlandes zu gewinnen. Hier gibt es noch Schätze zu heben!



Bruder Erwin.

Eine Chemnitzer Klostergeschichte von Anton Dhorn.

Am Fenster seiner Zelle saß ein junger Benediktinermönch. Sein bleiches, ernstes Gesicht war hinausgekehrt, der untergehenden Sonne zu, die über dem Raßberg versank und mit ihren letzten Strahlen die Stadt unten im Thale übergoldete, die mit ihrem Mauergürtel und ihren Türmen wehrhaft und doch friedlich dalag. Es war Kempnitz im sächsischen

Land, und das Kloster war das sogenannte Bergkloster, in dem zur Zeit Herr Hilarius Wagner von Rehburg residierte. Man schrieb das Jahr 1538.

Durch das Land ging eine Unruhe der Geister, denn in Wittenberg war der Augustinermönch Martin Luther aufgetreten mit seiner Reformation der Kirche, und in Worms hatte er vor Kaiser und Reich seine

Sache behauptet, und seine Lehre drang immer tiefer ein in die Häuser und Herzen. Das Bild im Thale unten schien gesättigt von Frieden, nur in der Seele des jungen Mönchs war Unruhe. Nicht um des Glaubens willen, denn er hing an der alten Lehre, sondern seines Vaters wegen, der eben erst von ihm gegangen war, ein alter, gebeugter, trostloser Mann. Er war vordem ein vermöglicher Tuchweber in der Stadt gewesen, der es gar nicht gerne sah, daß sein Sohn die Mönchskutte angezogen hatte, sondern einst die Hoffnung hegte, daß er die Rechtsgelehrsamkeit studieren und des wohlhabenden Bürgermeisters Schütz eheleibliche Tochter als Weib heimführen würde.

Aber Belten Gottschald hatte kein Glück. Erst starb ihm seine Eheliebste, dann ging sein Sohn, der sehr an der Mutter hing, um ihres Seelenheils willen ins Kloster als Bruder Erwin, und dann brannte ihm in einer Herbstnacht Haus und Hof ab, so daß er nur das nackte Leben rettete. Damals mußte er Geld borgen, und das sollte nun bezahlt werden. Aber die Zeitläufe waren schlecht, und jetzt war es so weit, daß ihm der Schuldturm drohte, wenn er nicht binnen vier Wochen seiner Verpflichtung nachkam.

Das hatte er heute seinem Sohne erzählt, und darum saß dieser so ernst und traurig am Fenster. Er konnte von hier aus den Giebel des Vaterhauses sehen, und seine Gedanken waren dort unten. Es wurde ihm schwül in dem engen, ärmlichen Raume; er knotete den Gürtel fester um seine Kutte, stand auf und ging hinab nach dem Garten. Sein Schritt hallte in den hohen, gewölbten Gängen des Erdgeschosses, und er sah hinaus in den freundlichen Ambitus, wo zwischen grünem Strauchwerk der Brunnen stand, dessen Wasser nach zwei Seiten aus einem Löwenrachen und einem Menschenmunde floß, das aber zum Trinken wohl nicht gebraucht ward, weil in dem Braustüblein ein ander Getränke geboten wurde.

Jetzt ging er unter den mächtigen Linden des Gartens hin. Sie rauschten leise, als ob sie ihm alte Geschichten erzählen wollten, aber er hörte nicht darauf, sondern sah immer wieder hinab auf die lachende Landschaft mit ihren Feld- und Wiesengründen, auf die friedliche Stadt und die dahinter blauenden, letzten niedrigen Ausläufer des Erzgebirges. In einer lauschigen Ecke zwischen dichtem Strauchwerk stand ein steinerner Tisch. Als er dahin kam, sah er einen seiner Brüder daran sitzen, und vor

ihm stand ein Krüglein nicht zu kleinen Umfangs. „Salve, frater Erwine!“ rief eine heitere Stimme, und der Angeredete konnte nicht zurücktreten. Er erwiderte den Gruß und kam näher. Der hier saß, war wenig älter als Bruder Erwin, aber er hatte ein gerötetes Gesicht mit vollen Lippen und unruhigen Augen.

„Nunc est bibendum — jetzt muß man trinken bei der Schwüle des Tags!“ sagte er lachend, und bot dem andern seinen Krug; der aber wies ihn dankend zurück.

„Was ist's denn, confrater? — Du siehst ja d'rein, als seist Du verurteilt zu dreien Tagen Pönitenz. Brauchst Du einen Beichtvater, so komm, ich bin just in der Laune, Dich von allen Deinen Sünden zu absolvieren. Oder denkst Du an Martin Luther?“ setzte er leise, beinahe lauernd hinzu.

Erwin schüttelte den Kopf.

„Ich hasse den Wittenberger, der des heiligen Vaters Bulle verbrannt hat, den Kezer . . .“

„Hoho . . . nur nicht so heißblütig, das Ding hat zwei Seiten. Aber darüber brauchen wir nicht zu streiten, sitzen wir doch geruhsam hier im Hause des heiligen Benedikt, der uns des Leibes und der Seele Nahrung giebt. — Komm, rücke zu mir und sage, was Dir das Herz bedrängt — habe ich nicht Hilfe, so hab' ich doch vielleicht ein Tröstlein.“

Erwin that in seiner gedrückten Stimmung jede Teilnahme wohl, und er ließ sich neben dem Bruder Petrus nieder, und bald wußte dieser, was jenen bedrängte.

„Om — ein schlimm Ding und ein Mönchlein hat nicht Gut noch Geld, und wenn wir beide unser Eigentum zusammenlegen, so ist's ein Nichts und Deinem Vater nicht zu helfen. Weißt Du — und er neigte sich näher zu Erwin — Gold machen müßte man können!“

„Teufelswerk und schwarze Kunst!“ brauste der andere auf, aber über Petrus' Gesicht ging ein spöttisches, hämisches Lächeln.

„Wissen ist alles — die den Stein der Weisen haben, können es, und der Teufel hat keinen Teil dabei.“

„Alles Gold kommt vom Teufel!“

„Ja, so es mit Wünschelruten aus der Erde geholt oder an einem Kreuzwege um der Seelen Heil vom Bösen begehrt wird. . . Der große Mönch Albertus hat nach dem Stein der Weisen gesucht, und der hochwürdige Bischof Manas hat über ihn geschrieben, ebenso wie der fromme Mönch Ferrarius.“

„Aber der heilige Vater hat den Bann darauf gelegt . . . doch woher kommt Dir solches Wissen?“

„Um . . . habe vor Jahr und Tag einem Fahrenden die letzten Wohlthaten erwiesen und ihm die Augen zugeedrückt. Von dem hab' ich ein Traktätlein, wie man den Stein der Weisen bereitet. Seitdem ist mir's im Kopfe herumgegangen. Es ist lateinisch geschrieben, das ist meine Sache nicht — möchtest Du es einmal lesen?“

Lauernd sah er den Genossen an, und da dieser schwieg, zog er aus seiner Kutte ein kleines Pergament und hielt es aufgerollt in der Hand.

Die Hände Erwins zitterten, ihm flimmerte es vor den Augen, da er auf die Buchstaben sah. Da wendete er sich ab und blickte hinaus ins Land. Er schaute wieder den Giebel des Vaterhauses; der leuchtete im letzten Abendrot, wie von Feuerschein, und er dachte an das Unglück seines Vaters und an den gebrochenen, alten Mann, der heute bei ihm war. Noch immer abgewendet, streckte er langsam die Rechte aus und fühlte gleich darnach das Blatt in derselben. Nun schaute er auf die groben lateinischen Buchstaben, und flüchtig, erregt las er. Da stand es geschrieben, „wie man den Stein der Weisen gewinnt“. Mann, Kochsalz, Salpeter und Quecksilbersublimat werden in richtiger Mischung mit Weingeist destilliert — so erlangt man das „Mercurialwasser“. Aus diesem mittelst dünngeschlagenen Goldes wird durch Erhitzen das „Löwenblut“ hergestellt, das in verschlossenem Kolben in einem Aschenbade erhitzt werden muß, bis es rot leuchtet. Dann wird es zerrieben und ein Gran gemischt mit tausend Gran geschmolzenen Goldes, und so bildet sich nach einem längeren Schmelzvorgange „der Stein der Weisen“, der unedle Metalle in edle verwandeln kann.

Petrus wendete die lauernden, zusammengekniffenen Augen nicht von seinem Genossen, dessen bleiches Gesicht sich langsam gerötet hatte, und der nun mit seinen beiden zitternden Händen das Pergament festhielt, als ob er es sich nie mehr entreißen lassen wollte.

„Nun, was dünket Dir, Bruder Erwin?“

Der Gefragte schreckte auf.

„Es kann so sein!“ sagte er wie halblaut vor sich hin.

„Das ist so — ich hab' es von dem Fahrenden, der einst das Pergament befaß — und wenn er nicht gestorben wäre . . .“ fügte er feltjam dumpf

hinzu, doch brach er plötzlich ab. Dann schwiegen beide Mönche einige Augenblicke, und man hörte in den Büschen den Gesang einer Nachtigall.

„Hast Du alles genau verstanden?“ fragte Petrus wieder.

„Ja.“

„Und getraust Du Dich es auszuführen?“

Erwin nickte, doch sprach er: „Aber es ist dennoch gegen des Papstes Verbot und der Kirche Satzung.“

„Thörichtes Wort! — Was ist heute noch der Kirche Satzung? — Lebt Abt Hilarius nach ihr? — Was vordem verboten, gilt heute für erlaubt, und man braucht darum noch kein Anhänger des Wittenberger Augustiners zu sein. Wo ist hier ein sündlich Thun? — Steht etwas von dem Bösen in dem Traktätlein?“

„Nein.“

„Also . . . Höre, Bruder Erwin, wir thun es gemeinsam.“

„Es braucht tausend Gran Goldes.“

„Die schaffe ich. Zwei Sacken breche ich ab von der Monstranz — das reicht.“

„Petrus!“ schrie der andere — „das ist Frevel — Kirchenraub!“

„Wenn wir Gold gemacht haben, ersehe ich's dreifach im Opferstock. Wir aber haben etwas Geweihtes bei unserem Thun, das scheucht den Bösen. . . Nun, wie ist's? Soll Dein Vater in den Turm, da Du ihn lösen kannst? — Wir teilen redlich, was wir gewinnen!“

Erwin schwankte, das Pergament zitterte in seinen Händen, da schaute er wieder hinab nach der friedlichen Stadt, nach dem Giebel des väterlichen Hauses und nach dem roten Turme, in den man säumige Schuldner warf. Er hörte wie im Traume neben sich die heiser klingende Stimme des Versuchers:

„Gieb her — ich finde wohl auch einen andern!“

„Nein — laß — ich will es thun!“ sagte er tonlos, und er sah nicht das Ausleuchten in den lauernden Augen seines Genossen, der eben sprach:

„Es ist mir lieb, just mit Dir teilen zu können — — aber zuvor schwöre mir — beim Sakrament! — daß Du die Sache geheim halten willst!“

„Braucht es das? — Nun gut, ich schwöre es Dir! Aber wo fertigen wir ungestört den Stein der Weisen?“

„Habe ich nicht als Kellermeister die Schlüssel zu dem Keller? Von heute in drei Nächten, wenn alles schläft im Konvent, steigen wir hinab. Für einen kleinen Feuerherd und Kessel will ich sorgen, auch für das Gold, schaffe Du, was sonst noch von nöten ist, und denke immer wieder: Es ist kein Böses dabei!“

Erwin nickte wie in schweren Gedanken und murmelte: „Es ist kein Böses dabei.“ . . .

In dieser Nacht fand er keinen Schlaf; und mehrmals stand er auf, um zu sehen, ob er das Pergament besitze, und ob nicht alles ein Traum sei; am Fenster stehend las er es im Mondschein, bis er es auswendig konnte. Erst gegen Morgen sank er in Schlummer, aus dem der Klang der Horaglocke ihn weckte.

Drei Tage später — es war am Dienstage vor Christi Himmelfahrt — als zur Nachtzeit alles still geworden war im Kloster, fanden sich die beiden Mönche in einem Kellergewölbe zusammen bei verschlossener Thüre. Es war ein unheimliches Bild. Aus Backsteinen hatte Petrus einen niedrigen Feuerherd errichtet, darauf flackerte die rote Glut unter einem kleinen Kessel. Der Flammenschein zuckte an den schwarzen, feuchten Wänden, als ob glühende Geister darauf hinhuschten und schimmerte auf den beiden Mönchsgesichtern. Dasjenige Erwins war totbleich, jenes Petrus' zeigte erregte Spannung, und die kleinen, lauernden Augen flimmerten mit einem beinahe grünlichen Glanze.

Schon war das Mercurialwasser gewonnen, und Erwin war bei Bereitung des Löwenbluts. Alles that er genau nach der Vorschrift, und alles ergab die vorher bestimmten Resultate. Immer gieriger hafteten die Blicke seines Genossen auf seinem Thun, und keiner von beiden merkte, wie Stunde nach Stunde verann von der kurzen Sommernacht. Die Tinktur mußte fertig werden. Nun war das Löwenblut präpariert, fein gerieben, und im Kessel lag das von der Monstranz geraubte Gold. Ein Schauer war Erwin durch die Glieder gegangen, als sein Gefährte die beiden kleinen Goldzacken, die bisher dem Leib des Herrn zum Schmucke gedient hatten, aus seiner Kutte hervorholte und mit seltsamem Lächeln ihm hinreichte. Jetzt begann der letzte Prozeß — durch die kleine Öffnung des Kellers aber kam es wie Hauch des Morgenwindes herein. Aufs neue wurde die Glut entfacht unter dem Kessel, bis das Gold zu schmelzen begann, und nun schüttete

Erwin das zerriebene Löwenblut darüber. Eine zuckende Flamme schlug hoch aus dem Tiegel, aus ihr klang es wie ein qualvolles Stöhnen, sodaß Erwin, von Grauen erfaßt, sich abwendete, aber fester nur hafteten sich die gierigen Augen des andern darauf. Allgemach zerrann das flüssige Gold, die helle Färbung schwand, und nach einer halben Stunde lag eine graue, pulverige Masse, wie eine metallisch glänzende Nische, in dem Kessel.

Erwin wußte es — das war der gesuchte Stein der Weisen, das war die große Panacee, nun konnte er Gold machen, seinem Vater helfen . . .

Die Flamme unter dem Tiegel verlösch — Dunkelheit lag über dem düstern Kellerraume, durch die kleine Fensteröffnung aber kam es wie dämmerndes Morgenrot. Die zwei Mönche sahen sich an, wortlos, beide von einem andern Empfinden erfaßt, und es war gut, daß Erwin in diesem Augenblicke nicht in der Seele des Genossen lesen konnte.

„Gieb mir das Pergament wieder!“ sagte dieser endlich tonlos, Erwin reichte es ihm, und hastig barg es Petrus in seiner Kutte.

„Ich will die Tinktur an mich nehmen, das Gold machen wir nach dem Himmelfahrtstage; Blei zur Verwandlung finden wir an alten Fensterseiben.“

Erwin nickte stumm, ihm war alles noch wie ein Traum. Er sah nur, wie Petrus den Kessel mit seiner Kutte anfaßte, ihn in ein Gefäß mit kaltem Wasser hob, um ihn schnell abzukühlen, wie er dann das graue Pulver ausschüttete in ein kleines Büchsen, dieses in der Hand wog — es mußte schwer sein — und zuletzt in der Tasche seines Gewandes barg. Er fühlte sich wie an allen Gliedern zer schlagen und wankte nach seiner Zelle, wo er auf sein hartes Lager sank.

Sein Gefährte aber fand keine Ruhe. Aufgeregt schritt er in seinem Gemache hin und her, die Hand fest um das Büchsen mit dem kostbaren Pulver gepreßt. Am liebsten hätte er sogleich die Tinktur auf ihre verwandelnde Kraft geprüft, aber er mußte warten bis zum Abend. Und wenn sie wirklich aus Blei Gold machte — und er mochte nicht daran zweifeln — was dann? Das Mönchsgewand abwerfen, hinausziehen in die Freiheit, in das Leben, in den lachenden Genuß — das stand fest in seiner Seele. Aber sollte er mit Erwin teilen? — Die Habgier erwachte in ihm stärker, und ein finsterner Haß beinahe ergriff ihn gegen den Mitwisser seines Geheimnisses. Wohl besaß er selber Tinktur und

Pergament, aber konnte nicht jener aus dem Gedächtnis sich alles aufzeichnen oder schon aufgezeichnet haben und Gold machen, mehr Gold, als er (Petrus) vielleicht selber sich schaffen konnte? — Zwei waren für das Geheimnis zu viel! Der Gedanke schoß ihm jetzt heiß durch die Seele und krallte sich in ihm fest, und er konnte nicht los kommen.

Es war Tag geworden, in Petrus aber war es nächtig — der Fluch der Tinktur begann seine unheimliche Wirkung. Beim Morgengebet sah er Erwin bleich und matt in seinem Chorstuhl lehnen, wie einen gebrochenen Menschen, und ein böses, hämißches Lächeln über den „Schwächling“ zuckte mitten in der Rezitation eines Psalms um seine Lippen.

Während des Vormittags wichen sich beide aus. Erwin verließ seine Zelle nicht, und Petrus war zu meist im Keller, wo er sich zu schaffen machte. Bei dem gemeinsamen Mittagsmahle saßen sie neben einander, aber sie sprachen kein Wort zusammen, als könnten sie damit ihr Geheimnis verraten. Nach Tische ward es still im Konvent; die Mönche ruhten gewohnheitsmäßig nach der Mahlzeit. Da schlich Petrus wieder hinab nach dem Keller, unheimlich scheu. In dem Raume, wo er gestern mit Erwin gewesen und wo noch der niedrige Backsteinherd stand, entfachte er wieder die Flamme; eine kleine metallene Schale setzte er darüber und warf Bleistücke hinein, wie er sie von den Bugenscheiben da und dort weggebrochen hatte; es sollte ja nur ein Versuch sein, darum konnte und wollte er nicht die Nachtzeit abwarten. Das Metall zischte leise und zerrann langsam in eine grauweiße Masse. Sie schäumte und hob Blasen, und nun warf Petrus mit zitternder Hand einige in Papier gewickelte Körnchen der Tinktur hinein. Wie das helle Knäulchen in die brodelnde Masse tauchte, zuckte ein hoher Feuerstrahl auf, und dann gab es unheimliche, stöhnende Laute, bei denen es den Mönch seltsam durchschauerte. Langsam stieg die metallische Flüssigkeit in der Schale mit grünlichem Leuchten; jetzt wurde ihr Ansehen glühend rot, noch einmal zuckte es daraus hervor, zischend und mit sengender Glut, dann sank der metallene Brei und blieb mit hellem, gelbem Glanze ruhig liegen. Das war das Gold — das mußte das Gold sein!

Der Mönch stürzte nieder an dem kleinen Herd und verlöschte die Glut, dann starrte er mit gierigen Augen in das Gefäß und hätte am liebsten

sogleich mit beiden Händen zugegriffen. Jetzt war es erreicht, wovon er in unruhigen Nächten, an qualvollen Tagen geträumt hatte, er hatte das Gold! — Aber keiner außer ihm sollte es haben! Was nützte dem dummen Bruder Erwin solches Wissen! — Würde er es nicht preisgeben — an seinen Vater — oder an sonst irgend einen? Und das dürfte nicht sein! — Einer nur auf der Erde dürfte davon wissen, und er, Petrus, mußte der Eine sein!

„Teufel, Du hast ja schon meine Seele“, stöhnte er, sich erhebend.

„Gieb mir auch das Leben dieses, und ich will Dir ganz gehören“.

Aus der gelben Masse kam noch ein verhallender, zischender Laut, und erschrocken wie über eine Antwort des Bösen zuckte er zusammen. Eine halbe Stunde später schlich er über die Kellertreppe hinauf, in seinem Gewande verbarg er das gelbe Metall. Im Korridor begegneten ihm zwei Brüder und lachend rief der eine:

„Ei, sieh, wie Petrus sein Amt verwaltet! Selbst um die Mittagsrast gönnt er sich keine Ruhe“.

„Er weiß, daß es an heißem Tage im Keller am kühlsten ist und kennt auch das beste Fäßlein . . . solche Mittagsrast lob' ich mir“, sprach der andere. „Hei, Petrus, möchtest Du uns nicht helfen nach sothaner Stärkung?“

Unmutig blieb der Angeredete stehen.

„Was schafft Ihr denn?“ fragte er.

„Wir richten das Seilwerk für die Himmelfahrt“, war die Antwort, „auf daß Bruder Erwin morgen als unser Herr Christus sicher und ruhig emporsteigen kann“.

Da zuckte es wie ein Blitz durch Petrus' Seele, aber er wendete sich ab:

„Gute Berrichtung! Ist meines Amtes nicht. Ich habe das Meine gethan, thut Ihr das Eure!“

Rasch ging er weiter durch den halbdunklen Gang bis in seine Zelle. Scheu sah er sich hier um, als ob er beobachtet werden könnte, dann zog er das schwere, leuchtende Metall hervor — es war nur ein kleines Stück, aber es war Gold, es mußte Gold sein! Er drückte es an seine Wangen, an seine Lippen in wahnsinniger Gier, dann verbarg er es in seinem Lager und trat an das Fenster.

Der Sonnenglanz flutete herein durch die kleinen Scheiben, an denen auch da und dort das Blei fehlte, aber er fiel ihm nicht in die Seele.

„Das Seilwerk“ — murmelte er vor sich hin — „das ist's! Teufel, das ist Dein Wink!“

Morgen war Himmelfahrtstag. Das Fest wurde seit alter Zeit im Bergkloster ganz absonderlich gefeiert, und von nah und fern strömte die mehr schaulustige als fromme Menge herbei; sah man doch wie in einem Mysterienspiel Christus lebhaft sich erheben über die Erde und in den Wolken verschwinden. Einer der jüngeren Brüder wurde an einem Seilwerk emporgezogen nach der Decke der Kirche und verschwand dort durch eine Öffnung, die mittelst einer Schiebethür verschlossen wurde. Eine Wolkendraperie verhüllte diesen Ausgang, hinter gemalten Wolken bewegten sich die Seile, und in solchen verborgen war auch das Brettchen, auf dem die Füße des „Christus“ standen. Wenn er langsam sich emporhob vor den Augen der Menge und unter den Gesängen der Brüder, war es immerhin ein Schauspiel, das auf den naiven Sinn seinen Eindruck nicht verfehlte.

Und Erwin sollte morgen als Christus emporsteigen nach der Kirchendecke. Wie, wenn er aus der Höhe abstürzte und zerschmettert unten liegen bliebe? — Es wäre eben ein Unglück geschehen, das alberne Spiel würde aufhören, und der Mitwiffer seines Geheimnisses wäre nicht mehr. Der Gedanke wich nicht mehr von Petrus.

War es denn schwierig, das zu bewerkstelligen? . . . Das Seilwerk war einfach genug. Die Füße des Christus standen auf einem Brettchen, das an zwei Seilen befestigt war, welche an der Decke über Rollen laufend sich bewegten und von zwei Mönchen, die in der Kirche, versteckt hinter Wolkendraperungen, standen, gleichmäßig angezogen wurden; der Christus stieg so, an den Seilen sich festhaltend, empor bis zur geöffneten Decke, dort hob er die Hände und griff hinaus nach zwei Ringen, die an Seilen niederhingen, welche im Dachgebälk befestigt waren. An diesen Ringen zog er sich, bereits verhüllt von der Wolkendekoration, hinaus nach dem Dachraum und schloß dann hinter sich die Schiebethür. Wenn die Stricke, welche die Ringe hielten, durchrissen, sobald sich die Last eines Leibes daran emporziehen wollte? — Sie mußten reißen!

Petrus' schlugen die Zähne gegen einander wie im Frost, als er es dachte, er schloß die Augen, als schäue er Furchtbares, aber er konnte sein Sinnen nicht davon abbringen: es galt um den einzigen Mitwiffer seines Geheimnisses!

Gegen Abend, als die Brüder in der kühlen Braustube beim Bespertrunk oder im Garten waren, schlich er vorsichtig nach dem Turme, welchen erst Abt Hilarius hatte an die Kirche anbauen lassen. Mit heftig pochendem Herzen eilte er die Stufen hinan, doch blieb er immer wieder einmal stehen und lauschte, ob ihm keiner folge. Nun stand er in dem Dachraume, nach welchem die Öffnung durch die Kirchendecke führte, und in welcher der Christus am Himmelfahrtstage verschwand. Hier hingen die beiden Ringe an starken, an den Dachsparren verknoteten Stricken.

Petrus hielt den Atem an, ein Schauer durchraun ihn in der totensüßen Einsamkeit des dämmerigen Raumes, und einige Augenblicke lang faßte ihn banges, ahnungsvolles Entsetzen, aber er schüttelte sich, reckte den Leib und griff nach dem kleinen Gefäß mit der Tinktur, das er auch jetzt bei sich führte. Er that einen tiefen Atemzug, dann zog er ein abgestumpftes Messer aus dem weiten Ärmel seiner Kutte und begann mit demselben die Stricke, an denen die Ringe sich befanden, durchzureiben; scharfe Schnittflächen wollte er vermeiden. Er arbeitete hastig, und mit teuflischer Befriedigung sah er nach einer Weile auf sein furchtbares Werk. Beide Seile waren zu zwei Drittteilen zerrieben . . . auch ein leichterer Körper als der des Bruder Erwin mußte, mit voller Wucht daran gehängt, sie zerreißen!

Lautlos schlich der Mönch wieder fort, die Turmtreppe abwärts . . . der Teufel, den er angerufen hatte, mußte mit ihm sein, denn ungesehen kam er unten an und ging nach seiner Zelle.

Zwei Brüder thaten in dieser Nacht im Bergkloster kein Auge zu. Petrus wälzte sich auf seinem Lager wie auf einem glühenden Pfahl . . . er sehnte sich nach dem Morgen, und er fürchtete ihn zugleich. In einer andern Zelle aber lag Bruder Erwin, und auch ihn floh der wohlthätige Schlummer. Morgen am hohen Feiertage sollte er als Christus vor das andächtige Volk treten. Wie war ihm in früheren Jahren die Seele gehoben, wenn er das weiße, wallende Gewand anlegte und die braunen Haarlocken über seinen kahlgeschorenen Scheitel zog, um so in seiner Erscheinung dem Heiligsten ähnlich zu werden; Glück und Freudigkeit hatten sein Herz erfüllt . . . heute aber schaute er mit Bangen auf die Festesstunde. Er fühlte sich sündhaft, unrein, nicht wert des Gewandes, das er tragen sollte; ein Heuchler dünkte er sich zu sein vor Gott und den

Brüdern, denn wie er auch sinnen mochte, was er mit Petrus gethan, hatte das Licht gescheut, und was das Licht scheuen muß, ist vom Bösen. Wozu soll der Mönch, der Welt-Entsagende Gold machen können? Der Versucher war's, der ihn umgarnt hatte, er fühlte sich in seinen Krallen, und doch — beim Sakrament hatte er geschworen, zu schweigen . . . und sein Vater, sein armer, gebeugter Vater, den er retten mußte!

Der einsame Mönch stand immer wieder auf von seinem Lager und versuchte zu beten, aber er vermochte es nicht, seine Gedanken schweiften ihm ab; ruhelos schritt er auf bloßen Füßen hin und her und blieb zuletzt lange an dem Fenster stehen, bis der Morgen über der friedlichen Stadt im Thale heraufdämmerte.

Es war ein herrlicher Festtag mit blauem Himmel und Sonnenschein, und die Klosterglocken läuteten tiefstönig hinaus in die Landschaft, und von allen Seiten kam das Volk heran und füllte die Hallen der Kirche. Erwartungsvoll drängte jung und alt an das Kanzell heran, welches das Presbyterium abschloß, und hinter welchem die gemalten Wolken hinaufflogen bis zur Kirchendecke. Hier vollzog sich ja vor aller Augen leibhaftig das Wunder der Himmelfahrt, wie es in dem ersten Abschnitt der Apostelgeschichte erzählt wird, der auch heute von der Kanzel herab vorgelesen werden sollte.

Die Mönche saßen in ihrem Chorgestühl nahe dem Altar und seitwärts von dem Seilwerk, und Petrus war unter ihnen. Er hatte tief seinen Kopf geneigt und presste wie in Andacht die gefalteten Hände gegen die Brust; so harrte er auf Erwin. Dieser aber befand sich in der Sakristei, um das Christusgewand anzulegen. Die Angst seiner Seele, der furchtbare Widerstreit in derselben stieg von Minute zu Minute, immer heftiger kam ihm die Empfindung, daß er einen neuen Frevler begehe, wenn er, der Sündige, die Stelle des Herrn sich anmaße; vor seinen Augen begann es zu flimmern, zu dunkeln, und als ein helfender Bruder ihm das weiße Verklärungskleid anlegen wollte, brach er in den Armen des Erschrockten bewußtlos zusammen.

Abt Hilarius und einige Brüder kamen, um ihm beizustehen; sie bemühten sich treulich um ihn, stößten ihm von dem Meßwein ein, der sich in der Sakristei befand, aber als er die Augen öffnete, sah er so irr und stier um sich, daß man wohl erkannte, er könne die Rolle des Christus heute nicht über-

nehmen. So führte man ihn nach seiner Zelle, wo er laut aufweinend auf sein Lager sank.

Aber die kirchliche Feier konnte nicht ausfallen, und Abt Hilarius sagte:

„So mag denn Bruder Petrus die Himmelfahrt thun; er ist der einzige, der an Gestalt geeignet ist.“

Als man dem Mönche dies mittheilte, erbleichte er, und ein Zittern durchraun seinen Leib — mit Grauen sah er die Grube, die er sich selbst gegraben hatte. Aber schon drängten die Brüder und zogen ihn nach der Sakristei, wohin er willenlos folgte. Tausend Gedanken fausten wirbelnd durch sein Gehirn — er durfte die Ringe nicht erfassen. Da kam ihm das Rettende. Die Öffnung in der Decke war nicht sehr breit; wenn er oben hinter den bergenden Wolken sich mit dem Brettchen, worauf er stand, einen Schwung gab und den Rand der Öffnung erlangte, so mußte er sich hinaufheben können, ohne die Ringe zu erfassen. Es bedurfte nur einen Augenblick Kaltblütigkeit und Kraft. In dem Gedanken fand er seine Zuversicht und Stärke, und so ließ er sich das Christusgewand und die Haartracht anlegen. Nach einigen Minuten trat er hinaus, tiefe Stille lagerte über der Menge, und der Chorgesang der Mönche hob an. Dann kam von der Kanzel die Verkündigung des Festvorgangs, und während abermals der schwertönige Hymnus begann, hob sich langsam die weiße Gestalt in dem wallenden Kleide und stieg empor, höher, immer höher.

Schon war Petrus der Decke näher gekommen, und seine Augen spähten nach oben. Die Öffnung schien ihm breiter, als er gemeint, und ein banges Gefühl zog ihm die Brust zusammen, sein Herz schlug heftiger. Im Gotteshause unter ihm war es tiefstille, gespannt schauten hundert Augen empor und richteten sich auf das hinaufgewendete Gesicht des Christus, dessen Haltung so natürlich und recht erschien.

Den Mönch oben aber umfing ein Grauen; wie von Gott und Welt verlassen dünkte er sich, und in seiner Erregung ließ er den Blick wieder hinabsinken unter sich, und er sah die Gesichter alle sich zugewendet, als ob sie in seiner Seele lesen wollten. O, daß die Mönche unten an den Seilen schneller angezogen hätten, er vermochte ja die Spannung kaum mehr zu ertragen.

Da — plötzlich mußte er Furchtbares geschaut

haben. Da unten stand ganz vorn an dem Kanzell ein Mann in schäbigen Kleidern, wie ein Fahrender. Sein Haar war grau und struppig, auf seiner Stirn war eine breite Schmarre und das rote, finstere Gesicht von wirrem, ergrautem Barte umrahmt. Der Gesell aber sah mit heißen, durchbohrenden Blicken nach dem Mönche herauf, und um seine Lippen lag ein häßliches Lächeln.

Petrus konnte den Blick nicht von diesem Gesichte wenden. Jetzt fiel der Sonnenschein grell darauf, und mit furchtbarer Deutlichkeit glaubte er jede Linie darin zu erkennen. Ein wildes Entsetzen überkam ihn, die Vergangenheit stieg in ihm empor, es schüttelte ihn in den Seilen, seine Zähne schlugen gegen einander, seine Beine schlotterten, kalter Angstschweiß brach ihm aus dem Leibe, er wollte stöhnen und konnte nicht, und von unten starrte immer das furchtbare Antlitz empor. Noch eine Mannslänge war es bis zur Deckenöffnung, da war die Kraft des Unseligen zu Ende, die Sinne verließen ihn, ein grauenhafter Schrei gellte durch die Stille des Gotteshauses, und gleich darauf schlug der Leib in dem weißen Gewande nieder auf die harten Platten, und aus den zerschmetterten Gliedern floß das Blut über das lichte Kleid.

Entsetzen und Grauen erfaßte die Menge, die auf allen Seiten auseinanderstob und zu den Thoren hinausdrängte. Nur die Mönche standen bestürzt um den Toten, und der fahrende Mann trat näher und sagte laut: „Hier hat Gott gerichtet!“

Verwundert schaute Herr Hilarius ihn an und fragte, was er mit dem Worte sagen wollte. Mit hartem Tone und mit finsternem Blick sprach der Gesell:

„Der da liegt, war ein Mörder oder dachte doch, es zu werden. Die Schmarre auf meiner Stirn zeugt gegen ihn. Vor fünf Jahren trafen wir uns im Walde bei Halle. Ich hatt' ihm erzählt von einer Wundertinktur und ihm das Pergament gezeigt mit dem Rezept, das reizte seine Eier, und da wir Rast hielten, schlug er heimtückisch mich nieder, ließ mich für tot liegen im Walde und floh mit seinem Raube. Mich hat ein fahrender Charlatan gerettet — ihn hat Gott gerichtet!“ —

„Fünf Jahre ist's, seit er zu uns gekommen“ — sagte Abt Hilarius. „Schafft den Toten fort und scharret ihn ein in ungeweihtem Boden — Gott sei seiner Seele gnädig!“

„Amen!“ sprach der fahrende Gesell und wendete sich ab, um zu gehen. Aber noch einmal kehrte er um.

„Sucht in seinem Gewande nach dem Pergament — es ist mein Eigentum!“

Der Abt gebot den Klosterknechten es zu thun; sie fanden in einer verborgenen Tasche seiner Kutte das Traktätlein und gaben es dem Manne. Herr Hilarius aber ging erschüttert aus dem Gotteshause und suchte den Bruder Erwin.

Der wußte noch nicht, was geschehen war, doch als der Abt in seine Zelle trat, hob er sich auf seinem Lager.

„Hochwürdigster — laßt mich beichten, ich bin ein Sünder und durste heute nicht das Gewand des Heiligen tragen!“

Herr Hilarius ließ sich an dem Lager nieder und hielt die fieberheißen Hände des jungen Mönches in den seinen, und dieser erzählte alles, was seine Seele bedrängte. Als er geendet, sagte der Abt milde:

„Du bist ohne Schuld, und wenn Du eine solche hättest, so hat Deine Kindesliebe sie getilgt. Sei getroßt, für Deinen Vater will ich Bürgschaft leisten . . . wer sündig ist, den richtet Gott selbst!“ Und nun erzählte er, was in der Kirche geschehen war. Da that der junge Mönch einen Schrei und sank auf das harte Kissen, und von diesem Augenblicke an durchtobte ihn das Fieber, das ihn nicht mehr verließ. Nach drei Tagen starb er.

Es war für ihn, den glaubenseifrigen Bekenner der alten Kirche, vielleicht ein gnädiges Geschick, daß er es nicht erlebte, wie drei Jahre später die Sache des Reformators auch das Bergkloster besiegte, und wie sein letzter Abt die schöne Susanne Heinke als sein Weib heimführte und in der Loggasse sich ein weltlich Hauswesen schuf.

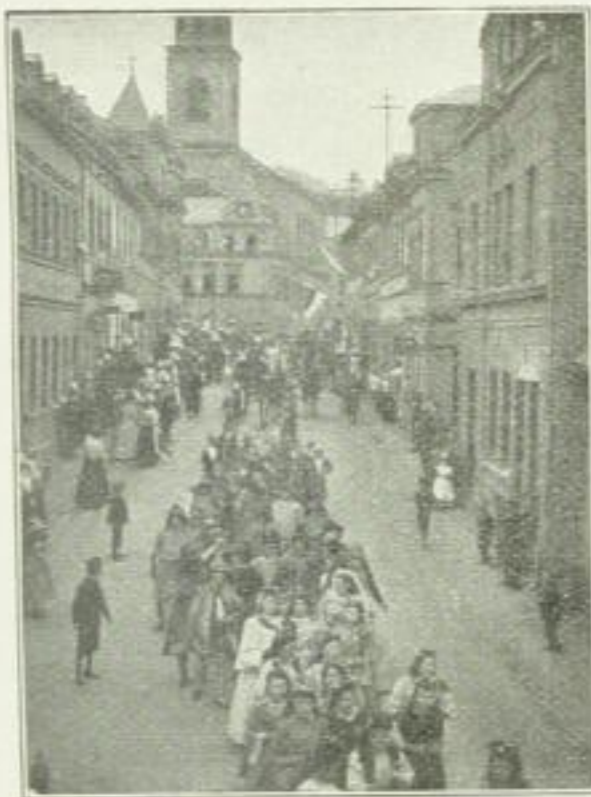
In der Kirche des Bergklosters aber blieb der Blutsfleck von jenem Himmelfahrtstag, und soviel man auch that, ihn zu beseitigen, er schwand nicht, ein sichtbares Zeugnis der furchtbaren Gerichte Gottes.



Dom 8. Ruinenfest zu Elsterberg.

Von Dr. Ludwig Grimm.

Auf dem Kriebelstein, dessen wuchtige Felsmasse kühn emporragt aus den Fichten, welche den steilen Bergeshang bedecken, standen zwei Fremde. Eben



Aus dem Festzuge.

war in ihrem Rücken das leuchtende Tagesgestirn emporgestiegen, und nun glühten und flimmerten die goldenen Strahlenpeile hinab in das Nebelmeer, das über dem Elstertale leise dahinwogte im Morgenwind.

„Da drunten also liegt das gepriesene Elsterberg?“ sagte eben der eine. „Gut zugedeckt ist es jedenfalls.“

„Nur einen Augenblick Geduld“ tröstete der andere. „Ich weiß aus Erfahrung, wie schnell die Sonne den Vorhang von diesen Thälern wegzuziehen pflegt. Laß uns ein Weilchen auf dieser Bank ausruhen, die etwas gegen den Wald zurücksteht.“

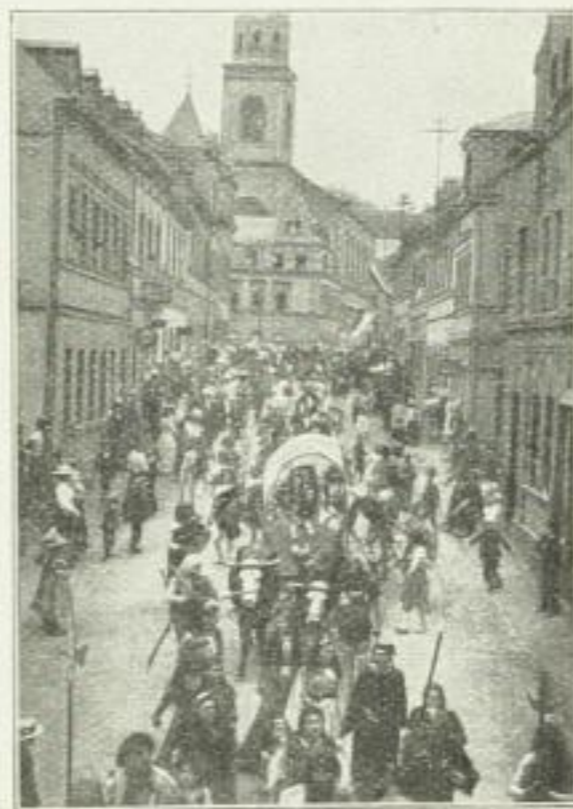
Schon war in der That eine lebhaftere Bewegung der breiten Nebelschichten wahrzunehmen. Südlich, wo die Elster hervortritt zwischen den Felsen des Steinichts, leuchtete der Spiegel des Flusses immer heller unter dem Nebelschleier hervor, mehr nach Westen zu hob sich die Käfersleithe mit ihren neuen Anlagen ins freie Sonnenlicht, und noch weiter rechts glänzte der weiße Kirchturm von Hohnsdorf herüber, der sich so prächtig abhebt von den dunklen Wäldern im Hintergrunde.

„Wirklich, es ist schöner, als ich gedacht hätte,“ brummte der erste.

Aber jetzt nahm ihn der andere am Arme, um ihn von neuem nach der Felskuppe zu führen, von der beide vorhin in den Nebel geschaut hatten.

Ein Ruf der Freude und des Staunens. Dann ein langes Schweigen.

Jetzt lag ja in voller Klarheit vor den Wanderern das Thal und die Stadt. Wie ein einziger großer Wallgraben umschlingt der helle Fluß den Ort mit seinen freundlichen Häusern und grünen Gärten; im Westen bloß, wo die Eisenbahn in einem langen Tunnel den Felsen durchbricht, kann man die Stadt betreten, ohne eine der vier Brücken benutzen zu müssen. Wie aus der Vogelperspektive aber schaut man vom Kriebelstein aus in die gradlinig angelegten Straßen hinein. Blicke im Sonnenlichte grüßt das Kreuz des Kirchturms empor, freundlich leuchten die vielen Fenster der Schule und der verschiedenen Fabriken, und stolz und ernst schauen die Türme und Mauern der Ruine Elsterberg aus Busch und Gaim hervor.



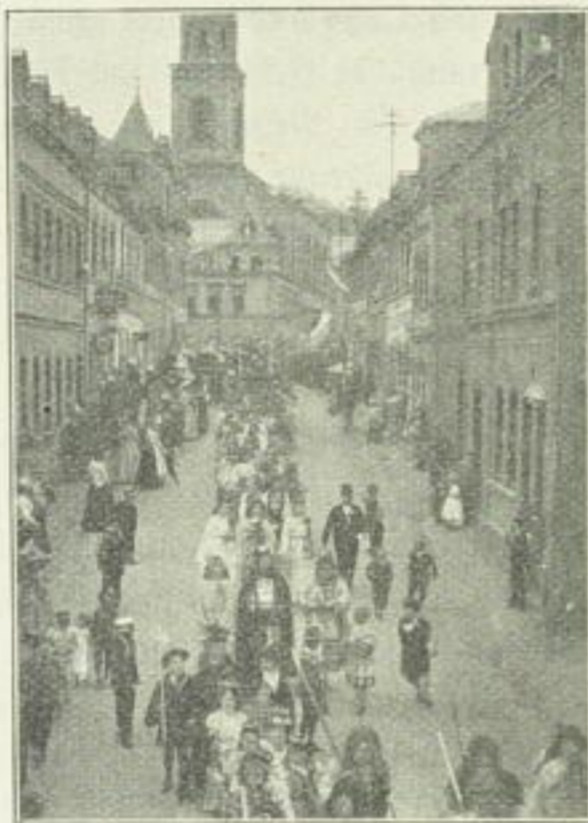
Aus dem Festzuge.

Es dauerte lange, bis der eine, der zum ersten Male diesen Anblick genoß, Worte fand für das wundervolle Landschaftsbild zu seinen Füßen.

„Sieh nur, da flattern sogar Fahnen vor jedem

Hause. Die ganze Stadt scheint Anteil zu nehmen an dem Feste, zu dem Du mich führst.“

„Das war schon bei jedem Ruinenfeste so, das ich besucht habe,“ erzählte der andere. „Eine Bevölkerung, die ihre Heimat liebt und die nötige Intelligenz besitzt, wird immer gern mit thun, wo ihr ein eigenartiges Heimatsfest geboten wird. Da



Aus dem Festzuge.

wirkt hoch und niedrig, jung und alt zusammen, und gerade darum ist der Ton bei diesen Ruinenfesten zu Elsterberg noch immer so ungezwungen und doch anständig gewesen. Laß uns jetzt hinab wandern!“

Die Freunde schritten auf weichen Rasenpfaden am Höhenkamme hin, um dann niederwärts zu steigen zwischen dichtem Fichtengehölz, das sich bis zu den ersten Häusern des Ortes hinzieht. Wie lebhaft sich da drunten schon alles regte trotz der frühen Morgenstunde! Schon kamen die fremden Besucher auf allen Wegen zur Feststadt herein, auf dem Markte sammelten sich in langen Wagenreihen die Equipagen, und Kinder und Erwachsene verrieten frohen Angesichts die Feststimmung, die der längst ersehnte 14. Juli mit sich gebracht.

Ob das den Himmel rührte? Es war eine seltsame Erscheinung. Wolkenwände im Osten und Westen standen fast unbeweglich über der Stadt; seit der zehnten Morgenstunde grollte der Donner; die Orte der Umgegend genossen reichliche Regengüsse nach der Sonnenglut der vorausgegangenen Tage; aber in Elsterberg verspürte man bloß eine hochwillkommene Abkühlung der Temperatur. Von dem

Augenblicke an, da sich der Festzug in Bewegung setzte, heiterte sich das Wolkengesicht des Himmels auf: es war rechtes Festwetter geworden.

Die beiden Fremden, die wir vom Kriebelstein her kennen, schauten auf den Festzug, der sich eben entwickelte. Wie sich da alles so zwanglos aneinander reihte! Schützen und Jäger, Germanen und Slaven, Raubritter und Kaufleute zogen da neben- und hintereinander her, als sei schon das prophetische Reich des Friedens angebrochen; zu Roß, zu Wagen und zu Fuß kamen die Vertreter der verschiedenen Epochen einher: an 500 kostümierte Personen. Jubel und Lust, wohin sie zogen; Leben und Bewegung in all den Gruppen! So erreichte der Festzug die Ruine, der nun tausende von Menschen zuströmten. Nie noch hat Elsterberg eine so große Menschenmenge gesehen wie bei diesem letzten Ruinenfest.

Schon erklangen die Fanfaren, deren Ruf das Festspiel einleitete. Vor der mächtigen Brettertribüne an der Südward der Ruine wühlte der Wind in dem duftigen Gewebe des dreiteiligen Vorhangs. Von der Naturkanzel aber, die seitlich der Bühne errichtet war, erklangen die markigen Töne der Einleitungstrophen:

Hört Ihr's rauschen, hört Ihr's klingen
Aus dem Thale, von den Höhn?
Welch ein Jubeln, Welch ein Singen!
Goldne Welt, wie bist du schön!
Zu des lichten Tages Feier
Schwillt der Freude voller Klang!
Bis die Nacht die dunkeln Schleier
Senkt auf Thal und Bergeshang.

— — — — —
— — — — —

Und nachdem verkündet ist, wie jetzt Bilder heraufsteigen sollen aus Elsterbergs vergangenen Tagen, schließen die Einleitungsworte mit dem Hinweis:

Hört Ihr's rauschen, fühlt Ihr's wehen?
Fernher schwillts wie Geisterchor:
Waffen blitzen, Fahnen wehen,
Heroldsruf erklingt vom Thor,
Aus der Väter dunklen Tagen
Rahn Geschlechter Zug auf Zug:
Laßt uns heut von ihnen sagen,
Die einst dieser Boden trug!

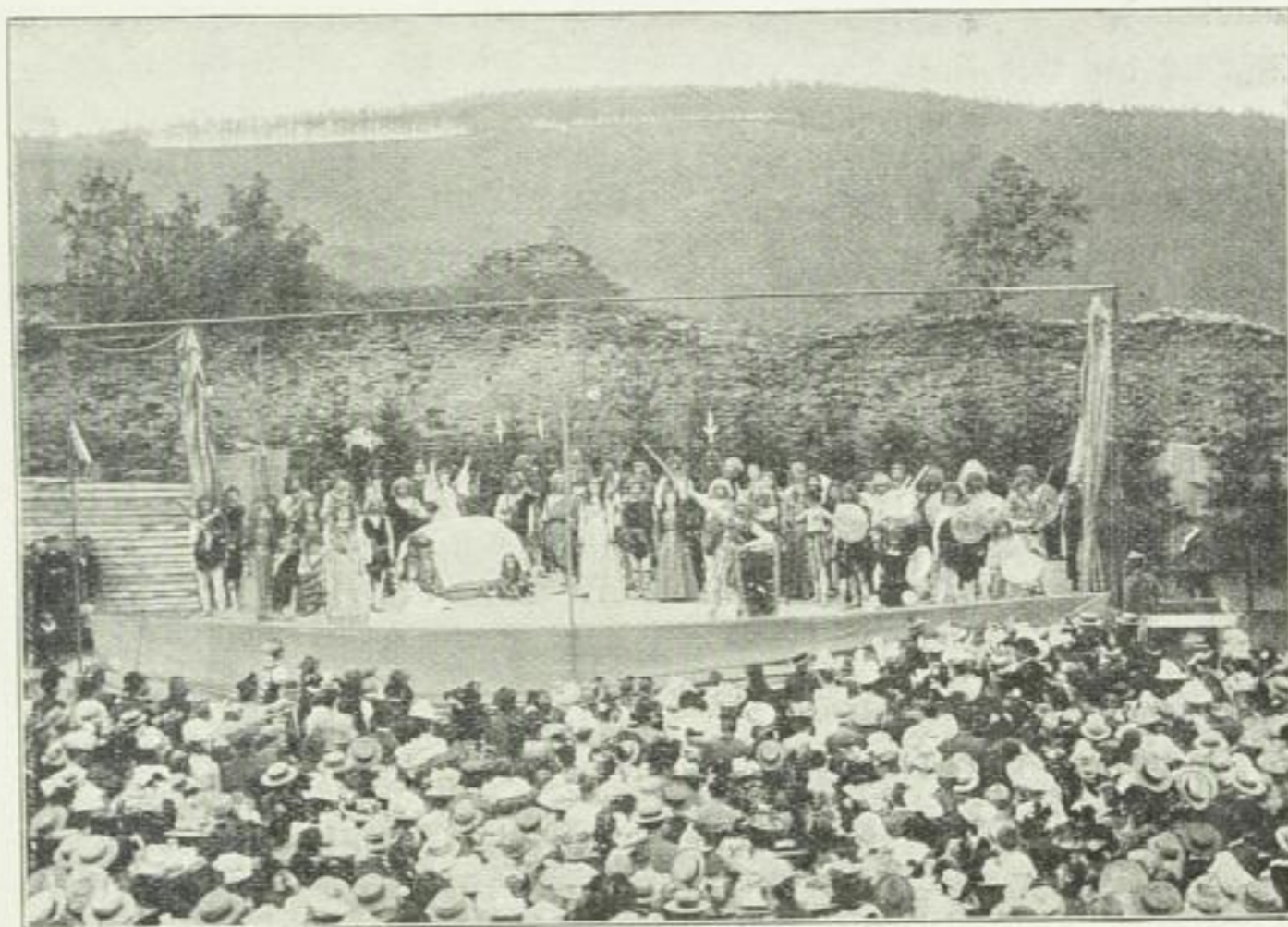
Und schon teilt sich der Vorhang. Waffenweihe und Opfer bei den alten Deutschen — im nächtlichen Walde — stellt sich den Blicken dar. Mächtig ertönt der Chor, dessen Komposition dem bewährten Elsterberger Kantor zu hoher Ehre gereicht: „Waltender Wotan, weihe die Waffen!“ Ein Schwertertanz der Germanenjünglinge schließt sich an.

„Solch eine wuchtige Scene wird schwer zu überbieten sein!“ sagte der jüngere der beiden Freunde und that einen kräftigen Zug aus dem Glase, das ein wohl gelungenes Bild der Elsterberger Ruine zeigte.

Aber sogleich sollte er die Meinung ändern. Ein neues Bild führte die Geister in die Zeiten der

forbischen Besiedelung. Im bunten Brautzug führt der jüngere der beiden Stammesfürsten die Auserwählte dem neuen Heim zu; Kinder, Frauen und Mannen begrüßen die junge Fürstin, und malerisch entwickelt sich der Zug der blumengeschmückten, Haustiere führenden, Kulturgeräte tragenden Kinder und Frauen unter immer herrlicher anschwellendem Gesang.

Aber in die frohen Lieder klingt ein fremder, rauher Ton. Es nahen Feinde. Franken sind ins Land gezogen, wie der Rezitator uns kündigt; beide Fürsten haben den Sieg mit dem Leben erkaufte. Ihre Leichen ruhen auf hochgetürmten Scheiterhaufen, als der Vorhang sich wieder geteilt hat. Und wie der Holzstoß emporflammt in zehrender Glut, stürzen



Nach der Aufnahme der Gebr. Fischer-Elsterberg. Waffenweihe.

sich die junge Gattin des einen Fürsten und der noch nicht wehrfähige Sohn des anderen in die Flammen: auf Jubel und frohen Reigen ist Leid und Vernichtung gefolgt.

Das düstere Bild hat den ersten Teil der Darbietungen beschlossen. In den weiten Kellern der Ruine, die von hunderten elektrischen Glühlampen erleuchtet sind, wird aber die ernste Stimmung bald wieder aufgelöst bei den heiteren Genüssen der Gegenwart.

Ab und zu läßt sich einer der hochgebietenden Vereinsvorsteher sehen, die alles so weise und fleißig eingerichtet haben. „Sagen Sie nur, wie wollen

Sie bei solchem Aufwande einen Nutzen heraus schlagen?“ klingt es dem Schweißgebadeten entgegen.

„Nutzen? den wollen wir gar nicht. Selbst ein Defizit reut uns nicht, wenn das Fest gut verläuft!“

„Ein idealer Vereinsvorstand“ knurrt unjer Reuling. Und nun vernimmt er, wie zu den im Orte vorhandenen echten vogtländischen Kleidern noch etwa 450 geschichtliche Kostüme von einem großen Dresdener Ausstattungsgeschäft bezogen sind, läßt er sich erklären, welche Summen für Zimmerarbeiten und Druckfachen nötig waren, wie vor allem eine Unsumme von Kraft und Zeit für das Ausräumen

der mit Steinen verschütteten Plätze geopfert werden mußte.

„Das ist doch zu viel gewagt für einen immerhin nicht reichen Ort“ nörgelte er weiter. Zum Glück begann gerade der zweite Teil der Vorstellungen, der ihn ins rosige Licht zurückrief, nachdem er so lange im tiefen Keller gefessen.

Ein liches Bild zeigt auch die Bühne. Da gründet man die Burg an der Elster, und ein frohes Volksfest schließt sich an. Wie sich die Ritter und Knappen fröhlich den Volkstanz ansehen, wie da auf der Bühne fast so viel getrunken wird wie drunten im Zuschauerraum! Wen sollte es nicht fröhlich stimmen, und wenn es der alkoholfreieste Abstinenzler wäre!

Nun schließt sich das Bild eines Jagdzugs an. Selbst die Meute und die Falken fehlen nicht. Und wie glänzt Gold und Silber, wie rauscht's von Sammt und Seide!

Dieser Glanz der äußeren Ausstattung kommt am prächtigsten zur Geltung bei dem nun folgenden Pagenreigen. Das ist ein Flimmern und Leuchten, ein Klingen und Schleifen, wie es selten so reizend sich bietet. So muß auch — entgegen allen dahin getroffenen Bestimmungen — der köstliche Pagenreigen wiederholt werden.

„Hast Du die leuchtenden Augen der Pagen und Ritterfräuleins betrachtet?“ fragte der jüngere unserer Freunde den andern.

„Ich wollt', ich wär noch mal jung und könnte solchen Reigen mit schreiten!“ seufzte der wehmütig. „Aber still, ein neues Bild!“

Ein Wagenzug wird überfallen. Trotzige Bürger und übermütige Ritter mit der Beute sind da droben sichtbar. Die nächste Scene zeigt dann die Gerichtsitzung, in der das Urteil über die Räuber gefällt wird. Wimmernd klingt das Glöcklein, bis sich der Vorhang schließt.

Abermals eine Pause für Zuschauer und Darsteller. Auf den Rasenplätzen und in den Kellern werden Ansichtskarten geschrieben von frohgestimmten Menschenkindern. Lauter und lärmender wird das Treiben; aber gesittet ist es geblieben. In schlichter Weise macht der Landmann und der Bürger seine Anmerkungen über das Gesehene. Mag auch in der Darstellung von der dichterischen Freiheit ein sehr starker Gebrauch gemacht worden sein: für den Zuschauer hat das Mögliche den Wert des Typischen;

er freut sich des Gesehenen. So ist er auch beim Beginn des dritten Teiles richtig am Platze.

Die Kirche hat die Führung übernommen nach dem Fall der alten Gewalten. Durch die Pracht und die Vielgestaltigkeit ihres Kultus beherrscht sie die Sinne. Darum erblicken wir jetzt vor uns einen Wallfahrtszug, wie er dereinst wohl nach Koffengrün zum Kirchlein des heiligen Urban gezogen sein mag. Wallfahrtslieder erklingen, der Priester segnet die Menge, und gläubig neigen sich alle vor dem Gnadenbild.

Aber es gab auch eine Zeit im Vogtlande, wo man den Machtgelüsten eines vaterlandslosen Klerus männlich entgegentrat. Luthers Worte erklingen, und durch die innere Wahrheit der reineren Lehre siegte der Geist der Reformation. „Das Wort sie sollen lassen stahn“ erklingt aus der Ferne, und von der Rednerkanzel herab hören wir, wie Gotteswort ob Menschenwerk gesiegt hat.

Aber schwere Kämpfe schlossen sich an. In ein Schwedenlager führt das nächste Bild. „Fleuch, Tilly, fleuch“ klingt der übermütige Sang der Scharen Gustav Adolfs; des Elends, das die bald gleich den Kaiserlichen entartende Rotte über unsere Gegend gebracht hat, denken wir doch dabei. Vorüber mit so traurigen Erinnerungen!

Und sieh! Schon wird ein neuer Ton angeschlagen:

Es drängen und treiben die Wogen
Im Sturme der Ewigkeit.
Jahrhunderte sind entflohen,
Und auf stieg die neue Zeit.
Längst sind die Wunden geschlossen,
Die eiserne Zeit einst schlug;
Das Leid und die Lust sind verflohen
Mit rauschender Tage Zug.
Wohl mochte der Himmel sich röten
Von zehrendem Feuerbrand,
Wohl mochte in Kriegesnöten
Erzittern das seufzende Land,
Doch immer hat neu sich erhoben
Urkräftig unser Geschlecht,
In aller Wetter Toben
Erwies es treu sich und echt.
Und Kraft und Treue soll bleiben,
So lang unsre Berge stehn,
So lang unsre Wälder treiben
Und Wolken darüber wehn.
Drum soll's auch heute schallen

In stolzem freien Ton
 Bis in des Königs Hallen,
 Bis zu Held Alberts Thron:
 Wir schwören, o König, aufs neue
 An festlicher Stätte hier,
 Zu wahren die alte Treue.
 „Heil Albert! Der Herr sei mit Dir!“

Und nun enthüllt sich die Bühne zum letzten Male. Inmitten einer huldigenden Volksmenge erhebt sich unseres Königs Büste, und jubelnd klingt es aus aller Munde über den Festplatz, weithin ins grünende, sonnige Land: „Den König segne Gott!“

Mei Dugtland.

Mei Dugtland, dös is gut und recht,
 Kaa annersch Land derf nah,
 Und wär m'r'sch epper schänden möcht,
 Der kriegts mit mir ze tha.

Suweit iech rümgewannert bie,
 Dun' Alpen bis zen Meer —
 Ei, freilich, do und dort warsch schie,
 Doch 's Dugtland kimmt vernehr.

Wos nuzt a himmelhuhcher Berg,
 Wenns nig wie Eis und Staa!
 Do sei de unnern freilich Zwerg,
 Doch reich bewachsen aa.

Suweit de Aang ner immer reing,
 Grü alles, Berg und Thol!
 A wahre Pracht, die ihresgleing
 Kaam find't a zwaates Mol.

Durchhie mang flinkes Bächel braust,
 Umschaunkelt vun Eybelln;
 Schiff troong se net, doch drinne schauft
 Du Patterln und Furelln.

A Steedtel do, a grässersch dort
 Siech drah an' Hang derstreckt,
 Und mannichs kaaaner, schmucke Ort,
 Dun Baamern halb versteckt!

Und drinne Leit, die wahr und recht,
 Voll fleiß und Ordnung sei,
 Die, mühsig se Herr sei oder Knecht,
 Gleich sei an Lieb und Trei.

Und allzeit ehrlich, offen, frei,
 De Sprooch a feesel rauch,
 Weil hinterheltigs net derbei,
 Wie annerwärts su Brauch.

Und lustige Schenken findste dort
 Und drinne guten Trank,
 Und frei is noch a offens Wort,
 Hell kling der Lieder Klang.

Su mancher kam vun fremme Ort,
 Den spreißeln härn iech ho;
 Doch mog eich kaaaner wieder fort,
 War er a Weile do.

Mei Dugtland, dös is recht und gut,
 Kaa annersch Land derf nah,
 Und wer m'r'sch epper schänden thut,
 Der hots mit mir ze tha.

A. Nibel.

Der Leipziger Thomaskantor Johann Hermann Schein.

Von Dr. Arthur Prüfer.

„Ehrt Eure deutschen Meister!“
 Wagner.

Der gewaltige Aufschwung, den die deutsche Musikgeschichtsforschung in der Gegenwart durch Veranstaltung kritischer Gesamtausgaben der Werke unserer großen modernen Tonmeister genommen und der auch zu der ernsteren, wissenschaftlichen Be-

schäftigung mit dem Leben und Wirken der Tonkünstler vergangener Zeiten geführt hat, ist nun erfreulicherweise, seit dem letzten Decennium, auch dem XVII. Jahrhundert zu gute gekommen. Es ist vor allem das Verdienst Philipp Spitta's, eine der bedeutendsten und würdigsten Gestalten jenes von der musikwissenschaftlichen Forschung so lang

vernachlässigten Zeitalters, Heinrich Schütz, den großen Dresdner Hofkapellmeister, durch Darstellung seines reichbewegten Lebens und Neu-Ausgabe seiner Werke der Gegenwart wieder geschenkt zu haben. Allein Schütz ist nur einer der hellleuchtenden Sterne am Firmamente der Kunstgeschichte jener Tage. Kaum mindere Bedeutung werden spätere Musikhistoriker dem dichterisch-musikalischen Schaffen seines großen Zeitgenossen und Freundes, dem diese Zeilen gewidmet sind, beilegen.*) Johann Hermann Schein gewinnt aber nicht allein dadurch unsere nähere Beachtung, daß er, gleich Schütz, unserm engeren sächsischen Vaterlande, „unserer Heimat“ angehört; er beansprucht auch unsere besondere Würdigung als Leipziger Thomaskantor und würdiger Vorgänger des großen Johann Sebastian Bach, dessen Amt er 100 Jahre früher mit aufopfernder Treue verwaltete.

Schein's äußerer Lebensgang gleicht merkwürdiger Weise dem Sebastian Bach's in wesentlichen Beziehungen. Dem sächsisch-thüringischen Mitteldeutschland, dem wir ja die größte Anzahl der deutschen Tonmeister verdanken, entsprossen — die Wiege Schein's stand im sächsischen Erzgebirge, die Bach's am Fuße der Wartburg —, verbringen beide ihre Lehr- und Wanderjahre unter fast stetem Lächeln des Glücks; schon frühzeitig entfaltet sich der Genius ihrer Kunst unter den Strahlen fürstlicher Gunst; die kleine weimariische Residenz darf ihrem Weltruhme ein neues Blatt hinzufügen, denn Schein wie Bach haben dort, als fürstliche Hofmusiker, jahrelang hoch in Ehren gestanden. Für beide Künstler bedeutet Weimar den glänzenden Höhepunkt ihres äußeren Lebens. Den Schwerpunkt ihres künstlerischen Wirkens aber fanden beide in der zweiten Hälfte ihres Daseins in Leipzig, wo sie das Kantorat zu St. Thomas und das städtische Musikdirektorat bekleideten. Die Tragik des Künstlertums, die den schöpferischen Drang, das überlegene Freiheitsgefühl des Genius in Konflikt mit seiner Zeit und Umgebung notwendig

*) Betreffs weiterer litterarischer, sowie musikalischer Würdigungen Schein's s. des Verfassers Monographie „Joh. Herm. Schein“, Leipzig, 1895, Breitkopf & Härtel, ferner 3 geistliche Chorlieder (Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchliche Kunst. 4. Jahrg. Göttingen, Vandenhoeck u. Rupprecht, Januar 1899), 20 weltliche Lieder für 2 und mehr Stimmen (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900) und besonders das erste Heft der Gesamtausgabe der Werke Schein's (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1901).

verfest, mußten Schein, wie Bach gleicherweise durchkosten, und sie verbitterte diesem das Leben, jenem aber bereitete sie ein frühes Grab.

Schein's Leben fällt, gleich dem seiner großen Zeit- und Kunstgenossen Heinrich Schütz und Samuel Scheidt, denen man den Ehrennamen der drei großen S beilegte, in die Wende des 16. und des 17. Jahrhunderts. Seine größte Wirksamkeit entfaltete er als Thomaskantor in den ersten zwölf Jahren jenes furchtbaren, verheerenden Krieges, der den gänzlichen Verfall des deutschen Wesens zu verursachen schien, der aber, dank einem gütigen Geschehe, zu Lebzeiten des Künstlers seinem engeren Vaterlande noch fern blieb.

Johann Hermann Schein wurde geboren am 20. Januar 1586 zu Grünhain im sächsischen Erzgebirge, als Sohn des dortigen Pastors Hieronymus Schein, der infolge seiner Glaubensstreue, mit der er bei den sog. kryptokalvinistischen Wirren an der reinen lutherischen Lehre festhielt, während seiner Amtsführung viel Drangsal zu erdulden gehabt hat. Nach seinem Tode zog die Mutter, eine geborene Dresdnerin, 1593 in ihre Vaterstadt zurück, und dort wurde im Jahre 1599 der 13jährige Knabe durch Fürsprache des kurf. sächs. Oberhofpredigers D. Polycarpus Leyser, des Älteren, in die berühmte kurf. „Kantorei“ zu Dresden als Kantoreiknabe aufgenommen. Unter der Leitung des Kapellmeisters Rogier Michael lernte er die hervorragendsten in- und ausländischen Gesangs- sowie Instrumentalwerke kennen, mit denen die Kapellknaben, nach der Sitte der Zeit, dem kurfürstlichen Hofe bei Tafel „aufwarteten.“ Kurfürst Christian II. sorgte aber auch nach eingetretener Mutation für die wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung seiner Kantoreiknaben, und so wurde Schein am 18. Mai 1603 in Schulpforta, eine der damaligen drei kursächsischen Fürstenschulen, aufgenommen, wo er unter der Leitung tüchtiger Kantoren, wie Erhard Bodenschlag und Bartholomäus Scheraeus, seine musikalischen und wissenschaftlichen Studien zum Abschluß brachte.

Im Frühjahr des Jahres 1608 finden wir nun Schein als 23jährigen Studenten in Leipzig, und wie wohl er sich damals im Kreise fröhlicher Kommilitonen gefühlt haben muß, davon legt sein Erstlingswerk, das er im Jahre 1609 erscheinen ließ, das beredteste Zeugnis ab. Es ist sein „Venusfränzlein“, eine Sammlung weltlicher Chorlieder

und Instrumentalwerke, mit der er sich in die Kunstwelt einführt. Die nächsten Jahre verlebte Schein als Hauslehrer und Hausmusikdirektor eines kurfürstlichen Edelmanns, Gottfried v. Wolffersdorf, in Weizensfels, der sich des ihm schon von Schulpforta her befreundeten jungen Künstlers in so hochherziger Weise annahm, daß er ihn im Jahre 1615 an den Herzog Johann Ernst den Jüngern von Weimar empfahl, der ihn auch wirklich zu seinem Hofkapellmeister ernannte. Schein eröffnet also vielleicht die glänzende Reihe deutscher Künstler, die sich an den Strahlen der Sonne des weimariischen Fürstenhofes erwärmen durften. Hier genoß unser Meister eine, wenn auch nur kurze Spanne reinsten Glückes, das seinen Höhepunkt erreichte, als es ihm vergönnt war, eine Jugendgeliebte, Sidonia Höfel aus Dresden, an den Traualtar zu führen.

Auch künstlerisch that er sich jetzt zum zweiten Male hervor durch Veröffentlichung einer Sammlung von Motetten, *Cymbalum Sionium* genannt, die er in der Schloßkirche zu Weimar zur Auführung brachte, wie das seinem Herzoge gewidmete *Banchetto musicale*, eine Anzahl von Suiten, d. h. Folgen kunstmäßig gefester Tanzmelodien, eine der ersten Sammlungen, die in dieser Vollständigkeit bisher in Deutschland bekannt geworden sind. Da wurde plötzlich am 24. November 1625 durch den Tod des hochgelehrten und kunstsinigen Sethus Calvisius das Thomaskantorat zu Leipzig erledigt, und der Rat dieser Stadt wandte sich an Schein mit der Bitte, dieses berühmte Amt zu übernehmen. Schein mußte sich natürlich durch diesen Antrag geehrt fühlen, der Nachfolger eines so berühmten Mannes zu werden, und willigte ein, zumal auch sein Herzog, wenn gleich nur ungern, seine Zustimmung zu dem Weggang seines „geliebten“ Kapellmeisters gab, doch nur zu bald sollte es sich zeigen, wie schmerzlich unser Künstler sich getäuscht sah.

Gleich im ersten Jahre seiner neuen Amtstätigkeit als Thomaskantor geriet Schein in Konflikt mit einigen seiner Schulkollegen, die ihm die dem Kantor von alters her zukommenden, außerordentlichen Einkünfte aus der Leitung der sogenannten Brautmessen und Begräbnismotetten zu schmälern trachteten. Bergegenwärtigen wir uns das Elend der Zeit zu Beginn des furchtbaren 30jährigen Krieges, die Dürftigkeit der Lehrerbefoldungen und insbesondere die Verrohung der Schuljugend, die durch ihre Lehrer leider sogar

indirekt befördert wurde, so begreifen wir, wie wenig Segen unserem Kantor aus seiner Stellung trotz redlichen Bemühens erwuchs, und daß er in seinem künstlerischen Schaffen und Aufführen seiner Werke nunmehr die eigentliche Aufgabe seines Lebens erblickt. So nennt er sich denn auf den Titeln seiner Werke und in den Unterschriften seiner Briefe nicht Kantor, sondern mit Vorliebe *Director musici chori*, wozu ihn seine Stellung als städtischer Musikdirektor, die mit dem Thomaskantorat ver-



Johann Hermann Schein.

Wir freundl. Genehmigung der Firma Breitkopf & Härtel, Leipzig.

bunden war, allerdings berechtigte. Auch diesen stark hervortretenden Zug seines Künstlertums teilt Schein bedeutsamer Weise mit Sebastian Bach. Wie übermächtig sich aber der Schaffenstrieb in der Seele unseres Künstlers regte und jene niederdrückenden Berufsverhältnisse überwand, zeigt die so staunenswerte Fülle seiner Werke, die in den Jahren 1617—30 entstanden sind, und die die große Bedeutung ihres Schöpfers als Wort- und Tondichter glänzend offenbaren. Zu ihrer Charakteristik sei vorausgeschickt, daß Schein's künstlerische Entwicklung in die Zeit der mächtigen, von Italien aus alle Kulturvölker Europas überflutenden, mu-

fikalischen Umwälzung fiel, die die Herrschaft der mittelalterlich gebundenen Polyphonie brach und den Sologesang als künstlerischen Ausdruck der modernen Persönlichkeit an ihre Stelle setzte. Es war eine Zeit der Gährung, des Kampfes mit den alten Formen und Ausdrucksmitteln, des Ringens nach Gestaltung neuer, der zuerst auf dem klassischen Boden der Renaissance entbrannte, und sogleich auch die zeitgenössischen deutschen Meister am tiefsten ergriff. In Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Schönheit und unter dem Zauberbann der dort erblühenden Kunst versenkten sie sich ganz in den Reichtum der neuen, sich ihnen erschließenden Formenwelt. Allein ebenso wenig, wie Hasler, Schütz und andere große deutsche Meister, gab sich Schein willenlos dem blendenden Glanze hin, den die neuaufgegangene Kunstsonne Italiens ausstrahlte. Als echter Künstler erkannte er die der heimischen Poesie und Kunst drohende Gefahr, er durchdrang jene fremden Formen, vertiefte sie und verschmolz sie mit der Polyphonie des 16. Jahrhunderts zu neuen, vollendeteren Kunstbildungen.

Die musikalischen Formen, die Schein eine reichere Durch- oder völlige Neubildung verdanken, waren auf geistlichem Gebiete die Choralbearbeitung, die Motette, das Madrigal und im Zusammenhange mit Schütz das sogenannte geistliche Konzert. Es sei an dieser Stelle nur auf sein berühmtes Kantional von 1627 hingewiesen, in dem er uns als Dichter, Sänger und Setzer einer Fülle herrlicher Choräle entgegentritt. Das Kantional ist eines der grundlegenden Gesangbücher der protestantischen Kirche geworden. Eines seiner Lieder, das bekannte Sterbelied: „Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt“ ist in mehr als 16 Gesangbüchern der evangelischen Kirche des In- und Auslandes aufgenommen, so auch in unser sächsisches Landesgesangbuch vom Jahre 1883, und hat also den Namen des Dichters bis auf die Gegenwart lebendig erhalten.

Auf weltlichem Gebiete verdankt das Madrigal und mehrstimmige, deutsche Kunstlied Schein als Dichter und Tonsetzer gleichfalls eine wesentliche Förderung. Erwähnt sei hier nur sein „Studentenschmaus“, eine Art Fortsetzung seines oben erwähnten Jugendwerkes, des Venuskränzleins, in dem Schein auch, als echter deutscher Meister, einen derben, volkstümlichen Humor entfaltete; und ferner seine dreistimmige „Musica boscareccia“ oder

„Waldliederlein“ (3 Teile, 1621, 1626 und 1628), von denen ein zeitgenössischer Dichter urteilt, „daß dieser Scheinischen Wald-Musica Kunstreiche Lieblichkeit in so artiger Kürze nicht leichtlich ihres Gleichen finden, und derowegen nicht unbillig unter die ihren Meister lobende Werke zu zehlen, ja als eine besondere Gabe des allerhöchsten Meisters zu rühmen seyn, ist außer Zweifel — —.“ Diese zierlichen Waldliederlein erfreuten sich schon damals einer solchen Beliebtheit, daß der bedeutendste Schüler Schein's, Paul Fleming, der Dichter, sie, wie auch die Lieder des „Studentenschmauses“, im Jahre 1636 in Reval an der Ostsee, wo er auf seiner bekannten Orientreise sich aufhielt, in geselligem Kreise anstimmte.

Außer diesen Hauptwerken hat Schein noch eine große Zahl oft groß angelegter, geistlicher und weltlicher Gelegenheitskompositionen hinterlassen. Das 17. Jahrhundert war ja überhaupt das Zeitalter der Gelegenheitswerke, und unser Meister wurde durch seinen Kantorenberuf, der ihn fort und fort, in Freud und Leid, bei Hochzeits- und Begräbnisfeierlichkeiten, mit den Geschicken der ihn hochachtenden und ihm vielfach engbefreundeten Leipziger Bürgerschaft künstlerisch verflocht, zu einer so ausgedehnten Pflege der Werke dieser Gattung hingewiesen. In rührend ergreifenden Widmungen oder in scherzhaft launigen Anspielungen begleitet er auf den Titelblättern dieser Werke, die er mit sinnig-naiven, oft lateinisch-deutschen Spruchgedichten auszuschnücken liebt, das Dasein jener alten Geschlechter, es mit dem Schimmer seiner Kunst verklärend. So weihte er seinen Namen durch die That und setzte sich ein Denkmal im Herzen seiner Zeitgenossen, dessen künstlerische und kulturhistorische Bedeutung weit über die Stätte seiner einstigen Wirksamkeit hinausragt.

Beklagenswert ist, daß unerhört bitteres häusliches Leid unseren Thomaskantor veranlaßte, diese Kunst der Gelegenheitschöpfungen in seiner eigenen Familie in ergreifendsten Worten und Tönen zu üben. Seine erste Gattin sah er 1624*) und 7 seiner Kinder während der 11 letzten Jahre seines Lebens ins Grab sinken, und bei jedem dieser herben Schicksalsschläge hat der „innig betrübte und höchst traurige Vater“ seinem Schmerze in einem er-

*) Er verheiratete sich im folgenden Jahre von neuem mit Elisabeth von der Perre, der Tochter eines Leipziger „Kunstmalers“.

greifenden Grabgesänge mit lateinisch-deutschem Nachruf Ausdruck verliehen.

So wird man z. B. den Nachruf, mit dem er den Trauergefang auf den Tod seines Söhnleins Hieronymus beschreibt, nur mit innigster Rührung lesen können:

„O Deus, alme Deus! querar aut sileam? ah! quid dicam?
Velle tuum factum est: Velle tuum placeat:
Plura vetant lachrymae: lachrymis quin major et ipsis
(Ah!) dolor est. Credis qui minus, ipse proba.“

O treuer Gott, was soll ich klagn?
Ich wil von deinem Willen sagn.
Biel größr als wennen ist mein Schmerz,
Versuchs ein treues Vater Herz.

Doch schon wenige Monate nach dieser letzten Heimsuchung wurde der fromme Thomaskantor, nach seiner Rückkehr aus Karlsbad, wo er vergeblich Heilung von der Schwindsucht gesucht hatte, von seinen Leiden und aller Erdenpein erlöst. Am 19. November 1630 starb Johann Hermann Schein im noch nicht vollendeten 45. Lebensjahre und wurde am 21. November feierlich bestattet. Sein großer

Freund Heinrich Schütz widmete dem Dahingeschiedenen eine erhebende Trauermotette, die er auf Bitte des Sterbenden über dessen Lieblingswort „das ist ja gewißlich wahr und ein teures wertes Wort“ zc. kunstreich gesetzt hatte. Unter den Trauergedichten, die dem Verklärten gewidmet wurden, befinden sich auch zwei lateinische Carmina seiner beiden hinterbliebenen Söhne.

Dies war das Leben Johann Hermann Schein's. Als Mensch, als Christ hat er in dunkler Zeit alle Aufsechtung der Welt überwunden, als Künstler aber ist er nicht minder unserer Bewunderung würdig: ein echter deutscher Meister, hat er das große Erbe der Väter treu bewahrt, durch edelste Gaben seiner eigenen Kunst vermehrt und so hinüber gerettet, was die deutsche Musik an hoffnungsreichen Keimen in sich barg, bis zu der großen Epoche der Entfaltung und Vollenbung. Möge das deutsche Volk, in gerechter Würdigung dessen, was es an Johann Hermann Schein besitzt, auch diesem Meister von neuem seine Verehrung und Liebe zuwenden. „Denn er war unser!“



Vom Colditzer Heimatsfest.

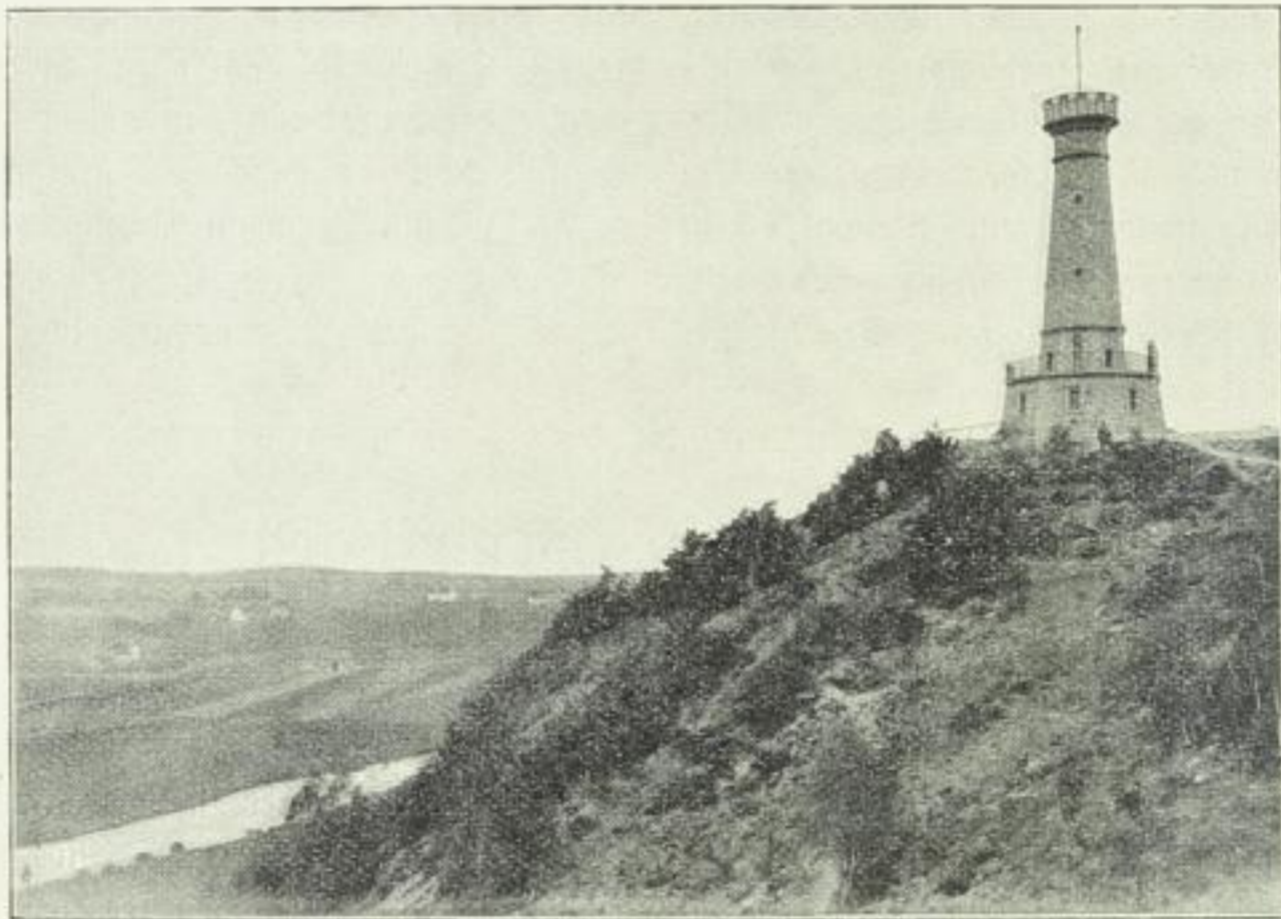
Von Dr. C. Pfau.

In unserem Vaterland giebt es wohl wenig Städte, welche in der ältesten und älteren Landesgeschichte eine so hervorragende Rolle gespielt und sich daneben ein so altertümliches Gepräge bewahrt haben, wie die freundliche Muldenstadt Colditz. Die Geschichte des ehemals fünfthorigen, ummauerten Ortes ist eng verknüpft mit derjenigen seines Schlosses, dessen Gründung in die Zeit der deutschen Kolonisation fallen dürfte. Als Besitzer der Burg tritt 1080 Wiprecht von Groitzsch, der in der ältesten sächsischen Geschichte so oft mit Ehren genannt wird, auf. Die Besitzverhältnisse der Feste wechselten mehrfach in der Folgezeit, schließlich kam sie an die Albertinische Linie der Wettiner. Doch ist von dem ursprünglichen Burgbau wenig erhalten. 1430 wurde das Schloß von den Hussiten zerstört, 1464 durch Kurfürst Ernst wieder aufgebaut; 1504 brannte wiederum der Vorderbau aus. So, wie der gefällige Bau jetzt vor uns steht, stammt er in der Hauptsache aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, wo er unter Leitung bedeutender Meister stark erweitert

und erneut wurde. Die damalige Baugeschichte des Schlosses wie diejenige verschiedener anderer landesherrlicher gleichzeitiger Bauten im westlichen Sachsen (Pleissenburg, Augustsburg, Rochlitzer und Waldheimer Schloß) bildet einen bedeutsamen Abschnitt in der Vergangenheit des ehemals so weitberühmten Rochlitzer Steinmetzhandwerks: Rochlitzer Werkleute waren an allen diesen Bauten hervorragend thätig, Rochlitzer Stein wurde hier vorwiegend verwendet. Colditz war ehemals wie Rochlitz ein Lieblingsaufenthalt des Landesherrn, vor allem wegen der ausgedehnten, ergiebigen Jagdgebiete; riesige Jagden wurden hier noch abgehalten um 1600, zu Zeiten der verwittweten Kurfürstin Sophie, die Colditz als Residenz erkoren hatte. Zweifellos hat das häufige Verweilen der Landesherren mit dem Hofstaat und der Aufenthalt sonstiger fürstlicher Personen in Colditz einen günstigen Einfluß gehabt auf den Bau des dortigen Bürgerhauses, wie dies auch bei Geithain der Fall gewesen ist. Noch jetzt stehen in Colditz eine ziemliche Anzahl alter Privatgebäude,

die aus der Zeit von der Mitte des 16. bis Mitte des 17. Jahrhunderts stammen und mit ihren reichgegliederten Porphyrtportalen, ihren hochgiebligen, meist ziegelbedeckten Dächern einen ungemein anheimelnden Eindruck machen. Das Trauliche wird noch gehoben durch die Enge und das Winklige vieler, teilweise ziemlich bergiger Straßen und Gassen, durch zahlreiche Heisten und Freitreppen, durch altertümliches Ansehen auch jüngerer Bauten. Hoffentlich bleibt dieses erfreuende Stadtbild noch recht lange erhalten; bedauerlich wäre es, wenn sich moderne Bauerei ohne Verständnis für den harmonischen Gesamteindruck der Straße oder des Marktes wie ein Wechselbalg eindringen und Altüberliefertes

ohne Grund schonungslos bei Seite drücken sollte! Wer Colditz geschaut hat, der wird es begreiflich finden, daß der dortige Eingeborene mit ganzem Herzen an seiner Heimat hängt, daß Colditzer Abkömmlinge, welche das Schicksal weit hinaus in die Ferne geführt hat, gern zurückdenken an die Vaterstadt, sich nach ihr zurücksehnen und jede Gelegenheit eifrig ergreifen, ihren Herzenswunsch zu stillen. In größeren Städten wie Dresden, Leipzig, Chemnitz haben sich „Colditzer Landsmannschaften“ gebildet, und von der „Vereinigung der Colditzer in Dresden“ ging Februar 1900 die erste Anregung aus, ein „Heimatsfest“ in der Vaterstadt zu begehen. Der Gedanke reifte zur That, und so feierte denn



Der Heimatsturm auf dem Töpelsberg bei Colditz.

vom 20. bis 22. Juli dieses Jahres das flaggen- geschmückte Städtchen sein Heimatsfest. Von nah und fern, sogar aus Amerika, waren die zahlreichen Sproßlinge der ehrwürdigen Stadt herbeigeeilt, um das traute Vaterhaus aufzusuchen, um im Kreise alter Freunde und lieber Verwandten liebgewordene Erinnerungen aufzufrischen und der längst Heimgegangenen zu gedenken. Manchen Anhalt bei diesen Gedankenaustauschungen mag dabei das kleine Büchlein gewährt haben, welches von der Stadt Colditz als Festgeberin den Jubelgenossen gewidmet worden war: „Festschrift zum Heimatsfest in Colditz.“ (Druck von William Heinke). Dasselbe enthält vor allem „Rückblicke auf die Geschichte und Ent-

wicklung von Colditz“, in welchem Abschnitt es sich besonders mit dem Aufblühen des Ortes in den letzten 60—70 Jahren beschäftigt. In dem Mittelpunkt der vielfachen und wohl gelungenen festlichen Veranstaltungen stand die Einweihung des neubauten „Heimatsturmes“ auf dem Töpelsberg. Die Ausgaben für den Turmbau trugen in der Hauptsache die Vereinigungen der Colditzer in Leipzig und Chemnitz; die Stadt Colditz stiftete die Kosten zum Unterbau. Innerhalb 11 Wochen wurde das ganze Werk von Baumeister Wirth hergestellt, nachdem die Grundsteinlegung am 11. Mai stattgefunden hatte. Der Unterbau, welcher 9 m im Durchmesser mißt, enthält u. a. Unterkunftsräume für etwa 50 Personen.

Auf dem Unterbau befindet sich ein Rundgang von 27 m Umfang und 1,60 m Breite. Der runde Turm ragt 18,6 m empor; er verzüngt sich stark nach oben, um dann mit seiner Bekrönung etwas auszuladen. Bei aller Schlankheit macht er durchaus den Eindruck des Kräftig-Sichern, und viele Jahrhunderte wird er auf seiner felsigen Höhe trotz dem Sturm und Frost, kommenden Geschlechtern ein ehernes Zeichen opferwilliger Heimatsliebe vergangener Zeiten. Doch auch sonst läßt das Fest Erinnerungszeichen und Andenken zurück, die wohl in mancher Sammlung ihr Pläschen finden werden, u. a. eine gehentelte Gedenkmünze. Diese Medaille zeigt auf der Vorderseite das Colditzer Stadtwappen mit Mauerkrone, umgeben von Arabesken (an Stelle der Helmdecken) und der Umschrift: „Heimatsfest zu Colditz 20.—22. Juli 1901“; auf der Rückseite eine recht wirksame Stadtansicht vom Markt aus. Die Medaille wurde am rot-weißen Bande getragen; rot-weiß ist die Colditzer Stadtfarbe. Die schönste Erinnerung dieses Festes aber bleibt die „Heimatsfeststiftung“, die von der Vereinigung der Colditzer in Dresden für arme Colditzer aufgebracht worden ist. Mit dem Heimatsfeste hatte man eine Ausstellung von zumeist örtlichen Altertümern verbunden, wohl in der richtigen Erwägung, das Vorzeichen alter Gegenstände, zumal aus Familienbesitz, müsse ebenfalls beitragen, Erinnerungen an früheres Leben und vergangene Gewohnheiten wachzurufen. Da prangten auf den langen Tischreihen der Schulaula die zahlreichen Kupfer- und Zinngefäße aus Küche, Stube und Zünungsherberge, umgeben von allerhand Geschirr aus Porzellan, Steingut, Thon, Glas; da standen und hingen allerhand Waffen, Eisengerätschaften. Verschiedene Kostümstücke veranschaulichten den

Modegeschmack zu Urgroßmutter's Zeit; alte Bücher und Schriftstücke waren aus dem dunklen Schoß der Archive und alten Laden gezogen, um dem Beschauer zu berichten von dem geschäftigen Getriebe früherer Jahrhunderte. Da gab es Münzen, Maße, Gewichte, Schmuckgegenstände, Kirchengesäß und Brunkfachen, da hingen Fahnen und Bilder, da erweckten Pranger- und Gefängnisutensilien dem Vertreter der Neuzeit ein gelindes Grausen. Im ganzen soll die Sammlung über 2000 Nummern umfaßt haben. Natürlich waren die verschiedenen Abteilungen nicht gleich reichhaltig vertreten; z. B. habe ich von prähistorischen Funden nur einen kleinen gelochten Steinhammer und zwei Bronzezierringe, welche Gegenstände ein Leisniger Herr ausgestellt hatte, bemerkt. Auch Trachtstücke, alte Möbel waren z. B. nicht besonders zahlreich vertreten. Doch muß immerhin anerkannt werden, daß trotz der gewiß recht erheblichen Mühen, welche der übrige Teil des Heimatsfestes verursacht hat, die Altertumsausstellung so stark bestellt war. Ein besonders ortsgeschichtliches Interesse mußte vor allen ihre reiche Abteilung an altem Colditzer Steingut beanspruchen. Ob das Heimatsfest als gelungen zu bezeichnen ist, darüber haben nur die alten Colditzer, die sich als Festgenossen einfanden, ein maßgebendes Urteil — und dieses lautet, so weit wir gehört haben, allgemein günstig. Sicher trägt ein solches Heimatsfest nicht wenig zur Hebung des Familiensinnes und der Heimatsliebe bei, und das ist viel wert in unserer leichtlebigen Zeit mit ihrer ausgeprägten Freizügigkeit! Durch die besprochene Feier haben sich ihre Veranstalter, vor allen der Herr Bürgermeister Müller, ein schönes Verdienst um die Stadt erworben.



Das Moltkedenkmal in Reichenbach i. V.

Auf dem schönen Solbrigsplatze der industriereichen Stadt Reichenbach erheben sich zwei prächtige Denkmäler: das Standbild Bismarck's, das am 22. März 1897 gleichzeitig mit dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Marktplatze geweiht worden ist, und das Standbild Moltke's, das am 5. Mai dieses Jahres feierlich enthüllt wurde.

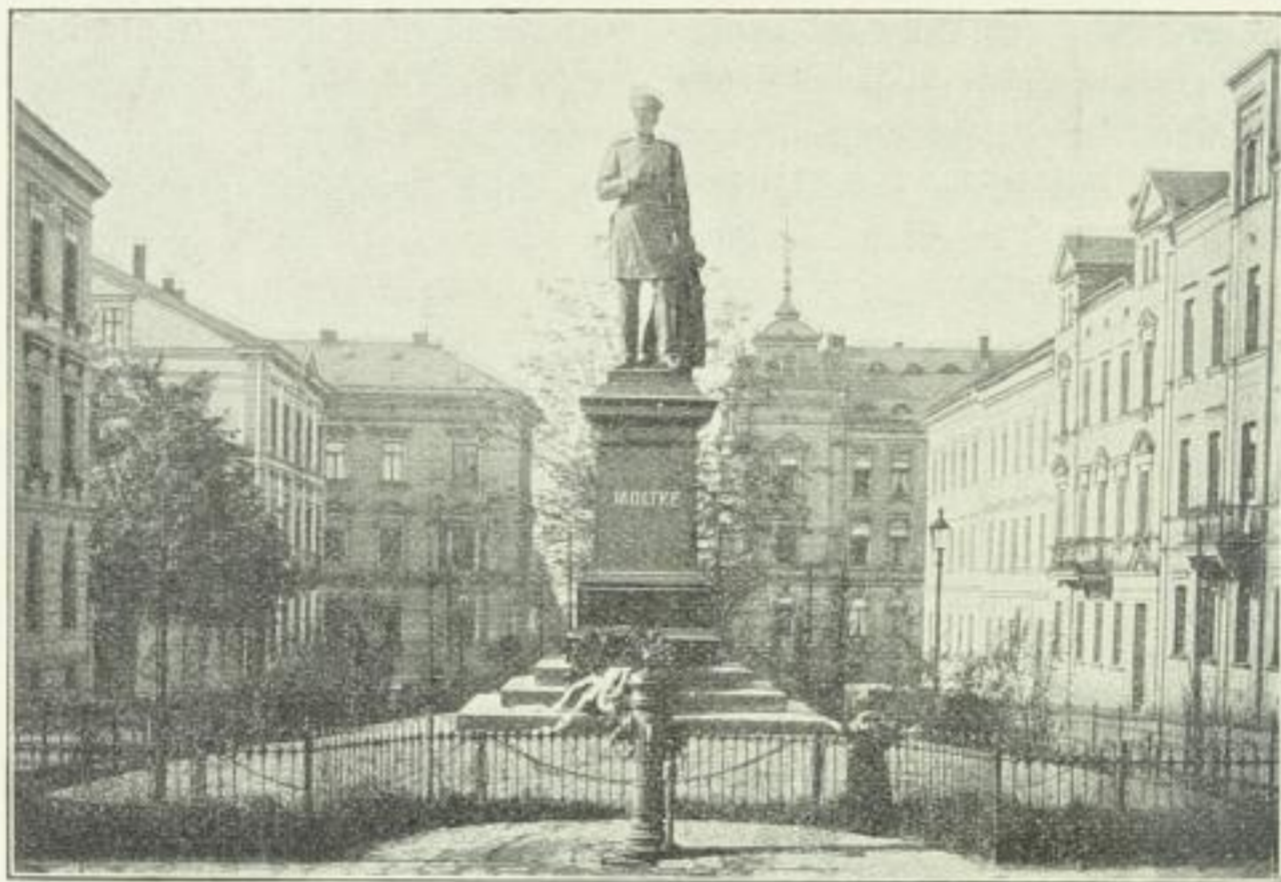
Im schlichten Uniformrock — so schreiben die Reichenbacher Nachrichten — steht der greise Feldmarschall, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, vor uns. In der rechten Hand hält er den Feldstecher, sein spähenendes Auge schaut unter dem Schirm der schlichten Feldmütze hinaus in die Weite, als gälte es, das Terrain der Schlacht zu studieren. Die

Linke stützt sich auf die Generalstabskarte, die samt dem äußerst geschickt drapierten Mantel auf einem von diesem letzteren zum großen Teil verdeckten Block ausgebreitet ist. Die ganze straffe Haltung der Figur, die Ausarbeitung bis in die feinsten Details, die der prächtige Bronzeguß nach dem Modell genau aufs glücklichste wiedergegeben hat, sind von vollendeter Meisterschaft. Am schönsten aber sind die treffend wahren Züge des Gesichts, — der feine geschlossene

Mund, die ganze Augenpartie — das alles hat der Künstler in geradezu wunderbar lebensvoller Weise wiedergegeben.

Die ganze Statue ist 2,65 m, das ganze Denkmal überhaupt 5,30 m hoch.

Einfach und vornehm, aber prächtig in Material ist auch das in rotem schwedischen Granit von der Firma Wilhelm Wölfel in Selb-Oberfranken gefertigte, feingegliederte Postament. Die Vorderseite



Moltke-Denkmal zu Reichenbach i. B.

Nach einer Aufnahme von H. Schönsfelder in Reichenbach.

ziert in großen vergoldeten lateinischen Buchstaben das einfache Wort: Moltke. Eine dreifache Stufenlage aus grauschwarzem Fichtelgebirgsgranit schließt das schöne Denkmal nach unten ab, und die hübsche gärtnerische Ausgestaltung des Solbrigplatzes bildet eine prächtige Umrahmung der beiden Denkmäler, des Bismarck- und des Moltke-Standbildes.

Der Schöpfer der beiden genannten Denkmäler ist der Bildhauer Josef Drischler in Berlin, von dem u. a. auch das überaus wohlgelungene Bismarckstandbild in Zwickau, sowie das schöne Bismarckdenkmal in Treuen i. B. stammen.

Gegossen wurde die Moltkestatue in der rühmlichst bekannten Erzgießerei von Albert Bierling in Dresden, aus dessen Werkstätte auch das Reichenbacher Bismarckdenkmal, sowie die Dresdner Denk-

mäler König Johanns, Martin Luthers, Fabrice's u. a. hervorgegangen sind.

Wir schließen unsere kurze Skizze, indem wir — wir glauben, mit vollem Rechte — des Mannes anerkennend gedenken, dem die Stadt Reichenbach wohl in der Hauptsache ihren gesamten Denkmälerschmuck verdankt, des Herrn Eisengießereibesizers Ferdinand Braum, durch dessen rastlose Thätigkeit es möglich wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit die schönen, den Bürgersinn der Stadt ehrenden Denkmäler zu schaffen, der auch, wie wir hören, jetzt wieder in dem Komitee zur Schaffung eines König-Albert-Denkmales die Führerrolle übernommen hat. Auch für letzteres soll bereits eine ansehnliche Summe eingekommen sein. * *



Die Gründung der Stadt Buchholz.

Von L. Bartsch.

In den Tagen vom 20.—22. Juli d. Js. feierte die Stadt Buchholz, durch die geschmackvollen Erzeugnisse seiner Posamenten-, seiner Kartonmagen- und seiner Präge-Industrie weit über Sachsens, ja Deutschlands Grenzen hinaus bekannt und das Ansehen des industriereichen Erzgebirges, der kunstgeübten Hand des Erzgebirgers mehrend, unter Entfaltung reichen, bunten Glanzes das 400jährige Jubiläum seines Bestehens.

Als besonderer Glanzpunkt trat bei dem Feste die Aufführung von Mendelssohn-Bartholdy's „Lobgesang“, traten im eigentlichen Sinne des Wortes als Glanzpunkte hervor die Illumination, bei welcher die Häuser der wie für eine Illumination geschaffenen, sich terrassenförmig am westlichen Gange des Sehmatales aufbauenden Stadt in Tausenden von Lichtern wundervoll erstrahlten, sowie der Lampenzug tags zuvor, ausgeführt von über 1200 Schülern der Bürgerschulen, der Fortbildungs- und Posamentierschule, der sich gleich einer bunten leuchtenden Schlange von endloser Länge im Dunkel des Abends auf den steilen Straßen dahinbewegte. Glanzpunkte bildeten nicht minder die Weihe dreier bunter, den Chorraum der St. Katharinenkirche schmückenden Fenster mit Glasgemälden, welche Stadtrat Slesina der Kirche als Jubiläumsgabe gestiftet hat, und die Weihe des von dem Bildhauer Schreitmüller in Dresden*) geschaffenen, aus Mitteln des sächsischen Kunstfonds beschafften Denkmals Friedrichs des Weisen, des älteren der beiden in ungetrübter Eintracht mit einander regierenden Brüder, denen Buchholz seine Entstehung verdankt, eines Kunstwerkes, von welchem vorliegendes Heft unserer Zeitschrift eine Abbildung bringt. Ein farbenprächtiges Bild bot der Blumenfestzug mit seinen Festwagen, seinen blumengeschmückten Equipagen, seinen Fußgruppen wie Aschenbrödel's Brautzug, Buchholzer Berg- und Waldgeister u. s. w. Einen Auge und Herz erfreuenden Eindruck erzeugte die Aufführung des von M. Nothe für die Jubiläumssfeier gedichteten historischen Festspieles, „die Gründung von Buchholz.“ — Unvergeßlich haben sich die

*) Siehe Anhang „Kleine Chronik“.

Festtage nicht bloß den Bewohnern der Stadt, sondern auch den vielen Tausenden, die von nah und fern herbeigeströmt waren, ihr Auge am Glanze des Gebotenen zu weiden, die Festfreude teilen und dadurch verdoppeln zu helfen, eingeprägt.

Eigentlich würde das Jubiläum nicht in den langen, sonnigen Tagen des Juli, da oben im Gebirge die Saat noch grünt, da die Gärten in Blütenpracht stehn und die ganze Natur Freude atmet, zu feiern gewesen sein, sondern in den Tagen des düstergrauen Novembers; denn genau am 7. November erst werden sich die 400 Jahre des Bestehens der Stadt vollenden.

Vor wenigen Jahren erst gelang es, den Gründungstag der Stadt und die näheren Umstände, unter denen sich die Gründung vollzog, auf Grund von gleichzeitigen amtlichen im Ernestinischen Gesamtarchive zu Weimar befindlichen Aufzeichnungen festzustellen.*)

Eine zweifache einander widersprechende Ansicht über die Entstehung der Stadt bestand vorher. Nach der einen Anschauung sollte Buchholz weit älter sein als das 1496 gegründete Annaberg und dem Zinnbergbau sein Dasein verdanken, eine Meinung, die sich ausschließlich auf die Angabe des 1733 † Buchholzer Geistlichen Melzer stützt, der in seiner 1716 erschienenen *Historia Schneebergensis* (S. 16) bemerkte, „die gemeine Tradition schreie Buchholz als viel älter aus“ wie das nahe gelegene Annaberg, was er in der „Historischen Beschreibung des St. Katharinenberges im Buchholz“ wiederholt mit dem Zusatz, daß alsdann „im Buchwäldlein nach Zwitter geschürffet“ sein müsse. Ferner berichtet er in der eben angezogenen Chronik von Buchholz, zu seiner Zeit, also um 1700, habe „an manchen gebirgischen Orten“, um das Alter einer Sache zu bezeichnen, die Redensart bestanden: „Du bist so alt wie Buchholz“, woraus man in leichtfertiger

*) Über die Entstehung von Buchholz vergl. meine Aufsätze in „Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz“ I. S. ff. und 8. S., sowie „Buchholz und das Obererzgebirge“ S. 3 ff.; dazu „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung“ 1901 Nr. 85 und „Obererzgebirgische Zeitung“ 1901 Nr. 168.



R. Jülich, Chemnitz.

Denkmal Friedrich des Weisen in Buchholz.

Nach einer Aufnahme des Hofphotograph Meißner in Annaberg.

unwahrer Weise gemacht hat, es habe im 16. Jahrhundert eine derartige Redensart bestanden. Dabei fragt es sich übrigens, ob unter dem „alten Buchholz“ die Stadt oder ob nicht eine Person des Namens Buchholz gemeint war. Die andere Ansicht erblickte in dem Silberbergbau den Anlaß für die Gründung von Buchholz und nahm bald dieses,

bald jenes Jahr des scheidenden 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts als Gründungsjahr an. So mußte Buchholz zu den erzgebirgischen Orten gerechnet werden, betreffs deren Süßmilch-Hörnig in seinem „Erzgebirge“ (S. 77) schreibt: „Bei der Mehrzahl aller Orte auf dem Erzgebirgsabhange lasse sich ein bestimmtes Gründungsjahr nicht nach-

weisen“; denn ein bestimmtes Gründungsjahr der Stadt vermochte Melzer, welcher die Anschauung von einem höheren Alter der Stadt erwähnt, jedoch keinesweges teilt, nicht anzugeben, und die von dem Annaberger Chronisten Jenifius in seiner „Annaberga Historia“ zu dem Jahre 1504 gemachte Angabe: „Die ersten in diesem Jahre zu Buchholz gefallenen Ausbeuten haben zum Anbau der Stadt Buchholz Gelegenheit gegeben“, wurde mit dem Nachweis hinfällig, daß der Buchholzer Bergbau älter ist, daß die Zechen früher Ausbeute ergaben, als Jenifius annimmt.

Wußte Melzer Jahr und Tag der Entstehung nicht zu nennen, so traf er doch mit seiner Annahme das Richtige, daß der Silberbergbau die Gründung der Stadt veranlaßt habe. Ganz wie für Annaberg, so ward der Silberbergbau, der sich im letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts am Schreckenberge und in dessen Nähe zu ansehnlicher Blüte entwickelte, die Wurzel, aus welcher die Stadt hervorstach. Eine Menge näherer Umstände macht das ersichtlich; in verschiedenen Urkunden aus dem 1. Viertel des 16. Jahrhunderts wird dies hervorgehoben. So heißt es in einer Mittwoch nach Jubilate (16. April) 1516 von Herzog Johann zugleich im Namen Kurfürst Friedrichs vollzogenen Urkunde,* in welcher es sich um Entschädigung des Klosters Grünhain für mancherlei Ansprüche handelt, die der Abt hinsichtlich der jungen Stadt erhob: „Nachdem durch Gnade und Verleihung des Allmächtigen in unserm Fürstentum nahe bei St. Annaberg auf des Klosters Grünhain Grund und Boden ein Erzbergwerk erregt und daselbst ferner demselben Bergwerk zu gute und Entfaltung ein Markt und Fleck, Buchholz genannt, gebauet und aufgerichtet“ etc. Die Bewohner selbst heben in den ersten Decennien des Bestehens der Stadt hervor, der Silberbergbau habe die Stadt geschaffen; er sei die „Grundveste“ derselben; sollte er einmal aufhören, dann werde die Gemeinde, „das angehobene Wesen“, — heißt es wörtlich — nicht Bestand haben können.

Die Gegend des Schreckenberges und Pöhlberges, „die wilde Ecke“, wie man sie heutigen Tages im Hinblick auf die Zeit des scheidenden Mittelalters, dahinein die Gründung von Buchholz fällt, so gerne bezeichnet, um sich und andern ein angenehmes leichtes Gruseln zu verschaffen, war um 1500 gar

*) Abgedruckt „Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz“ III S. 20 ff.

nicht die nur an wildem Getier, an Wölfen und Bären reiche, an Menschen arme Gegend, für die man sie gewöhnlich hält; im Gegenteil erscheint sie bereits ziemlich dicht besiedelt. Frohnau, Kleinrückerswalde, Geyersdorf, Königswalde, Cunersdorf, Sehma, Cranzahl, Walthersdorf, Schlettau, Hermannsdorf, damals Hermersdorf genannt, Wiesa, Tannenberg, alles Ortschaften im Umkreise von einer Stunde und wenig darüber hinaus um Schreckenberg und Pöhlberg gelegen, bestanden. Ist es schon befremdlich, daß infolge des wachsenden Silberbergbaues nicht Frohnau oder Kleinrückerswalde oder etwa Geyersdorf, alle drei in unmittelbarer Nähe der Silbergruben am Schreckenberg und Pöhlberg gelegen, sich zu einem blühenden Stadtweisen gleich Annaberg entwickeln, so erscheint es noch unverständlicher, daß in dieser an Ortschaften reichen Gegend rasch hinter einander zwei Städte neu gegründet werden, die heute mit ihren Häusern in einander verwachsen sind, deren Entfernung sich bei ihrer Entstehung schon durch Büchsenstreichweite bemessen ließ.

Weshalb Annaberg gegründet wurde, haben wir hier nicht zu untersuchen; um die Gründung von Buchholz zu verstehen, muß man einen Blick auf die damalige territoriale Gliederung des Obererzgebirges in der Gegend von Buchholz werfen.

Bei der 1485 vorgenommenen verhängnisvollen Teilung Sachsens war bestimmt worden, daß, wo jetzt Buchholz aus dem Thalgrunde emporsteigt, die Sehma und der ihr von Westen her am Hange des Schottenberges herab zurinnende „Scheidebach“, der oberhalb Buchholz der Erde entquillt und in Schleußen mitten durch die Stadt geleitet ist, die Grenze zwischen dem kurfürstlichen und herzoglichen Gebiet bilden sollten, jenes diesseits von Sehma und Scheidebach nach Westen und Süden, dieses jenseits der Wässer nach Osten und Norden zu gelegen.

Schreckenberg und Pöhlberg, wo das Obererzgebirge seine reichen Silberschätze aufthut, wo das starke Blühen der Silberadern Herzog Georg veranlaßte, St. Annaberg zu gründen, lagen jenseits von Sehma und Scheidebach, letzterer so genannt eben, weil er Kurfürstentum und Herzogtum trennen half, in herzoglichem Gebiete. Aber bald erkannte man, daß die Silbergänge unter Sehma und Scheidebach weg in das kurfürstliche Gebiet sich hinüberzogen, und man säumte nicht, auch da das kostbare Erz zu Tage zu fördern und zu verhütten. 1497 bereits stand neben den ältesten Buchholzer Silbergruben,

welche sich in der Gegend zwischen Rathaus und vorderer Mühle, den Marktplatz inbegriffen, öffneten und von denen namentlich der „Käsehans“ mit seinen vier Mäßen, von denen die erste St. Nikolaus, die zweite St. Anna hieß, vielfach Erwähnung findet, „Herzog Friedrichs Hütte“, an deren Besitz der Kurfürst Anteil besaß.

Als hart an Sehma und Scheidebach, nahe ihrer Vereinigung, auf kurfürstlichem Gebiete Bergwerke und die Schmelzhütte entstanden, ließ die Errichtung einzelner Wohnhäuser neben den Gruben, eines Hauses neben der Schmelzhütte, in welchem für die Bergleute Bier geschenkt ward, nicht lange auf sich warten. Wie die ältesten Zechen, so lagen die ersten Häuser, zumeist „Zechenhäuser“, die für Wohnung eines Steigers und für Aufbewahrung des Arbeitsgerätes Raum boten, im nordöstlichen Teile der Stadt, unten im Thale. Jahre hindurch war die Zahl der Häuser, richtiger, der zumeist aus Holz erbauten Hütten nicht groß, denn nicht groß war anfänglich die Zahl der Gruben, und die Arbeiter, welche den Dörfern der Umgegend, zum Teil auch den älteren Bergstädten Geyer und Ehrenfriedersdorf entstammten, kehrten nach beendeter Schicht in ihren Heimatsort zurück, indes die Bergbeamten in Anna-

berg, zum Teil in Schneeberg wohnten. Es hat später Mühe gekostet, betreffs dieser Wohnungsverhältnisse Änderung zu schaffen, wie u. a. die Buchholzer Bergordnung von 1507 zeigt. Zwei Personen nur kennen wir dem Namen nach, von denen wir bestimmt wissen, daß sie zu den ersten Ansiedlern zählten; es war Marten Schaller, der Großvater von Jaak Schaller, dem Leibbarzter Kurfürst Vater Augusts, und Konrad Brew aus „Irbersdorf“, d. h. Ehrenfriedersdorf, stammend. Berichten von Marten Schaller 1534 dessen hinterlassene Söhne Wolf und Barthel Schaller, „er sei ein furnehmlicher Anfänger und erster Baumann auf dem Buchholze gewesen,“ so schreiben Mittwoch nach Lätare die 1543 von Konrad Brew dessen Erben an Kurfürst Johann Friedrich, er sei „des Bergwerks im Buchholze, wie vielen ehrlichen Bergleuten wißlich, ein Anfänger, auch eifriger, fleißiger Förderer gewesen.“

Unbestritten steht fest, daß die ersten Häuser von Buchholz vor 1501 errichtet wurden; aber ebenso unbestreitbar steht fest, daß diese wenigen ersten neben den Bergwerken sich erhebenden Hütten mit ihren Bewohnern nicht sogleich eine organisierte Gemeinde bildeten.

(Fortsetzung folgt.)



Kleine Chronik.



Rector Prof. Dr. Friedrich Bernhard Gerth scheidet mit dem 1. Oktober d. J. aus seiner leitenden

den Stellung am Zwickauer Gymnasium, um das durch den Tod des Prof. Richard Richter erledigte Rektorat des König-Albert-Gymnasiums in Leipzig zu übernehmen. Geboren am 5. April 1844 zu Dresden, empfing G. den ersten Unterricht auf der seiner Zeit mit der 3. Bezirksschule verbundenen Selektta und trat, um sich auf den Lehrerberuf vorzubereiten, 1858 in das Fletchersche Profeminar, 1860 in das Seminar ein. Hier verblieb er nur bis Ostern 1862, da inzwischen in ihm der lebhafteste Wunsch erwacht war, sich den Universitätsstudien zu widmen. Die Vorbereitungen vollendete er auf der Kreuzschule, an der er Ostern 1865 seine Reifeprüfung ablegte. Von da ab besuchte er die Leipziger Universität, um theologische, philosophische und besonders philologische Vorlesungen zu hören. Michaelis 1868 promovierte er auf Grund der Abhandlung: De tragoediae Graecae dialecto, und im März 1869 bestand er die Staatsprüfung. Darauf wirkte er als Lehrer zuerst am Nikolaigymnasium zu Leipzig.

Nachdem er im Winter 1873/74 eine Studienreise nach Kleinasien, Griechenland und Italien unternommen, ward er Ostern 1874 an das neugegründete Kgl. Gymnasium zu Dresden-Neustadt berufen. Michaelis 1889 ward er an das Gymnasium zu Zwickau versetzt, wo er bereits Michaelis 1891 an Stelle des in den Ruhestand gehenden Oberschulrat Dr. Max Erler zum Rektor ernannt wurde. Was die wissenschaftliche Thätigkeit Gerths anlangt, so bewegen sich seine Studien in erster Linie auf dem Gebiete der griechischen Grammatik. So erschien von ihm eine vollständige Umarbeitung der großen Kühner'schen Griechischen Syntax (I., 1898), eine griechische Schulgrammatik (bereits in 6. Auflage, 1901), ferner griechische Übungsbücher (I. Teil in 5. Auflage 1901 und II. Teil in 2. Auflage 1897).

Während seiner 10jährigen Thätigkeit als Rektor am Zwickauer Gymnasium hat G. eine überaus segensreiche Wirksamkeit entfaltet und sich sowohl die Liebe und Verehrung seiner Amtsgenossen als auch die dankbare Anhänglichkeit der Schüler in vollstem Maße erworben, so daß man ihn nur sehr ungern scheiden sieht. Die besten Wünsche begleiten ihn in sein neues Amt.

— **A. Schreitmüller**, der Schöpfer des Denkmals Friedrichs des Weisen zu Buchholz, wurde im Jahre 1871 in München geboren. Sein Vater war gleichfalls Bildhauer. Im Jahre 1876 siedelte der Knabe mit den Eltern nach Dresden über, wo der Vater eine Professur an der Kgl. Kunstgewerbeschule angenommen hatte; leider raffte ihn 1885 bereits der Tod dahin. Die Mutter des Künstlers entstammt einer bairischen Konrektorfamilie, namens Düll. Ihr Bruder war ebenfalls Bildhauer und bekleidete eine Professur an der Nürnberger Kunstschule. — A. Sch. besuchte zunächst 3 Jahre die Volksschule und sodann 6 Jahre das Gymnasium in Dresden, war darnach 3 Jahre auf der Kunstgewerbeschule und ging von da nach München auf die Akademie, wo er in das Atelier des Prof. Eberle eintrat. Nach Jahresfrist verließ er München, um in das sogen. Meisteratelier des Professor Diez in Dresden einzutreten, worin er 3 Jahre verblieb. Im dritten Jahre bewarb sich Schr. um das Reisestipendium und bekam bei der Konkurrenz den „Tornamenti-Preispreis.“ — Der verhältnismäßig junge Künstler hat bis jetzt außer dem Buchholzer Denkmal eine Anzahl Porträtbüsten, Gruppen und Reliefs für Bronze, freie Arbeiten für Marmor, verschiedene Figuren dekorativer Art, eine Anzahl (7) Figuren für die wieder aufgebaute Kreuzkirche in Dresden u. a. m. geschaffen.

— In **Lichtenstein-Gallenberg** fand vom 26. Juli bis 5. August d. J. eine recht gut besuchte Gewerbe- und Industrie-Ausstellung statt und zwar in den großen Gartenanlagen des Gasthofes „Goldner Helm“, teils in den

vorhandenen Gebäuden, teils in besonders errichteten Hallen. Wir haben die Ausstellung selbst besucht und waren erfreut über die geschmackvolle und übersichtliche Anordnung. Die Leitung lag hauptsächlich in den Händen des Herrn Fabrikanten M. Endesfelder und des Herrn Seminar-Oberlehrers E. M. Reichel; der pekuniäre Erfolg dürfte wohl manche Erwartung übertroffen haben. Ein Reinertrag von rund 3000 Mark, dessen größter Teil dem Gewerbeverein zu gute kommt, ist sicherlich ein schöner Erfolg.

— **Wüstenbrand**: Die Kirche hat einen neuen Schmud erhalten: ein über 2 m hohes, prachtvolles Kreuzifix und zwei reichvergoldete Holzreliefs, welche letztere die heil. Katharina von Alexandrien und die heil. Agnes darstellen. Die Kunstwerke stammen noch aus der katholischen Zeit der Kirchengemeinde und sollen Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden sein. Auf Veranlassung des Vereins für christliche Kunst in Dresden wurden sie von Prof. Spieler an der Kgl. Kunstgewerbeschule zu Dresden renoviert.

— **Guido-Hammer-Denkmal**. Das dem berühmten Maler und Schilderer des deutschen Waldes, Guido H., (vor 2 Jahren in Dresden verstorben), in der Dresdner Gaide errichtete Denkmal wurde am 15. September in Gegenwart vieler Freunde und Verehrer feierlich enthüllt. Es besteht aus einem mächtigen Granitblock mit dem von Odelmann modellierten und in Bronze gegossenen Medaillonbild des Malers mit der Umschrift: „Dem trefflichen Schilderer des deutschen Waldes, dem Maler Guido Hammer gewidmet. Geboren 1821, gestorben 1898.“

— **Von der böhmischen Grenze**. Das Klingenthal-Graslitzer Kupferbergwerk, dessen bisherige Arbeiten der Hoffnung Raum lassen, daß sich bald eine günstige Ausbeute an Kupfererzen ergeben wird, hat seinen neuen Schacht bis zu einer Tiefe von 100 m gebracht, und man gedenkt nun von da aus Querschläge in Höhe von 2 m und in der Länge von etwa 100 m nach allen Seiten hin treiben zu lassen. Die alten Schächte, Überreste des im 17. Jahrhundert betriebenen Kupferbergbaues, sollen lediglich als Luftschächte dienen. Gegenwärtig sind 80 Arbeiter angestellt und mehrere Bohrmaschinen in Betrieb.

— **Johanngeorgenstadt**. — Am 8. September fand unter großer Beteiligung die feierliche Enthüllung des Röder-Denkmales statt. In der nächsten Nummer werden wir das Bild desselben und einen ausführlichen Bericht aus der Feder des Herrn P. Löscher in Zwönitz bringen. —

— In **Markneukirchen** wird Anfang 1902 unweit der Stadt eine Bismarcksäule eingeweiht.

— Bei **Venig** entdeckte man auf dem Drachensfels Grundmauern einer mittelalterlichen Burg nebst Mengen von Holzkohle und Überresten irdener und metallener Gefäße, sowie Hufeisen, Sporen und dergl., auch einen Bronzeteller mit der Figur eines bewaffneten Kämpfers.

— **Vom 8. Ruinenfest zu Elsterberg**. Im Anschluß an die obenstehende Schilderung bemerken wir hier, daß das Festspiel „Aus Elsterbergs vergangenen Tagen“ im Druck erschienen ist. (Druck von B. Hirsching, Preis 20 Pfg.) Die Dichtung ist von Dr. L. Grimm, der sich, wie auch Sanitätsrat Dr. Kömer, um das Gelingen des Festes besondere Verdienste erworben hat. —

Liste

der Hôtels, Cafés, Restaurants und Sommerfrischen,

in denen „Unsere Heimat“, soweit uns bis jetzt bekannt ist, ausliegt.

Auerbach i. V., Hôtel „zum braunen Ross“, am Markt.

Böhm.-Wiesenthal i. E., E. Schmidt; Hôtel, Weinstube u. Weinhandlung.

Chemnitz, Aug. Schneider's Café, Planitzstrasse 54.

Johanngeorgenstadt, Hôtel Henriettehof, a. Bahnhof, Inh.: O. Puschmann.

Karlsbad i. B., Centralhôtel Loib, Theaterg., Inh.: Anna Seling, geb. Loib.

Karlsbad i. B., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Emil Beierlein.

Reichenbach i. V., Thüringer Hof, Inh.: Franz Schmeisser.

Rochlitz i. S., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Quastenbergl.

Wilsdruff, Hôtel Löwe, Inh.: E. Gast.

Zwickau i. S., Herberge zur Heimat, Hausvater: Hermann Harnisch.

Zwickau i. S., „Goldener Anker“, Hauptmarkt, Otto Wagner.

Zwickau i. S., Pickerts Hôtel und Restaurant, Innere Schneeberg. Str.

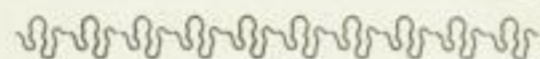
Zwickau i. S., Reform-Speisehaus, Kaiser Wilhelm-Platz, Inh.: E. Bauer.

Zur gefl. Beachtung:

Die Bedingungen für Aufnahme in diese Liste sind durch den Verlag „Unserer Heimat“ oder den Herausgeber zu erfahren.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18
Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

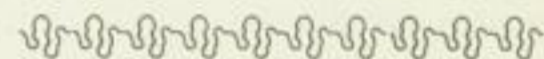
für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer
Weine.

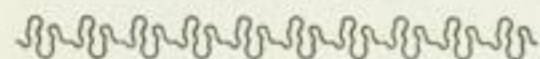
Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extrakte,
echte Eau de Cologne.
Badeschwämme.

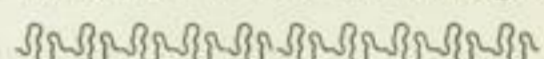
Alle Artikel
für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.



1470 privileg.

Telephon 334.



Inhalts-Verzeichnis: 1. „Unsere Heimat“ — ein Geleitswort. 2. Anton Dhorn: Heimat. Gedicht. 3. Hugo Christof Heinrich Meyer: Ein altes Hammerwerk im Erzgebirge. 4. Anton Dhorn: Bruder Erwin. Eine Chemnitzer Klostergeschichte. 5. Dr. Ludwig Grimm: Vom 8. Ruinenfest zu Elsterberg. 6. L. Riedel: „Rei Bugtland“. Gedicht. 7. Dr. Arthur Prüfer: Johann Hermann Schein. 8. Dr. Carl Pfau: Vom Soldaten Heimatsfest. 9. * * Das Molkedenkmal in Reichenbach i. B. 10. L. Bartsch: Die Gründung der Stadt Buchholz. 11. Kleine Chronik: Rektor Prof. Dr. Gerth; A. Schreitmüller und verschiedene kleine Notizen.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.
Druck und Expedition: Kunstdruckerei J. Ullmann, Zwickau i. S.

Litteratur.

Über die eingefandten Bücher behalten wir uns eingehende Besprechungen vor. Wegen **Platzmangels** bringen wir diesmal nur die Angaben der Titel.

1. Anton Dhorn, Das deutsche Lied. Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens, Weimar, Hans Lützenöder. 1901. 2. Auflage. 80 Pf.
2. Jean Louis Sponfel, Kabinettstücke der Meißner Porzellanmanufaktur von Johann Joachim Kändler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1900. Brosch. 30 M., eleg. geb. M. 32,50.
3. Otto Niemasch, die Episode. Schauspiel in 4 Aufzügen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
4. Harry Brun, O alte Burschenherrlichkeit. Roman aus dem Studentenleben. — Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
5. Harry Brun, Italienische Reiseskizzen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901. Preis geb. 2 M.
6. Marie von Biehler-Buchensee, Das kleine Modell und andere römische Skizzen. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
7. Marie von Biehler-Buchensee, Libellen. Gedichte. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1901.
8. D. Georg Buchwald, Neue Sächsische Kirchengalerie. Ephorie Freiberg. Leipzig, Arwed Strauch.
9. Dr. Max Fischommler, Julius Rosen. Ausgewählte Werke. 4 Bände. Leipzig, Hermann Seemann Nachf.
10. Grete Baldauf, Lieder eines Mädchens aus dem Volke. Dresden, E. Vierjans Verlag. 6. Aufl. 1 M. 50 Pf.
11. Grete Baldauf, Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. Dresden, E. Vierjans Verlag. 2. Aufl. 75 Pf.

Das
**Theater- u. Maskengarderoben-
Verleih-Institut**
von
Carl Frieser

Mittelstr. 3 ZWICKAU i. Sa., Mittelstr. 3
hält sich geehrten Herrschaften und Vereinen bei
Bedarf bestens empfohlen.

— Kataloge gratis und franko. —

Ewald Rüdiger's Nachfolger

Inh. Will. Watzke
Kohlenstr. 8 ZWICKAU i. Sa., Schulstr. 2
Spedition • Möbeltransport • Kommission
Lagerhaus am Bahnhofs.

Fr. Hermann Rosenbaum

Zwickau Sa., Nordstrasse 14
Konz. Königl. Sächsische Landes-Lotterie
empfiehlt $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{5}$ Loose.
Ziehung 4. Klasse: 7. und 8. Oktober
" 5. " vom 4.—28. November.

Ed. Roscher, Bierversandgeschäft

Inh. B. Döbritsch

Telephon 56 Zwickau, Richardstr. 5

bringt seine

als vorzüglich anerkannten Biere

in empfehlende Erinnerung.

Versand in Gebinden, Syphons, Krügen und
Flaschen.

... Preisverzeichnis jederzeit zu Diensten. ...



Frau Mathilde Fischer-Zwickau,

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze. Lehrerin der hiesigen Gymnasien.

empfiehlt sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden Bildern u. s. w.; — ertheilt auch Einzel- und Privat-Unterricht.

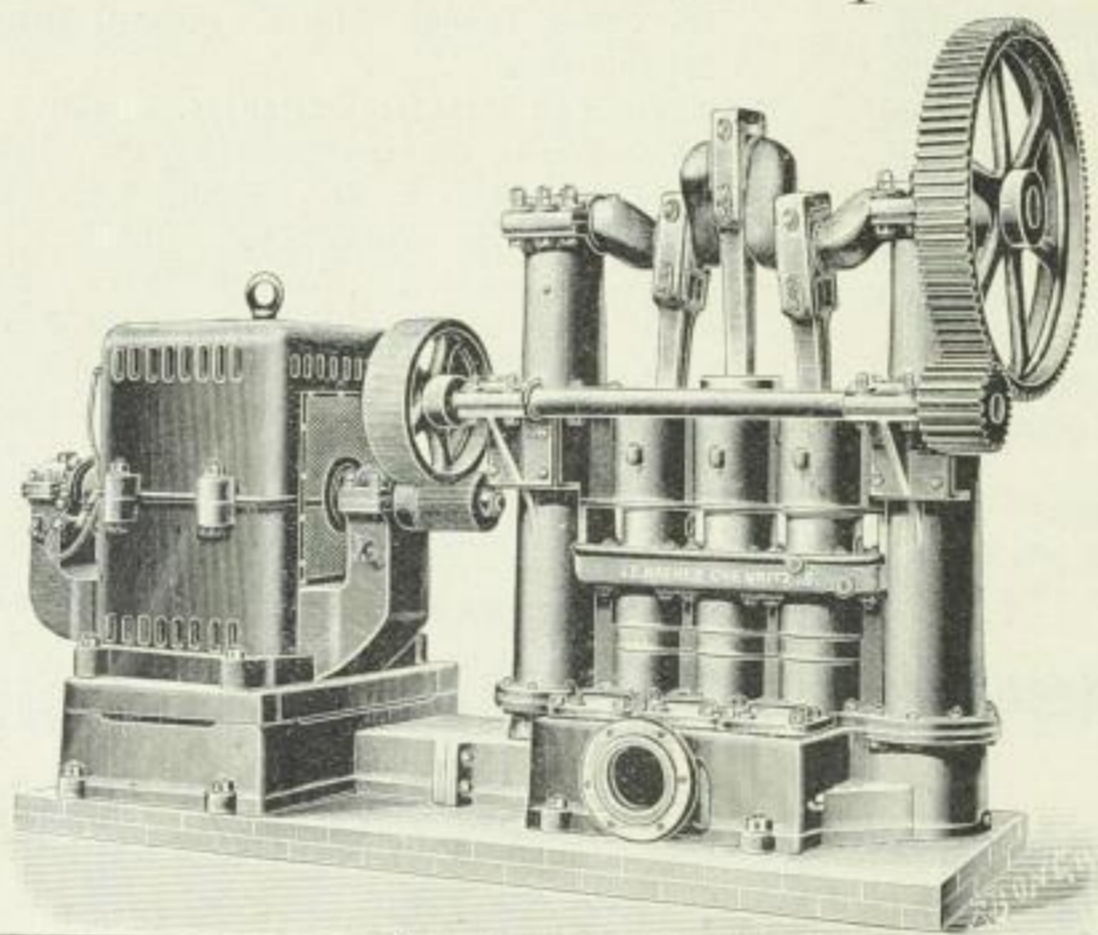
Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

J. O. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: Pumpen-Anlagen



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampftrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Aechter Dünnebier's Aromatique.

Fabriziert seit 1885.

Preisgekrönt: Lübeck 1899. Paris 1900. Zwickau 1900.

Dieser Magenbitterliqueur wird nur aus den feinsten Pflanzenstoffen fabriziert; er erwärmt und belebt den Magen, fördert den Appetit sowie die Verdauung. Er dient als bestes Genussmittel und erfreut sich infolge seiner vorzüglichen Eigenschaften allgemeiner Beliebtheit.

In Originalflaschen (à 1 Mk. 25 Pfg.) sowie ausgemessen zu haben bei

E. G. Dünnebier, Zwickau i. S.

Fernsprecher No. 972.

Dresdnerstrasse 1.

Gutachten.

Zwickau i. S., den 14. Mai 1901.

Herrn **E. G. Dünnebier, Zwickau.**

Die Untersuchung der eingereichten Probe hat folgende Resultate ergeben:

Aromatique:

Alcohol: In 100 cm³ sind enthalten 33,39 g

Extract (nach Schultze) = 8,49 ‰

Mineralstoffe = 0,012 ‰

Zucker (durch Polarisation

im 200 mm Rohre = + 30,00) = 7,80 ‰

Zur Fabrikation des Aromatique werden nur gute Pflanzenstoffe verwendet, und es kann Ihr Aromatique deshalb sowohl hinsichtlich seines Gehaltes an Extractivstoffen wie auch seines Wohlgeschmackes bestens empfohlen werden.

gez. **Dr. Ernst Falck.**

Approb. Nahrungsmittelchemiker, Vereidigter Sachverständiger des K. S. Land- und Amtsgerichtes zu Zwickau.

„Unsere Heimat“

Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Abonnement: halbjährlich nur 3 Mk.

Schluss der Annoncen-Aannahme: der 24. des betr. Monats.

Preisanschläge im voraus kostenlos und postfrei.

Der Verlag „Unserer Heimat“ — Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 2.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

November 1901.



Zu dem Aufsätze: „Heimatskunst“.

Otto Zilentscher: „Fuchs im Ried.“

Das stille Dorf.

Erzählung aus dem bayerischen Vogtlande von Hugo Christoph Heinrich Meyer.

Ein kleines Dorf des bayerischen Vogtlandes liegt in einem bachdurchrieselten Wiesenthale an tannendunkle Gneishügel angelehnt. Die Junisonne hat ein Meer von Licht darüber ergossen, und die Luft zittert über den saftigen, blumigen Wiesengründen und den in Blüte stehenden Getreidefeldern.

Wenn nicht am nahen Kulm eine Schar Raben, welche um ein blau-graues Felsgestein schwärzten, ihr Krächzen und die Wildtauben im Forste zuweilen ihren lauten Lockruf hören ließen, würde man das Thal totenstill nennen können. Der Bach rieselt fast unhörbar über sein reinliches Kiesbette hinweg, und selbst die Singvögel dort in den Fichtenzäunen, welche Gärten und Wiesen abschließen, in dem Weiden- und Erlengebüsch am Bache und auf den Tannen und Eschen an den Ufergrändern schweigen zu dieser Stunde. Falter und Libellen tanzen über Bach und Wiese, und zuweilen schießt eine Bachstelze beutefroh durch sie hindurch dem Wasser zu. Ein Flug Tauben zieht lautlos mit silberblitzenden Flügeln über das Thal und verliert sich in den Höfen, welche von alten hohen Eschen- und Ahornbäumen umschattet sind. Nun streicht ein Fischreiher durch die blauen Lüfte, ein Geier breitet seine Schwingen fast regungslos über einen abgelegenen Bauernhof.

Da erhebt sich ein leichter Wind. Das Laub flüstert, die Grillen zirpen darein, und nun läßt sich hier im Schleedorn ein Fink und dort in den Erlen am Bache ein Zeisig hören. Auch die Hummeln und Bienen summen vernehmlicher im Thymian am Ufergrande.

Durch all diese leisen Stimmen einer reichen, aber in sich beruhigten Lebensfülle schwellen jetzt die Glockentöne einer fernen Kirche über die bebauten Hügel herüber.

Das Dorf ist im nächsten Städtchen eingepfarrt, das drüben über dem Hügel sich im tiefen Flußthale ausbreitet. Von dort her kommt das Geläute, das eine wonnige Sonntagsstimmung in das Dorf trägt und den tiefen Frieden der Natur mit feinen Tonwellen überflutet. Und mit den Tönen kommen sie von dem Städtchen her, schwarzgekleidet, einzeln

oder zu zweien und dreien, langsam, bedächtig, das schwarze Gesangbuch in der Hand, teils schweigend, teils in halbblautem Gespräche: die Kirchgänger, die Bauern und Bäuerinnen, Burschen und Mädchen, Knechte und Mägde des stillen Dorfes über dem Hügel drüben. Wer konnte, ging heute in die Kirche. —

Es ist um Johanni, den Bauern eine bedeutungsvolle Zeit seit fernster Vergangenheit. Die Heuernte steht bevor, und schon morgen blitzen die frischgedengelten Sensen im Frühlichte über den thauigen Wiesengründen. *Arnica montana*, das Bergwolverlei, hier die Johannisblume genannt, blüht auf den einsamen Waldwiesen. Mit ihren orangegelben Sternen werden die Beete der Felder zum Schutze gegen die bösen Geister besteckt.

Näher kommen die Kirchgänger, Knechte und Mägde voraus. Diese haben Eile, das Vieh zu füttern und zu tränken, damit sie nachmittags die Stadt oder die Nachbardörfer besuchen können. Ihnen ist es zu einsam in dem stillen „Haag“, wie das Dorf heißt. Sie gelüftet's nach Karten und Regeln, nach Tanz und Musik. Das kleine Wirtshaus in Haag paßt ihnen nicht. Da sehen und erfahren der Bauer und die Bäuerin alles, was sie treiben; und ein Tanzvergnügen gab es, solange sie zurückdenken können, noch nicht in Haag.

Die Bauern daselbst sind ernste und stolze Naturen. Sie verlassen selten ihre geschlossenen Höfe, die wie kleine Festungen, jeder für sich, das Thal überragen, und in denen an Bequemlichkeiten und allem Lebensunterhalt kein Mangel ist. Bauer und Bäuerin lieben das Behagen ihres Hofes. Anders zwar denken viele der Bauernsöhne, und die jugendfrischen Mädchen sehnen sich nach Tanz und Musik. Doch es kommt in Haag höchstens zum „Sommerhaufen“, das ist ein Gang durch's Dorf zu später Abendstunde im Sommer, wobei die Mädchen mit ineinander verschlungenen Armen voraus, die Burschen hinterdrein ziehen, und Lieder und Rundas zu den Tönen einer Mundharmonika gesungen werden. Aber auch das wollen die ernstesten und stolzesten der Bauern nicht zulassen.

Der alte Dorfwirt, der von auswärts zugezogen, in Haag ein kleines Bauerngut erwarb und nur nebenbei das Wirtsgewerbe ausübt, erzählt viel von früheren Zeiten, da es in Haag noch lustig herging, bis einmal eine böse Geschichte all der Lust ein Ende machte; ein Totschlag oder dergleichen. Man spricht nicht gerne davon. Die Haager können eben die Musik nicht vertragen, hieß es. Die Stille, die in Haag von jeher herrschte, sollte ihre Ursache und Haag seine geheimnisvolle Geschichte haben. So verabredeten denn die Knechte und Mägde auf dem Heimweg von der Kirche in aller Heimlichkeit, wo sie alle, die sich heute nachmittag frei machen konnten, ihrer Lust nachgehen wollten. Die Bauernjöhne bestellten sich in's Dorfwirtshaus zu einem Kartenspiel, die Bauertöchter in die schattigen Grasgärten hinter den Höfen. Unter solchen Verabredungen scharte sich die Jugend rasch zusammen.

Nur eines der Mädchen schritt allein: Regina, das einzige Kind des reichen Dorfvorstehers Tanner. Sie galt als hochmütig. Doch wie sie jetzt, einen Seitenweg über die Höhe links nach dem Walde einschlagend, in ihrer häuerlichen Tracht so dahinschritt, sah sie keineswegs hochfahrend, sondern eher sinnend und schwermütig drein. Ihre große, volle und doch geschmeidige Gestalt schritt leicht über den Fußweg dahin. Die gerade Haltung verriet Selbstgefühl, und in den stahlblauen Augen, auf den festgeschlossenen Lippen und auf dem energisch vorgeschobenen Grübcheninn waren Willensstärke und Entschlossenheit zu lesen, die dem anmutigen Gesichte mit den leicht geröteten Wangen etwas Herbes und Hartes verliehen.

Eines sah man dieser prächtigen Charakterfigur an: Regina wußte, was sie wollte, und übte Selbstbeherrschung. Unbekümmert um die Reden der ihr Nachschauenden schritt sie rasch dahin und war bald im nahen Tannenholz verschwunden.

Übrigens war der heutige Kirchgang für die Haager wirklich recht bemerkenswert und voll des Außergewöhnlichen. Der älteste Sohn des Bauern Pohl, Fritz, ein gelernter Müller, war aus der Fremde heimgekehrt, ein bildhübscher, großer Mensch mit einem starken Schnurrbart. Dieser Bart fiel bei den Haagern am meisten auf, die nach alter Sitte durchweg glatt rasiert waren. Höchstens ein alter Bauer, der auf dem Auszug lebte, ließ sich einen Bartstreifen von Ohr zu Ohr unter dem

Kinn weg stehen. Auch hatte Fritz Pohl's Kleidung einen mehr städtischen Schnitt.

Als er so mit Regina Tanner aus der Kirche kam und neben dieser hinschritt, angelegentlich in sie hinein redend, meinten die älteren Bäuerinnen, die zu zweien und dreien hinterdrein gingen, die reiche Regina Tanner wäre für den jungen Pohl und seines Vaters heruntergekommene Wirtschafft wohl eine Ketterin aus der Not; aber als sie sahen, daß Regina sich von ihrem Begleiter kurzweg loszumachen wußte, da regte sich der Tadel wegen des Hochmuts, dessen sie Regina zeigten, wie auch die Schadenfreude über die Abweisung des „neumodischen“ Fritz Pohl. Das große schöne Bauerngut des alten Tanner wäre einem ihrer Söhne auch recht und das faubere Mädchen dazu.

Aber der Wunder größtes, das sich heute begeben, war doch, daß der Bauer und Ortsvorsteher Josef Tanner und sein Nachbar Hans Orth, die langjährigen Feinde und Prozeßgegner, heute zusammen gingen und mit einander plauderten, als sei es immer so gewesen. Auch ihre Frauen hatten sich vieles zu sagen. Besonders die Ortsvorsteherin war des Lobes voll über den „braven Konrad“, den einzigen Sohn des Bauern Orth, des zweitreichsten im Dorfe, und die Bäuerin Orth war dergleichen bemüht, die „stolze“ Regina zu rühmen. Im Dialekte hieß „stolz“ soviel wie stattlich, und enthielt keinen Tadel. Sie wollten sich heute nachmittag zu einer „Schale Kaffee“ zusammensetzen und sich die Zeit vertreiben.

Die Männer redeten vom kommenden Wetter, von dem zu erwartenden Heuertrage, von sauren Wiesen und mageren Hutungen, von den Maifrüsten und der Kornblüte, von Hafer und Gerste, Kartoffeln und Kohl, von Getreide- und Viehpreisen, von allem und jedem, nur eines vermieden sie: auf ihren Vergleich zurückzukommen, den sie gestern beim Notar unterzeichnet hatten. Der Friede war geschlossen, und es war ihnen auch wohl dabei. Aber im Innersten ihrer Seele blieb etwas zurück. Jeder hielt sich für den schließlich doch Übervorteilten.

Ihr ursprünglicher Streit um ein Wegrecht hatte sich zu einem Prozeß um zwei Grundstücke, eine Wiese und eine Waldparzelle, ausgewachsen. Tanner beanspruchte eine Waldspitze, welche in den öffentlichen Büchern dem Bauern Orth zugeschrieben war. Orth dagegen verteidigte sein Eigentum hartnäckig und verlangte auch die Wiese, welche umgeben

von waldigen Höhen in einem Winkel hinter der Waldspitze gelegen war, und zu welcher eine Fahrt durch die letztere führte.

Eine lange Geschichte dieser Liegenschaften wurde von den Advokaten zu Tage gefördert, und je weniger die Streitenden vorher diese Grundstücke achteten, desto höher stieg jetzt deren vermeintliche Wert. Den Anwälten trug der Prozeß unerföhrliche Sporteln ein. Sie verstanden ihr Geschäft. Doch Regina Tanner, die, zur Jungfrau herangewachsen, den Verkehr mit ihrem Jugendgespielen Konrad Orth nicht missen wollte, und auch dieser selbst wußten es bei ihren Eltern durchzusetzen, daß endlich ein Vergleich zustande kam.

Konrad und Regina liebten sich wie Geschwister. Sie sahen sich Tag für Tag, sprachen und scherzten zusammen, und das gutherzige Wesen Konrads that der scheuen, unzugänglichen Regina um so wohler, je strenger sie von der Dorfjugend fern gehalten wurde. Denn Regina war von tiefem, der Erbeiterung und Aussprache bedürftigem Gemüte. Konrad und Regina litten daher in gleicher Weise unter der Feindschaft der Väter und hatten nichts unversucht gelassen, dieselben zu versöhnen. Aber als die beiden Bauern nach dem Vergleiche, den man entgegen der sonstigen Gepflogenheit nicht einmal mit Bier begossen hatte, zu Hause die Füße unter ihren Ahornstisch streckten, da kraulten sich beide hinter den Ohren, daß jedem der Zipfel seiner Hausmütze schief nach vorne fiel. „Der Angeföhmerte bin immer ich“, konnte man den Tanner hören und den Orth drüben brummen hören.

Tanner, der schon eine ganze Reihe von Prozessen geführt und gewonnen und es dabei zu seiner jetzigen Wohlhabenheit gebracht hatte, konnte sich, nun er seine Advokatenkosten selber zahlen sollte, über den Ausgang des Prozesses am wenigsten trösten.

„Ich hätt' ja doch gewinnen müssen!“ brummte er ingrimmig in sich hinein, und seine Lisbeth, die Bäuerin, die sich doch so gut in sein Wesen gefunden hatte, vermochte ihn nur mit Mühe zu trösten.

Der Nachbar Orth war von leichterem Gemütsart. Er meinte schließlich, zu seiner etwas fränklichen Ehehälften Marie gewandt, in seinem gutmütigen Humor: „Denken wir halt, wir hätten das Prozeßle verloren!“ Aber der nagende Wurm innerlicher Unzufriedenheit blieb in beiden lebendig und fraß sich tiefer und tiefer ein, je mehr er sich verbergen

mußte. Als Tanner und Orth daher auf ihrem Heimwege von der Kirche nunmehr auf dem Hügelkamme standen und rechts das friedlich stille Haag, links den üppigen Wiesengrund und ganz unten die unselige Waldspitze wieder erblickten, hinter deren dunklen Tannen das vielumstrittene Waldwieschen gleich einem Smaragd hervorleuchtete, da kam es ihnen wieder, was sie verwunden glaubten. Das Gespräch verstummte jäh und wurde von keiner Seite wieder aufgenommen. Sie vermieden auch einander anzuschauen. Als sich Tanner an seinem Hofe von Orth trennte, war sein Gruß recht kühl, und auch Orth hatte die Gewalt über sich noch nicht wiedergewonnen.

Die Frauen bemerkten es ungern. In dem Behagen des Gespröches, das sie so lange vermiften, vermochte sie jedoch nichts mehr zu stören, und nie war ihnen der Weg von der Kirche nach Hause kürzer vorgekommen. Sie nahmen sich beide im stillen vor, ihren wetterwendischen Männern den Kopf zu recht zu setzen, und schieden um so freundschaftlicher. Ihre Hoffnungen und Pläne galten ihren Kindern. Die mußten zusammengebracht werden. —

Auf der Höhe des Kirchweges hatte sich Fritz Pohl dem Konrad Orth angeschlossen. Unaufhörlich redete Fritz, der bewegliche Bursche, auf seinen Begleiter ein. Dieser empfand ein wachsendes Unbehagen in des anderen Nähe. Konrad Orth, eine einfache, gerade Natur, verfügte weder über eine schnelle Auffassung, noch über Wit und Humor — in diesem Punkte seinen Landsleuten sehr unähnlich. Er wußte sich daher auch des Fritz Pohl nicht anders zu entledigen, als daß er den Seitenpfad durch den Wiesengrund einschlug. Er fühlte sich in Gesellschaft selten wohl. Die Einsamkeit war ihm Genosfin von Jugend auf gewesen. Erleichtert schöpfte er daher Athem, als er den lästigen Begleiter auf dem breiten Fahrweg weitererschreiten und neue Gesellschaft suchen sah.

Nun führte der Pfad in einen Fichtenbestand, der die Anhöhe deckte. Der rasch weiterschreitende Bursche hoffte Reginen zu begegnen, aber vergeblich. Diese hatte sich im Walde von jenen siebenerlei Blumen gepflückt, welche an Johanni geheime Kräfte bergen und die Zukunft enthüllen sollen. Sie hatte die Blumen zu einem Kranz zusammengebunden und eilte mit diesem ihrem Heime zu. Denn sie mußte ja auch noch ihrer Mutter im Kochen helfen.

Es war bereits Mittag, als Konrad Orth

wieder aus dem Walde heraustrat und auf den elterlichen Hof zueilte. Als er aus einem von üppigem Pflanzenwuchs halbverdeckten Hohlweg hervorkam und über eine Wiese an dem Garten Tanners vorbeischritt, hielt er plötzlich inne, und ein Lächeln spielte auf seinem sonst gleichförmig ernsten Gesichte.

Da stand Regina unter den Obstbäumen ihres Gartens und war eifrig bemüht einen Kranz Feldblumen, unter denen die orangegelbe Johannisblume zwischen der Bergjastione und anderen Wald- und Wiesenblumen hervorleuchtete, auf einen großen Apfelbaum mitten im Garten zu werfen. Doch der Kranz wollte nicht hängen bleiben. Regina hatte sich ihrer schwarzseidenen Jacke entledigt, und an ihren vollen, nach vorne leicht gebräunten Armen spielten die Muskeln, wenn sie, den Rücken gegen den Baum gewendet, zum neuen Wurf ausholte.

Konrad kannte den Brauch. Er wußte, daß man dabei nicht sprechen und nicht angesprochen werden durfte, wenn man an Johanni zur Mittagszeit in solcher Weise die Zukunft erkunden wollte. Hinter einer dichten Hecke von wilden Rosen war er den Blicken des Mädchens verborgen und vermochte sie doch zu sehen. Ihr durch das Werfen hochgerötetes Gesicht ward immer unmutiger, je länger sie warf. Sie atmete heftig. Die Formen ihres jungfräulich reifen Wuchses traten unter dem sich lockernden Nieder hervor, und aus ihren Augen perlten endlich Thränen des Trostes, des Zornes, ja einer gelinden Verzweiflung.

Stand es so um sie? dachte Konrad. Und wen liebte sie, daß ihr das Heiraten, an das Konrad erst auf Zureden der Eltern ernstlich gedacht, so sehr nahe ging? Warum hatte sie ihm nichts verraten? Sie hatten doch sonst kein Geheimnis vor einander? Warum wollte sie nun einen fremden Burschen?

Während Konrad den fast gleichmäßigen Bewegungen, dem Neigen und Biegen des anmutigen Frauenkörpers zusah und das leise Seufzen und Schluchzen Reginsens vernahm, stieg es ihm plötzlich vom Herzen heiß in den Kopf. Er hätte am liebsten hinspringen und die gute Regina umarmen, küssen und trösten oder noch lieber auslachen mögen.

Da endlich hing das Kränzchen hoch an den obersten Ästen. Tief aufatmend ließ Regina die Arme sinken und flüsterte vor sich hin: „Dreizehn“. Unmutig wendete sie sich der Gartenthüre zu, die zum Tannerschen Hofe führte, als Konrad auf sie zuschritt:

„Grüß Gott, Regina!“ — Kommst heut nachmittag an den Zaun?“

Regina drehte sich fast erschrocken um und sah ihrem Konrad erstaunt ins Gesicht. Es lag ein fremder Zug in demselben. Des Burschen Blicke ruhten so eigen auf ihr, anders wie sonst.

„Ich hab Dir etwas zu sagen!“ fügte Konrad nach einer Weile etwas zaghaft bei. Er faßte Reginen bei der Hand und zog sie zu sich hin. Dem Mädchen, aus dessen Gesicht langsam die Röte der gehabten Anstrengung gewichen war, stieg plötzlich eine neue Röte bis an die Schläfe:

„'s ist recht. Komm nur — mit Deiner Mutter!“

Konrad wollte ihre Hand nicht freigeben. Er schaute dem Mädchen tief in die Augen. Dieses bedeckte mit der freien Hand wie in Verlegenheit ihr Gesicht. Endlich brachte der Bursche die Worte hervor:

„Aber ich möcht' halt allein mit Dir sein.“

„Ei, was nicht gar! Was hast Du denn!“

„Das möcht' ich Dir eben nachher auseinandersetzen. Aber weißt': ich hätt' keinen Pfarrer und Advokaten gegeben. Ich find's Wort nicht.“

„Na, da bin ich doch neugierig! — Geseignete Mahlzeit!“

„Geseignete Mahlzeit!“ gab der Bursche zurück und ließ Reginsens Hand los.

Das Mädchen eilte in den Hof, wo die Mutter schon nach ihr rief. Auch Konrad wurde schon längst erwartet. Seiner harrte gleichfalls ein Teil der Sonntagsarbeit.

Die Wohlhabenheit der Bauern dieses rauhen Landstrichs, und besonders auch der Bewohner von Haag, beruhte auf einem eisernen Fleiß. Nur jene Arbeit, welche der Bauer nicht selbst oder mit Hilfe der Seinigen bewältigen konnte, überließ er fremden Leuten. Er hielt so wenig Diensthöten als möglich. Nur wer mit Kindern nicht geeignet war wie Orth und Tanner, mußte sich mehr Gesinde halten. Doch hieß es gleichwohl überall selbst mit zugreifen. Ohne Aufsicht blieb das Gesinde niemals.

Der alte Orth sah daher auch ein wenig schief auf seinen Sohn, der so verspätet von der Kirche zurückgekommen war.

„Wo treibst Du Dich herum?“

„Vater, ich war bei der Regina. Nach dem Essen muß ich mit Dir reden. Aber jetzt will ich schnell zum Füttern gehn.“

„Es wär' Zeit!“ brummte der Bauer und sah nach den Heuwägen, ob jedes Rad gut geschmiert war und die Seile ordentlich an den Leitern hingen. Die frischgeschälten Wiesbäume, zum Festhalten des hochaufgeschichteten Heues, glänzten in der Sonne wie Elfenbein. Schweigend wird die unumgängliche Sonntagsarbeit verrichtet. Der Bauer liebt das Reden nicht, noch weniger aber Geschrei, Schimpfen und Fluchen — er duldet es auch bei seinem Gesinde nicht, er hält auf ein ernst gemessenes Wesen. Im Verkehr ist er steif und fast unzugänglich. Nicht gerade mißtrauisch, ist er doch weit entfernt, sein Inneres preis zu geben. Zorn und Haß vermag er ebenso zu bemeistern, wie er oft hinter rauhen Worten seine zärtlichste Zuneigung ängstlich verbirgt. Auch die Mahlzeiten werden zwar gemeinsam mit dem Gesinde, aber schweigend eingenommen. So war es auch bei Orth, der eine Musterwirtschaft führte. Nach dem Essen pflegte der schon ergrauende Orth — mit Ausnahme der Erntezeit — auf seinem lederüberzogenen Sorgenstuhl mit der frischentzündeten Pfeife, einem Ulmer Kopf, ein wenig zu ruhen, während die Bäuerin mit der Magd noch am großen Kachelofen hantierte. Konrad nahm diesen Augenblick wahr und setzte sich neben seinen Vater auf die Ofenbank.

„Vater!“

„Was giebt's?“

„Laß Dir was sagen. Mir läßt's keine Ruhe mehr. Und die Mutter will auch, daß ich mit Dir red'.“

„Weiß schon — wegen der Tannersregina.“

„Ja, Vater, ich möcht' halt doch um sie freien.“

„Muß es denn gerad' die sein?“

„Ich hab' sie halt gern und möcht' keine andere.“

„Mag sie denn Dich?“

„Ich denk' schon, Vater!“

„Und die Eltern?“

„Die wohl auch.“ —

„Erst die schöne Waldspiß' und jetzt den Konrad auch noch — müssen denn die alles —?“

„Aber, Vater, für die Waldspiß' hast Du doch den schönen Wiesengrund, und wenn ich die Regina heirat', ist ja alles eins. Und eine Bäuerin müßt' ja doch herein, die was versteht. Die Regina kennt sich aus.“

„Glaubst, andere nicht?“

„Hierherum nicht leicht eine wie die.“

„Kommt darauf an.“

„Und gerne haben muß ich meine Frau auch können, sonst —“

„Ich fahr' morgen nach Hohdorf. Da ist die Mutter dabei, und ihre Freundschaft ist reich. Dort schau ich mich für Dich nach Einer um. Mit dem Heuen könnt' Ihr schon morgen anfangen. Bis Mittag bin ich wieder zurück.“

„Vater laß das — ich könnt's nicht verwinden. Der Regina darfst nicht entgelten lassen, was Dir der alte Tanner angethan hat.“

„Mit der Regina thut's nie gut —“

„Doch, Vater! Sag' halt ja!“

Der Bursche hatte seines Vaters Rechte ergriffen, und seine treuen, bittenden Blicke senkten sich tief in die feuchtgewordenen Augen des Vaters. Konrad wußte es. Sein Vater litt schwer unter der nachbarlichen Feindschaft. Ihn freute das Streiten nicht wie den Tanner. Nur sein Stolz ließ es lange nicht zu, die Hand zum Frieden zu bieten. Nun murmelte der Bauer „Meinetwegen“ und hüllte sein Gesicht in dichte Rauchwolken aus dem alten Ulmer Kopf.

„Ich dank' Dir, Vater, Du wirst es nicht bereu'n!“ entgegnete der junge Orth, sich freudig erhebend.

„Mir ist nicht wohl dabei,“ murmelte der Alte im Sorgenstuhle „ich glaub' immer, das geht nicht gut aus.“

„Warum denn, Vater? Regina ist doch so gut!“

„Das verstehst Du nicht! — Und jetzt laß' mich in Ruh'!“

Konrad nickte seiner Mutter zu, die zur Bewirtung der Frau Nachbarin Tanner ein blankes, zinnernes Kaffeegeschirr auf den mit weißen Leinen gedeckten Ahorn Tisch stellte, und eilte hinüber zum Garten hinter dem Tanner'schen Gute. Von der Gartenhecke führte eine hölzerne Gitterthüre ins Freie. Dort stand Regina und wartete. Sie ließ den Burschen herein. Dieser nickte ihr freudig zu.

„Schön ist's von Dir, Regina, daß Du schon da bist.“

„So, Konrad, setz' Dich dorthin. Mein Platz ist da!“

Sie wies auf die stark gekrümmten Stämme zweier Apfelbäume. Konrad nahm Platz und blickte dem Mädchen treuherzig in die Augen:

„Regina, willst meine Frau werden? Meinem Vater wär's recht.“

Regina hatte zwar keine lange Rede erwartet. Denn sie kannte ihren Konrad. Aber nun war's ihr doch zu plötzlich gekommen. Sie zupfte verschämt und dunkelrot geworden an den Franzen ihrer seidenen Schürze. Aber Konrad war nun einmal im Zuge. Er trat auf sie zu und faßte ihre Hand. Regina erhob die feuchten Augen zu ihm:

„Konrad, Du weißt es, ich bin Dir gut. — Aber der Vater —“

„Er hat sich doch verglichen!“

„Ja schon, aber der Vater kann's halt noch nicht verwinden. Heut' darf ich ihm damit gewiß nicht kommen. Er hat seinen schlechten Tag. Die Mutter richtet nichts mehr bei ihm aus, so sehr sie ihm auch zuredet. Auch mich hat er nicht ausreden lassen, wie ich von Dir anfing. Und ich weiß nicht — mir ist's auch, als kämen wir nicht so bald zusammen. Ich mein, es dürft' nicht sein.“

„Warum? Was hat's denn gegeben? —“

„Ach, die dumme Geschichte mit dem Kranz? —“

Regina, nichts für ungut, ich hab Dir vorhin zugeh'n, wie Du den Johannisfranz geworfen hast.“

„Was, Du hast mich belauscht?“

„Net gern!“

„Du garstiger Mensch, jetzt mag ich dich nimmer.“

„Sei gescheidt!“

„Du weißt doch, daß das Kranzwerfen nichts gilt, wenn gesprochen oder gelauscht wird.“

„Desto besser, Regina! Dreizehn Jahr' möcht' ich nicht warten!“

„Aber es kommt doch so!“

„Gewiß nicht!“

„Laß' mich in Ruh'!“

„Regina, sei doch gut und sag' mir, wie ist's jetzt. Kommt Dir denn das Zafagen gar so schwer vor?“

„Wart' noch! Bis zum Herbst wird vielleicht alles gut. Du weißt es ja, daß der Vater wegen des Vergleichs wieder ganz auseinander ist.“

„Wenn's mir nachging', dürft' Dein Vater die verdammte Wiese mitsamt der Waldspiz nehmen!“

„Großer Gott, könnt's denn möglich sein, daß wir zwei auch so werden!“

„Wo denkst hin, Regina? Laß' die Alten brummen; wir heiraten doch!“

Aber Regina ließ sich nicht trösten. Die Ellenbogen auf den Schoß gestützt, barg sie das Gesicht in beide Hände und schluchzte, daß ihr die hellen

Tränen durch die schlanken Finger rannen. Konrad beugte sich über sie und streichelte ihr die dunkelblonden Ringelhaare. Sie hatte sich ihres in Unordnung geratenen Kopfstuches entledigt, und die sich lösenden Haarzöpfe fielen auf ihren vollen bräunlichen Nacken. Hastig sprang sie auf, trocknete sich die Augen und band sich die Zöpfe wieder auf.

„Herrgott, wenn mich jetzt der Vater sähe!“

In diesem Augenblicke hörten die Beiden ein leichtes Knacken in der Hecke und bemerkten die Gestalt des bei Tanner bediensteten Großknechts Moritz, welcher that, als habe er nur so im Vorbeigehen in den Garten geblickt. Regina wandte sich errötend ab. Konrad blickte dem Großknecht, der nun den Weg durch die Felder nahm, unmutig nach.

„Solche Lauscher wollt' ich mir schon vom Leib' halten!“

„Das ist leicht gesagt — der gilt beim Vater alles.“

„Und Du hast viel zu viel Aufhebens mit ihm gemacht! Hast über seine Späße gelacht, und Dir Neckereien gefallen lassen.“

„Es ist wahr! — Jetzt reu't es mich auch. Aber nun ist's zu spät.“

„Noch nicht! Ach! ihn nicht weiter — wenn er Dir gleichgiltig ist.“

„Konrad!“

„Regina, mir scheint fast, der Moritz bildet sich was ein.“

„Was meinst denn?“

„Der möcht' sein Vatergut wieder und Deinen Hof dazu. Du könnt'st ihm dazu helfen!“

„Konrad jetzt hör' auf — Dich quält die Eifersucht.“

„Net gerad'. Du bist ja auch noch frei. Aber wenn Du mich gern hast, so zeig's jetzt.“

„Ich hab' Dich lieb, Konrad! Aber heut' ist mit meinem Vater nichts zu machen. Du weißt's ja. Hab' Geduld! — Es kann ja nachher auch nicht anders werden wie jetzt!“

Damit schlang Regina die Arme um Konrad's Nacken und küßte ihn lange und innig. Konrad umfing die schlanke und doch so kraftvolle Gestalt Regina's, und ein heißes Begehren stieg in ihm auf.

„Regina, lang wart' ich nimmer.“

„O Gott, Konrad, mir ahnt nichts Gutes.“ Da hallten Schritte vom Hofe her. Regina

befreite sich im Augenblick aus Konrad's Armen und flüsterte:

„Der Vater kommt! — Grüß Gott, Herzliebster! Morgen abend seh'n wir uns wieder. — Oder kommst mit herein?“

„So nicht, wenn ich nicht freien darf.“

„Hab' Geduld, Konrad!“

Regina winkte nochmals mit der Hand und eilte dem Hofraume zu. Konrad trat erregt aus dem Garten in's Freie. Er sah den Großknecht Moritz wie einen Fuchs hoch oben am Walde durch die Felder schleichen. Von dort aus konnte ein scharfes Auge alles gut beobachten. In Konrad stieg ein wilder Haß gegen Moritz auf — aber nur einen Augenblick. Er schämte sich einer solchen Regung. Seine ruhige, starke Natur mied die Leidenschaft mehr, als Vermunftgründe wirken können. Und im Grunde seiner Seele verachtete er ja diesen Moritz Heichel, dessen großmäulige Flunkerei und erbärmlichen Schliche, mit denen dieser sich an den Viehmärkten hervorthat. Er war dem alten Tanner fast gram, daß der sich so mit Moritz einließ.

Unter solchen Betrachtungen kehrte Konrad in seinen Hof zurück. Moritz Heichel hatte die Zärtlichkeiten Konrad's und Regina's mit scharfem Auge beobachtet, und ein brennender Schmerz durchwühlte sein Innerstes. Er schäumte auf in ohnmächtiger Wut und überließ sich auf einen Feldrain sinkend einem stillen Hinbrüten und Grübeln, wie er Konrad bei Seite stoßen und Regina sich zu Willen machen könnte. Wäre ihm die nüchterne, kühle Natur der echten altangesehnen Bauern dieser Gegend zu eigen gewesen, so hätte er sich all' diese Wünsche bald aus dem Sinn geschlagen. Aber in ihm kochte das heißere Slavenblut, das ihm aus seiner böhmischen Heimat zu eigen geblieben. Sein Vater war in's Vogtland gezogen, erwarb ein Anwesen und betrieb den Viehhandel. Er schwang sich empor, geriet aber später mit dem alten Tanner in Prozesse wegen verschiedener Viehkäufe und kam nach und nach in Vermögensverfall. Sein Anwesen wurde subhastiert. Tanner ersteigerte dasselbe und nahm den schon achtzehnjährigen, jetzt stellen- und mittellosen Moritz Heichel zu sich. Denn dieser war ein geweckter Bursche und von seinem Vater in alle Kniffe und Pfiße des Viehhandels eingeweiht. Tanner fand ihn daher für die Viehmärkte besonders brauchbar. Er machte ihn zum Großknecht und verzog ihn sichtlich.

Moritz nahm das Alles ziemlich selbstverständlich hin. Im tiefsten Herzen aber blieb er seinem Herrn fremd; ja er haßte ihn noch, wie sein Vater ihn gehaßt hatte. Doch wußte er sich ganz harmlos zu geben und war nun schon ein Jahr im Tanner'schen Hofe.

Eine tiefe Neigung zu Regina fesselte ihn an seinen Feind. Mit List und Geduld hoffte er das Ziel seiner geheimsten Sehnsucht noch zu erreichen und allen bäuerlichen Grundjägen zu trotzen.

So bot er alles auf, seinen Brotherrn zu befriedigen und Reginen an sich zu fesseln. Durch ein geschmeidiges, witziges Wesen wußte er die Zurückhaltung der selbstbewußten Bauerntochter zu bestiegen.

Erst flogen Scherzworte hin und her. Aber dabei blieb es nicht. Regina hatte bald unter der Zudringlichkeit des Großknechts zu leiden und fühlte mit großem Unbehagen die begehrliehen Blicke des Burschen auf sich ruhen.

Seitdem aber Moritz die Absichten des Nachbarn Konrad Orth auf Regina durchschaut hatte, konnte sich das Mädchen seiner kaum noch erwehren.

Endlich beklagte sich Regina bei ihrem Vater über Moritz.

Tanner wies den Großknecht zurecht und drohte ihm mit der Kündigung. Aber bei den bevorstehenden großen Viehmärkten wollte der gewinnstüchtige Bauer seinen klugen Knecht nicht missen. Moritz wußte dies wohl.

Ohne Scheu trug er endlich Reginen die Heirat an. Die Bäuerin wurde erboßt und drang darauf, der Großknecht müsse aus dem Hause. Aber der alte Tanner zauderte noch immer. Doch behielt er seinen Großknecht besser im Auge. Nach der Ernte gab es Arbeit in der Scheune und auf dem Getreideboden. Als Regina eines Tages auf dem Speicher Getreide zu wenden hatte, schlich sich Moritz herzu, faßte das erschrockene und sich heftig wehrende Mädchen um den Leib und küßte es. Dabei flüsterte er der Aufschreienden mit vor Erregung heiserer Stimme zu: „Mein sollst Du werden! Deinen Konrad verleid' ich Dir noch, Du Stolze!“

Doch auch der alte Tanner ließ nicht auf sich warten. Er hatte den Schrei seiner Tochter vernommen und eilte herbei. Aus der Ferne hatte er den Auftritt beobachtet. Er packte zornbebend den im Vergleich zu ihm viel schwächeren Burschen und

stieß ihn die Treppe hinab. Augenblicklich mußte Moriz den Hof verlassen.

„Das vergelt ich euch noch!“ hatte er zurückgerufen, als er Hof und Dorf verließ.

Er fand eine Stelle als Hausknecht in einem Gasthose des nahen Städtchens. Aber bald verlor er diese Stelle wieder und verfiel dem Trunke. Des Ofteren kam er nach Haag und schlich sich um den Hof des Tammer. Dieser ließ ihn zum Dorfe hinausjagen. Aber Moriz drohte mit Anzeige und kam immer wieder.

Konrad und Regina hatten sich während der

Erntearbeiten seltener getroffen. Regina hatte wohl auch einige Male auf kurze Zeit im Orth'schen Hofe vorgesprochen. Aber sie wollte nicht, daß ihr Vater davon wüßte. So blieb sie niemals lange.

Konrad's hatte sich wieder jenes bauerliche Phlegma bemächtigt, das eine starke Leidenschaft nicht leicht auslodern läßt!

Beider Gemüther beherrschte eine große Stille, welche aber der Windhauch einer geheimen Hoffnung durchzog, so daß das leichtglimmende Feuer ihrer Liebe bei jeder Zärtlichkeit wieder neu aufflammte.

(Fortsetzung folgt).



Johann Joachim Kändler,

ein Modellmeister der Meißner Porzellanmanufaktur (1730—1775).

Ein Prachtwerk in wahrstem Sinne des Wortes hat uns der Dresdener Kunstforscher Dr. Jean Louis Sponzel mit seinem neuesten Werke besichert — nicht nur in seiner äußeren Ausstattung, die sowohl in Bezug auf Druck und Papier, als auch auf die herrliche Wiedergabe der zahlreichen Illustrationen ihresgleichen sucht, sondern auch in seinem auf gründlichen Studien beruhenden, trefflichen Inhalt. Wir glauben daher, den Dank unsrer Leser, vor allem der Kunstfreunde und Sammler zu verdienen, wenn wir auf dieses für die Geschichte des Meißner Porzellans geradezu grundlegende Werk auch in unsrer Zeitschrift empfehlend hinweisen. Verbreitet es doch über den in vielen Kreisen wohl wenig bekannten, aber zweifellos größten Plastiker der Meißner Manufaktur, Johann Joachim Kändler, und über seine künstlerische Entwicklung Licht und Klarheit!

Kändler's Thätigkeit als „Modellmeister“ und

Bildhauer an der Meißner Porzellanfabrik beginnt mit dem Jahre 1730 und endet 1775. Geboren war er 1706 als Sohn des Pfarrers zu Seeligtadt bei

Bischofswerda, nach einer andern Angabe zu Fischbach bei Dresden. Sein Vater entdeckte in ihm „schon frühzeitig die Funken eines lebhaften Genies und einen Hang zu den schönen Künsten. So hielt er es für seine Pflicht, diesen Trieb nicht zu ersticken, sondern nur richtig zu leiten. Er machte daher seinen Sohn mit den besten Schriftstellern, mit der Mythologie und den Kunstwerken des Altertums bekannt, und mit diesen Vorbereitungskenntnissen übergab er ihn 1723, als der junge Kändler die Bildhauerkunst vorzüglich wählte, der Unterweisung des geschickten Hofbildhauers Thomae zu Dresden.“ (Vgl. S. 193.)

Dieser Thomae war ein

Gefelle des berühmten Bernoser und hatte unter dessen Leitung seit 1712 an dem plastischen Schmucke



des Zwingers gearbeitet. Dresden bildete damals für einen jungen Künstler eine vortreffliche Schule. Der prachtliebende und kunstsinige Kurfürst August der Starke suchte seine Residenz künstlerisch in reichstem



Maße auszugestalten durch Anlegung großer Sammlungen, so der berühmten Porzellansammlung im Japanischen Palais und durch große Prachtbauten. Davon zeugen die Erbauung des Dresdner Zwingers, die Umgestaltung des Palais im Großen Garten, die Erwerbung des Holländischen Palais in Dresden-Neustadt, das von dem genialsten seiner Architekten, Matthias Daniel Pöppelmann, 1715 für den Grafen von Flemming errichtet worden war, das Kurfürst August aber später ausbauen und erweitern ließ, und das heute unter dem Namen „Japanisches Palais“ bekannt ist.

Besonderes Interesse brachte August der Starke der von ihm 1710 begründeten Meißner Porzellanfabrik entgegen, indem er derselben große Aufträge erteilte, um seine Sammlungen zu bereichern. Der Ruhm der Dresdener Porzellansammlung beruht nicht zum wenigsten in dem großen und reichen Bestande von Alt-Meißner Porzellanen.

Auf Veranlassung Kurfürst Augusts nun ward auch der genannte Kändler nach Meissen berufen, damit „derselbe insonderheit die von Ihro Königl. Majestät bestellte großen Vasen und allerhand Arthen Thiere verfertigen solle.“ (3. Sept. 1731). In einer 45-jährigen Thätigkeit hat Kändler trotz vieler erschwerenden Umstände, die zum Teil in der mehr oder weniger mangelhaften Einrichtungen der Fabrik

lagen, die ihm aber auch von seiten mancher Beamten, wie Herolds, Hellwigs u. a. bereitet wurden, eine überaus große Anzahl hervorragender Kunstwerke geschaffen, die zu schildern oder auch nur aufzuzählen nicht die Aufgabe unseres kurzen Berichtes sein kann. Bemerket sei hier noch, daß in den Bestellungen, die August der Starke der Meißner Manufaktur zukommen ließ, auch nach seinem Tode (1. Februar 1733) keine Änderungen getroffen wurden, da sein Sohn Kurfürst Friedrich August II. (als König von Polen: August III.) die Pläne seines Vaters im wesentlichen beibehielt.



In den ersten Jahren seines künstlerischen Wirkens lieferte Kändler eine Menge von allerlei Tieren, bestimmt durch die große Tierliebhaberei und Jagdfreude Augusts des Starken, nicht minder vielleicht auch durch das Interesse, das man damals fremden Ländern, ihrer Flora und Fauna, den Sitten und Gewohnheiten ihrer Bevölkerung in ungewöhnlichem Maße entgegenbrachte. Sponfels Werk ent-

hält eine große Anzahl trefflich gelungener Tierfiguren Kändlers in schönen Reproduktionen, von denen wir in vorliegender Nummer nur ein paar Proben geben, in der Hoffnung jedoch, gelegentlich deren noch mehrere, sowie andere, besonders charakteristische Werke der Kändlerschen Kunst in Abbildungen bringen zu können.

Unsere Proben zeigen eine Meerkatze mit einer Traube, ferner einen Pfauhahn mit herabhängendem Schweif und eine Truthenne. Besondere Erwähnung verdienen noch: ein Nashorn, ein Elefant, ein Auerochs im Kampf mit einem Wildschwein, ein junges Windspiel, ein junger Bär, ein Pelikan (einen Karpfen verschlingend), ein Fischreißer, eine Trappe. Sponzel rühmt an den Tierfiguren Kändlers die naturalistische Treue der Wiedergabe, wodurch er ihnen eine überaus lebendige Wirkung zu verleihen verstanden und sich stets als ein genauer Beobachter des Tierlebens bewährt habe.

Künstlerisch höher als diese Tierstücke stehen die großen, mit Blumen und Figuren geschmückten Vasen und Zierkannen, ferner die Einzelfiguren sowie die Figurengruppen, die einen erstaunlichen Reichtum an Erfindungs- und Gestaltungskraft des Künstlers aufweisen. Sponzel behandelt diese „Kabinettsstücke“ hauptsächlich im 4. und im 7. Kapitel. Jene zeigen die Entwicklung Kändlers unter dem Einflusse der allmählich zur Herrschaft gelangenden Kultur des Nokofo. Sp. führt die wichtigsten keramischen und figuralen Werke auf, von denen die schönsten für August III. und seinen allmächtigen Minister Graf von Brühl entstanden sind. Im 7. Kapitel werden schließlich die größeren Werke des Künstlers aus seiner reifsten Zeit und seiner letzten Schaffensperiode behandelt.

Das größte Interesse von allen Werken Kändlers beansprucht ohne Zweifel das als Modell ausgeführte Reiterdenkmal Augusts III., von dem wir in vorliegendem Hefte zwei Abbildungen bringen. Sponzel legt des weiteren dar, aus welchen Gründen das große Reiterdenkmal nicht zur Ausführung gelangt ist. Es sollte dasselbe 17 Ellen hoch werden, wovon auf die Höhe des Reiterstandbildes etwa $6\frac{1}{2}$ Ellen berechnet waren. Als Kändler 1751 den Auftrag erhalten hatte, fertigte er zunächst ein Modell an von ungefähr 3 Ellen Höhe, das heute noch in der Königl. Porzellansammlung vorhanden ist. Wir begnügen uns hier im Anschluß an Sponzel eine kurze Beschreibung desselben zu geben.

Unter dem Pferde liegt die „Figur des Neides“, die als Stütze der Reiterstatue gedacht ist. Die Reliefs zeigen auf der rechten Seite eine Allegorie von Kunst (Religion?) und Wissenschaft, indem vor der katholischen Hofkirche eine Athene unter einer Strahlensonne zu sehen ist, umgeben von Putten, von denen einzelne durch Attribute, wie Weltkugel und Fernrohr, als Personifikationen der Wissenschaft charakterisiert sind. Auf der linken Seite versinnlicht das Relief anscheinend den kriegerischen Erfolg des Fürsten und den Segen der Landwirtschaft: über einem Herkules schwebt ein Genius mit Kreuz und mit Posaune, nach rechts sieht man antik gekleidete Krieger und Trophäenträger fortziehen, während an der linken Ecke unter einem Baume Bären an einem Bienenstock nach Honig suchen.

Die vordere Schmalseite ist mit einer Kartusche geziert, die oben von einem Adler getragen wird. Zu ihr hat sich eine vorn auf dem Felsen sitzende Frauengestalt hingeneigt und die Inschrift eingeschrieben. Während ihr ein Putto die Hand küßt, steht ein anderer Putto vor der Gruppe und hält in der einen Hand ein brennendes Herz, in der andern Blumen empor.

Wenn man um das Kabinettsstück links herum geht, so sieht man zunächst unten an der linken Ecke Trophäen mit einer antiken Rüstung gruppiert und weiter nach links zwei Palmbäume, unter denen eine Trommel am Boden liegt. Dahinter sitzt etwas erhöht eine gekrönte und mit reichem Schmuck versehene Frauengestalt mit von Ölweigen umwundenen Palmzweigen in der Rechten und mit der Linken nach den Trophäen hinweisend. Es ist dies „Irene, Göttin des Friedens.“ Links neben ihr steht, hoch über alle anderen Figuren emporragend, die „Justitia oder Asträa mit Waage und Schwert.“ An der linken Breitseite lagert der Flußgott des Weichselstroms. An der hinteren Ecke steht die Gruppe der Stärke, „Fortitudo mit Löwen und Säule“; die Figur ist unbedeckten Hauptes und mit einem antiken Harnisch bekleidet.

Die Rückseite des Denkmals wird an dem Felsenuntergrund in fein abgewogener Komposition durch keine größere Figur geschmückt, und die Schmalseite des Postaments enthält nur einige Trophäen in flachem Relief. Auf den Felsen sehen wir nur drei Putti, die durch ihre Attribute sich als Vertreter der Musik, der Bildhauerei und der Malerei darstellen.



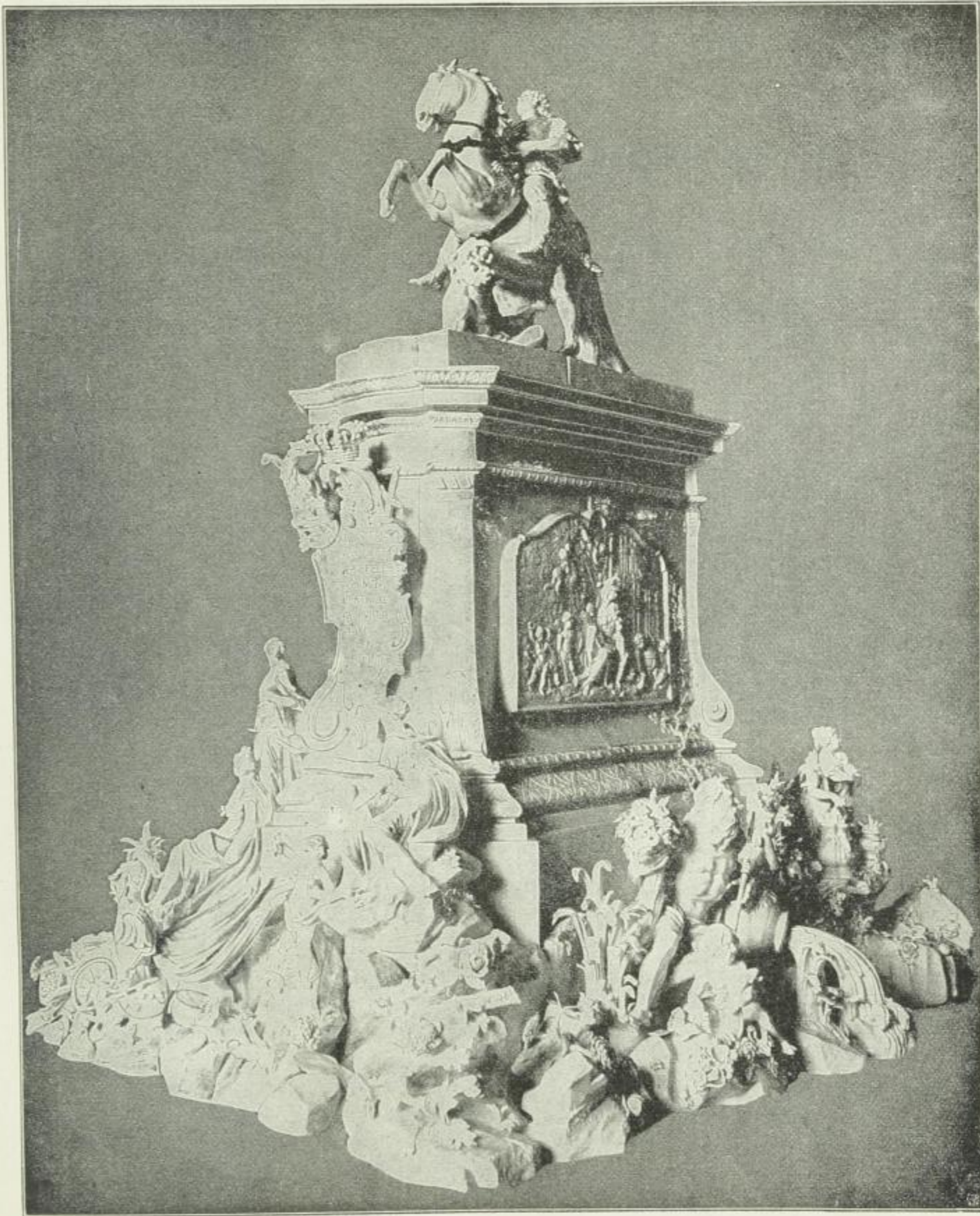
Ausgeführtes Modell zum Reiterstandbild Augusts III. (linke Seite).

Wenn wir nun nach der rechten Breitseite herumgehen, so sehen wir an deren hinterer Ecke eine auf ein Knie gebeugte Frauengestalt, die Pietas, „Wenrauch auf einen Opferaltar streuend.“ Vor der rechten Breitseite lagert sodann der Flußgott des Elbstroms, hinter dem am Fußende ein Putto zu sehen ist, wie er Weinstöcke begießt, während vor ihm ein solcher die Erzeugnisse des Landes aus einem Füllhorn herauschüttet.

Dies Modell ist ein wirkliches „Kabinetstück“,

in dem sich Kändler als einer der besten Barockkünstler offenbart.

Doch genug! Wir wollen durch unser Referat die Lektüre des trefflichen Prachtwerkes Sponjels nicht überflüssig machen, sondern vielmehr zu einem eingehenden Studium desselben anregen. Denn nicht nur jedem Freunde der Kunst und der kulturgeschichtlichen Entwicklung, sondern auch dem Fachmanne wird es mancherlei Neues bringen, mancherlei Aufschlüsse über eine hervorragende Entwicklungs-



Ausgeführtes Modell zum Reiterstandbild Augusts III. (rechte Seite).

periode der Meißner Porzellanmanufaktur, sowie eine bedeutame Kunstepoche unsers Sachsenlandes.

Die Verlagshandlung Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig hat es sich angelegen sein

lassen, Sponsels Werk, wie schon oben gesagt, durch vornehmste Ausstattung zu einem wahren Prachtwerke zu gestalten. Auf dem Weihnachtstische dürfte es sich als ein wirkliches „Kabinettstück“ präsentieren.—



Eine neue Quelle sächsischer Familiengeschichte.

Der Verein ehemaliger Fürstenschüler*) hat zum dreihundertfünfzigjährigen Stiftungsfeste der Fürstenschule Grimma Ende vorigen Jahres das Stammbuch der Schule — Lebensnachrichten über die Zöglinge der Fürstenschule Grimma vom Jahre der Gründung 1550 bis heute, — bearbeitet von Albert Fraußadt, Pfarrer zu Dahlen, herausgegeben. Dadurch, daß zu gleicher Zeit von dem Verein der zweite Nachtrag zu Kreißigs Afraner Album herausgegeben und mit einem vollständigen, alphabetisch geordneten Namensverzeichnis für das Album samt Nachträgen ausgestattet wurde, dürfte auch weiteren Kreisen ein wertvoller Dienst geleistet sein, weil nunmehr in Verbindung mit Dr. Max Hoffmanns Pfortner Album von 1893 eine ausgiebige Quelle sächsischer Familiengeschichte erschlossen ist. Die ersten, bisher einzigen Stammbücher der Fürstenschulen, nämlich Bittcher, Pfortner Album 1843, Lorenz, Grimmenser Album 1850 und Kreißig, Afraner Album 1876, boten nur eine Aufzählung der Schüler nach ihrem Aufnahmejahre mit den über ihren Lebensgang bis dahin aufgefundenen Nachrichten. So anerkennungswert diese ersten grundlegenden Arbeiten waren, so behandelten sie doch meist den einzelnen Schüler nur für sich und legten wenig Wert auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Schülern derselben Schule oder gar der beiden Schwesteranstalten. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die alten Fürstenschüler, die sich aus allen Kreisen des Sachsenlandes rekrutierten, ihre Söhne, wenn sie irgend dazu beanlagt waren, wieder diesen Schulen zuführten, die fast 300 Jahre lang vorwiegend dem Gelehrten- und Beamtenstande

Sachsens seinen Ersatz geliefert haben. Daß man dabei je nach dem Orte seines Aufenthaltes und der Verfügbarkeit über Freistellen nicht immer auf dieselbe Schule zukam, sondern mit ruhigem Gewissen die Söhne auch einer der anderen beiden gleichgearteten und gleichgeleiteten Anstalten anvertraute, ist wohl verständlich. Ebenso ist es nur natürlich, daß die Schüler, welche sechs Jahre ihres eindrucksfähigsten Alters in engster Gemeinschaft auf der Schule verbrachten, innige Freundschaften schlossen und diese später auf ihr Haus und ihre Nachkommen übertragen. So finden wir ungezählte Male, daß der Freund die Schwester des Schulfreundes als Gattin heimführt oder der Sohn des einen die Tochter des andern freit. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen der alten Fürstenschüler untereinander sind heute noch außerordentlich zahlreich, und man muß schließen, daß sie früher noch verbreiteter gewesen sind.

Es dürfte wenige Familien Sachsens und der ehemals zugehörigen Gebiete geben, die nicht in früheren Jahren mehr oder weniger stark auf den Fürstenschulen vertreten gewesen wären, ohne daß sie vielleicht heute davon wissen. Da nun in neuerer Zeit der Sinn für Familiengeschichte, der früher ein fast ausschließliches Vorrecht der adligen und einzelner vornehmer bürgerlicher Geschlechter zu sein schien, erfreulicherweise weite Kreise unseres Volkes ergriffen hat, so hätten diese Stammbücher schon längst eine Fundgrube reichster Art abgeben müssen, wenn ihnen nicht die alphabetische Ordnung der Namen gefehlt hätte. Kreißig hat zuerst einen derartigen Versuch gemacht und ein Namensverzeichnis angefügt. Dieses war aber nur nach den Anfangsbuchstaben geordnet und in dieser Form nicht wohl zu gebrauchen. Jetzt liegen endlich alle drei Stammbücher vor, sämtlich bis in die neueste Zeit nachgetragen, reichlich erweitert und mit genauen alphabetischen Namenregistern versehen. Es ist fast verblüffend, wie sie sich nunmehr

*) Die drei Fürsten- und Landesschulen zu Meißen (St. Afra), Pforte (St. Marien, jetzt preussisch) und Grimma (St. Augustin) wurden von dem Kurfürsten Moriz von Sachsen in den Jahren 1543 und 1550 in erledigten Klöstern als geschlossene Anstalten begründet und mit je 80 bis 100 Freistellen ausgestattet zur Erziehung tüchtiger Studenten für das geistliche Amt und den Beamtenstand.

ergänzen. Greifen wir z. B. den einen Namen Schrey heraus, so finden wir ihn

auf den einzelnen Schulen zu Meißen, Pforte, Grimma:

Schrey (Schrei)			Schrey (Schrei)	
1550	1592	1557	1550	1624
1601	1595	1578	1557	1627
1665	1624	1591	1578	1628
1701	1627	1595	1591	1665
	1628	1605	1592	1701
	1731	1619	1595	1731
	1752	1622	1601	1752
	1754	1818	1605	1754
	1794		1619	1794
			1622	1818

Hieraus ergibt sich sofort, daß während auf keiner der drei Schulen eine lückenlose Fortpflanzung des Namens von Geschlecht zu Geschlecht stattgefunden hat, dieser Name kein Menschenalter überspringt, wenn man seine Träger an den drei Schulen zusammenfaßt. Gewiß soll damit noch nicht erwiesen oder auch nur behauptet sein, daß diese sämtlichen Träger eines Namens unmittelbar miteinander verwandt wären, aber es lohnt sich doch, nachzuforschen, wie weit dies der Fall ist, und das wird dadurch, sehr aussichtsvoll, daß bei jedem Fürstenschüler der volle Name und der Geburtsort angegeben und das Geburtsjahr leicht zu erreichen ist, so daß man in Kirchenbüchern und dergleichen Quellen weiter nachforschen kann. Oft sind auch, wie gesagt, mehr oder weniger reichliche Lebensnachrichten beigelegt und direkte verwandtschaftliche Beziehungen wie Vater, Sohn und Bruder schon angegeben. Auf Ver-
schwägerungen ist freilich früher gar keine Rücksicht genommen worden, obgleich sie eine so große Rolle im Leben der Fürstenschüler spielen; aber auch hier dürften Kirchenbücher, Ortsgeschichten und Überlieferungen bald weitere Anhaltspunkte bieten. Es ist nicht jedermanns Sache, solchen alten Fährten nachzuspüren, aber wer den Sinn dafür hat, findet bei dem Verein ehemaliger Fürstenschüler bereitwillige Unterstützung, allerdings in der Erwartung, daß er auch seinerseits das Gefundene ihm mitteilt zur weiteren Vervollkommnung der drei Stammbücher, an welcher unablässig fortgearbeitet wird. Dieser Arbeit unterziehen sich zunächst die drei Stammbuch-

führer, zu deren Verbindung untereinander und mit ihren zahlreichen Helfern vierteljährlich ein Nachrichtenblatt herausgegeben wird, „Der Stammbuchbote“, den jedermann unentgeltlich erhalten kann, wenn und so lange er an der Mitarbeit Gefallen findet. Dieses Blatt unterzieht in jeder Nummer einzelne Jahrgänge der drei Stammbücher einer öffentlichen Prüfung, deren Ergebnisse in den folgenden Nummern bekannt gegeben werden. Zur Zeit dient es allerdings vorwiegend der Geschichte der lebenden Geschlechter, aber nachdem durch die jüngsten Werke der Weg zu weiterem Forschen in den vergangenen Jahrhunderten gebahnt ist, wird die bisherige Stammbuchführung ehebaldigst zur Stammbuchforschung erweitert werden, und es würde dem Verein große Genugthuung bereiten, wenn sich ihm recht viele dabei fördernd angeschlossen.

Die nötigen Schriften und Werke als Hoffmann, Pfortner Stammbuch, Berlin, Weidmann 1893, 10 Mk.; Frauastadt, Grimmenjer Stammbuch 1900, 8 Mk. 50 Pf. (gebunden 10 Mk.); Kreyßig, 1. und 2. Nachtrag zum Afraner Album 1893 und 1900, 2 Mk., und der „Stammbuchbote“, 50 Pf. jährlich, können sämtlich durch G. Genjels Verlag in Grimma bezogen werden. Das Kreyßigsche Afraner Album von 1876 selbst ist zwar im Buchhandel ziemlich vergriffen, dürfte aber antiquarisch unschwer beschafft werden.

Km. („Dresdner Anzeiger“).

Nachschrift des Herausgebers: Hier findet sich für Pastoren, Lehrer u. a. eine dankenswerte Gelegenheit zu namen- und familiengeschichtlichen Studien auf Grund der Kirchenbücher und der Ortschroniken. Hierbei müssen wir gleichzeitig unser Bedauern aussprechen, daß nicht auch andere höhere Schulen unsers Vaterlandes dem Beispiele des „Vereins ehemaliger Fürstenschüler“ folgen und ähnliche Stammbücher herausgeben. An Interesse dafür dürfte es wohl auch hier nicht fehlen. Zur Veröffentlichung der einschlägigen Mitteilungen könnte man ja die Schulprogramme der betreffenden Anstalten benützen, zumal die Beigabe wissenschaftlicher Beilagen durch eine ministerielle Verfügung wesentlich beschränkt worden ist. Sicher würden derartige Mitteilungen auch dazu beitragen, das Band zwischen den alten Schülern und ihrer Lehranstalt immer enger und fester zu knüpfen. Schließlich würden sich wohl manche interessante Aufschlüsse für die Familien- und auch für die Kulturgeschichte Sachsens überhaupt bieten. —

Die Gründung der Stadt Buchholz.

Von L. Barisch.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wie bei dem Silberbergbau nach sächsischem Bergrecht dem Bergmeister, in dessen Bergamt die Silberbergwerke lagen, dauernd die Ausübung der Rechtspflege in Zechen, auf den Halden, in den Hütten und Bergschmieden zustand, so waren ihm bei neuauftkommenden Silberbergwerken, bevor neben diesen ein politisches Gemeinwesen entstand, was in der Regel nicht lange auf sich warten ließ, auch die neben den Bergwerken emporkwachsenden Häuser, welche als den Bergwerken anhängig betrachtet wurden, und deren Bewohner unterstellt. Er verlieh im Namen des obersten Landesherrn die Hofstätten und sprach unter den Ansiedlern Recht.

Ganz so verhielt es sich bei Buchholz, und zwar war Buchholz dem Bergmeister zu Schneeberg, der allerdings 1499 bereits einen „Statthalter“ bei den Buchholzer Gruben gehabt zu haben scheint, unterstellt. Gedauert hat dieser Zustand bei der jungen Ansiedlung bis in den Herbst, genauer bis zum 7. November des Jahres 1501, an welchem Tage die ersten Ansiedler, ihre Zahl war bis dahin auf 16 Personen gestiegen, sich zu einer selbständigen politischen Gemeinde zusammenschlossen, damit den Ort gründend.

Die Gründung vollzog sich des Näheren in folgender Weise.

Nachdem die „auf den Schneeberg“ zur Berg-handlung abgeordneten „Er (Herr) Heinrich Mönch, Er Heinz v. Einsiedel, Er Caspar Pflug, Caspar Metsch, Siegmund v. Maltitz und Hans Leimbach, Rentmeister, die Handlung, welche vom 2. bis 6. November dauerte, beendet hatten, begaben sich Caspar v. Metsch und Hans v. Leimbach im Auftrage der Landesfürsten von Schneeberg nach Buchholz, um im Namen der Fürsten von den Ansiedlern den Treueid entgegen zu nehmen. Das amtliche Protokoll über den Vorgang berichtet: „Am Sonntag nach Leonardi nächst vergangen (7. Nov.) haben Caspar Metsch und Leimbach auf Buchholz auf meiner gnädigsten Herren Teil (im Gegensatz zum Herzogtum!) von den Hausbesessen daselbst Huldung genommen, die gelobt und

geschworen haben, meine gnädigsten und gnädigen Herrn Herzog Friedrich und Herzog Hans für ihr Erbherrn zu haben. Sein 16 Besessen gewesen.“

Sofort, nachdem die Ansiedler Kurfürst Friedrich und Kurfürst Johann gehuldigt hatten, erfolgte die Organisation der Gemeindeverwaltung. Zugleich um die Besitzergreifung, zum Ausdruck zu bringen, ließen die Fürsten an die Spitze des eben gegründeten Gemeinwesens ein aus fünf Personen bestehendes Ortsregiment stellen, das sich aus dem Bergmeister, aus zwei der Knappschaft zugehörigen Bergleuten, sowie aus zwei der übrigen Ansiedler entnommenen Personen zusammensetzte und sich als Vereinigung des 1505 bereits getrennten Stadt- und Berggerichtes darstellte.

Das angeführte Protokoll besagt darüber: „Wir haben alsbald zwen Geschworne und zwen aus der Gemein darzu verordnet, dem Bergmeister Beistand zu thun.“

Von größter Bedeutung für das junge Gemeinwesen war weiter, daß die kurfürstlichen Gesandten zugleich die Begnadigung des Ortes mit wichtigen Privilegien in sichere Aussicht stellten. „Wir haben auch laut einer Copie Freiumg, doch auf meiner gnädigsten Herren Bewilligung, angefangt, ihnen des einen Brief in andrer Zeit zu schicken,“ heißt es in dem Protokoll.

Nicht lange verzögerte sich die Erfüllung der Zusage. Acht Tage, nachdem sich die Bewohner zu einer politischen Gemeinde zusammengeschlossen, am 15. November erfolgte die Ausfertigung des „Freiheitsbriefes“, durch welchen dem Orte die Verwaltung des Hauptteiles der niederen Gerichtsbarkeit und die daraus fließenden Einnahmen, die im Interesse der Gemeinde verwendet werden sollten, zugewiesen wurden, zunächst allerdings nur auf zehn Jahre, doch erfuhr dieser Zeitraum wiederholt Verlängerung, und schließlich sehen wir, da 1512 die Landesherrn auch die Obergerichtsbarkeit, „das Gericht über Hals und Hand“, der Gemeinde überließen, im vierten Jahrzehnt ihres Bestehens die

Stadt im vollen und dauernden Besitze der von allen Städten viel begehrten und oft mit schwerem Gelde erworbenen Gerichtsbarkeit.

Die Privilegien gestatteten den Einwohnern ferner, frei backen, schlachten, brauen, schenken, dazu nach bestem Nutz handeln und hantieren zu dürfen, und befreiten endlich alles, was den Bewohnern zu ihrer Notdurft ins Gebirge hinauf, „auf den Berg“, zugeführt werden würde, innerhalb der kurfürstlichen Lande von den die Waren, als Getreide, Salz, Hopfen, Eisen, Vieh u. dergl., verteuernenden Zoll- und Geleitsabgaben, eine Vergünstigung, welche Buchholz 1771 und 1772 in den schlimmen Hungerjahren bei Herbeischaffung von Brotkorn, von Gerste, Graupen, Erbsen aus Chemnitz, Dresden, Meißen und anderen ferneren Orten noch recht sehr zu gute kam.

Im allgemeinen handelt es sich bei den Privilegien um Verleihung von Freiheiten, wie sie auch Schneeberg 1481 und anderen erzgebirgischen Bergorten bei ihrer Entstehung gewährt worden sind.

Die Urkunde selbst besitzt folgenden Wortlaut: „Wir von Gottes Gnaden Friederich, des heiligen römischen Reichs Erzmarschall, Kurfürst, und Johannis, Gebrüder, Herzöge zu Sachsen, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen. Nachdem Unsere lieben Getreuen, die Gemein und Knappschaft aufm Buchholz, Uns angetragen, wie dasselbige Bergwerk an einer wilden Art gelegen, sie an einigerlei Feldgebäuden, Landstraßen oder andern eignen Nutzungen keinen sonderlichen Zugang hätten, und auf daß die Leute deſter meher gewilliget, dahin zu bauen und zu ziehen, die jezund allda wohnen, sich deſter stattlicher enthalten, das angehobene Wesen in Förderung des Bergwerks deſter bleiblicher gefördert und dadurch, als sie hoffen, in Besserung und Gedeihen kommen möchten, haben sie Uns unterthäniges Fleißes angeſucht und gebeten, daß Wir sie



Buchholz im Jahre 1628 (nach W. Dilsch's Federzeichnung).

aus fürstlicher Milde und Oberkeit mit etlichen Freiheiten und Ordnungen gnädiglich zu versehen und zu begnaden geruheten. Wann Wir denn die Unsern zu ihrem Gedeihen und Aufsteigen ihrer Nahrung und sonderlich, die Bergwerk bauen, zu fördern geneigt seind, bekennen Wir öffentlich an diesem Briefe für Uns und Unsere Erben und thun kund allermänniglich, daß Wir die obgedachten Gemein und Knappschaft aufm Buchholze unterthänig ziemlich Bitte samt gutem Willen, den sie zu Ausbringung des Bergwerks daselbst tragen, und andern obermelten Ursachen angesehen, ihnen, ihren Erben und Nachkommen diese nachgeschriebene Begnadung, Freiheit und Ordnung gegeben, gethan und verschrieben haben, geben, thun und verschreiben hiermit und in kraft dieses Briefes: Nämlich die Zugänge der Gerichte, als Wette und Buße mit allen andern Wandeln, die an dem Gerichte oder sonst an dem Orte vorkommen oder bußwürdig erkannt werden, zehen Jahr lang, die nächsten nach Dat. dieses Briefes aufzuheben, einzunehmen, der Gemein zu gute und nicht in ander Wege anzulegen und zu gebrauchen, doch mit Vorbehalten Unser Gericht oberste und niederst über Hals und Hand, die in Unsern Händen stehende bleiben

sohlen. Es soll und mag auch ein ihlicher (jeglicher) Einwohner des Orts backen, schlachten, brauen und schenken, dazu redlich hantieren und handeln nach seinem besten Nutz, doch unschädlich der Oberkeit und Erbgerichtigkeit. Es soll auch alles Gut und Habe, das alleine und nit anders denn zu Notdurft des Berges und Enthaltung der Einwohner ihnen daselbst zugeführt und getrieben wird, in allen Unsern Landen aller Zölle und Geleits unbeschwert frei durchgehen. Solcher obgeschriebener Freiheiten und Begnadungen sollen sich die Gemein und Knappschaft aufm Buchholz für sich, ihre Erben und Nachkommen, von männiglich unverhindert, redlich gebrauchen und halten, und gebieten hierauf allen und ihlichen Unsern Prälaten, Grafen, Herren, freien Ritterschaften, Antleuten, Bögten, Schöffern, Geleitsleuten und allen andern Unsern Unterthanen, mit diesem Briefe begehrende, die Gemein, Knappschaft und Einwohner aufm Buchholze, ihre Erben, Nachkommen bei angezeigten Unsern gegeben Freiheiten und Begnadungen festiglich zu handhaben und darwider nicht betrüben, sondern sie der unverhindert gebrauchen zu lassen. Daran geschieht Unſre ernſte Meinung. Zu Urkunde mit Unserm Herzogen Friederichs

für uns beide hierangehangenem Insiegel wissentlich versiegelt. Gegeben zu Torgau auf Montag nach Martini nach Christi Geburt tausend fünf hundert und im ersten Jare."

War mit Verleihung dieser Privilegien, die Buchholz am Tage seiner Geburt gewissermaßen als ein wertvolles Angebinde empfing, eine wesentliche Grundlage für die gedeihliche Weiterentwicklung des jungen Ortes gegeben, so verfehlten Kurfürst Friedrich und Herzog Johann auch in anderer Weise nicht, die von ihnen gegründete Stadt in ihrem Wachstum, in ihrer Ausgestaltung kräftig zu fördern. Bald durfte der Ort selbständig seine Angelegenheiten durch einen Richter und 8 Schöppen verwalten, die aus freier Wahl sämtlicher Einwohner hervorgingen und ihr Amt jedesmal ein Jahr lang zu verwalten hatten. 1507 erhielt Buchholz ein Wappen und Siegelgerechtigkeit verliehen, und zwar durfte es gleich Zwickau u. a. hervorragenden Städten mit rotem Wachs siegeln, was eine besondere Vergünstigung bedeutete. 1512 begnadeten Kurfürst Friedrich und Herzog Johann den Ort mit einem Wochenmarke, nachdem dieselben zuvor schon auf ihre Kosten den Marktplatz hatten anlegen lassen, auf welchem sich das Standbild Friedrichs des Weisen jetzt erhebt. 1519 bekam die Stadt Blau und Gold als Stadtfarben; später erhielt sie Sitz und Stimme auf dem Landtage. Die Landesherren veranlaßten weiter das Kloster Grünhain, auf dessen Grund und Boden der Ort gegründet worden war, Buchholz ein entsprechendes Weichbild zu überlassen, und als Abt und Konvent des Klosters, darauf fußend, daß der Ort auf Klostergebiet entstanden sei, verlangten, es solle ihnen das Holz, „so die Einwohner des Buchholzes in erster Niederlassung ihrer Wohnung abgehauen“, vergütet, es solle dem Kloster Vergütung für 6 Schock Forellen, die ihm früher aus dem Wasser bei Buchholz — von Cünersdorf oder Schlettau — gereicht worden waren, es solle den Untertanen des Abtes, wenn sie durch das Flößen auf der Selma geschädigt würden, Vergütung gereicht werden; als sie forderten, die Buchholzer sollten ihre eben angelegten Äcker, Wiesen und Gärten nicht von

Friedrich und Johann, sondern vom Kloster zu Lehen nehmen und dahin Grundzins zahlen, jährlich auch einmal in Schlettau vor des Klosters Beamten zum Rügengericht erscheinen, dem allen sich die Buchholzer widersetzen, weil sie „den Herren von Sachsen gehuldet und geschworen“; als die Abtei Grünhain die Jagdgerechtigkeit auf Buchholzer Flur, ja zum Teil sogar die Gerichtsbarkeit über den Ort und das Patronatsrecht über die zu begründende Pfarrstelle u. a. m. beanspruchte: da waren es wieder die Fürsten, welche, weil sie bei der Gründung der Stadt von dieser Besitz ergriffen hatten, das Kloster zur Verzichtleistung auf seine Ansprüche bewogen, indem sie ihm 1516 das Kirchlehen und den Klosterhof zu Maue bei Jena; sowie die Gerichtsbarkeit über den Klosterhof zu Gardschitz bei Altenburg und „eine Ackerlänge darum“ abtraten. Friedrich und Johann verliehen sodann, um die Einkünfte des jungen Gemeinwesens zu mehren, der Stadt 2 Freifuge, eine Zahl, die sich später auf 4 erhöhte, d. h. jede Zeche mußte, wenn sie Ausbeute gab, soviel an die Gemeinde zahlen, als auf 2 bez. 4 der 128 Kuxe kam, in welche jede Zeche zerfiel, ohne daß die Stadt zu den Kosten des Bergbaues beizusteuern gehabt hätte. Wiederholt haben auch die Fürsten der Stadt namhafte Summen vorgestreckt, wiederholt auch spez. den Bau der Kirche, der in den ersten Jahren nach Gründung der Stadt in Angriff genommen wurde, durch reiche Spenden gefördert. Vor allem aber war es für Buchholz von Wichtigkeit, daß die Landesherren die Stadt zum Haupte eines besonderen Bergverwaltungsbezirktes, des Bergamtes Buchholz, machten, wo die Behörden des Bezirktes ihren Sitz hatten, wo die Landesherren 1511—1512 auch eine Münze erbauen ließen. —

Gedeihlich vermochte sich so die Stadt, bestrahlt von der Sonne fürstlicher Gunst, zu einem Orte zu entwickeln, welcher 1556 amtlicher Angabe zufolge „in die 400“ ansässiger Familien und ebensoviele Wohnhäuser zählte, was für damalige Zeit eine recht ansehnliche Größe bedeutete. —



Weihe des Röder-Denkmal in Johanngeorgenstadt

den 8. September 1901.

Es war ein köstlicher Sonntagsmorgen, als wir hinauffuhren nach dem erzgebirgischen Exulantenstädtchen droben an der böhmischen Grenze. Der blaue Himmel und die grünen Bergwiesen, der gedrängene Forst und das bligende Gebirgswasser — alles hatte sich in sonniges Festgewand gehüllt, als wollten sie dankbar den Mann ehren, der sie so oft gefeiert hat in den Klängen seiner Heimatsprache.

Reichlich acht Monate waren vergangen, seit Röder an der Stätte, die seine zweite Heimat geworden, durch einen schnellen Tod abberufen wurde. Wenige Tage danach ward der Ruf laut: „Ehret diesen Mann durch ein schlichtes, seinem Wesen entsprechendes Denkmal!“ und nun steht dies Wahrzeichen erzgebirgischer Dankbarkeit schon droben auf dem baumumgrüntem Platz, da Röder sein Heim gehabt.

Manch Einer im Niederlande drunten und Unzählige draußen in der Ferne werden, wenn sie von der Weihe des Röderdenkmal gehört haben, fragen: „Wer war der Mann?“ Der Denkstein sagt's: „Der Dichter und Sänger des Erzgebirges.“ Da zuckt vielleicht mancher die Achseln und denkt in seinem Sinne: „So? hat das Erzgebirge auch seinen Dichter! Par nobile fratrum! (Ein edles Brüderpaar!)“ und schließt vom armen verkannten Erzgebirge auf seinen Dichter.

Und doch verdient es Röder auch außerhalb unseres Gebirges bekannt zu werden. Denn es ist ein wirklicher Dichter, nicht nur ein Gelegenheitsreimer, dem einmal ein mundartlicher Scherz gelang. Er besitzt den echten Humor, der nie Witze reißt, um belacht zu werden, sondern eben der Menschheit den Spiegel vorhält, worin sie sich beschauen soll. Spätere Jahrhunderte werden weiter dem Manne dankbar sein für seine sittengeschichtlich und volkskundlich wertvollen Darstellungen aus dem erzgebirgischen Leben seiner Zeit. Darum war der Spruch wohl gewählt, mit dem Pfarrer Otto (Johanngeorgenstadt) die Weiherede des Denkmal durchzog, das Wort Förster's (nicht „Goethe's“):

Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Trotz des schlichten Wesens seiner Persönlichkeit wird der scheinbar ernste und stille Mann mit den klarschauenden, schalkhaft blickenden Augen allen unvergessen bleiben, die ihn kannten. Und eine große Feier des Dankes war die Weihe seines Denkmal. Zu Tausenden waren seine Säger herbeigekommen, um dem heimgegangenen Gaubundes-Liedermeister, der sie hineingeführt hatte in den Schatz unseres Volksliedes und in den Reichtum edler Kunst, zu ehren. Groß war die Zahl seiner Amtsgenossen, die dem treuen Lehrer und Freunde der Jugend



Nach einer Aufnahme von R. Heinze in Chemnitz.

ihren Weihegruß darbrachten. Aber sie alle kommen doch wieder als Erzgebirger, den Sohn der Heimat zu ehren, der seinem Gebirge den Kranz duftiger Geistesblüten geweiht hatte. In langem, fahnen-geschmückten Zuge zog man vom Bahnhof zur Stadt hinauf. Julius Otto's unvergleichliches: „treues deutsches Herz“ leitete die Feier der Weihe ein, die durch den Ortspfarrer und langjährigen Freund des Entschlafenen vollzogen wurde. Nach dem Gesang eines eigens dazu von Röder's Nachfolger auf dem Dirigentenposten, Br. Dost, gesezten

Weiheliedes, übergab Pfarrer Löscher (Zwönitz), von dem die Anregung zur Errichtung des Denkmals ausgegangen, den Denkstein an die Stadt. Im Namen der Stadtvertretung sprach der um die ganz ungewöhnlich schnelle und würdige Ausführung des Planes verdiente Bürgermeister Müller, indem er an den Stufen des Steines den ersten Lorbeerkranz niederlegte. Und nun folgten Kränze auf Kränze! Der Erzgebirgsverein, der Lehrerverein, sächsische und böhmische Gesangsvereine, sie alle wetteiferten, das Bild des Meisters mit Lorbeer zu umkränzen. Zum Schluß sprach tiefergriffen und darum wieder ergreifend im Namen der Familie Röder der Sohn des Gefeierten, Lehrer in Leipzig. Nach der Feier drängte sich die Menge herbei, das Bildwerk zu beschauen. Es stammt die Büste von einem berühmten Johannegeorgenstädter, Eugen Kircheis, der sein künstlerisches Heim in Braunschweig aufgeschlagen hat, aber seiner Heimat ein treues Herz und eine werththätige Hand bewahrt, wie auch das von ihm stammende eigenartige Kriegerdenkmal auf

dem Marktplatze seiner Vaterstadt beweist. Kircheis war Röder's Schüler. Er hat den Dichter aufgefaßt, wie er ihn in der rüstigsten Zeit seines Lebens gekannt hat. Man merkt es dem Bildnisse an, es ist nicht nur ein ähnliches Bildwerk, sondern ein Kunstwerk, das Leben atmet, weil es aus dem Leben heraus empfunden und geschaffen ist!

So hat das denkmalarme Erzgebirge ein neues würdiges Standbild! Dort in Hartenstein steht Paul Flemming, der Mann, der in fernen Ländern seine erzgebirgische Heimat nicht vergaß, hier in Johannegeorgenstadt, der Stadt, der man den ersten mundartlichen Dichter des Gebirges, Pfarrer Wild (geb. 1785), verdankt, steht Röder's Büste.

Aber „dauernder als Erz“ soll das Bild des erzgebirgischen Sängers eingegraben sein in das Herz seiner Stammesgenossen, deren Sprache er eine ehrenvolle Stellung im deutschen Schrifttum erobert hat!

H. L . . . r.

Einige Proben Röderscher Dichtung.*)

I.

Falsch verstanden.

Dr alta Hammerschmied Fentsch-Gust log schu a feins paar Tog gottsgammerlich krank drhamm off sen'n Hanzen¹⁾, 's that 'n a gedwedigs Gelied weh. Drister kunten ja Naal off sen'n Bänna gerod richten, oder iza dorft kaa Mensch mit 'n Finger na'tippsen, un 's Geblök guung lus.

Drbei kummt 'r aah nisch affen. Mit da griegeniffen Toppkließ' un 'n geraacherten Flaasch war 'sch guttagar alla. Un aah 's wink Supp hot 'n Molast²⁾ gemunk gemacht, 'r hot nisch Drndlichs meh hintergebracht.

Die zwee alten Stift, die 'r noch in Maul hatt', war'n lücker, taageten aah net meh sen'n Hospen³⁾ za halten. Drim mußt 'r im Pfeisenbieß emm Leimetwickel machen. Oder iza schmecket aah dr schwarza un gaahla Towack net meh.

Bun dann vielen Gepuch in dr Frischhitt' war aah 's Gehär a sei wink zurückganga — forz, 's wollt 'n alten Gust vun daara Walt o'zuppen.

Zalezt hoom s'n Dokter gehult. Daar zucket

1) Schlafstätte. 2) Beschwerde. 3) Tabakspfeife.

*) Abgedruckt mit freundl. Erlaubnis des Verlegers, Herrn Richard Viehse (Grafer'sche Buchhandlung) in Annaberg aus „Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart“, 17. Heft.

mit da Achseln, hot amos verschriem, saht' oder zr Alten unter dr Haustür': 's werd nisch meh aus 'n!"

„Jech denk 's aah,“ saht' da Alta, „'s gieht off da Naag.“ Sa machet oder doch noch enn Versuch un hulet aus dr Almet⁴⁾ a Flaschel bucker Stockdumm⁵⁾ rei un hot s'n eigaam. 's hot oder aah net a'geschloong.

Aah dr Harr Pfarrner vun dr Buda hatt' vun daara schwaaren Kranket bun Fentsch-Gust gehärt. Dr Gust gahng alla-mei-tog fleißig zr Körng, war aah a gutes Bechtkind alla Vörtelgahr gewaasen, un dosdrhalm kam dr Harr Pfarrner 'n Sunntig Noochmittig zun Fentsch-Gust un bracht' 'n seina Trösting vir. Dr Gust hot seina Händ' aufgehuumm un racht a'dachtig drauf gehorcht.

Wie dr Harr Pfarrner oder saht': „Es is a alter Bund, Mensch, du mußt staarm,“ do hot 's 'n Fentsch-Gust 's Maul awink scheef gezuung un aah da Nangbraama na'zamm geschuum; oder gefogt hot 'r nisch, 'r luß 'n Harr Pfarrner zureden.

4) Brodschrank. 5) Bockauer Stockton = ein in Bockau (südl. von Aue) fabrizierter Kräuterlikör.

Daar war noch net ordentlich zr Thür naus,
kimmst aah schu sei' Kamerod bun Frischfeier un
fröget, wos dr Haar Pfarrer asu gemaant hätt'.

„Nischt schien's,“ saht' dr Gust. „Mr weß
schu, doss a alter Hammerschmied nischt meh taagt
un vun dr Walt wackimmt, mr weß net wie —
oder asu truckenatreich brauchet 's dr Haar Pfarrer
emm aah net na'zasoong.“

„Wos hot 'r dä rausgelangt, Gevatter Gust?“

„Du bist a alter Hund, Fentsch, un mußt
staarm!“

„Juu ei! Daar kummt' 'n Tud aah a anner
Mantala imhänga!“



II.

Verhärt.

Do verwichen fuhren a paar Leit' vun Braaten-
brunn nooch Karlsbod nei. Sa wollten a Krankes
besuhng, hoom sich unterwaags net aufgehhalten un
sei in emm Oden bis nei gefahren. Drinna hatten
sa ihra Berrichtung besorgt un wollten geeng Ohnd
wieder ahamm fahren. Dr Kutscher hatt' 's schu
frih gehärt, doss ahammzu wieder in aanawack ge-
fahren un net epper eigekehrt wär'.

Wie dr Ohnd rakimmt, machen sich die Leit'
raaf'artig un bestellen 's Eispanna. Dr Haus-
maaster is behilfflich un brengt A'ziehlich un Decken
un steckt ja in da Kutsch', die in Huf stahnd.

Dr Kutscher war drweil in Stall nei ganga
un hatt' drinna noch ena klaana Berrichtung, 'r
kam a'gezuing wieder 'raus un setzt sich off 'n
Bock. Do härt 'r 'n Hausmaaster soong: „Fahrts
fort!“ un huzatahuz!! gabng 's zun Huf naus ahamm
zu. Da Pfaar lossen wie alla Pfaar, wenn 's
ahammzu giht, gelamper drauf lus.

's war oder a sei wink kalt, off dr Platt' an
serusten. 'n Kutscher hot 's ringeschittelt wie emm
gunga Hund, 'r mußt' siech enn Klan'n kaafen.
Sa brachten na raus un frögeten 'n Kutscher, epp
da Herrschaft in Woong drinna net epper aah amos
hoom wollt'.

Daar saht' ober: Die schlosen un wollen aah
gar net ekehren! Un fort gabng 's vun der Platt'
ro in emm Trapp.

Gelicklich kummt 's Fuhrwaark geeng Mornig
in Braatenbrunn a'. Dr Kutscher blebht off 'n
Bock un lauert off 's Aussteing. 's rippelt sich
oder nischt in Woong.

Do springt 'r vun Bock ro', macht 'n Schlog
auf . . . inu, du Schrack!! Da Sachen lieng
drinna — ober da Leit saahlen. Die hoom in
Karlsbod noch off 's Eisteing gewart'.

Dr Seff hatt' 's verhärt vun Hausmaaster un
war fortgefahren — wu daar doch gefahrt hatt':
„Fahrts vor!“



III.

**Dr Bismarck-Thorn
off 'n Schneebaarger Keilbaarg.**

Es werd in Büchern viel geplauscht
vun klan'n un grußen Leiten,
Do waar'n sei Dingla aufgebauscht,
die nischt hoom za bedeuten!

Drbei werd, wie gedruckt, — geluung
vun vielen setting Schreibern,
a schiener Mantel dringezuing,
wie 's gibt bu garsting Weibern!

Dr Ana schrebbt 'n Knopploch halm,
daar möcht' emm Pipmag sanga;
dr Anna macht vun Quarf soot Qualm,
will hucha Stell' drlanga!

Vun Enn neer red't a geder Ma',
daar Wahret trögt in Harzen,
— weil mr nischt annerisch reden ka' —
mit hächsten Lob . . . un Schmarzen:

Vun Bismarck, unnern grußen Halb!
Daar hot sei' Sach verstanden;
vun dann red't gruß da ganza Walt,
daar kummt's nooch allen Ranten.

Daar hot 'as gruße deitscha Reich
in Sattel g'huum zum Reiten,
daar hot geschafft 'as rachta Zeig,
gesorgt fr alla Zeiten!

Wenn daar geschicht emm kalten Strahl,
wogt Kaaner sich za mucksen,
daar trof 'n Kopp vun geden Nahl,
do gob 's ka dra'rim drucksen!

Wenn isa rutha, schwarza Leit'
bemaakeln wolln dann Grußen,
sogt jeder: Ihr seid net gescheit!
loßt Eier olbersch Kusen!

Ihr Mannla alla, wie 'r seid,
ward't mit 'n Tud vergassen,
vun Eich sogt schu da isja Zeit:
Ihr war't versumpt, versassen!

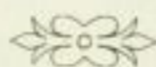
Waar ober nooch 'n Bismarck frogt
in sei viel hundert Gahren,
dann werd vun grußen Ma' gesogt,
wie net gar viel do waren!

Dos war dr deitsche Hammerschmied,
daar hatt' niischt za vertuschen,

daar soch viel wetter, als mr sieht,
un luß sich niischt verpfuschen!

Zenst immadim in deitschen Land
sieht mr sei' Bildniß hänga,
drim hot 's Geschick un aah Verstand,
sei' Bild an Thorm za brennga!

Un wenn nooch tausend Gahr dr Thorm
vun altersch-waang sollt porzeln:
Do trogt noch 's Reich gedweding Storm,
wenn 's blebbt off Bismarcks Worzeln!



Heimatskunst.

Ende September fand in Dresden ein „Kunst-Erziehungstag“ statt, auf welchem wichtige Fragen der Erziehung des Volkes, insbesondere der Jugend zur Kunst erörtert wurden. Zur Beratung standen u. a. das Kinderzimmer, das Schulgebäude, der Wandschmuck, das Bilderbuch, die Vorbildung der Lehrer, die Anleitung zum Genuß der Kunstwerke. Die Versammlung, die einem vielfach gefühlten Bedürfnisse unserer Zeit ihren Ursprung verdankte, war gleichzeitig ein erfreuliches Zeichen dafür, daß sich auch in weiteren Kreisen des Volkes der Sinn für Kunst kräftiger zu entwickeln scheint. Es ist daher nur mit Freuden zu begrüßen, wenn berufene Männer diesen erwachenden Kunstsinne in die richtigen Bahnen zu leiten suchen. Hat man schon die Musik durch Veranstaltung „volkstümlicher Konzerte“, sowie die besten Werke deutscher Dichtkunst durch Abhalten „volkstümlicher Dichterabende“ den weiteren Schichten des Volkes näher zu bringen versucht, so ist es nicht mehr denn billig, wenn auch die bildende Kunst mit in den Kreis dieser Bestrebungen gezogen wird, wenn man es unternimmt, durch Vorführung und Darbietung wirklicher Kunstwerke den Sinn für das Schöne zu wecken und zu stärken. In richtigem Verständnis für die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe wendet man sich daher mit Fug und Recht zunächst an die Jugend, um sie durch „Anschauung“ künstlerisch zu erziehen, ihre Sinne zu schulen und Phantasie und Empfindung zu bilden. Daher müssen wir die eintönigen Wände der Schulzimmer, sowie die unsrer Wohnungen mit wirklich künstlerisch ausgeführten Bildern schmücken. An Bildern freilich

ist heutzutage wahrlich kein Mangel, aber entweder sind es fabrikmäßig hergestellte Öl- oder Lichtdrucke, die nichts weniger als schön sind, oder es sind wirklich gute Reproduktionen, die aber wegen ihres hohen Preises für die meisten unerschwinglich bleiben.

Diesem entschiedenen Übelstande hilft nun in dankenswerter Weise ein neues Unternehmen ab, das die beiden berühmten Verlagsbandlungen B. G. Teubner und K. Voigtländer in Leipzig in jüngster Zeit ins Leben gerufen haben. „Im Vertrauen auf das immer mehr wachsende Bedürfnis nach echter Kunst“ geben die genannten Firmen als künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus farbige Künstler-Steinzeichnungen zu besonders billigen Preisen heraus. „Der Künstler selbst entwirft sein Bild auf den Stein, bestimmt die Farben und überwacht den Druck, so daß die fertigen Blätter bis in alle Einzelheiten hinein sein eignes Werk sind.“ Dazu sind bereits die bedeutendsten Meister gewonnen, wie Thoma, Steinhilber, Graf Kalkreuth, Ludwig von Hofmann, Leistikow, Skorbina und viele andere. Die Größe der Blätter beträgt 100:70, bez. 75:55 cm, der Preis ist niedrigst auf 3—6 Mark festgesetzt, während bisher viel kleinere Blätter oft das Zehnfache kosteten.

Dem Inhalte nach soll in erster Linie das Heimatliche berücksichtigt werden — das ist der Grund, weshalb wir auch in „Unserer Heimat“ von dem neuen, verdienstvollen Unternehmen berichten. „Das deutsche Land in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Landschaft und sein Volksleben, seine Werkstätten und

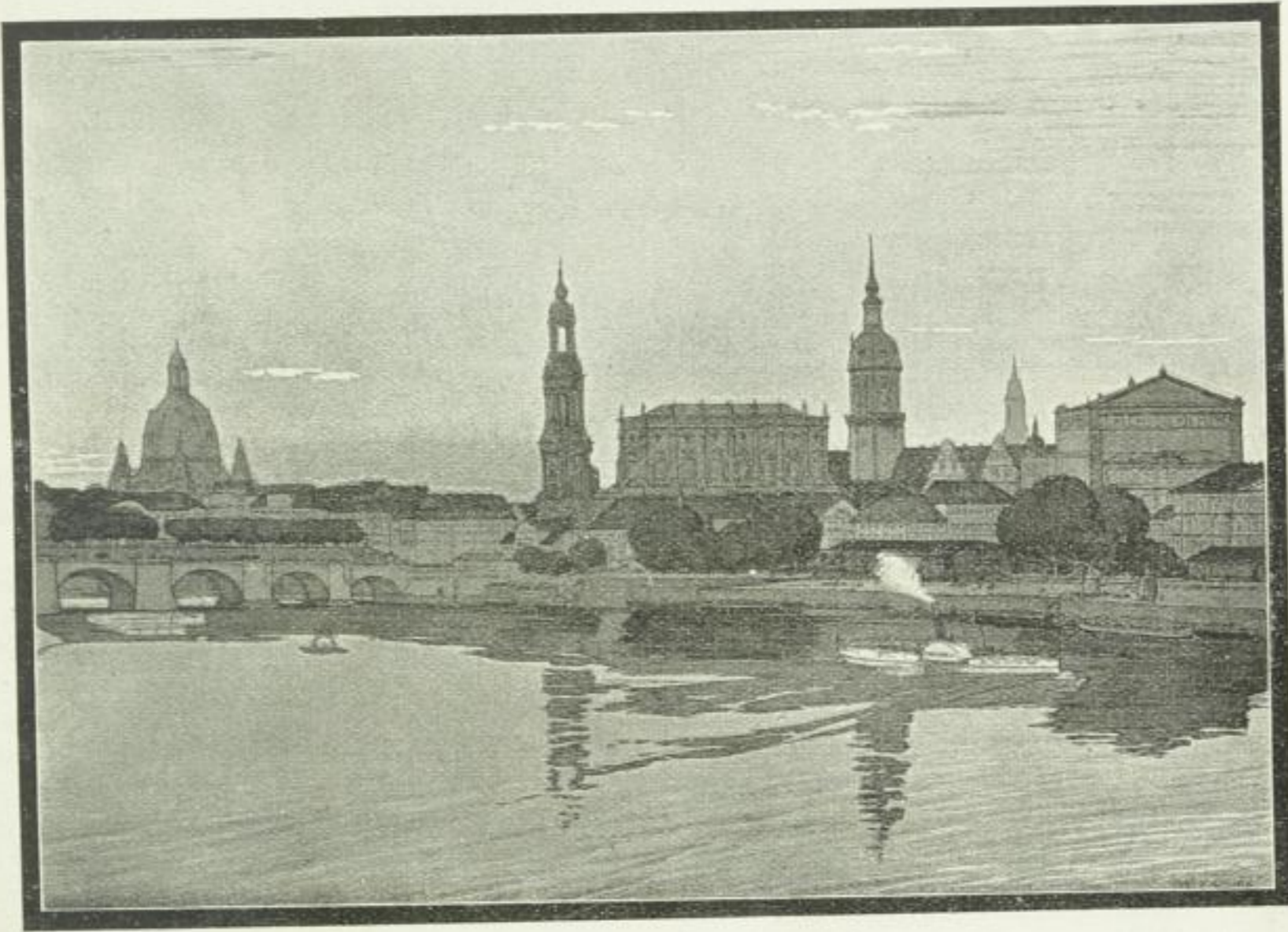
seine Fabriken, seine Schiffe und Maschinen, seine Städte und seine Denkmäler, seine Geschichte und seine Helden, seine Märchen und seine Lieder werden vor allem den Stoff zu den Bildern bieten.“

„Gerade Werke echter Heimatskunst, die einfache Motive ausgestalten, werden nicht nur dem Erwachsenen Wertvolles bieten, sondern auch dem Kinde verständlich sein.“ —

In vorliegendem Hefte bringen wir aus der bereits erschienenen Sammlung von ungefähr 20 Bildern drei Proben zum Abdruck, die wir mit Rücksicht auf die Ziele „Unserer Heimat“ aus-

gewählt haben: es sind dies „die Altstadt in Dresden“ von Otto Fischer, ein Bild, das unten etwas eingehender beschrieben ist, ferner die beiden Tierbilder des aus Zwickau stammenden, bekannten Tiermalers Otto Fikentscher.

Wir haben die Überzeugung, daß dieser „künstlerische Wandschmuck für Schule und Haus“ bald überall gern Aufnahme finden wird. Ist er doch hervorragend geeignet, wahre Freude an dem Schönen zu erwecken und einen edlen Kunstgenuß zu bereiten! —

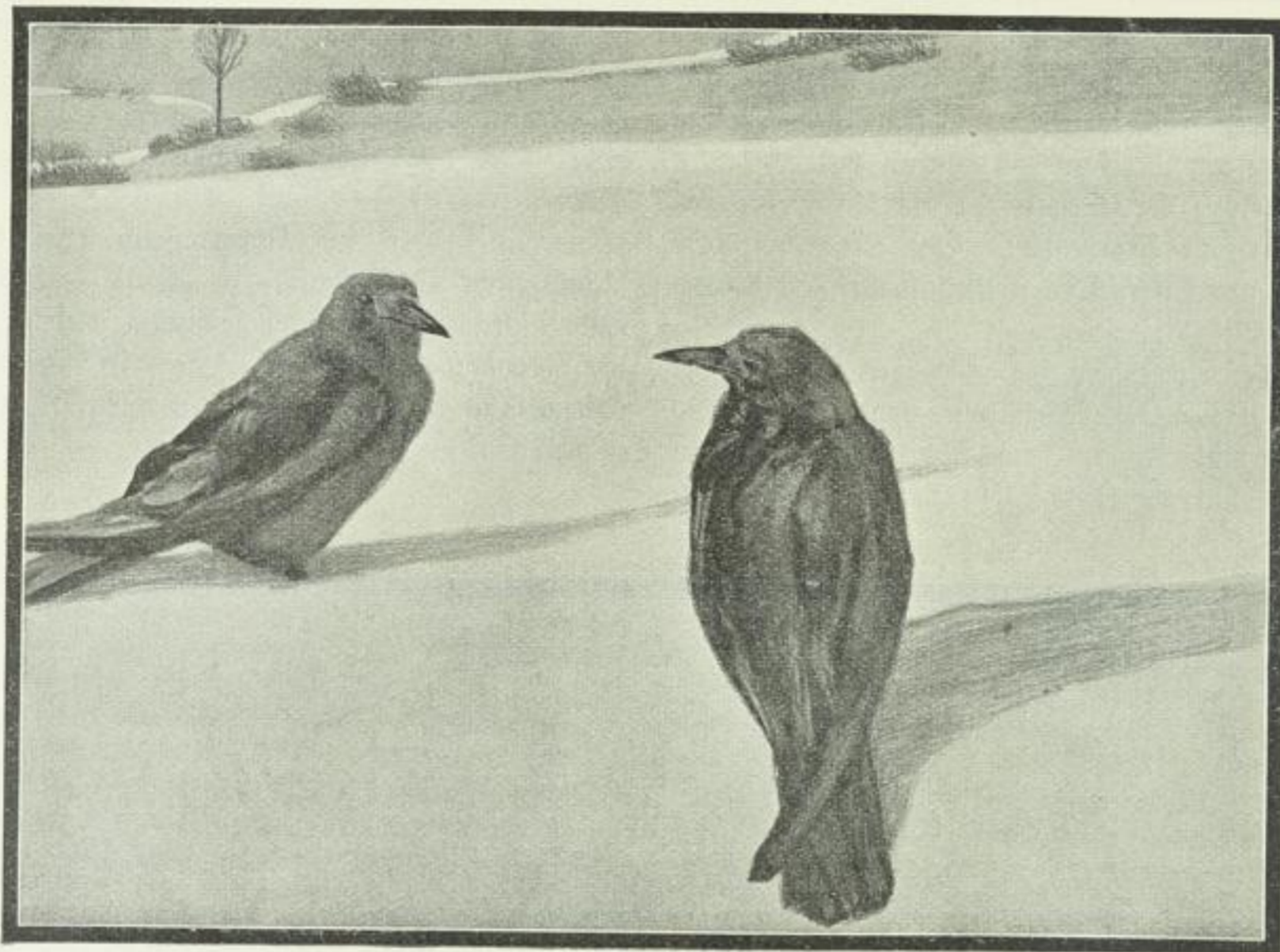


Otto Fischer: Die Altstadt in Dresden.

Die Altstadt in Dresden. Das Bild zeigt nach einer Steinzeichnung Otto Fischers, eines Dresdener Künstlers, im Hintergrunde die älteste Elbbrücke der sächsischen Haupt- und Residenzstadt, die Augustusbrücke, überragt von den Bäumen der Brühlischen Terrasse und noch weiter hinten von dem charakteristischen Kuppelbaue der Frauenkirche. Die weiteren drei Türme nach rechts gehören an der katholischen Hofkirche, dem königlichen Schlosse und der Kreuzkirche. Der Gebäudekomplex zwischen Frauenkirche und katholischer Kirche ist jetzt verschwunden; an seiner Stelle wird sich bald das neue Ständehaus erheben und dem Stadtbilde noch größeren Glanz verleihen. Der Maffienbau rechts ist die Rückseite des Hofopernhauses, das nach dem Brande des Hoftheaters 1869

von neuem nach Plänen Sempers aufgeführt worden ist und von dieser Seite betrachtet, freilich dem ersten Semperschen Baue entschieden nachsteht. Die auf der Zeichnung leicht angedeuteten, vor der Augustusbrücke beginnenden und unmittelbar am Elbufer sich hinziehenden niederen Gebäude bilden das sogenannte „italienische Dörfchen“, einem namentlich von Fremden mit Vorliebe besuchten Vergnügungsort (Helbig's Restaurant). Es reicht bis zum Landungsplatze der nach Meissen gehenden Dampfschiffe und bis zum Hotel Bellevue, dem bekannten Hotel ersten Ranges, das reisende Fürstlichkeiten mit Vorliebe zum Absteigequartier wählen. — Das Stadtbild gehört gewiß zu den schönsten Deutschlands.

H. C. K.



Otto Fikentscher: Krähen im Schnee.

— Otto Fikentscher, der Schöpfer der beiden stimmungsvollen Tierbilder auf S. 35 und S. 58, gehört durch seine Geburt „unserer Heimat“ an. Er ist nämlich zu Zwickau i. S. geboren im Jahre 1862 als Sohn des Stadtrats Friedrich Christian Fikentscher, des Begründers der berühmten Chamottewarenfabrik Fikentscher, und hat auch dafelbst die Bürgerschule und das Gymnasium besucht. Seine künstlerische Laufbahn begann er als Bildhauerlehrling bei Wesche & Ramcke, einer weitbekannten Kunstwerkstätte Zwickaus. Da aber die Arbeit im geschlossenen Raume und die staubige Hantierung seiner Gesundheit nicht förderlich war, gab er den Beruf des Bildhauers auf, besuchte ein Jahr die Kunstgewerbeschule zu Dresden, dann 5 Jahre die Akademie in München, wo er hauptsächlich nur Aft zeichnete. Im Sommer machte er fleißig Tierstudien und Beobachtungen in der Nähe Münchens und auf einer bairischen Alm. Von seinen Münchener Lehrern sind besonders zu nennen Raupp und Raab, der Radierer. 1888 ging er nach Karlsruhe, wurde Schüler von Baisch und begann zu malen. Aus jener Zeit stammen die Bilder: „Bussard, von Krähen verfolgt“, „Auf der Alm“, „Herbstmorgen bei Stein im Erzgebirge“ u. a.

1891 verheiratete er sich und gründete sein Heim zu Grödingen bei Karlsruhe in der alten Augustenburg, die seither nach und nach ein rechtes „Malecneft“ geworden, da noch mehrere Kollegen, darunter sein Schwager Gustav Kampmann, sich darin angesiedelt haben. Jetzt hat F. sich im eigenen Hause ein Atelier eingerichtet. Größere Gemälde aus dieser Karlsruher Zeit sind: „Waidwund gebellt“; ein Wildschwan mit zerbrochenem Flügel, sich gegen den angreifenden „Stichelhaarigen“ zur Wehr setzend; „Schreiender Hirsch“ (jetzt im Kunstverein zu Zwickau ausgestellt); „Rehe in blühender Wiese“; „Juniabend“; „Balzender Auerhahn“; „Bierzehender“; „Weidende Büffel“ (nach seinen in Siebenbürgen gemachten Studien) u. a. Die Hauptbegabung Fikentschers liegt im Zeichnerischen, in der feinen Beobachtung und charaktervollen Wiedergabe des Tiers in der Bewegung. Da ist kein Tier zu klein und zu gering, das er nicht kennt und studiert, wie denn auch ein großer Teil seines Interesses den Naturwissenschaften zugewandt ist. So dürfen wir noch viele schöne Gaben seiner Kunst erwarten, und auch in „Unserer Heimat“ hoffen wir noch manche seiner Bilder im Abdruck bringen zu können. (Nach Mitteilungen von J. F.)

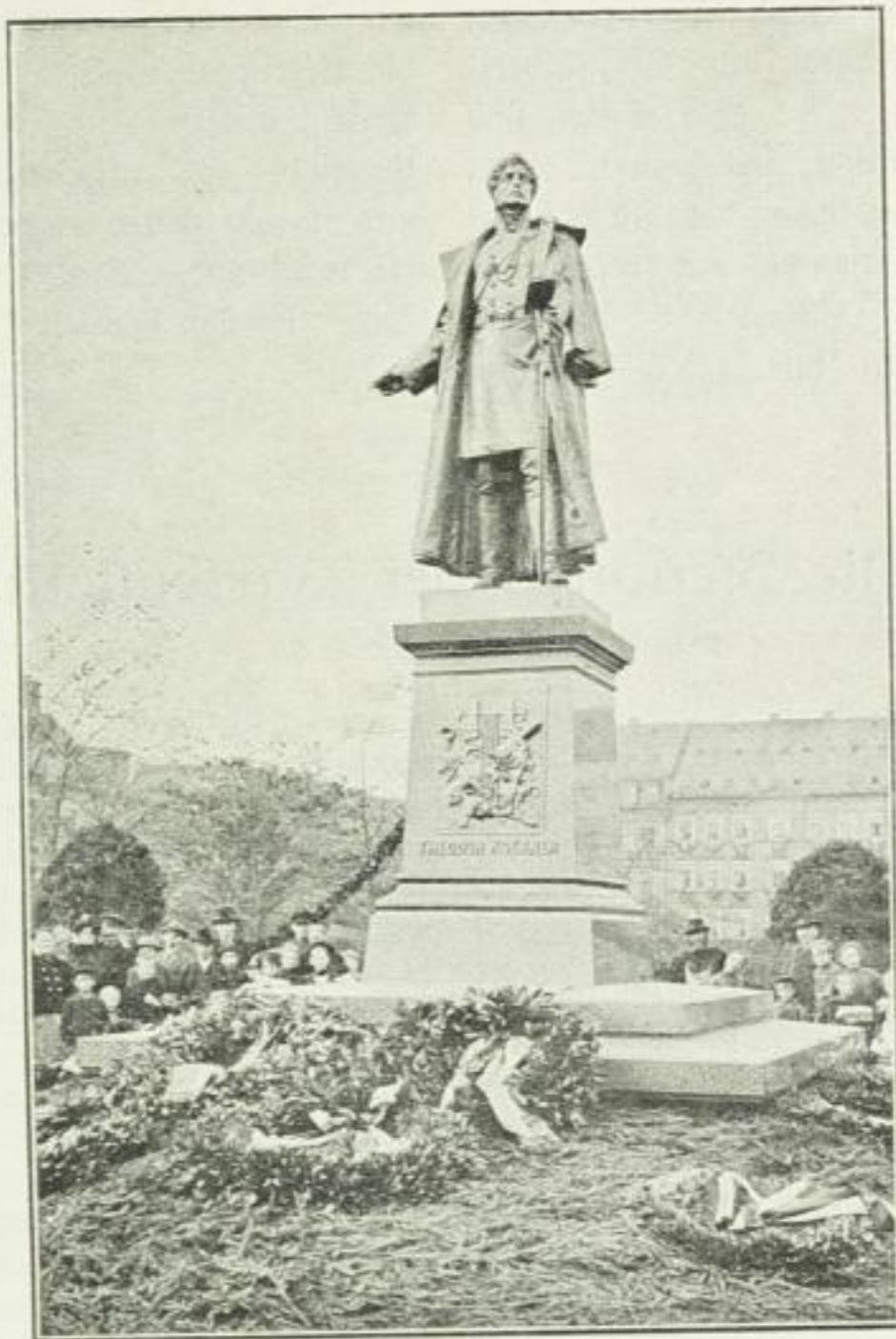


Das Theodor Körner-Denkmal in Chemnitz.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht fand die Enthüllung des Denkmals des Dichters von „Leyer und Schwert“ in Chemnitz statt. Es ist ein herrliches Zeugnis patriotischer Opferwilligkeit

eines kleinen Kreises von Bürgern, ein Beweis, daß auch in der „Stadt der Arbeit“ ein schönes ideales Empfinden lebt.

Die erste Anregung zu dem Denkmal wurde



Das Körner-Denkmal in Chemnitz Sa.

Nach einer Aufnahme des Herrn Chefredakteur Richter in Chemnitz Sa.

bei Gelegenheit des 50. Todestags des Dichters durch den damaligen Gymnasialprofessor Dr. Müller gegeben; dann bildete sich (1892) der Verein „Körnertisch“ aus einem kleinen Kreise von Bürgern der Ostvorstadt, und dieser wirkte mit solcher Mühigkeit, daß früher noch, als man zu hoffen wagte, die Mittel für das Denkmal gewonnen waren, zumal die Munificenz der städtischen Behörden mit warmem Anteil zu Hilfe kam.

Auf dem ansehnlichen und freundlichen Körnerplatze, gegenüber der geschmackvoll erbauten Markuskirche fand es seinen Platz, und macht seinen Gründern wie seinem Schöpfer, Prof. Egler in Dresden, alle Ehre. Es stellt den herrlichen Jüngling dar in dem Augenblicke, da er, kurz vor seinem Todesritt, seinen Genossen sein „Schwertlied“ vorträgt. Die ganze Gestalt hat das Gepräge frischer Kraft und idealer Größe; aus dem Antlitze spricht Begeisterung und Zuversicht, die Linke, auf das

Schwert gestützt, hält das Notizbuch, die Rechte den Stift, und die ganze Stellung ist natürlich und packend.

Die Enthüllungsfeier gestaltete sich zu einem Feste für die ganze Stadt. An dem Festzuge nahmen eine große Anzahl Vereine, sowie die Schüler teil, und eine überaus stattliche Reihe von Fahnen scharte sich um das noch verhüllte Denkmal. Vor demselben sprachen der Vorsitzende des Körnertischs, Oberlehrer Wüstner, sowie Herr Oberbürgermeister Dr. Beck erhebende und begeisternde Worte, und Liederklang umwogte das Standbild. Der Tag selbst war herrlich, Sonnenschein lag über dem bunten Bilde, den geschmückten und besaggen Häusern des Körnerplatzes, der tausendköpfigen Menge, unter welchen die Besten und Vornehmsten der Stadt vertreten waren, und Sonnengold umflutete die eiserne, leuchtende Gestalt des Heldenjünglings, die, auf hohem Postament

auftragend, sich ungemein wirksam abhebt von dem Grün der Anlagen des Platzes, dem sie zur herrlichsten Zierde geworden. An dem Sockel sind Leyer und Schwert angebracht, und darunter bligt in goldenen Buchstaben der Name des Dichters.

Mit Stolz darf Chemnitz, mit besonderem Stolz aber der Verein „Körnertisch“ auf das Denkmal blicken, an dessen Fuße zahllose Kränze

mit schönen Widmungen niedergelegt wurden. Möge die Begeisterung dieses Tages nachwirken in allen Herzen, besonders in jenen, die dem vaterländischen Empfinden sich entfremden, möge man allenthalben und für alle Zeiten eingedenk bleiben der Bedeutung, die Leyer und Schwert für unser Volk seit alten Tagen besessen haben!

—n.



Die Isenburg bei Hartenstein.

Es war ein Sommerabend;
Das Thal war feucht und kalt,
Da ging ich mit dem Förster
Noch durch den stillen Wald.
Und wo von grüner Höhe
Die Burgruine schaut,
Erzählte mir der Alte
Von einer Totenbraut:

„Wo jetzt mit Epheublättern
Der Nachtwind flüsternd spielt,
Klang einst im Kampfesreigen
Der Ritter Speer und Schild.
Da schauten blaue Augen
Zum Fenster wohl heraus;
Da wählte sich Elfriede
Den kühnsten Recken aus.

„Und dort, wo man die Pforte
Durch wirre Zweige blickt,
Dort hat er ihr beim Scheiden
Die kleine Hand gedrückt:
Ich bleibe treu, Elfriede,
Ob auch Versuchung naht;
Die Liebe weiß zu ringen
Auf dornenvollem Pfad.

„Bergebens hat Elfriede
Die Hoffnung lang gehegt;
Man hat im Hochzeitskleide
Sie in die Gruft gelegt. —
Die Burg ist längst zerfallen;
Der Feind hat sie zerstört;
Die Totenbraut Elfriede
Nur schlummert unverfehrt.

„Doch rauscht aus Sternenhöhen
Die Mitternacht heran,
Dann wandelt leis' Elfriede
Wohl durch den dunklen Tann.
Sie weint um ihre Liebe,
Bis fern der Morgen graut,
Und rings von ihren Thränen
Ist dann die Flur bethaut.“

So sprach der alte Förster
Und blickte zu mir auf.
Zwölf Glockenschläge klangen
Dumpf aus dem Thal herauf.
Und wie's im Walde rauschte
So leise und so sacht,
War mir's, als weint Elfriede
In stiller Sommernacht.

F. D. Walther.



Kleine Chronik.

Erzelenz von Mindwig †. Der in Weimar verstorbene Königl. sächsische Wirkliche Geheime Rat und Gesandte a. D. Max von Mindwig, der im 79. Jahre aus dem Leben schied, wurde, nachdem in Weimar eine feierliche Trauerverabschiedung stattgefunden hatte, zur Bestattung nach dem neuen katholischen Friedhofe in Dresden übergeführt. Am Sonnabend, den 26. Oktober, nachmittag 2 Uhr fand auf letzterem die Einsegnung in der Friedhofskapelle statt. Zu ihr hatte sich eine illustre Trauerversammlung eingefunden, da die trauernde Familie mit zahlreichen alten sächsischen Adelsfamilien verwandt ist; sind doch die alten Mindwige seit dem 15. Jahrhundert in Sachsen sesshaft und in landesherrlichen Diensten bekannt und geschätzt. Geboren am 19. Juni 1823, hat v. M. seine erste Ausbildung in Berlin erlangt, wo sein Vater als königlich sächsischer Gesandter weilte. Anfang Juni 1842 trat er bei der königlich sächsischen Kavallerie in Dienst, machte 1849 den Feldzug in Schleswig mit und nahm 1854 seinen Abschied. Er diente

sodann dem großherzoglich weimarischen Hofe bis 1868, wo er nach Dresden berufen und zum Oberhofmeister der Königin-Wittve Marie, sodann zum königlich sächsischen Gesandten in Weimar ernannt wurde, welsch verantwortungsreiches Amt er bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1897 mit Auszeichnung versah. 44 Jahre hat er in Weimar verlebt, wo er eine zweite Heimat gefunden.

Hauptversammlung des Vereins für sächsische Volkskunde. Der Verein für sächsische Volkskunde hielt am Sonnabend und Sonntag, den 26. und 27. Oktober, in Oschatz seine diesjährige Hauptversammlung ab. Am Sonnabend fand im Löwenjaale eine vollstümliche Abendunterhaltung statt, um deren Arrangement sich Herr Ortsgruppenpfleger Bürgerschullehrer Bödich sehr verdient gemacht hat. Das Programm schilderte in drei Gruppen Sitten und Gebräuche unseres Volkes in der Jugendzeit, in den Tagen der Liebe und in der Fremde in origineller Weise. Nachdem am Sonntag vormittag eine Führung durch die Stadt Oschatz

und deren Museum stattgefunden hatte, trat um 11 Uhr vormittags in der Aula der städtischen Realschule der Verein zur Hauptversammlung zusammen, die vom Vorsitzenden des Vereins, Herrn Generalmajor z. D. Freiherrn von Friesen, mit begrüßenden Worten eröffnet und geleitet wurde. Sodann hielt Gymnasiallehrer Dr. Tegner aus Leipzig einen Vortrag: „Zur Volkskunde der Slaven in Deutschland, besonders in Sachsen“. Alsdann erstattete der Vorsitzende Bericht über die Mitgliederbewegung. Am 1. Oktober 1900 zählte der Verein 2100 Mitglieder. Die heutige Mitgliederzahl stellt sich auf 2184. Die Bibliothek ist auf 800 Bände angewachsen. Die Zahl der Manuskripte, die an das Archiv eingesandt wurden, stieg auf 207. Neu hinzugetreten ist zu der alten Thätigkeit des Archivs die phonographische Aufnahme von Dialekten, mit der bereits im südöstlichen Winkel der sächsischen Schweiz begonnen worden ist. In nächster Zeit soll die phonographische Arbeit in der Lausitz in Angriff genommen werden. Das Museum des Vereins hat im vergangenen Jahre reiche Erwerbungen an Schenkungen und Ankäufen zu verzeichnen gehabt, sodaß die laufende Nummer auf 2358 gegen 1472 im Vorjahre gestiegen ist. Der fest vorgezeichnete Weg, nur Volkskundliches zu sammeln, hat dem Museum eine ausgesprochene Eigenart gesichert und es den vielen bestehenden Museen nicht als Glied, sondern als notwendige Ergänzung angereicht. Es befindet sich im Palais im königlichen Großen Garten und wurde im letzten Sommerhalbjahre von rund 14000 Personen besucht. Der Klassenbericht wies bei 6488 M. Einnahmen, unter denen sich 2000 M. Staatsbeihilfe, je 200 M. Beihilfe der Städte Dresden und Leipzig und 250 M. Unterstützung des königlichen Ministeriums des Innern befanden, und 4664 M. Ausgaben einen Bestand von 1833 M. in bar auf, wozu noch 1500 M. ausstehende Mitgliederbeiträge kommen. Nach diesen Berichten wurde dem Vorstande einstimmig Entlastung erteilt. Nachdem sodann als Ort der Hauptversammlung 1902 Altenburg bestimmt worden war, wurde zur Wahl des Vorstandes geschritten, wobei einstimmig wieder gewählt wurden die Herren Generalmajor z. D. Freiherr von Friesen-Dresden als erster Vorsitzender, Landbaumeister Baurat Schmidt-Dresden als stellvertretender Vorsitzender, Redakteur Eberwein-Dresden und Professor Steffen als Schriftführer, Bankdirektor Oswald-Dresden als Schatzmeister, Prokurist Maußsch-Dresden als stellvertretender Schatzmeister, Professor Dr. Rogg-Leipzig als Direktor der Bibliothek und des Archivs, Professor Dr. Stumm-Leipzig als dessen Stellvertreter, Prof. Seyffert-Dresden als Museumsdirektor und Professor Vertling-Dresden als dessen Stellvertreter.

Johann Hermann Schein. Zur Ergänzung des in Nr. 1 „Unserer Heimat“ abgedruckten Lebensbildes Scheins aus der Feder des Dr. Arthur Prüfer teilen wir hier mit, daß die Gemeinde von Grünhain, dem Geburtsorte Scheins, ihrem großen Sohne in dankbarer Erinnerung bereits ein schlichtes Denkmal geweiht hat. Am 19. September 1897, einem Sonntage, fand, wie uns freundlichst mitgeteilt wird, in Verbindung mit dem Vormittagsgottesdienste die feierliche Übergabe einer Serpentinafel und eines Bildes Hermann Scheins statt. Zu Ehren der Feier war der Altarplatz und die Tafel in sinniger Weise geschmückt worden. Rechts von

der Kanzel hat das Bild und links die Tafel einen dauernden Platz gefunden. Auf der letzteren sind folgende Worte eingegraben:

„Ihrem großen Sohne

Johann Hermann Schein,

geb. hier im Pfarrhause den 20. Januar 1586, gestorben als Musikdirektor und Kantor der Thomasschule zu Leipzig, den 19. November 1630, dem Dichter und Tonsetzer von „Nachs mit mir Gott nach deiner Gut“ und vieler anderer geistlicher und weltlicher Lieder zum ehrenvollen Gedächtnis

die dankbare Vaterstadt.

Grünhain, im September 1897.“

Das Bild ist von der Gemahlin des jetzigen Musikdirektors und Kantors an der Thomasschule, Gustav Schred, gemalt und der Gemeinde Grünhain geschenkt worden. Den kostbaren Rahmen hat Dr. Prüfer, Privatdozent an der Universität zu Leipzig, von dem auch der obengenannte Artikel herrührt, gestiftet. Jetzt erscheinen die Gesamtwerke Scheins, von ebendenselben im Verlage von Breitkopf & Härtel in Leipzig neu herausgegeben.

Schulnachrichten: Das Rektorat des Realgymnasiums zu Chemnitz i. S. übernahm Michaeli d. J. an Stelle des verstorbenen Prof. Dr. Flügel Prof. Dr. Schaarschmidt, bisher Direktor der Realschule daselbst. Hier wurde sein Nachfolger Dr. Lange, bisher Realschuldirektor in Oschatz. — Als Nachfolger des Rektors Professor Dr. Gerth (siehe „Unsere Heimat“ Nr. 1) wurde Prof. Dr. Theodor Opitz aus Dresden berufen. — Prof. Dr. Vogel, am Gymnasium in Schneeberg, übernimmt zu Ostern die interimistische Leitung des neuen Leipziger Staatsgymnasiums.

In **Meißen** wurde am 31. Oktober der Grundstein zu einer evangelischen Kirche für den Stadtteil Triebischtal gelegt. Die Kirche wird nach den Plänen des Dresdener Architekten Woldemar Kandler in ernster Spätgotik ausgeführt. Ihre Form ist eine Kreuzschiffanlage, welcher der 70 m hohe Turm in der Längsaxe vorgelegt ist. Die Bauzeit ist auf 2½ Jahre bemessen.

Der **Zwidau-Oberhohndorfer Steinkohlenbauverein** hat für seine Schächte ein großes Elektrizitätswerk errichten lassen. — Die Gewerkschaft Morgenstern baut in Pöhlauer Flur einen etwa 800 m tiefen dritten Schacht.

Bei **Stünzig i. G.** ist der neue Gottesfegen-Schacht nahezu vollendet.

Die **Oberwiesenthaler Schülerherberge** wurde diesen Sommer von insgesamt 329 Studenten und Schülern besucht.

In **Hohenstein-Ernstthal** wurden am 18. Oktober die neuen, sehr praktisch eingerichteten Personenverkehrsanlagen des Bahnhofes in Betrieb genommen; es ist ein Inselbahnsteig angelegt, zu dem vom Hausbahnsteig aus ein Tunnel führt.

In **Marienthal** bei Zwidau wurde am 14. Oktober die neue St. Pauluskirche, erbaut nach dem Entwurfe des Architekten Zeißig in Leipzig, feierlich geweiht. Ein Bild nebst Beschreibung bringen wir in einer der nächsten Nummern.

In **Madenburg** hat man neuerdings wiederum vorgegeschichtliche Urnen, sogenannte Thranennäpfschen, verschiedene Bronzegegenstände und Steinringe ausgegraben.

In **Willischthal** ist nunmehr die auf Kosten der Staatsregierung mit einem Aufwand von rund 140 000 Mark erbaute neue mächtige Bschopaubrücke am 3. Oktober dem Verkehr übergeben worden.

In **Adorf** wurde am 5. Oktober ein neues großes Schulgebäude eingeweiht, dessen Bau weit über 300 000 Mk. gekostet hat.

In **Falkenstein** wurde am 9. Oktober der Grundstein zum neuen Rathaus gelegt.

Schwarzenberg. Die neuerbaute Emmauskirche in dem benachbarten Neuwelt ist am Montag, den 28. Oktober, durch Herrn Kirchenrat Superintendent Lic. Roth aus Schneeberg feierlich geweiht worden.

Reichenbach. Am Sonntag, den 27. Oktober, hielt der Bismarkturm-Berein für das nördliche Vogtland seine 1. Generalversammlung ab, die über den Stand des

Bereins ein äußerst befriedigendes Bild gab. Der am 28. Oktober v. J. geweihte Bismarkturm auf dem Ruhberge ist in diesem einen Jahr seines Bestehens von 16 000 Personen bestiegen worden; an Ansichtskarten wurden 21 000 Stück verkauft. Auf die noch auf den Bau lastenden Schulden konnten 1700 Mark abgezahlt werden, 615 Mark blieben als Kassenbestand.

Aus **Plauen i. V.** wird gemeldet: Am 10. Oktober ist in Dresden der Privatmann Johann Jacob Friedrich Roth gestorben, ein Mann, der für die Geschichte der plauenschen Industrie von Bedeutung geworden ist. Roth war Schweizer von Geburt und betrieb die Maschinenstickerei zu Degersheim bei St. Gallen. Er war der erste, der in Plauen, ja überhaupt in Sachsen und Deutschland an der Maschine stickte und diese Kunst andere lehrte.



Literatur.

— Johannes Zühling. Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mit einem Anhang von Segen u. s. w. Nach den in der kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von Hofrat Dr. med. Höfler, Bad Tölz. — Mittweida, Polytechnische Buchhandlung (M. Schulze). Preis: brosch. 6 Mark. 355 Seiten. — Ein wichtiges Nachschlagebuch in erster Linie für den Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde, sodann auch auf dem der Geschichte, der Medizin und der Kulturgeschichte!

— Von den „Gedichten und Geschichten in erzgebirgischer Mundart“, die von der Grafer'schen Buchhandlung (Richard Liesche) in Annaberg herausgegeben werden, sind soeben das 18. und 19. Heft: „Lauter lustigs Zeigs!“ und „Spaß muß sei!“ erschienen. Diese Büchlein, die von dem Lehrer Emil Müller in Dresden, einem Annaberger Kinde, zum Teil selbst verfaßt, zum Teil aus Beiträgen namhafter Schriftsteller des Obererzgebirges zusammengestellt sind, spiegeln mit ihrem sinnigen, herzerfreuenden Inhalte und in ihrer gelungenen Wiedergabe der verschiedenen erzgebirgischen Mundarten die Gedankenwelt und den Humor sowie die eigenartigen Verhältnisse unseres Gebirges lebenswahr wieder. Obgleich Scherz und Ernst sich in diesen poetischen und prosaischen Sätzen ablösen, überwiegt doch der Humor, und zwar jener Humor, der zwar an die Lachmuskeln des Lesers appelliert, aber doch auch ergreifende Einblicke in die Tiefen des Gemütes gewährt. Auch diese beiden letzten Hefte der bekannten Sammlung bieten somit eine prächtige Unterhaltung und eine gesunde Kost und seien deshalb allen Bewohnern und Freunden unseres Erzgebirges warm empfohlen. Preis eines jeden Bändchens: geh. 70 Pfg., kart. 80 Pfg.

— Die Zeit der Aufführungen in den Vereinen naht wieder heran, und es tritt an die Vorstände die Frage, was werden wir diesen Winter bieten können? Da sei auf einen

neuen Schwank aufmerksam gemacht, der, in erzgebirgischer Mundart verfaßt, große Wirkung hat, er heißt „a bieser Traum“ von Hans Siegert, und ist im Verlage der Grafer'schen Buchhandlung in Annaberg erschienen. Ein prächtiger Humor durchzieht das im Walde, beim Förster und im Wirtshause spielende Stück, dabei ist es nicht zu lang und unfern gebirgischen Verhältnissen wie auf den Leib geschnitten.

— Soeben ist im Verlage von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig erschienen: Italienische Reise-
skizzen von Harry Brun. Preis brosch. M. 2,—. In diesen erfrischenden Skizzen schildert Brun, als lebenswürdiger Freund und Begleiter an den Gestaden der deutschen Sehnacht, den Zauber des Südens. Zu dem Reiz der Unmittelbarkeit gesellt er noch den ganzen Duft italienischen Lebens. Jedem Touristen und Wanderer, dem die Küste zwischen Portofino und Genua ans Herz gewachsen ist, bietet das Büchlein an Rasttagen und in Feierstunden Genuß und Erholung.

— Zu Bethlehem geboren. Ein altes Weihnachtslied, komponiert von Georg Göhler. Für eine Singstimme, Violine und Klavier, M. 1.—. C. A. Klemm, Leipzig.

— Felix Noöl, Vier Lieder für tiefen Baß. Leipzig, Rudolf Dietrich.

— Geologische Spezialkarte von Sachsen. Von der seitens des königl. Finanzministeriums herausgegebenen unter Leitung des Prof. Geh. Bergrats Dr. Credner in Leipzig bearbeitete geologische Spezialkarte des Königreichs Sachsen ist soeben die Sektion Nr. 125, Kirchberg-Wildenfels, nach geologischer Revision in zweiter Auflage neu erschienen. Der Preis eines Blattes nebst den zugehörigen Erläuterungen und der letzteren beigehefteten Flözkarte beträgt 3 M. Die Karte ist durch die Kommissionsbuchhandlung von Wilhelm Engelmann in Leipzig, sowie durch jede andere Buchhandlung zu beziehen.

— Volkslieder aus dem Erzgebirge. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Alfred Müller-Reichenbach i. B. Zweite unveränderte, billige Ausgabe. 1891. 245 S., kart. nur M. 1.—. Verlag der Grafer'schen Buchhandlung (R. Liesche) in Annaberg. Die in ihrer Art erste und vollständigste Sammlung enthält 460 Liebes-, Abschieds-, Jägerlieder, Balladen, dann Soldatenlieder, darunter gewiß viele überraschende Gedichte aus dem Kriege 1870/71, die ganz zweifellos aus Soldatenkreisen stammen; Tschumperliedeln (Schnadahüpfeln), Tanz- und Kinderreime, Heiratsorakel, Zählverse der Klöpplerinnen und ähnliches in großer Auswahl. — Die Sächs. Schulzeitung schreibt in einer ausführlichen Besprechung: „Sie atmen den heiteren Sinn des Erzgebirgers, seine lecke Laune und Lebenslust, den treuherzigen Spott, die Thorheiten, Verlegenheiten und den Schmerz der Liebe, die Treue. Von hohem Wert sind die beigebrachten historischen Gedichte, welcher darauf beruht, daß die schlichten Dichtungen uns treu widerspiegeln, wie das Volk dieses oder jenes Ereignis von Wichtigkeit sich nach seiner Sinnesart zurechtlegte, sie sind daher immer für die Erforschung der Sittengeschichte und des Bildungsganges

des Erzgebirgers beachtlich“ u. s. w. — Die Grenzboten sagen u. a.: „Der Inhalt dieser Volkslieder ist so köstlich, daß es eine Lust ist, sie von Anfang bis zu Ende zu lesen.“

— Dr. A. Rosenberg. Anton Klamroth, Ein Meister der Pastellmalerei. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. 1901. Preis: eleg. brosch. 1 M. — Eine überreiche Anzahl von Abbildungen charakteristisch aufgefaßter männlicher Porträts und schöner Frauenköpfe, ab und zu auch eine flotte Studie oder ein interessanter Akt illustrieren in glanzvoller Weise das Schaffen des beliebten Leipziger Porträtmalers. Unter den auch für weitere Kreise wichtigen Porträts seien nur folgende hervorgehoben: Prinz Albert, Herzog zu Sachsen, Rudolf Bamberger, Rudolf von Gottschall, Dr. Felix Kraus, August Niemann, Arthur Riksch, Paderewsky, Prof. Dr. Brym, Schmidt-Cabanis. In dem elegant geschriebenen Text des mit ausgestatteten Bändchens giebt der bekannte Berliner Kunsthistoriker eine abgerundete Schilderung der künstlerischen Persönlichkeit Anton Klamroths und bei dieser Gelegenheit auch wertvolle Beiträge zur Theorie und Aesthetik der Pastellmalerei.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien.

empfehl. sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden Bildern u. s. w.; — ertheilt auch **Einzel- und Privat-Unterricht.**

Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

Aechter Dünnebier's Aromatique.

Fabriziert seit 1885.

Preisgekrönt: Lübeck 1899. Paris 1900. Zwickau 1900.

Dieser Magenbitterliqueur wird nur aus den feinsten Pflanzenstoffen fabriziert; er erwärmt und belebt den Magen, fördert den Appetit sowie die Verdauung. Er dient als bestes Genussmittel und erfreut sich infolge seiner vorzüglichen Eigenschaften allgemeiner Beliebtheit.

In Originalflaschen (à 1 Mk. 25 Pfg.) sowie ausgemessen zu haben bei

E. G. Dünnebier, Zwickau i. S.

Fernsprecher No. 972.

Dresdnerstrasse 1.

Gutachten.

Zwickau i. S., den 14. Mai 1901.

Herrn **E. G. Dünnebier, Zwickau.**

Die Untersuchung der eingereichten Probe hat folgende Resultate ergeben:

Aromatique:

Alcohol: In 100 cm ³ sind enthalten	33,39 g
Extract (nach Schultze) =	8,49 %
Mineralstoffe =	0,012 %
Zucker (durch Polarisation im 200 mm Rohre = + 30,00) =	7,80 %

Zur Fabrikation des Aromatique werden nur gute Pflanzenstoffe verwendet, und es kann Ihr Aromatique deshalb sowohl hinsichtlich seines Gehaltes an Extractivstoffen wie auch seines Wohlgeschmackes bestens empfohlen werden.

gez. **Dr. Ernst Falck.**

Approb. Nahrungsmittelchemiker. Vereidigter Sachverständiger des K. S. Land- und Amtsgerichtes zu Zwickau.

Inhalts-Verzeichnis: 1. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Das stille Dorf. Erzählung aus dem bayerischen Vogtlande. 2. Johann Joachim Kändler, ein Modellmeister der Meißner Porzellanmanufaktur. 3. Km.: Eine neue Quelle sächsischer Familiengeschichte. 4. L. Bartsch: Die Gründung der Stadt Buchholz (Schluß). 5. H. L. . . . r: Weihe des Röder-Denkmal in Johanngeorgenstadt. 6. Einige Proben Röderscher Dichtung. 7. Heimatskunst; H. C. K.: Die Altstadt in Dresden; J. F.: Otto Fikentscher. 8. —n: Das Theodor Körner-Denkmal in Chemnitz. 9. F. D. Walther: Die Ikenburg bei Hartenstein. Gedicht. 10. Kleine Chronik: Erzellenz von Rindwitz †; Hauptversammlung des Vereins für sächsische Volkskunde; Johann Hermann Schein und verschiedene kleine Notizen. 11. Litteratur.

Liste

der Hôtels, Cafés, Restaurants und Sommerfrischen,

in denen „Unsere Heimat“, soweit uns bis jetzt bekannt ist, ausliegt.

Auerbach i. V., Hôtel „zum braunen Ross“, am Markt.

Böhm.-Wiesenthal i. E., E. Schmidt; Hôtel, Weinstube u. Weinhandlung.

Chemnitz, Aug. Schneider's Café, Planitzstrasse 54.

Johanngeorgenstadt, Hôtel Henrietenhof, a. Bahnhof, Inh.: O. Puschmann.

Karlsbad i. B., Centralhôtel Loib, Theaterg., Inh.: Anna Seling, geb. Loib.

Karlsbad i. B., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Emil Beierlein.

Leipzig, Hôtel „Stadt Freiberg“ verb. m. ff. Restaurant, Hermann Kiessig.

Reichenbach i. V., Thüringer Hof, Inh.: Franz Schmeisser.

Rochlitz i. S., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Quastenberg.

Wilsdruff, Hôtel Löwe, Inh.: E. Gast.

Zwickau i. S., Herberge zur Heimat, Hausvater: Hermann Harnisch.

Zwickau i. S., „Goldener Anker“, Hauptmarkt, Otto Wagner.

Zwickau i. S., Pickerts Hôtel und Restaurant, Innere Schneeberg. Str.

Zwickau i. S., Reform-Speisehaus, Kaiser Wilhelm-Platz, Inh.: E. Bauer.

Zwickau i. S., Hotel „Zum deutschen Kaiser.“ — W. Rust.

Zur gefl. Beachtung:

Die Bedingungen für Aufnahme in diese Liste sind durch den Verlag „Unserer Heimat“ oder den Herausgeber zu erfahren.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.

Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Thein. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.

Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer
Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits,
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel
für

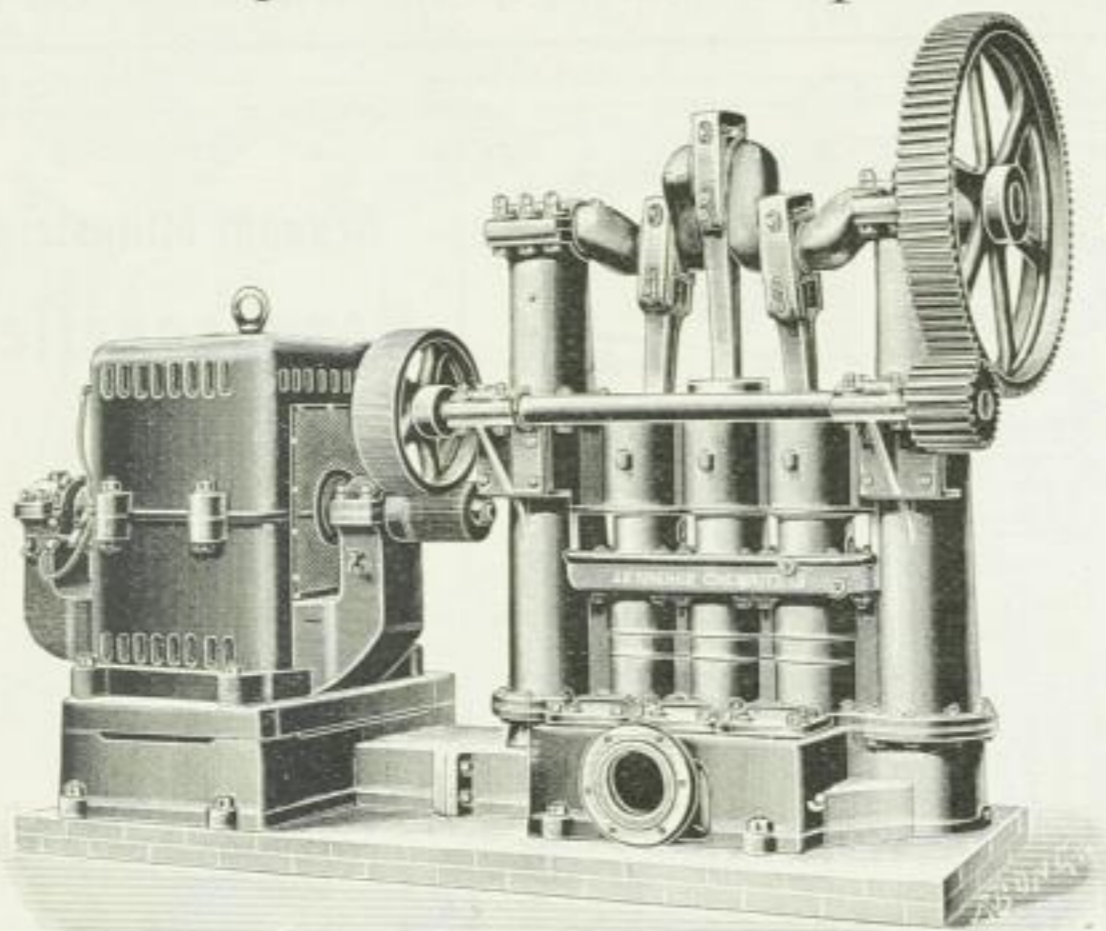
Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.

J. E. Naeher, Maschinenfabrik, Chemnitz

—... Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: Pumpen-Anlagen



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampfbetrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Cigarren-Importen-Versand Paul Zimmermann, Zwickau Sa.

Kornmarkt 6.

Grosses Lager ausgewählter Habanna-, Sumatra-, Mexico-,
St. Felix-, Brasil- etc. Cigarren.

Preisliste und Muster auf Wunsch zu Diensten.

Rauch-Tabak-Versand.

Spezialität: Pastoren-Tabak: 9 Pfd. 9 Mk.

Förster- und Jäger-Tabak: 9 Pfd. 10 Mk. 50 Pf.

Beide Rauchtobake: hochfeine, milde Qualitäten.



Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
Markt 13.

Richter & Scheel Zwickau Sa.

innere Schneeberger Strasse 8
parterre und 1. Etage.

**Spezialgeschäft für
komplette Kücheneinrichtungen
in jeder Preislage.**

Hochaparte Neuheiten

in
Kohlenkasten, Ofenschirmen u. Ofenvorsetzern.

Wärmflaschen
in Kupfer, Nickel und Zinn.

Lampen in grösster Auswahl.

Wir führen durchgängig nur Prima-Qualitäten in
anerkannt billigen Preisen.



☛ **Zwickauer Einjährigen - Institut** ☛

Direktor: Dr. phil. Schröder.

Schnelle und sichere Vorbereitung zum Einjähr.-Freiw.-Examen. Aufnahme auch von jungen Leuten ohne Vorkenntnisse in Fremdsprachen u. Mathematik in Tages- wie Abendkursen. Individ. Behandlung. Vorzügliche Pension. Eintritt jederzeit. Prosp. frei. Prüfungskommission am Orte. Privat- u. Arbeitsstunden in neueren Sprachen für Schüler sämtlicher Schulen. Ferner für den kaufm. Beruf. (Buchhalter, Korrespond., Expedient, Maschinenschreiber, Geschäftsstenograph etc.) Schnelle u. gründl. Ausbildung.



Karl Uhlmann
Juwelier
Zwickau
Mariengässchen.

Bekannt billigste
Bezugsquelle
für
Juwelen,
Uhren,
Gold-,
Silber-
und
Alfenide-
Waren.

Ständiger Eingang von Neuheiten.
Eigene Werkstätten für Reparaturen und Neuanfertigungen.



Braut-Leuten
empfehlen unser Spezialgeschäft für gut bürgerliche
Wohnungs-Einrichtungen
Kühn & Sonntag, Zwickau i. S.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.
Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 3.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Dezember 1901.

König Johann.

Hundert Jahre sind am zwölften des Wintermonds vergangen, daß einer der besten Herrscher unseres Sachsenlandes das Licht der Welt erblickte. Am 12. Dezember 1801 wurde König Johann als jüngster Sohn des Prinzen Maximilian und seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Parma, geboren.

Unter den Stürmen des Befreiungskrieges, unter dem Schlachtruf wilder Kriegsmusik verlief die erste Jugend des reichbegabten Knaben, und der Donner der Geschütze von Dresden und Leipzig und die Schrecken,



1801 — 12. Dezember — 1901.

welche die fremde Soldateska über unser unglückliches Land brachten, mögen zuerst das Sehnen des Prinzen vom rauhen Kriegshandwerk weg nach der friedlichen wissenschaftlichen Thätigkeit des stillen Gelehrten hingelenkt haben.

Eine gründliche, vielseitige Ausbildung, vor allem in Jurisprudenz und alter Klassik wurde dem Prinzen zu teil, und eine mehrjährige Reise nach Italien, auf der ihn sein frühverbliebener Bruder Clemens begleitete, wurde Anlaß zu seinem wissenschaftlichen Lebenswerke, seiner heute noch

unerreicht dastehenden Dante-Übersetzung, die den jugendlichen Sproß der Wettiner mit einem Schlage den hervorragendsten Kennern der italienischen Litteratur an die Seite stellte.

Die Wissenschaft aber konnte nicht allein das Leben eines Fürstensohnes ausfüllen, der in schwerer Zeit eine ausschlaggebende Rolle zu spielen berufen sein sollte. Die politischen Geschäfte unseres Landes konnten des klugen, weitsichtigen Prinzen nicht entbehren, und wie Prinz Johann als Vorsitzender des Staatsrats der weisen Mäßigung und der klugen Vorbedacht das Wort redete, so war er auch als Mitglied der ersten Ständekammer der Thätigsten einer, wenn es galt, sein angestammtes Land allmählich jener Umgestaltung aller öffentlichen und rechtlichen Verhältnisse zuzuführen, die der aufklärende Geist der neuen Zeit dem starren Absolutismus abrang.

Der jähe Tod seines königlichen Bruders Friedrich August rief ihn im August 1854 an die Spitze des sächsischen Staatswesens und stellte ihn zugleich vor Aufgaben im großen deutschen Vaterlande, die ihn als mitbestimmend in der Lösung der deutschen Frage erscheinen ließen. Immer unverrückbar als höchstes Ziel das Beste seines Landes und das Beste des Reiches im Auge habend, förderte er vom Standpunkte des Oberhauptes eines Mittelstaates aus all' die vergeblichen Reformversuche, welche einmal in das heillose Wirrsal des deutschen Staatenbundes Ordnung bringen und welche andererseits die immer mächtiger aufkeimende Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen beseitigen wollten. Als aber alle friedlichen Mittel zur Beilegung der Streitfragen versagten, als es klar wurde, daß die deutsche Frage nur durch Blut und Eisen, durch die Entscheidung des Waffenglückes zu Gunsten des einen oder des anderen Großstaates herbeigeführt werden würde, stellte sich König Johann in bundes-

staatlicher Treue und in Übereinstimmung mit der Bevölkerung seines Sachsenlandes auf die Seite Oesterreichs.

Die Folgen dieser schwerwiegenden Stellungnahme sind bekannt. Auf den blutigen Schlachtfeldern Böhmens besiegelten die Söhne Sachsens die unheilvolle Waffengefölschaft, und die schwere Niederlage von Königgrätz machte Preußen zur führenden Macht im deutschen Volke. Sachsen trat dem norddeutschen Bunde bei, und die schweren und großen Pflichten, die das neue Verhältnis in militärischer, finanzieller wie allgemein politischer Hinsicht auferlegte, fanden in König Johann den treuesten Vertreter und thatkräftigsten Förderer. Und als im Juli 1870 der Frankenkaiser mit frechem Hohnlachen dem deutschen Volke den Fehdehandschuh in's Gesicht warf, war König Johann der erste, der mit seinem Sachsenlande für deutsche Ehre und deutsche Treue einstand. An der Spitze von Sachsens Söhnen erwarb sich der Sohn und Erbe des Königs unvergängliche Lorbeeren, und das Heldenblut so manchen sächsischen Kindes machte die Bundesgemeinschaft mit Preußen und dem übrigen Deutschland für alle Zeit zu einer unauflösliehen. Und im Königschlusse zu Versailles, wo dereinst der Mordbrenner Melac den gepugten Höflingen Ludwigs XV. von der Verwüstung deutscher Gane berichtete, vertrat Kronprinz Albert seinen königlichen Vater, als an jenem ewig denkwürdigen 18. Januar 1871 das deutsche Reich mit einem Hohenzollernkaiser in staufischer Herrlichkeit wieder errichtet wurde.

Am 29. Oktober 1873 schloß König Johann in Pillnitz die Augen für immer. Seine unsterbliche Seele aber, die in einem reichgesegneten Leben allzeit im Dienste um das Wohl des Volkes aufging, führte der Allbefreier Tod hinauf zu den elyrischen Gefilden, wo sie wachend und schirmend des Sachsenstammes hütet! Dr. A. F.



„Philalethes.“

Bekanntlich ist König Johann mehrfach „als der Gelehrte unter den Fürsten und als der Fürst unter den Gelehrten“ gefeiert worden; und wenn er auch selbst natürlich diesen Ehrentitel in seiner gewohnten Bescheidenheit von sich abgelehnt und

sich vielmehr bloß „als Freund der Wissenschaften“ hat angesehen wissen wollen, so kann doch darüber kein Zweifel sein, daß der König nicht nur mehr als bloßer Freund der Wissenschaften gewesen ist, sondern auch in der Reihe der eigentlichen Ge-

lehrten, hauptsächlich als Jurist sowie als Theolog, eine angesehene Stellung, ja unter den Dantegelehrten eine der ersten Stelle eingenommen hat. Zudem hatte sich der König auch auf den Gebieten der Sprachwissenschaft, der Geschichte und der Naturwissenschaften, sowie der Dichtkunst nicht unbedeutende Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet, die von seiten der betreffenden Fachgelehrten alle Anerkennung gefunden haben.

So charakterisiert einer der Berufensten, J. Bechholdt, im allgemeinen des Königs Johann wissenschaftliche Bedeutung. In erster Linie aber ist seine Dante-Übersetzung, der er zum Zwecke besseren Verständnisses eine große Anzahl gelehrter Anmerkungen aus fast allen Gebieten menschlichen Wissens hinzufügte, eine Leistung ersten Ranges, die ihm unter den Dichtern sowohl wie unter den Gelehrten einen bleibenden Namen gesichert hat. „Der Zauber, den Dante's Kunst — sagt Brachvogel — je länger desto stärker auf den Prinzen Johann ausübte, hatte ihn 1826 endlich zu dem Entschlusse gebracht, die ersten 10 Gesänge in reimfreien Elfsilben zu übersetzen und mit einer wissenschaftlichen Erklärung zu versehen. Wer da weiß, wie in dieser gigantischen Schöpfung der Patriot Dante die Anschauungsweise der damaligen Welt in politischer wie kirchlicher Hinsicht niederlegte, wie er dem damaligen düsteren Treiben in Rom gleich Gegner, der Kraft und Einheit seines Landes gleich schwärmerischer Freund war, wird leicht einen Blick in die mitempfindende, lichte und reine Seele des Prinzen Johann zu thun vermögen.“ 1828 erschienen die ersten 10 Gesänge und 1833 die übrigen 24 Gesänge der „Hölle“ und zwar unter dem Pseudonym Philalethes. Hervorragende Männer, wie Alexander v. Humboldt, Varuhagen von Ense u. a. hatten dafür Worte vollster Anerkennung, so daß sich der Prinz zur Fortsetzung der Übersetzung entschloß. 1839 erschien „die Hölle“ in vermehrter und mit Anmerkungen bereicherter Auflage, 1840 folgte „das Fegfeuer“ und 1849 „das Paradies.“ Die vielen Ausgaben, die seitdem die Dante-Übersetzung erfahren, besonders die von 1868 im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erschienenen billigeren Ausgaben haben den Beweis geliefert, daß „die dem hohen poetischen Empfinden und tiefer Frömmigkeit des Prinzen entsprungene Arbeit einen weiten Leserkreis fand und gewiß veredelnd auf denselben eingewirkt hat.“ Und wahrlich, wer ein-

mal Dante's göttliche Komödie in der Übersetzung König Johanns, mit ihren reichen Anmerkungen (in der von König Johann selbst besorgten und berichtigten Ausgabe des bekannten Verlages B. G. Teubner, von der bereits ein 4. unveränderter Abdruck v. J. 1891 vorliegt,) zur Hand nimmt, wird überrascht sein von der Gewandtheit und Feinheit der Sprachkunst des königlichen Übersetzers oder besser Nachdichters, von seinem reichen Wissen, das in den vielen Anmerkungen niedergelegt ist.

Dante hat den König Johann fast sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, von seiner italienischen Reise (1821—22) an bis in sein spätestes Alter; an allen Danteforschungen nahm er den regsten Anteil, alle auf diesem Gebiete erscheinenden Arbeiten verfolgte er gewissenhaft, um an seiner Arbeit immer und immer wieder die bessernde Hand anzulegen. So sammelte er eine reichhaltige Dante-Bibliothek (der bei B. G. Teubner erschienene Katalog umfaßt 114 Seiten) und ein prächtiges Dante-Album, in dem sich eine sehr bedeutende Anzahl schöner, von bedeutenden Künstlern entworfener Zeichnungen vereinigt finden.

Wir können unsere Skizze nicht besser schließen, als mit den in vielen Beziehungen charakteristischen, poetischen Worten, mit denen König Johann einst ein Exemplar seiner Dante-Übersetzung seinem Sohne Albert, unserm erhabenen Könige, übergab. Sie lauten:

Wenn meine letzte Stunde längst geschlagen,
Und dann Dein Blick auf meine Gabe fällt,
Gedenke, daß, was diese Blätter tragen,
Gar manche Lebensstunde mir erhellt.

Du wirst zum Mann, zum Fürsten Du erblühen,
Dem Ziel nachringen, das ein Gott Dir weist,
O möge dann, bei Lockungen und Mühen,
Dein Geist sich kräftigen an Dante's Geist.

Daß bei des Schlechten Anblick heiß entlod're
In heiliger Entrüstung Dein Gemüt,
Den Lohn, der ihm gebührt, dem Edlen fod're,
Wenn es Dein Blick vom Neid zertreten sieht;

Daß Willen Dir und Thatkraft nimmer lasse,
Was Du als gut, was Du als Recht erkannt,
Ob auch die Lust Dich lockt, die Welt Dich hasse,
Nie feig dem Werk entziehend Deine Hand.

Daß sich Dein Herz, wie hoch es immer schlage,
In Demut beuge vor des Höchsten Macht,

Und fromme Sehnsucht Dich zum Himmel trage,
Zur Klarheit dringend aus der Erde Nacht.

Daß truglos in der Kirche heil'gem Dome
Dir leuchte stets der Offenbarung Licht,
Und in der Weltgeschichte ew'gem Strome

Verkündiget Dir sei das Weltgericht;

Denn aus des Paradieses Regionen
Reicht rettend uns der Edlen Schar die Hand,
Zeigt Erdenpilgern die errung'nen Kronen,
Und führt sie siegreich ein ins bessere Land.

—*)



Christabend.

Das ist im Jahre die seligste Stunde,
Wenn auf die Erde die Christnacht sinkt,
Und wenn aus lieblichem Kindermunde
Der Freude wonniges Jauchzen klingt;
Da geht durch die Herzen ein fröhliches Ahnen
Von einem neugeborenen Glück,
Da leitet den Greis ein festliches Mahnen
In der Kindheit goldene Tage zurück.

O Tannenbaum mit den grünen Zweigen,
Mit blinkendem Gold und Silberflor,
Auf Deinem duftigen Athem steigen
Versunkene Träume leise empor;
Die kleinen Kerzen blinken und flimmern
So helle, mit märchenhaftem Schein,
Und mit dem sanften, traulichen Schimmern
Zieht Frieden in unsre Seelen hinein.

Es tönen so lieblich die alten Lieder
Mit ihrem süßen, vertrauten Schall:
Du heilige Nacht, o kehrest Du wieder . . .
Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all' . . .
Du möchtest jauchzen und möchtest weinen,
Des Lebens Sorgen verdämmern weit,
Und singen möchtest Du mit den Kleinen:
O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!

Dann summen durch die Stille die Glocken,
Sie läuten mit ernstem Feiergetön,
Die weite Welt durchschallt ein Frohlocken,
Wie einst auf Bethlehems nächtlichen Höh'n:
O Heil uns, der Heiland ward geboren,
Der Königssohn von der edelsten Art,
Auch das ärmste Herz geht nicht verloren,
Wenn Glauben und Lieben es bewahrt!

So klingt es heute wie himmlisches Grüßen,
Wie neuer Seligkeit Unterpfund,
Und leise wandern auf stillen Füßen
Die Engel Gottes durch's nächtliche Land;
Das Auge der Kinder vermag sie zu sehen,
Das nicht getrübt ist von Zweifel und Wahn,
Sie hören die heiligen Füße gehen,
Und Schauer und Seligkeit fasset sie an.

O Herz, laß auch Dein Zweifel und Bangen,
Leg' all' Deine Sorgen auf den Herrn,
Und freu' Dich, daß heute Dir aufgegangen
Des seligsten Festes strahlender Stern!
Die Ehre sei Gott und Frieden auf Erden!
Das kündet Dir freundlich sein lieblicher Schein—
O wolle nur selbst erlöset werden,
Dann wirst Du auch erlöset sein!

Anton Dorn.





Verlag von Alphonse Dürr in Leipzig.

Die Christnacht.

Radierung von Ludwig Richter (1854).

Bärbel.

Ein Winterbild aus dem Gebirge von K. Neuhäuser.

Oben im Gebirge, dort, wo der Frühling zuletzt hinkommt und die Maisonne noch Mühe hat, die letzten Schneespuren zu tilgen, liegt das Kirchdorf Ebenhausen — so wollen wir das Dorf in unserer Skizze nennen. Ziemlich am Ende des Dorfes steht ein kleines Haus, dem die Armligkeit zu den Fenstern herauschaut. Der Landbriefträger Langheinrich wohnt dort und sucht sich mit Weib und Kind recht und schlecht durchzuschlagen. Das Häuschen samt dem spärlichen Gartenland hat ihm der reiche Dorfschulze zur Miete überlassen. Da heißt's oft sauer sparen und knappe Bissen beißen, um immer rechtzeitig den Mietzins bereit zu haben.

Neue Sorgen waren jetzt zu den alten gekommen. Gerade am heiligen Weihnachtsabend begannen Frau Anna's Schmerzensstunden, und am ersten Weihnachtsfeiertag lag ein kleines, liebliches Mägdlein in der Wiege. Langheinrichs hatten keinen Kinderseggen mehr erhofft. Die älteste Tochter, die sechzehnjährige Bertha, hatte schon einen Dienst in der Stadt, dann waren noch das zwölfjährige Bärbel und der siebenjährige Jakob da, genug Eßer für des Landbriefträgers schmalen Beutel. Nun das Kind aber einmal da war, umfaßte es das Mutterherz mit seiner ganzen tiefen und heiligen Liebe. In der Stille des Krankenzimmers wob die Mutter goldene Träume um ihr Liebste, das kleine Weihnachtskind. Doch das hatte sich ein anderes Teil erwählt. Schon nach drei Tagen schloß es die Augen für immer. Mit knapper Mühe konnte noch der Pastor geholt werden, um eiligst die Nottaufe zu vollziehen. Sehr eindringliche Worte mußte er an Frau Anna richten. Ihr war's, als könne sie den Kummer nicht überwinden. Vergebens machte sie der Seelsorger auf das reiche Gut, das ihr noch geblieben, aufmerksam. Frau Anna erholte sich langsam. Etwas Müdes und Gedrücktes lag auf der sonst thatkräftigen Frau. Bärbel, die kleine, blondlockige Tochter, ging ihr fleißig zur Hand. In ihrem Kinderherzen fühlte sie schon die Pflicht, der Mutter Stütze zu sein. Der Vater war ja den ganzen Tag nicht daheim. Ebenhausen hatte eine Poststelle. Dort holte Langheinrich jeden Morgen seine Posttasche ab und machte die Kunde auf die

umliegenden Dörfer. Überall war er bekannt, überall wegen seines freundlichen, biederen Wesens gern gesehen.

Ebenhausen lag noch tief im Schnee vergraben. An einem dunklen Februarmorgen trat Langheinrich, wie gewöhnlich, seinen Rundgang an. Zuvor hatte er von Frau und Kindern Abschied genommen, herzlicher, als es sonst in diesem Stande Sitte ist. Das kleine Jakoble hatte nur ein wenig mit den Augen geblinzelt, es war noch ganz im Schläfe und hatte Bäckchen wie ein reifer Borsdorfer Apfel. Bärbel saß schon munter im Bett und blickte mit seinen hellen Augen umher. Sie nickte dem Vater freundlich zu. Anna geleitete ihn noch bis zur Thür. Es war ein gar zu hoher Schnee. Überall sah sie in ihrer gedrückten Gemütsstimmung Gefahren.

„kehr' gesund heim heute abend und sieh auf den Weg, daß Du nicht abkommst. Könnst' in den Graben stürzen, und kein Hahn krähte danach.“

„Sei ruhig, Anna,“ erwiderte er, „ist mir doch alle die Jahre daher nichts passiert. Nicht einmal dazumal, vor elf Jahren, als wir den großen Schnee hatten.“

Noch ein kurzes „Ade“ und auf „Wiedersehen!“, und Langheinrich verschwand in der Dunkelheit Frau Anna's Blicken. Sie wandte sich ihrem Tagewerke zu.

Langheinrich stapfte mit seinen großen Stiefeln durch den Schnee und nahm auf der Poststelle seine Briefe in Empfang, die die Post aus der einige Stunden entfernten Stadt gebracht. Posthalter Kutjcke saß über dem Postbuch.

„Morgen“, sagte Langheinrich.

„Morgen“, brummte Kutjcke gutmütig, „hübsches Schneewetter heute.“

„Na, es macht sich. Ist noch etwas zu bestellen?“ frug der Landbriefträger.

„Der junge Köhler in Hengersdorf soll mal seiner Liebsten in N. seine Adresse genauer angeben. — Übrigens giebt's heute auch zwei Geldbriefe. Hundert Mark an Schlächter Sulzner und hundert- undfünfzig Mark an den Schänkwirt Amiel, beide in Dörrbach. Na, Sie wissen ja, Langheinrich, ich kann mich auf Sie verlassen.“

Langheinrich stapfte hinaus mit seinem eintönigen „Morgen“.

„Morgen“, brummte der Posthalter.

Der Schnee lag hoch, und der Weg war weit. Der Morgen dämmerte hinter den Bergen.

Das wird heute ein schwerer Tag — dachte der Landbriefträger. Er schritt rüstig vorwärts, denn er mußte sich beeilen, am Abend zurecht zurückzukehren. Der Schnee blendete das Auge; er ballte sich in Klumpen an die schweren Stiefel. Bald ging's bergauf, bald wieder bergab. Die ganze Natur lag in tiefem Schweigen. Nur die Krähen ließen ihren eintönigen Ruf hören. Auf der weißen Schneedecke sah man hundertfach den zierlichen Eindruck ihrer Krallen. Langheinrich warf ihnen sonst manchmal ein paar Brocken seines Frühstück's zu. Dann begleiteten sie ihn mit ihrem Gekreisch eine ganze Strecke. Heute dachte er nicht daran. Eine seltsame Beklemmung lag auf ihm. Er dachte an sein Heim, an die kummerbedrückte Frau. Gott Lob, daß die Kinder da waren. Bärbel war schon ein recht zuverlässiges Ding und Jakoble ein spaßiger, kleiner Kerl. Es würde schon noch alles gut werden. Bald würde er auch daran denken können, für die alten Tage ein paar Sparspennige zurückzulegen. Zehn, fünfzehn Jahre machte er wohl noch mit, aber dann, mit sechzig Jahren auf dem Buckel, hol's der Kuckuck, da wird's wohl mal „Halt ein!“ heißen. 's ist schon kein Spaß, so Sommer und Winter, in Hitze und Kälte auf dem Posten zu sein und den Leuten die Neuigkeiten zuzutragen.

Zu Mittag machte er Rast in Hennemersdorf. Der Wirt brachte ihm ein Glas Bier, und Langheinrich verzehrte dazu sein Wurstbrot. Die Posttasche lag neben ihm auf der Bank am Ofen.

„Geht wohl auch ruhig zu bei Euch in dieser Jahreszeit?“ meinte Langheinrich.

„Heute nicht, heut' giebt's Leben. Eine Schlittenpartie aus Rohrbad hat sich angefangt. Kaffee und Pfannkuchen sind bestellt und hinterher Punsch und Tanzmusik.“

„Gönn's Euch von Herzen, wird wohl was abwerfen.“

Das feiste Gesicht des Wirtes strahlte.

„Das will ich meinen. Für Euch bleiben morgen immer noch ein paar Pfannkuchen übrig. Hab's mich aber auch was kosten lassen. Wollt Ihr Euch mal den Saal ansehen?“

Langheinrich ging mit dem Wirt die Stiege

hinauf und bewunderte die Guirlanden und Fähnchen. Als sie das Gastzimmer wieder betraten, waren Gäste eingetroffen. Der Wirt hatte zu thun. Langheinrich bezahlte, hing seine Ledertasche um und wanderte weiter. Um 3 Uhr langte er in Dörrbach an, wo er die letzten, doch die wichtigsten Briefe abzugeben hatte. Mit steifgefrorenen Fingern löste er die Schnallen. Gott Lob, wenn er erst auf dem Heimweg sein würde. Er öffnete die Tasche — sie war leer! Er rief die Augen auf und glaubte, zu träumen. Er drehte die Tasche um, er schüttelte und klopfte sie, die Geldbriefe waren verschwunden. Er suchte in den Taschen seines dicken Rockes, in den Hosentaschen. Er ging den eben gegangenen Weg zurück und suchte im Schnee. Alles vergebens. Seine Pulse fingen an zu klopfen, die Gedanken verwirrten sich. Wie war das möglich? Angestrengt dachte er nach. Noch in Hennemersdorf hatte er die Briefe in der Hand gehabt. Jetzt besann er sich. Die Tasche lag auf der Ofenbank, als er auf Minuten das Zimmer verließ. Gäste waren im Zimmer, als er wieder eintrat. Mit Fäusten hätte er sich selbst schlagen mögen. Wie konnte er so pflichtvergessen sein? Wie konnte er die Tasche auf der Bank liegen lassen? Sein Lebtag war ihm so etwas noch nicht passiert. Nun schnell nach Hennemersdorf zurück, um zu retten, was noch zu retten war. Weit konnte der Dieb noch nicht sein. Er fing an zu laufen. Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn. Seine Brust keuchte. Plötzlich hörte er hinter sich frohes Schellengeläute auf der Landstraße. Die Schlittenpartie! Gepuzte Damen, Herren in kostbaren Pelzen! Die feurigen Pferde liefen wie in einer Dampfwolke.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich mit“, entrang es sich seiner keuchenden Brust. Die Schellen läuteten, die Peitschen knallten, niemand hörte ihn.

Schweißgebadet, zum Tode ermattet, erreichte er endlich den Hennemersdorfer Gasthof. Dort war Jubel und Lärmen. Die Jugend des Dorfes stand bewundernd vor den vornehmen Schlitten. Die Pferde waren ausgespannt worden und wurden im Stall gefüttert. Langheinrich trat in die Hausflur, um den Wirt zu suchen. Aus dem Gastzimmer drang Stimmengewirr. In der Küche war ein Hasten und Lärmen. Endlich kam Peter, der Wirt, mit einem Brett voll Kaffeetassen in großer Eile. Langheinrich erfaßte ihn am Rocke.

„Peter, um Gottes willen, eine Minute für mich!“

„Langheinrich, Ihr schon wieder zurück? Geduldet Euch ein wenig, ich hab' keine Sekunde Zeit.“ Als er in die verängstigten Augen des Mannes sah, fügte er hinzu:

„Was ist denn geschehen?“

„Meine Geldbriefe sind verschwunden, heute mittag, in Eurem Gastzimmer.“

Von oben rief eine Stimme: „Geda, Herr Wirt, mehr Lampen herauf, in dieser Finsternis sollen wir doch nicht tanzen!“

Aus dem dunklen Flur kam der vierzehnjährige Sohn des Wirts:

„Vater, die Musikanten sind noch nicht da.“

Aus der Küche scholl es: „Peter! Peter!“

Langheinrich sah selbst ein, daß hier nichts zu machen war.

„Kommt morgen wieder, guter Freund. Laßt Euch in der Küche eine Tasse Kaffee geben“, sagte der Wirt. Dann eilte er mit rotem Kopfe, um allen Anforderungen gerecht zu werden.

Traurig schüttelte der Landbriefträger den Kopf. Fester griff er seinen Knotenstock und machte sich auf den Heimweg, ein müder, ein gebrochener Mann. Der Weg dehnte sich, die Kräfte versagten fast. Die Kälte war empfindlicher geworden und drang durch Mark und Bein. Es war stockdunkler Abend, als er Ebenhausen erreichte.

In der Posthalterei hing er die leere Tasche an den Nagel.

„Sie kommen heute spät, Langheinrich“, sagte Rutschke, „na, nun schnell, her mit den Quittungen, daß Sie bald heim kommen, Frau Anna hat schon nach Ihnen fragen lassen.“

„Ich habe keine Quittungen“, sagte Langheinrich tonlos, „die Geldbriefe sind mir abhanden gekommen.“

Der Posthalter fuhr auf.

„Mensch, sind Sie von Sinnen? Wie können Geldbriefe abhanden kommen?“

Langheinrich beichtete. Mit dem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Rutschke schüttelte den Kopf.

„Setzen Sie sich“, sagte er, als er bemerkte, daß die Füße den Ärmsten kaum noch trugen.

„Kennen Sie die Personen, die im Gastzimmer waren, als Sie wieder eintraten?“

Langheinrich schüttelte nur den Kopf. Rutschke fuhr fort:

„Der Dieb ist längst über alle Berge, da ist nichts zu wollen. Bleibt nur das Gnadengefuch. Wie lange sind Sie im Dienste?“

„Einundzwanzig Jahre, Herr Posthalter.“

„Einundzwanzig Jahre — nie etwas zu Schulden kommen lassen — ich kann Ihnen das beste Zeugnis ausstellen. Kopf hoch, Langheinrich, noch ist nicht alles verloren. Ich hoffe, daß Sie straflos ausgehen. Freilich, um den Ersatz der Summe kommen Sie nicht herum.“

„Ich danke Ihnen, Herr Posthalter“, sagte Langheinrich, indem er sich der Thüre zuwandte.

„Lassen Sie sich von Ihrer Frau ein Warmbier brauen, und legen Sie sich bald aufs Ohr. Morgen hat die Sache schon ein anderes Gesicht.“

Langheinrich ging heim. An der Thür kam ihm sein Weib entgegen. Er sah sofort auf Frau Anna's Gesicht, daß etwas nicht in Ordnung war. Natürlich, ein Unglück kommt selten allein.

„Gott Lob und Dank, daß Du kommst Hermann“, sagte sie, „'s Jakoble ist krank geworden. Ich war recht bange so allein.“

Langheinrich trat ein. Er hing den dicken Mantel an die Wand und ging ans Bett des kranken Kindes. Der Kleine fieberte. Er warf sich von einer Seite auf die andere und sprach unverständliche Worte vor sich hin.

Die Mutter legte ihm kühlende Kompressen auf die Stirn. Bärbel stand geängstigt daneben. Der Vater ließ sich aufseufzend auf einen Stuhl sinken. Bärbel schaute in sein bleiches Gesicht. Eilend holte sie ihm die warmen Filzschuhe. Dann schmiegte sie sich zärtlich an ihn.

Frau Anna besann sich und fing an in der Küche zu rumoren.

„Komm, is' erst einen Löffel Suppe“, sagte sie dann zu dem schweigenden Mann.

Langheinrich löffelte seine Suppe, unterdeß sich die Frau die Thränen von den verhärmten Wangen trocknete.

„Faß Dich, Anna“, sagte er, „das ist noch nicht das Schlimmste.“

Er berichtete seinen Verlust. Anna stöhnte tief auf. Verzweifelt setzten sie sich beide wieder an das Bett des kranken Kindes.

Frau Anna fing an nachzudenken. Neue regte sich in ihrem Herzen. Wie gut war's ihr bis jetzt

gegangen. Nun sie's verlieren sollte, schätzte sie erst das Gute. Wenn ihr doch Gott das Jakoble lassen wollte, gern wollte sie dann den Verlust des verstorbenen Kindes verschmerzen. Mit wie heißer Liebe umfieng sie nun alles, was auf dem Spiele stand. Ihren Einzigen, ihren Jakob, das traute Häuschen, ja sogar die Uniform ihres armen, lieben Hermann, die er wohl nun bald für immer ablegen mußte, denn woher sollten sie zweihundertfünfzig Mark nehmen? . . .

Langheinrich fing an zu nicken. Er war so müde, hundemüde, zum Umsinken. Die Frau rückte ihm den bequemen Ohrenlehstuhl heran.

„Nur ein kleines Nickerchen!“ sagte er dankbar. Bald verkündeten seine tiefen Athemzüge den Schlaf der Erschöpfung.

Auch Bärbel schlief. Die Uhr tickte leise, das kranke Kind stöhnte. Je weiter die Stunde vorschritt, desto heftiger wurde das Fieber. Der Körper des Kindes bäumte sich hoch empor, mit Mühe konnte Frau Anna es im Bettchen erhalten. Bärbel erwachte. Mit bloßen Füßen, ein Röckchen übergeworfen, schlich sie zur Mutter.

„Ist's schlimmer mit Jakoble?“

„Ja, mein Kind“, sprach die geängstigte Mutter, „er ist sehr krank.“

Sie wußte ihrer Seele keinen Rat. Den todmüden Mann wecken, der vor Tagesgrauen wieder auf den Marsch mußte, wäre Grausamkeit gewesen. Wenn ihr doch jemand den Arzt holte. Bärbel kleidete sich schon an. Als hätte sie den Gedanken der Mutter erraten, sagte sie:

„Mutterl, gelt, da muß der Doktor her?“

Schon hatte sie sich der Mutter Umschlagetuch über den Kopf genommen.

„Ich hol' den Doktor Hartner, ich bin gleich wieder hier.“

Ehe die Mutter etwas erwidern konnte, war sie zur Thür hinausgeschlüpft.

Am runden Stammtisch im „Roten Ochsen“ ging es noch lebhaft zu. Da saß der Herr Förster und sein Adjunkt, der Schullehrer, der Posthalter Rutschke, Doktor Hartner, auch der Herr Pastor verschmähte es nicht, hier abends sein Stammseidel zu sich zu nehmen. Den Vorsitz führte der Ortsschulze Götz-Hannes, welchen Namen die Leute in Geiz-Hannes umgewandelt hatten, da seine Habsucht weit und breit bekannt war.

Posthalter Rutschke hatte soeben des armen Langheinrich's Mißgeschick erzählt, als es schüchtern an die Thür pochte. Auf das vielstimmige „Herein“ öffnete sie sich, und Bärbel trat über die Schwelle. Die Männer schauten auf. Schüchtern näherte sie sich dem Tische.

„Oho, das ist mir ja noch ein später Abendgast“, scherzte Schmiedel, der Wirt. „Was willst denn, Kleine?“

Diese näherte sich Doktor Hartner.

„Ich bin dem Langheinrich sein Bärbel. Unser Jakoble ist so schlimm krank geworden. Wollen Sie nicht so gut sein und mitkommen?“

Es lag etwas Rührendes in der schlichten Bitte des Kindes. Die blonden Löckchen quollen unter dem braunen Umschlagetuch hervor. Ein paar schmelzende Schneeflocken schimmerten auf dem Haargold wie Diamanten. Der Doktor erhob sich sogleich. Während er bezahlte und sich fertig machte, mußte Bärbel reihum gehen und den Herren „Guten Abend“ sagen. Jeder hatte eine Liebkosung, ein paar gute Worte für das liebe Kind. Am längsten hielt's der Schulze zwischen den Knien.

„Magst mal trinken?“ Bärbel nippte vom Bier mit einer kleinen Grimasse.

„Weißt auch, wer ich bin?“

„Nu freilich, Du bist doch der Götz-Hannes, der den großen Garten hat mit den vielen Äpfeln und Birnen.“ Zutraulich schaute sie ihn mit den großen Kinderaugen an. Dem Schulzen strömte eine ganz eigene Wärme nach dem Herzen hin.

„Willst Du mal kommen, wenn sie wieder reif sind, und Dir einen Korb voll holen?“

„Ach ja, und das Jakoble muß auch mitkommen. Aber das Jakoble ist ja krank . . .“ Traurig wurde das kleine Gesichtchen. Sie schaute nach dem Arzt, der schon wartend an der Thür stand.

„Armes Kind“, sagte der Pastor, als die beiden das Zimmer verlassen, „so jung und schon so kummervoll!“

„Biel Unglück auf einmal“, meinte ein anderer, „wo wird's noch hinauswollen?“

„Wenn er keinen Ersatz schafft, heißt's „Rehrt marsch!“ Weiß der liebe Gott, wo er's hernehmen soll“, entgegnete Rutschke.

Plötzlich schlug der Götz-Hannes mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte.

„Hol's dieser und jener; das wäre ja noch besser, wenn wir mal einem armen Nachbarn nicht

aus der Klemme helfen könnten. Schulmeister, Papier raus! Tinte und Feder her, Wirt! Ich zahle für den Landbriefträger Langheinrich fünfzig Thaler! Wer folgt?"

Die Anwesenden sperren Mund und Nase auf. So etwas war noch nicht dagewesen, seit die Erde steht.

Der Pastor, der dem Schulzen zunächst saß, faßte sich zuerst. Er drückte dem Götz-Hannes die schwielige Hand und sagte einmal über's andere:

„Gott wird's lohnen, Schulze, Gott wird's lohnen“, und dann zum Schulmeister gewendet: „Ich zahle fünfzehn Mark.“

„Ich zehn!“ „Ich sechs!“ „Ich zwölf!“ so tönte es jetzt im Chor; jeder gab nach seinen Kräften, aber jeder gab's gern. Sogar der Wirt beteiligte sich an der Sammlung.

„Nun zusammenrechnen!“

„Es fehlen noch dreizehn Mark!“ Posthalter Rutschke rief über den Tisch weg:

„Das schreiben Sie für mich, Schulmeister! Das ist Privatsache, und hat mir keiner von der Direktion was reinzureden.“

Nach einiger Zeit kam der Arzt zurück. „Wie steht's?“ frug's von allen Seiten.

„Lungenentzündung; aber ich hoffe den Kleinen durchzubringen.“

Als er von der Sammlung hörte, wollte er sich auch beteiligen.

„Doktor, Sie bleiben uns davon!“ rief der Dorfschulze. „Sie thun Ihr Extrawerk für sich an den Armen und Kranken. Wir wissen's wohl, daß hier wieder das ganze Honorar auf ein „Vergelt's Gott“ hinauslaufen wird.“

Der menschenfreundliche Herr schüttelte abwehrend den Kopf. Die Sache blieb dieselbe. Daß er hier in der einsamen Dorfgegend mehr ein Segen

für die Bewohner war, als daß ihm klingender Lohn zuflöß, stand fest. Nun wurde noch über die Art der Zustellung beraten.

Fröhlich wurde der Abendtrunk beendet; fröhlich gingen die Teilnehmer heim.

Am nächsten Mittag, Langheinrich war soeben von seinem Marsch über Land zurückgekommen, denn er hatte heute wenig Briefschaften auszutragen, klopfte es an Langheinrich's Haustür. Der Dorfschulze in eigener Person trat in die ärmliche Stube. Erichsdorf fuhren Langheinrich und Anna in die Höhe. Wollte er ihnen schon das Haus aufkündigen? Er brachte das Geld. Er brachte Erlösung und unsägliche Freude. Auch das Jakoble war heute viel besser. Und nun wollte er das Bärbel sehen; das hantierte unterdessen in der Küche. Er zog das Kind an sich und strich ihm mit der hageren Hand über's Haar. Das arme Briefträgerspaar wußte nicht, wie es denken sollte. Frau Anna trocknete immer wieder die Freundenthränen.

„Wenn Ihr danken wollt, so dankt dem Kinde, Eurem Bärbel. Das hat mir gestern das Herz weich gemacht. Gelt, im Sommer kommst und holst Dir Äpfel und Birnen? Doch bis dahin ist noch lange Zeit. Könnte unterdeß unsre Freundschaft einschlafen. Besser ist schon, kommst gleich morgen. Läuft viel unnützes Hühnervolk herum, und 's Jakoble wird eine kräftige Suppe brauchen können.“

Ganz verklärt schaute ihn das Bärbel an. Doch er verließ eilends die Stube und wischte sich draußen mit dem Rücken der Hand über die Augen.

„'s fehlte grade noch, daß man anfinge zu flennen, wie ein altes Weib. Aber 's Bärbel ist ein liebes Ding, das soll mir noch ein bißchen Sonnenschein in mein einsames Leben bringen. Dazu helf' Gott!“



Aberglaube vor 300 Jahren.

Wenn vor drei Jahrhunderten Kirchenvisitation war, so hatten sich die hohen Herren Visitatoren um vielerlei Dinge zu kümmern, die ihnen heute nicht mehr obliegen. Nicht nur der Superintendent

hielt die Visitationen ab, sondern der Amtshauptmann und der Gerichtsherr nahmen teil. Denn es gab mancherlei zu erforschen und zu ahnden, was nach den heutigen Anschauungen vielleicht nicht er-

freulich und nicht löblich ist, aber doch nicht gerade vom kirchlichen Standpunkte aus zur Verantwortung gezogen wird.

Es waren aber noch die „schönen“ Zeiten, wo der Staat mit Polizeimitteln eingriff, um das kirchliche Wesen in Ordnung zu halten; so war man es von früher her noch gewöhnt. Wer längere Zeit nicht zum heiligen Abendmahl gegangen war, wurde mit Strafe bedroht, und manch liebes Mal wurde die Strafe auch vollzogen. Ebenso erging es denen, die im Verdachte standen, von der reinen Lehre abzuweichen. Dazu rechnete man auch Aberglauben aller Art. Dem wurde fleißig nachgeforscht, nicht nur, um ihn kennen zu lernen und ihn mit Belehrung und Vernunftgründen zu bekämpfen, sondern um ihn mit Geldbußen und Gefängnisstrafen zu Leibe zu gehen.

So kommt es, daß die Visitationsberichte aus vergangenen Zeiten wertvolle Aufschlüsse über den Aberglauben jener Tage geben. Aus solchen Quellen sind die folgenden Mitteilungen geschöpft; und zwar beziehen sie sich in der Hauptsache auf Gemeinden aus der Ephorie Zwickau (im alten Umfange).

Es ist eine nicht seltene Klage, daß sich „Aberglaube“ findet. Es sind mancherlei Reste alter germanischer Gebräuche dabei erwähnt. In manchen Gemeinden bindet man zu bestimmten Zeiten, besonders in der Weihnachtszeit, Stroh um die Obstbäume; sie sollen dann im folgenden Jahre besonders reichlich tragen. Das Mittel scheint damals nach der Ansicht der Bauern doch geholfen zu haben, denn die Leute ließen sich nicht davon abbringen und übten den alten Unfuss alle Jahre wieder. In Hirschfeld und anderwärts „trieben die Leute viel Aberglaubens mit dem Vieh“ zu Walpurgis; auch besteckte man den Düngerhaufen mit Reifig oder Maien; das geschah aber nicht bloß, um auch dieser Stätte landwirtschaftlicher Nützlichkeit einen lieblichen und gefälligen Frühlingschimmer zu verleihen, sondern aus abergläubischen Gründen, etwa um durch dieses einfache Mittel die Kraft des Düngers beträchtlich zu vermehren; wenigstens muß man dies aus dem Zusammenhang entnehmen. Ein viel geübter Gebrauch war auch der „Viehsegen“ in jener Gemeinde; leider ist nichts Näheres dazu bemerkt, wann und wie man ihn sprach. Am Walpurgistag wurde überhaupt viel „Gaukelei getrieben“.

Eine große Rolle spielt das Segensprechen. Da werden Zigeuner und wandernde Sterndeuter

erwähnt, deren wunderliche Sprüche das thörichte Volk vertrauensfelig hinnahm. Manchmal wurden aber auch bestimmte Gemeindeglieder dieses Unfugs beschuldigt. So waren in Stenn um 1600 „etliche Weibspersonen des Segensprechens verdächtig“. Besonders aber standen mehrere Frauen zu Waldkirchen in dem Rufe bedenklicher Zauberkünste. In Reinsdorf wird z. B. gerügt, daß „Matthes Meurer vor dessen, wie er selbst gestanden, bei der klugen Frau zu Waldkirchen geweien, aber von der Obrigkeit noch nicht derhalben gestraft worden ist“; natürlich wurde beschlossen, daß „inquiriert und gestraft werden“ sollte. Auch in anderen Gemeinden erhob sich die Klage über die Zauberweiber von Waldkirchen. So wurden denn die Visitatoren aufgefordert, dort scharfe Nachfrage zu halten. Das Ergebnis liegt in den Akten vor.

Das „Segensprechen“ wurde in doppelter Absicht geübt, in guter und in böser. Es war eine freundliche Absicht, wenn die „klugen“ Frauen einem leidenden Menschenkinde mit ihren geraunten Sprüchen das Reizen, oder sonst ein Gebrechen austreiben wollten; milder wohlwollend übten andere ihre Kunst, um ihren Mitmenschen ihr Glück zu verhindern oder zu zerstören. Von beiden Thätigkeiten finden wir Proben. „Es sind, heißt es, zwei Weiber aufgestellt und beklaget worden, daß sie sich des Segensprechens gebrauchet, und dadurch den einen und den anderen zur Abgötterei gedienet und einen Anstoß gegeben hätten, die auf hohes Ermahnen des Visitatoris ihre Gaukelei bekannt und ausgesagt:

1. Margarete, Jobst Schwantners Weib zu Waldkirchen, jaget, daß dies ein Segen sei für Menschen und Vieh:

Die Pilsfen schießen,
Die Pilsfen fließen
Durch dein Gemüt,
Durch dein Geblüt,
Durch dein Gebein,
Die Pilsfen ziehen wieder heim.

2. Dorothea, Georg Langens Weib zu Schönbrunn, des alten Simon Burckhardtts seine Tochter zu Oberhainsdorf, erzählet die Form ihres Segens unverhohlen, als wäre es Heiltum, mit dem Vorgeben, es hätte vielen geholfen:

Gott der Herr stand im Jüdengericht,
Da schriee die schnöden Jüden alle zugleich:
Gott der Herr hat die Sicht!
„Rein, spricht Gott der Herr, die Sicht ich
nicht hab’

Und nun und nimmer gewinnen mag.“
 Es sei gleich Frau oder Mann,
 Soll die Gicht nun und nimmermehr kommen an.
 Im Namen Gottes, des Vaters usw.

Den Segen, spricht sie, hat Hans Ackermann zu Neumark gelernt von der Jobst Reismann zu Reichenbach (die nun längst tot ist, und am Leben eine lautfundige, zauberische Ärztin war).

Diese beiden Weiber haben auf vorgehende, harte Strafe und Warnung, darin sie unter anderem erinnert sind an ihre Pflicht, in der Taufe geschehen, — haben angelobet, solcher Worte und Gespenst nimmermehr zu gebrauchen, mit angehefteter Bedrängung, daß der Visitator nicht wisse, was ihnen Urteil und Recht geben würde.“

Zu diesen beiden „Segenssprüchen“ ein paar kurze Bemerkungen. Wem fielen bei dem zweiten Spruche („Gott der Herr hat die Gicht!“) nicht die Worte ein, die Schiller den Kapuzinerprediger in „Wallensteins Lager“ sprechen läßt: „Meint ihr, Gott der Herr habe das Chiragra, könnte nicht dreinschlagen?“ Es ist mir unbekannt, ob sich ähnliche Worte oder Gedanken in den wunderlichen Predigten des Abraham a Santa Clara finden, des bekannten Wiener Predigers, den ja der Dichter zum Vorbild für seine Lagerpredigt nahm.

In dem ersten Spruche werden die „Bilsen“ erwähnt. Wir haben darunter eine Art den Menschen feindlicher Geister zu verstehen. Auf sie weist auch der Name des „Bilsenschnitters“ hin; er soll zuweilen auf den Feldern eigentümliche, gleich-

mäßig abgeschnittene Straßen oder Wege mitten in den Halmen herstellen. Die fortschreitende Naturerkenntnis hat uns längst offenbart, daß tierische Schädlinge die Urheber dieses Flurschadens sind, den man früher den übelwollenden „Bilsen“ zuschrieb. —

Zu den beiden Zauberinnen gesellte sich aber noch eine dritte. „Hans Jakobs Weib zu Waldkirchen, auf Bericht ihrer Wirtin Simon Kamlerin, hat unter der Kopulation (Trauung) eines Paar Ehevolks zu Pechelsgrün mit Zuschließen eines Vorlegeschlosses, welches sie der Kamlerin gezeigt, dem Bräutigam all sein Glück und Heil in der Nahrung verschlossen, daß, ihrem Vorgeben nach, ihm nimmermehr wohlgehen kann“. Diese Frau zog es aber vor, trotz Vorladung nicht zu erscheinen. Ebenfowenig kam „Margarete, Nikol Jakobs Weib zu Waldkirchen, die landkundige, ausgeschriene Wahrsagerin, die einen großen Zulauf hat aus Vogtland, Meissen, Thüringen usw., die ihr Gespenst und Gauklerei mit Arzneien bescheiniet, (d. h. ihm einen besseren Anschein zu geben sucht), und solches über 50 Jahre getrieben hat“. Sie soll dem Entscheide der kurfürstlichen Synode überlassen werden. Ein Mann dagegen, der um schnöden Gewinnes willen Leichtgläubige mit „Bergruten blendet“, soll durch seinen Seelsorger zur Einsicht gebracht werden. Übrigens meldet der folgende Visitationsbericht gar nichts mehr von Zauberei aus dieser Gemeinde, so daß das Unwesen wohl alsbald erlosch.

H. Kloß.



Bilder aus der Industrie „Unserer Heimat.“

I. Eisenwerke Carl Edler von Quersfurth, Schönheiderhammer im Erzgebirge.

Wenn man von Eibenstock aus mit der Bahn (der Linie Chemnitz—Aue—Adorf) nach Südwest in dem schönen Muldenthale weiterfährt, gelangt man an grotesken Granitgruppen vorüber durch einen kleinen Tunnel in ein entzückendes, ziemlich breites Thalgelände. Zunächst empfängt uns eine ausgedehnte Wiese, die Mulde sendet uns ihre lustig rauschenden Wellen entgegen, zur Linken zeigen sich längs der Muldenthalsstraße wiederum interessante,

zerklüftete Granitfelsen. Von der Höhe herab grüßt uns der steile, wie eine Riesengestalt sich emporreckende „Rockenstein“, an dessen Fuß vorüber die an herrlichen Ausblicken reiche Straße nach Eibenstock führt. Zur Rechten, hart an der Bahn, erheben sich ziemlich steile Bergwände, die uns einen weiteren Fernblick versagen.

Nach einer scharfen Biegung um die Ecke des sogenannten „Schreckensteines“ fahren wir bald über

eine eiserne Muldenbrücke in den Bahnhof von Schönheiderhammer ein.

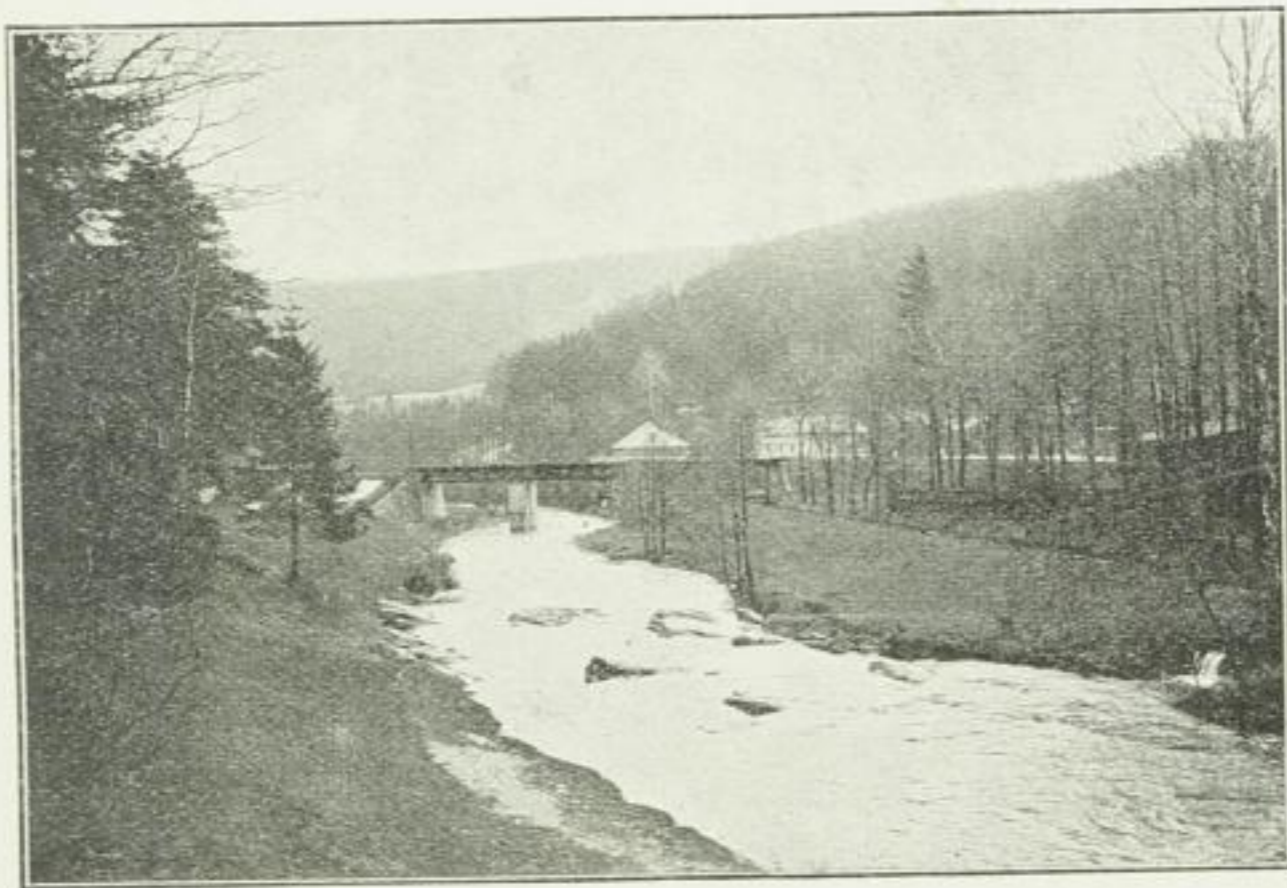


Schönheiderhammer: Tunnel der Eisenbahn.

Unser Ziel haben wir erreicht: wir sind aber nicht hierhergefahren, um in diesen herrlichen Tälern und dunklen Wäldern herumzuschweifen. Unsere Reise gilt vielmehr dem berühmten Eisenwerke Carl Edler von Quersfurth — zum Zwecke der vorliegenden Schilderung. Von den Besitzern gast-

auch das erste gewesen ist, das seinerzeit den schmiedebaren Guß herstellte. Es kommt uns nicht in den Sinn, und wir fühlen uns mit unserem Laienverständnis auch außer stande, die Fabrik und ihre einzelnen Zweige, die zu verschiedenen Zwecken bestimmten Gebäude, wie die Galvanisieranstalt, das Emaillierwerk, die Verzinkerei, die Schlosserei, die Maschinenwerkstatt u. a. näher zu beschreiben, die vielen verschiedenen Ofenanlagen, wie die Cupol-, die Temper- und andere Ofen eingehender zu schildern. Kurz, wir waren von der großartigen Einrichtung überrascht und voller Bewunderung.

Was die Produktion des Eisenwerkes anlangt, so ist sie eine vielumfassende. In erster Linie wird schmiedebares Eisen- und Stahlguß, sowie Grauguß hergestellt. Ferner werden verschiedenartigste Maschinenteile, Fahrradteile, Teile von Näh- und Strickmaschinen, landwirtschaftliche Maschinen, Teile für Elektrotechnik, Wagen- und Waggonbau, Roßstäbe aus feuerfestem Eisen gegossen und emaillierte Eisenwaren fabriziert. Sodann werden Artikel des Fein- und Kunstgußes, wie Einsatzthüren, Drücker für



Schönheiderhammer: Muldental mit Eisenbahnbrücke.

freundlichst aufgenommen, werden wir bereitwilligst in den großen Fabrikanlagen unter fachkundiger Leitung herumgeführt.

Die Anlagen machen einen imponierenden Eindruck. Das Eisenwerk ist nicht nur eins der ältesten „unserer Heimat“, sondern gehört auch zu den größten und besten unsers Sachsenlandes, wie es

Fenster und Türen, Rosetten, Adler (zur Verzierung von Schlittenköpfen) u. a., in reichen künstlerischen Formen und schöner Zeichnung hergestellt. Ganz besondere Aufmerksamkeit wendet man ferner dem Guß eiserner Ofen zu, die sich nicht nur durch vorzüglichste Beschaffenheit, sondern auch durch stilvolle, künstlerische Ausführung, durch

Reichhaltigkeit und Feinheit im Entwurf, wie in der Zeichnung vorteilhaft auszeichnen.

Und nun noch die Geschichte der Eisenwerke, die uns besonders interessierte! Sie können auf das hohe Alter von weit über 300 Jahren zurückblicken und gehören somit wohl zu den ältesten „unserer Heimat“, wie ja gerade das Erzgebirge an derartigen Werken sehr reich gewesen ist. Als



Gruppe von Ofenguß und Dekorationsguß.

Gründer des Schönheiderhammer-Werkes erscheint Rudolf Eoler von der Planitz zu Göldsch, wenn die Kaufurkunde vom 24. Dezember 1562 wirklich die älteste und erste Urkunde ist, die uns von dem Bestehen jenes Werkes zum ersten Male Nachricht giebt. Auf Grund dieser Urkunde ging der Flecken Schönheide nebst Vorwerk, sowie einer Anzahl Dörfer „umb einen Kaufschilling von 28300 Gulden — Münz Meißnische Währung“ von Rudolf Eoler von der Planitz an den Kurfürsten August über. Das Hüttenwerk als solches hat zu dieser Zeit schon bestanden, denn in der Urkunde heißt es: „was bei dem Hüttenwerke Schönheide bedürftig an Schragen, Bau- und Schindelbäumen umb gleichmäßig leidliche Bezahlung solle lassen zu kommen.“

Bereits am 14. Dezember 1575 ging das Hüttenwerk über an Heinrich Uttmann zur Reuth, der es um die geringe Summe von 1400 Meißnischen Gulden von Kurfürst August gekauft hatte. Da nun in der betreffenden Kaufurkunde von dem „neu angerichteten Hammerwerke“ die Rede ist, so scheint irgend welcher Um- oder Neubau vorgenommen

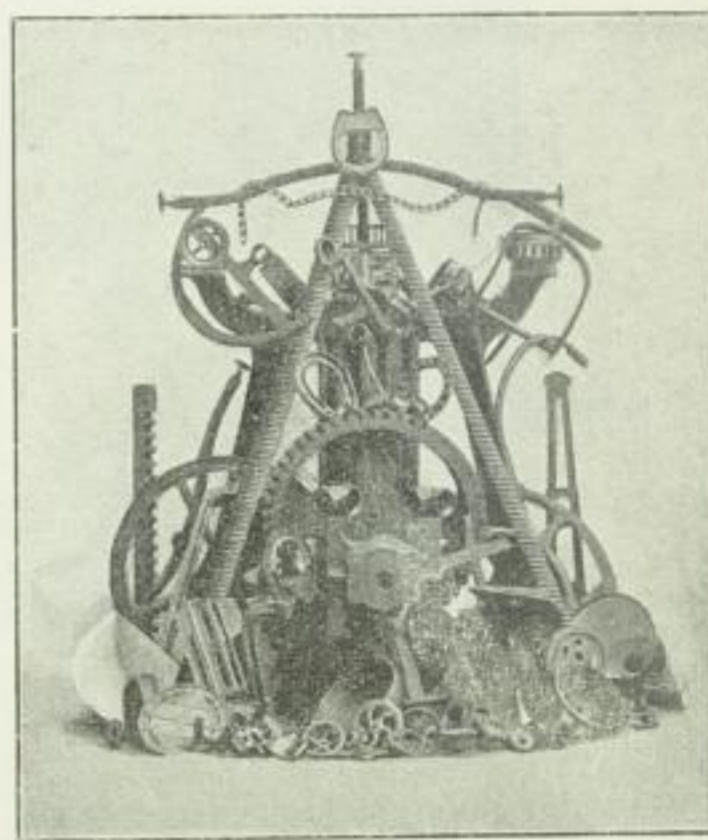
worden zu sein, und man hat seitdem den 14. Dezember 1575 als den eigentlichen Gründungstag des Werkes angesehen.

Zwei Jahre später verkaufte Heinrich Uttmann das Eisenwerk an Georg Blöde und Christoph Zahn, diese wiederum 1582 an die Gebrüder Kleinhempel. 1584 übernahm es der Hammermeister Melchior Siegel und Jakob Kleinhempel und zwar um den alten Preis von 1400 Gulden. Vergrößerungen scheinen also in diesen letzten Jahren nicht getroffen worden zu sein. Eine Erweiterung erfuhr das Werk erst, als der Kurfürst Christian unter dem 12. Mai 1588 die Erlaubnis erteilte zum Bau eines Hochofens.

Welchen Einfluß die Eisen- und Hammerordnung des Kurfürsten August von 1583 oder die Pirnaische Berg-, Eisen- und Hammerordnung vom 25. Februar 1594 auf die Ausgestaltung des Schönheiderhammers ausgeübt haben, ist nicht bekannt. Fast 60 Jahre schweigt die Geschichte von diesem Eisenwerke, und doch sind diese



Regulierofen mit Jagdemblemen.



Gruppe von Grauguß, schmiedebarem Guß und Stahlguß. Jahre so reich gewesen an Schreknissen und Heimfuchungen aller Art. Der dreißigjährige Krieg verbreitete wie über ganz Sachsen, so auch besonders über das Erz-

gebirge Elend und Not. „Das gute Gebirg . . . jagt M. Christ. Lehmann in seiner Kriegschronik, mußte alle Partheien von Freund und Feind erdulden, sie speisen, auslösen, fördern und hausen lassen.“ Der General Golke mit seinen wilden Scharen, die Kroaten, die Kaiserlichen namentlich auf ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Lützen, die Schweden, ja selbst die sächsischen Truppen — sie alle brachten über das arme, geplagte Ge-

gangen sein, wenn wir auch nichts Bestimmtes darüber erfahren. Dienächstengeschichtlichen Erwähnungen des Schönheiderhammers aus den Jahren 1651 und 1661 enthalten nichts Besonderes. Auch die „neu aufgerichtete Hammerordnung“ des Kurfürsten Johann Georg II. vom 23. Mai 1666 scheint den offenbar darniederliegenden Betrieb des Eisenwerkes nicht gehoben zu haben, da schon im Jahre 1668 ein neuer Besitzwechsel stattfand, indem Georg Bloede dasselbe pachtete, und bereits 1674 ein anderer, nämlich Bastian Jörning, an dessen Stelle trat. Auch dieser scheint hier keine Lorbeeren gepflückt zu haben, denn ein Lehnbrief vom Jahre 1696 besagt, daß das Hammerwerk der Julie Krofin in Lehn gereicht wurde (durch eine Verordnung Johann Georgs IV.), und schon 1698 erfolgte ein neuer Lehnbrief Friedrich Augusts an den Hammermeister Friedrich Siegel in Schönheide, der mit den Worten schließt: „daß dessen Erben und Nachkommen mit Nichten ferner beschwert werden sollen.“

Unter dem Besitze der Familie Siegel — so heißt es in dem Werke von Ecker und Pflug „die Großindustrie Sachsens“ — trat nun eine ruhigere Entwicklungsperiode für Schönheiderhammer ein. Ganz besonders war es die Schwarz- und Weißblechfabrikation, welche nicht nur das Werk bedeutend hoben, sondern auch die Basis bilden sollte für die den Orten Schönheide und Eibenstock über ein Jahrhundert lang als Haupterwerbszweig dienende Röhrenschleiberei und Flaschnerei, wodurch das Hammerwerk ein wirklicher Segen für den ganzen Distrikt wurde. Nach Siegel — das Jahr des Kaufes ist unbekannt — tritt Veit Hans Schnorr von Carolsfeld, zugleich Inhaber des damaligen Hüttenwerkes Carlsfeld, als Besitzer auf, aber schon 1720 finden wir Christ. Gottlieb Bussius, Ober-Floß-Kommissarius Friedrich August des Starken, im Besitze von Schönheide.

Aber das Werk scheint bald in den Besitz eines Gottlieb Mende übergegangen zu sein, mit dem eine traurige Zeit der Konkurse beginnt — vielleicht infolge des 2. schlesischen, sowie des siebenjährigen Krieges. Der 1765 ausbrechende Mendesche Konkurs endete mit Subhastation sämtlicher Grundstücke, sowie des Hammerwerkes selbst.

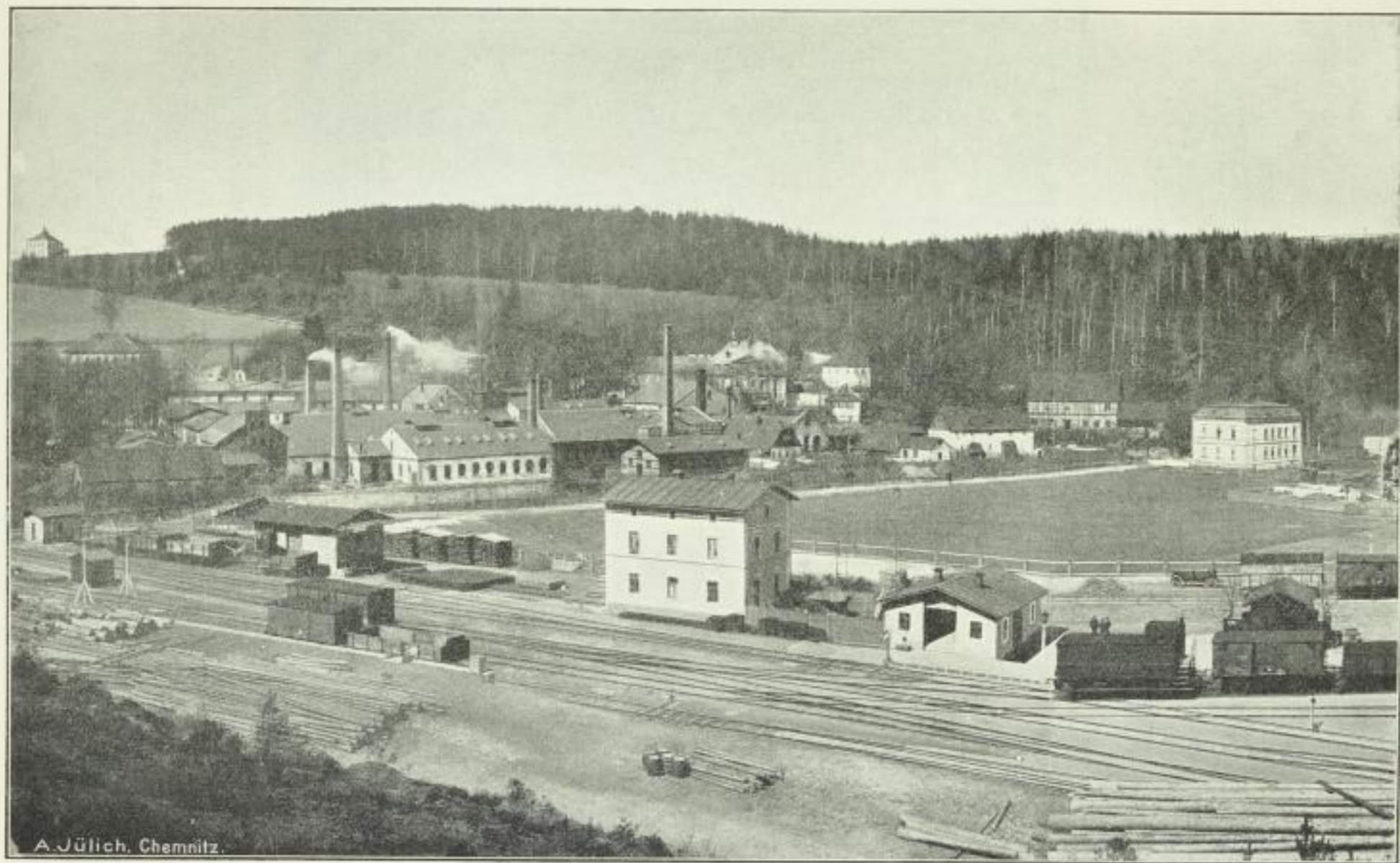
Karl Gottlieb Haub und Konsorten erwarben das Hammerwerk, und abermals schien eine Glanz-



Einsatzthüre.

birge fürchterliche Drangsale. Bedrückungen, Plünderungen, unerschwingliche Kontributionen, dazu noch die Verheerungen durch die Pest waren die grausamen Begleiterscheinungen jenes schrecklichsten aller Kriege. „Da war kein Amt, Stadt, Flecken, Dorf oder Schloß im Gebirge, welches nicht geplündert oder gebrandschatzt wurde.“

Diese fürchterlichen Ereignisse können auch an der Schönheider Gegend nicht spurlos vorüberge-



A. Jüllich, Chemnitz.

Eisenwerke Carl Edler von Querfurth in Schönheiderhammer.



Schönheiderhammer: Die alte Muldenbrücke.

periode über Schönheide kommen zu wollen: der Hochofen-Betrieb ward vervollkommenet, die Schwarzblechfabrikation, die Stabeisen- und Zaineisen-Frischerei erweitert, ja sogar bereits mit dem Bilden des Roheisens durch Hartguß begonnen. Leider aber setzten die nach der französischen Revolution auch über ganz Deutschland hereinbrechenden Kriege jener Periode sehr rasch wieder ein Ziel. Und als der inzwischen Alleineigentümer gewordene Hammerwerksbesitzer Raub infolge eines Sturzes vom Pferde starb, konnten seine Erben den Besitz nicht behaupten, so daß das Hammerwerk 1815 wiederum in Konkurs verfiel. Durch Subhastation kam es in die Hände der Kaufleute Meufisch und Rosenbaum, die zwar alle ihre Mittel zur Hebung aufwandten, aber der Ungunst der Zeit ebenfalls erlagen — bereits im Jahre 1820. Im Konkurse erwarb das Werk jetzt Carl Edler von Quersurth, Rittmeister in der Armee, der aber fast nur noch eine Ruine vorfand. Der neue Besitzer widmete aber der Wiederherstellung des Werkes alle Kräfte, so daß es bald wieder leistungsfähig wurde. Unter anderem errichtete er auch ein Puddlingswerk, das aber 1863 wieder aufgegeben wurde. Anfang der 60er Jahre wurden bereits in der alten, im Bilde von uns wiedergegebenen Hammer-schmiede, die heute als Wohnhaus für Arbeiter dient, Versuche angestellt, Gußwaren von schmiedebarem Guß herzustellen. Nach jahrelangen Versuchen und Anstrengungen gelang es endlich, die schwierige Fabrikation des

schmiede- und schweißbaren Eisengusses und des Stahlsaßgusses zu vervollkommen und in vollen Betrieb zu nehmen. Mit dieser Errungenschaft trat der Schönheiderhammer in Sachsen, vielleicht wohl in ganz Deutschland zuerst auf. In der Mitte der 70er Jahre ward auch ein Eisen-Emaillierwerk errichtet, dem im Laufe der Jahre noch manche Neuanlagen folgten. Erst in den letzten Jahren sind noch weitere Neubauten und Einrichtungen geschaffen worden. Seit 1820 ist das Hüttenwerk ununterbrochen in dem Besitze der von Quersurth'schen Familie verblieben, indem nach dem Tode des Rittmeisters Carl Edler von Quersurth dessen ältester Sohn Hugo und seit dem Jahre 1878 wiederum dessen beide Söhne Hans und Horst Edler von Quersurth das Werk käuflich übernahmen. Unter der sachkundigen Leitung dieser beiden Besitzer — (Hans Edler von Quersurth ist zur Zeit auch sächsischer Landtagsabgeordneter) — hat sich das Hammerwerk ganz bedeutend vergrößert und durch neue,



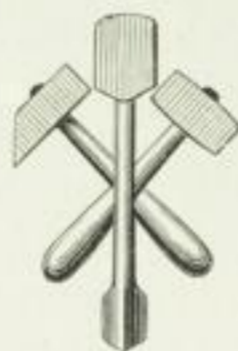
Schönheiderhammer: Die alte Hammerschmiede.

zweckentsprechende, vorzügliche Neuanlagen außerordentlich erweitert, sodaß es heute zu den ersten industriellen Unternehmungen unseres Vaterlandes gehört. Zur Zeit beträgt die Belegschaft 45 Beamte und fast 500 Arbeiter. Das Absatzgebiet erstreckt sich auf ganz Europa, und auf verschiedenen Ausstellungen sind die in jeder Richtung vorzüglichen

Fabrikate mit silbernen und goldenen Medaillen ausgezeichnet worden. 1879 ward dem Werke die Ehre eines Besuches des Königs Albert und 1893 eines solchen von Prinz Friedrich August zuteil.

Wir scheiden von dem hochinteressanten Hammerwerke mit dem herzlichen, erzgebirgischen Grusse: Glück auf!

Dr. S. Spindler.



Das stille Dorf.

Erzählung aus dem bayerischen Vogtlande von Hugo Christoph Heinrich Meyer.

(1. Fortsetzung).

Das Jahr war außerordentlich fruchtbar gewesen. Die Heu- und Grummeternte ermöglichte den größten Viehbestand. Kein Winkel in den Ställen blieb unbenuzt. Und dieses Getreide! Die Halme so lang wie nie, und die Körner von seltener Schwere. Da füllten sich die Scheunen und Lederbeutel der Bauern. Geld und Gewinn macht froh. Selbst die stillen, verdrossenen Bauern in Haag verlangten diesmal nach einer Lustbarkeit.

Die Kirchweih, die sonst meist in den Höfen in aller Stille bei Kaffee und Kuchen, Braten, Fisch und Bier gefeiert wurde, sollte diesmal einen Tanz bringen. Ein Podium ward auf dem Dorfplatz vor dem Wirtshaus errichtet. Fritz Pohl brachte eine Fuhre Bretter aus der Schneidemühle. Zimmerleute sägten und hämmerten. Den Konrad Orth aber sah man mit seinem besten Ochsengespann eine große Ladung Fichten und Birkenbäumchen vom walddunklen Kulm durch den Hohlweg nach dem Wirtshaus fahren. Tanner hatte ihm, wenn auch widerstrebend, die Erlaubnis gegeben.

Regina selbst hatte nichts unversucht gelassen, um ihren Vater aufzuheitern, versöhnlich zu stimmen und mit den Nachbarn zusammenzubringen. Sie wollte sich einmal nach Herzenslust satt tanzen. Nach den arbeitsvollen Monaten verlangte das junge Volk männlich nach einer lauten, außergewöhnlichen Lustbarkeit.

Tanzmusik auf drei Tage! Die Erlaubnis vom Amte hatten sie schon. In Anbetracht der Seltenheit und, weil der Ortsvorsteher Tanner bei dem Herrn Landrichter so viel galt, war's durchgegangen. Der Wirt behängte sein niedriges, schindelgedecktes Haus mit allerhand Kränzen, Guirlanden und Bändern. Ein müßiger Tausendkünstler aus der Stadt half ihm und vertrank dabei gleich seinen Lohn. Der Felsenkeller des Wirtes zeigte eine stattliche Reihe von Bierfässern und barg diesmal — eine Seltenheit — auch Wein in Flaschen und Gebinden. Der Wirt meinte, diesmal schaue gewiß keiner das Geld an.

Der lange, abgeschälte Fichtenstamm, der aus der Mitte des Podiums aufsteigend hoch in den blaugrünen Spätherbsthimmel hineinragte, war an allen seinen Ästchen dicht mit buntseidenen Tüchern und Bändern behangen. Die Musikantenbucht war geräumig genug für die größte Kapelle. Die „schönste und größte Musik“ hatten sich die Haager bestellt. Auch an Gästen durfte es nicht fehlen. Daß alle Welt bequem sitzen konnte, schlug man Bänke und Tische aus Fichtenbrettern auf dem Platz zwischen dem Podium und dem Dorfsteich auf. Auch diese Bänke schmückte und deckte ein kleines Wäldchen junger Fichten und Birken. Aber auch eine rechte Kirchweihstimmung sollte sich allmählich einstellen.

Während Tanner zunächst immer noch sein unwirtliches Wesen zur Schau trug und auch Orth nicht gerade bester Laune war, zeigten sich deren Frauen desto zufriedener und vertrauter zu einander. Über den Zaun plaudert sich's doch so gut! Und das hatten sie ja so lange Jahre entbehren müssen. Auch beseeelte beide Frauen mehr und mehr der längst ausgesprochene Wunsch, Reginen und Konrad bald als Brautleute zu sehen. Frau Tanner, die stattliche Bäuerin, hatte auch ihren festen Willen, wenn es das Glück ihrer Tochter galt. Sie wollte ihren „Alten“ schon noch herumkriegen. Aber mit dem Tanner war lange Zeit schlechterdings nicht zu reden. Seit dem Tage, da er seinen Großknecht, den Moriz Heichel, davongejagt hatte, war er verschlossener denn je. Ferner hatte der Nachbar Orth es, wenn immer möglich, vermieden, seinem Gutsnachbarn zu begegnen und ihm, als dem älteren und Ortsvorsteher, einen „guten Tag“ zu bieten. Endlich hatte der selbstbewusste Tanner, der bisher im Prozessieren stets Glück gehabt, ganz unerwartet einen Rechtsstreit und damit Tausende verloren. Das machte ihn zwar nicht arm, aber der erwerbslustige Bauer hätte doch viel lieber einen Finger, als sein gutes Geld eingebüßt. So gab es bei Tanners trotz der bevorstehenden Kirchweih noch trübe Tage, und auch bei dem Nachbar Orth war lange keine rechte Kirchweihlust zu verspüren.

Da war es der Bauer Pohl, welcher die beiden mürrischen Grauföpfe wieder aufheiterte, die beiden wieder in gegenseitigen Verkehr brachte und die Teilnahme der beiden „Reichsten“ an den Lustbarkeiten der Kirchweih erwirkte.

Der Wirt hatte seinen Kredit beim Brauer überschritten. Er brauchte Geld und erhielt es von Tanner. Der Nachbar Pohl war wohl der einzige leichtblütige Bauer in Haag, aber auch der ärmste. Nun sollte seine Lebenslust und Beweglichkeit auch ihren Nutzen bringen. Kam Tanner mit Frau und Tochter zum Tanz, so war für seinen Feiß wieder Gelegenheit, sich Reginen zu nähern und sie, die immer noch nicht „versprochene“, endlich zu erobern.

So dämmerte der Kirchweihmorgen heran.

Die kirchliche und weltliche Feier fiel zu jener Zeit — es war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — noch zusammen. Ein Sonntag war es. Alles prangte im ländlichen Schmucke. Der weißgeschuerte und sandbestreute Fußboden der Bauernstuben knirschte unter den Tritten der mit

blitzenden Schnallenschuhen oder kräftigen Stiefeln bekleideten Füße. Die Zinngeräte auf den Wandgestellen hinter den großen Kachelöfen glänzten. Die langen Tische deckte solides, weißes Bauernleinen. Kaffee- und Ruchenduft erfüllte die Stuben. Da und dort stiegen feine Bratendünste auf, und von dem Schenktische neben dem Tanzplane ertönte dumpf der Bierschlegel, ein Zeichen, daß dem ersten jungfräulichen Kirchweihbursche bereits die schäumende Quelle floß. Aber noch ertönte kein Zuchschrei, kein Gesang, kein „Schlumperliedchen“.

Feierlich tönten die Kirchenglocken durch die Morgenlüfte. Wenn auch das Weib, die Gebieterin der Küche, heute nicht abkommen konnte — der Mann schritt gemessen und bedächtig zur Kirche, und eine ahnungsvolle Stille lag über dem Dorfe.

Aber kaum war der Gottesdienst zu Ende und das Geläute verklungen, als Zuchschrei auf Zuchschrei ertönte, und die Klänge einer wohlbesetzten Blechmusik vom Wirtshause her die Lüfte erfüllten. Mit Sträußen von Nelken und Rosmarin an Mägen und Jacke führten die Burschen ihre Mädchen zum Tanze. Diese haben ihre Silberketten um den braunen Hals geschlungen und auf dem geblühten, seidnen Busentuch ausgebreitet. Wie des Burschen Jacken, so sind auch ihre schwarzen Mieder mit Silberknöpfen geziert. Kurze weiße Spitzenhemdärmel leuchten über den vollen, runden Armen, eine buntseidene Schürze deckt den kurzen rötlichen Wollrock, und ihre Füße zieren blanke Schnallenschuhe, die sich kräftig von den schneeweißen, an den Knöcheln blaugemusterten Strümpfen abheben. Auch die Mädchen tragen einen Strauß am Mieder. Ihre Köpfe sind mit schwarzseidenen, buntgefranzten Tüchern kunstvoll umschlungen, sodaß hinten das Haar sichtbar bleibt. Nur die Frauen tragen auch dieses durch eine buntgestickte Haube verdeckt. Also strömte das junge Volk von Haag singend und lachend zum Tanze.

Konrad Orth zeigte eine fast zu feierliche Miene, als er mit der stattlichen Regina aus Tanners Hofraum der Straße zuschritt. Die Mütter schauten dem Paare wohlgefällig nach.

„Nun, Regina, wie ist's mit Deinem Vater? Läßt er mit sich reden?“ unterbrach Konrad das Schweigen.

„An der Kirchweih wird er schon aufstauen. Unsere Freud' woll'n wir uns deshalb nicht verderben lassen, gelt, Konrad?“ Sie schaute ihm mit einem freundlichen Blicke in die fragenden Augen.

„Ja, aber —“ Konrad sprach nicht weiter. Regina war plötzlich erblaßt und erschrocken zurückgewichen.

Moriz Heichel, dem der Fuselgenuß aus den triefenden Augen sah, hatte sich ihr aus einem Seitenwege genähert. Seine Blicke schienen ihre Gestalt zu verschlingen. Ein boshaftes Grinsen verzerrte sein aufgedunsenes Gesicht, als er ihr zurief:

„Guten Tag, Schatz, diesmal machen wir Ernst!“

In Konrad Orth kämpften Zorn und Berachtung, aber nur einen Augenblick. Dann wandte er sich zu Reginen und zog sie fort.

„Laß ihn! Er ist betrunken.“

Nun kamen Burschen und Mädchen von allen Seiten herbei und umdrängten das Paar. Die Mädchen bewunderten Reginens Schmuck, die Burschen wollten von der schönen und reichen Bauerntochter einen Tanz zugesagt erhalten.

Fritz Pohl hatte sich erst beobachtend fern gehalten. Während Regina den hübschen, großen Burschen mit Wohlgefallen musterte, empfand Konrad die Nähe desselben lästig. Doch ließ er es geschehen, daß Fritz Pohl herzutrat und sich plaudernd an Reginens Seite hielt.

Das Singen und Jauchzen nahm zu, je mehr sich der Tanzboden mit Burschen und Mädchen füllte. Und nun drangen durch das Stimmengewirr wieder die Klänge der Musik. Eine schmetternde Tanzweise durchjubelte die Lüfte. Rasch ordneten sich die Paare und flogen bald im wirbelnden „Dreher“, einem uralten vogtländischen Tanze, dahin, daß die kurzen Mädchenröcke sich fächerartig ausbreiteten und selbst den Zuschauern fast schwindelig wurde. Die Burschen stampften und jauchzten, die Mädchen kreischten und lachten. Alle hatten sich so bald in all' die Lust gefunden, als wenn diese ein allsonntägliches Vergnügen in Haag wäre. Die Klänge ausgelassenster Festlust durchfluteten das stille Haag bis in alle licht- und lustarmen Winkel und Ecken, daß auch die ältesten Auszugbauern und das gebrechlichste Mütterlein noch herbeikamen, um die matten Augen an dem ungewohnten Treiben der lustgierigen Jugend zu beleben.

Auch die Bauern Tanner und Orth hatten sich samt ihren Frauen in nachbarlicher Vertraulichkeit zusammengethan und standen nun plaudernd vor dem Tanzplaz, wo ihre Kinder sich nach dem Takte der Musik drehten und ihre jugendlichen Leiber sich aneinander schmiegen mit jener Zärt-

lichkeit, die mehr Lust verriet, als Tanz und Musik zu entlocken vermögen. Wenn Reginens Blicke über die Menge schweiften und ihre Eltern suchten, wie blitzte das Glück aus ihren lebhaften Augen, und welch' freudiger Stolz lag in den Blicken Konrads, wenn er die von Jugend auf Geliebte im Tanze schwingen konnte vor den Augen Tanners und vor dem ganzen Haag. Er schwur sich in diesem Augenblicke, dankbar der gütigen Wendung des Geschickes, alles zu thun und zu beachten, was ihm den Besitz Reginens schützen und erhalten könnte, und seine Gedanken schweiften in eine nahe Zukunft, da er dem ganzen Haag und besonders dem Fritz Pohl zum Troste, er und kein anderer die stolze Regina als sein Eheweib heimführen würde.

Nun, da die Eltern am Tanzboden beisammen saßen, mußte ja auch ohne sein Zuthun ein Wort das andere geben. Denn wenn es auch an Freiern um Reginen nicht fehlen konnte, so wußte doch Konrad nur zu gut, was die Mütter bereits besprochen und beschlossen hatten.

So verrauschte der sonnige Nachmittag im Fluge. Eben hatte die Musik eine Pause gemacht. Konrad und Regina eilten zu den Eltern, neben denen auch das Pohl'sche Ehepaar Platz genommen. Man trank sich „Gesundheit“ zu. Konrad und Regina saßen Hand in Hand. Die Mütter derselben gaben sich mit lachenden Augen Winke, und Frau Tanner verstand das beredte Mienenspiel der freundlichen Nachbarin. Sie neigte sich zu ihrem Manne und flüsterte ihm angelegentlich ins Ohr. Tanner runzelte einen Augenblick die Stirn. Es war, als wollte der alte Groll wieder aus dem Tiefsten seiner Seele aufsteigen, aber da traf ihn ein Strahl des unfäglichen Glückes aus den Augen seines Kindes, und er erwiderte etwas unsicher und mit erkünstelbarchem Ton:

„Na, wenn's gar so preßiert, mein'thalben — Er soll sie — — —“

Begierig lauschten Konrad und Regina den Worten Tanners, als sich plötzlich aller Augen auf Frau Orth richteten, welche ihrem Manne erbleichend in die Arme gesunken war. Konrad war aufgesprungen, um Brauntwein und Wasser zu holen. Er spritzte der Mutter Wasser ins Gesicht, und rieb ihr die Schläfe mit Brauntwein. Dabei bemerkte er:

„Die Mutter hat's wieder einmal am Herzen. Das geht vorüber.“

Aber das Bewußtsein kehrte der tief Ohnmächtigen lange nicht zurück, und dann mußte sie förmlich heimgetragen werden. Auch Frau Tanner und Regina verließen den Tanzplatz, um der Nachbarin beizustehen.

Nur Tanner selbst wurde von dem Nachbarn Pohl mit allerhand Fragen und Neuigkeiten noch festgehalten. Hatte doch der schlaue Pohl den ganzen Nachmittag wie ein Fuchs gelauert, um den rechten Augenblick nicht zu verpassen. Wütend stieß ihn seine Frau in die Seite, als sie hörte, wie sich der alte Tanner anschickte, in die Werbung Konrads um seine Tochter endlich einzuwilligen. Beide atmeten bei dem Unfall, den die Frau Orth betroffen, erleichtert auf und rührten nicht die Hand zur Hilfe, nur darauf bedacht, den rechten Augenblick endlich zu erhaschen. Nun war derselbe gekommen. Pohl legte bedächtig und mit lauernenden Blicken los. Zunächst meinte er pfeifig, Nachbar Orth habe bei seinem Vergleich mit Tanner doch einen schönen Gewinn gemacht. Dagegen wäre es für Tanner kein gutes Geschäft gewesen. Er wisse ein besseres. Dann fuhr er nach einer Pause in eindringlichem Tone fort:

„Ihr habt so große schlagbare Waldungen und wißt nicht wohin mit Eurem Holz. Richtet doch ein Sägewerk ein! Mit ein paar tausend Gulden ist alles gethan. Die spürt Ihr ja gar nicht. Dann aber könnt Ihr Eure Blöcke und Bretter gleich an Baumeister, Zimmerleute und Schreiner verkaufen und Ihr seid der erste Mann ringsum. Mein Fritz ging' Euch in allem an die Hand.“

„Das wär alles schon recht. Aber riskieren will ich nichts.“

„Das sollt Ihr auch nicht. Gegen ein Sägewerk für meinen Fritz verpfände ich Euch Hof und Feld.“

„Ein solches Pfand gebt Ihr im Ernst nicht.“

„Warum? Die Schneid'mühl' nährt uns besser als unser Bauernzeug.“

„Wie viel Hypotheken habt Ihr?“

„Nicht zu viel. Durch die neue Staatsstraße sind meine Felder drüben am Berg im Preise gestiegen. Die Hypotheken könnt Ihr leicht mit dem Erlös bezahlen und noch ein schönes Geld dazu verdienen. Oder Ihr kauft mir meinen Hof ab. Die Mühl' drunten im Grund ist feil. Ich kauf' sie; da richtet sich dann mein Fritz selbst ein Säg'werk ein, und Ihr gebt ihm Euer Holz zum Schneiden. So ist uns und

Euch geholfen. Seid Ihr damit zufrieden, so schlagt ein! Hier meine Hand!“

Tanner blickte sinnend zu Boden, trank dann bedächtig sein Glas Bier aus und blies große Rauchwolken aus seiner Tonpfeife vor sich hin. Nun schwieg die Musik. Fritz Pohl näherte sich den beiden. Sein Vater blinzelte ihm listig zu und hieß ihn Platz nehmen. Dann nahm er wieder das Wort:

„Seht, Herr Vorsteher, mein Sohn ist nicht umsonst draußen in der Welt gewesen. Er hat als Müller und Mühlarzt gelernt. Der versteht sein Geschäft und möcht' halt für's Leben gern ein Säg'werk. Aber ich kann's ihm nicht kaufen, es sei denn, Ihr kauft mir mein Bauerngut ab. Ihr könnt's ja leicht verpachten. Dann kommt mein Fritz in's rechte Geleis. Wenn einmal sein Sägewerk im Gang ist und Ihr schweres Geld verdient, werdet Ihr auch bald wissen, bei wem Eure Tochter am besten aufgehoben ist.“

Tanner saß da, erst mit dem Kopfe nickend und dann wieder regungslos im tiefen Nachdenken. Bei den letzten Worten Pohls stieg ihm eine jähe Röthe in's Gesicht. Er dachte wohl an seine Zusage gegenüber dem Konrad Orth. Rasch erhob er sich:

„Für heut' ist's genug. Morgen kommt Ihr zu mir, Nachbar Pohl, da reden wir weiter.“

„Kommt doch lieber wieder hierher! Ihr seht doch, wie gern Eure Regina mit meinem Fritz tanzt. Die Freud' dürft Ihr den beiden nicht verderben. Auch wir haben dann den Fritz immer bei der Hand, wenn wir ihn brauchen.“

„Meinetwegen, weil Kirchweih ist. Gut' Nacht!“

„Gut' Nacht!“

Mit zufriedennem Lächeln sahen die beiden Pöhle dem Davonschreitenden nach. Tanner teilte zu Hause seiner Frau den Vorschlag Pohls mit. Diese warnte vor Pohl und den Absichten des Fritz auf Reginen:

„Denk' doch d'ran, Josef, was Du heut' abend dem Konrad —“

„Aus der Heirat mit dem Orth wird nichts! Morgen mach' ich's mit Pohl fertig. Mit der Regina werd' ich reden!“

„Ich auch! Du Hamster, schämst Du Dich nicht, noch mit der eigenen Tochter Handel zu treiben? Fürcht' Dich doch der Sünd'!“

„Wir sind schon fertig!“ entgegnete Tanner kurz und ging nach dem Vieh zu sehen.

Die Bäuerin wußte, daß sie nichts mehr ausgerichtete. Seufzend ging sie zur Ruhe.

Drüben bei Orth's gab es keine Nachtruhe. Der Bauer Orth und sein Sohn wachten abwechselnd am Bette der kranken Bäuerin. Die Freude über die endliche Zustimmung des Josef Tanner zur Verheiratung ihres Sohnes mit Regina hatte die Herzleidende so erregt, daß sie einen neuen Anfall

bekam. Nun lag sie halb gelähmt. Der herbeigerufene Arzt erklärte, daß Frau Orth der Schlag getroffen habe, und daß sie der größten Schonung bedürfe. Er bemerkte im Fortgehen, ein neuer Anfall könne leicht tödlich verlaufen.

(Fortsetzung folgt).



Aus Marieney i. V.

Marieney, ursprünglich Marienau, unweit der Stadt Adorf i. V. gelegen, hat, wie Schumann in seinem Lexikon von Sachsen schreibt, seinen Namen von einem in alten Zeiten hier befindlichen wunderthätigen Marienbilde, das in der Pfarrkirche aufgestellt war und zu dem häufig gewallfahrtet wurde.

Diese Pfarrkirche sei, schreibt der Zwickauer Chronist Dr. Herzog hinzu, dem heiligen Egidius geweiht gewesen. Der Ort ist in den weitesten Kreisen bekannt geworden als Geburtsort des berühmtesten vogtländischen Dichters Julius Moser, dessen Werke vor kurzem wieder von Dr. Zschommler (im Verlage



Verlag von Arwed Strauch
in Leipzig.

Die alte Kirche in Marieney.

Unter diesem Baum ruht
der Vater Jul. Mosers.

von Arwed Strauch in Leipzig) herausgegeben worden sind. Die Stadt Plauen hat vor einigen Jahren dem Dichter ein schönes Denkmal gesetzt. — Marieney ist auch der Geburtsort des sächsischen Geographen Adam Friedrich Zürner, der im Auftrage des Königs August II. das ganze Sachsenland

„ausmessen und in Karten bringen ließ.“ Über 900 Karten hat er so gezeichnet; er starb am 15. Dezember 1742. — Unsere beiden Bilder geben die alte interessante Dorfkirche und den vor derselben befindlichen Friedhof wieder, auf welchem der Vater Julius Mosers beigesetzt ist. —



Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.

Marieney, Geburtsort Julius Mosens.



Der Kampf um das Pleißnerland.

Von W. Laurin.

Das alte Pleißnerland begriff die Städte Altenburg, Leisnig, Colditz, Lausitz, Crimmitschau und die um diese Städte (zu beiden Seiten der 60 Kilometer langen, bei dem Dorfe Mückern mündenden Pleiße) herumgelegenen Orte in sich. Zwickau und Chemnitz gehörten, wiewohl von den beiden Kaisern Adolf und Albrecht zu gleicher Zeit mit dem Pleißnerlande verpfändet, nicht eigentlich dazu. Altenburg war des Landes Hauptstadt und damit der Sitz der kaiserlichen Generalrichter und Burggrafen. Der Kampf um das Pleißnerland knüpft sich an den Namen des freundigen Kriegshelden, den die Geschichte Friedrich den Freidigen oder, anspinnend an die alte Mönchsabel, die bei der Flucht seiner unglücklichen Mutter Margarethe austaucht, Friedrich den Gebissenen nennt. Er, der junge Sohn Albrecht's des Entarteten und der Tochter des Staufenkaisers Friedrich II., der Enkel des erlauchten Heinrich von Meissen, schien schon frühzeitig vom Schicksal dazu auserkoren, ein kämpferisches Leben zu führen. Wie einst die Stauer, in weiblicher Linie Salier, den Kampf dieser gegen die päpstliche Partei fortsetzten,

so war der junge Wettiner, mütterlicherseits Erbe des staufischen Blutes geworden, ein Gegenstand der Sorge für Rom; und hätte nicht sein Vater Albrecht weislich für ihn das Drängen der Waiblinger abgewiesen, so hätten ihn schon bald nach des unglücklichen Conradin's Tode die Ghibellinen in hoher Begeisterung nach Italien geführt und dem Knaben die Krone seines kaiserlichen Großvaters auf's Haupt gedrückt. Aber der Lenker der Geschichte machte ihn nicht zum Erben des blutgetränkten Staufensbanners, sondern zum tapferen Kämpfer in den Wirren seiner Erbstaaten, zum zweiten Stifter gleichsam des wettinischen Hauses. Friedrich Barbarossa hatte das Pleißnerland aus der Wiprecht'schen Erbschaft eingetauscht und zum Reichsland gemacht. Als solches stand es bis gegen das Jahr 1245 unmittelbar unter dem Reiche und der speziellen Regierung kaiserlicher Generalrichter. Da es aber einen Keil zwischen Meissen und Thüringen bildete und an der Ausrundung der wettinischen Länder hinderte, suchte es Heinrich der Erlauchte an sein Haus zu bringen. Es gelang ihm über alles Erwarten. Er brachte

ein Verlöbniß seines ältesten Sohnes Albrecht, den die Geschichte den Entarteten nennt, mit der Tochter des Staufenkaisers zustande, und Friedrich II. gab ihm das Pleißenland an Stelle der verabredeten Mitgift von 10000 Mark Silbers. Von dieser Stunde an nannten sich Albrecht und seine Söhne nicht nur Herren des Pleißenlandes, sondern verwalteten dasselbe auch als eigenes Land mit eigenen Generalrichtern. Die Freude an dem verpfändeten Pleißenlande währte nicht lange. Das glorreiche Geschlecht der Stauer verblutete sich an der neapolitanischen Krone, die Wirren des Interregnums brachen herein, und im wettinischen Hause bekriegte der entartete Albrecht den eigenen Vater, und als endlich der erste Habsburger zum Kaiser gekrönt ward, da war es sein erstes Streben, die angewachsene Hausmacht der Meißner zu schwächen. Wohl verbarg Kaiser Rudolf anfangs seine Absichten geschickt, aber allzulange hielt er mit seinen Ansprüchen auf das verpfändete Reichsland nicht hinter dem Berge. Schon 1282 taucht wieder ein kaiserlicher Generalrichter, Herr Heinrich von Plauen, im Pleißenlande auf. Dagegen fühlten sich Friedrich der Freidige und seine Brüder Dietrich und Heinrich — dem letzteren war die Verwaltung des Pleißenlandes bisher übergeben — von Rechtswegen als die Herren des Landes, solange die Morgengabe ihrer Mutter nicht mit 10000 Mark ausgelöst war. Wurde — was Kaiser Rudolf aus seinem eigenen Vermögen nicht thun wollte — diese Summe entrichtet, so erklärte sich Friedrich, der thüringischen Chronik zufolge, erbötig, das Land abzutreten. Vor der Hand (1283) blieb Heinrich als Generalrichter zu Altenburg, und auch noch in den folgenden Jahren nennt sich der jüngere Bruder Dietrich einen Herrn des Landes Pleißen. Inzwischen jedoch war Kaiser Rudolf der Schwiegervater des Kurfürsten zu Sachsen und des Königs Wenzel geworden und, unterstützt von ihrem Gelde und ihren Vorstellungen, war er imstande, nunmehr zu Erfurt (1290) „die Prinzen um Altenburg“ ernstlich zu „heischen“ d. h. zu mahnen, das Pfand zurückzugeben und, wie Rothe erzählt, ihnen „die Losung (das Pfand) auf eine benannte Zeit aufzukündigen.“ Offenbar sollte Wenzel, der schon ein Jahr zuvor von seinem Schwiegervater zum Reichsvikar „durch Meißner, das Osterland und Pleißenland“ ernannt war, das Pleißenland als Verpfändung erhalten. Wenzel und der Kurfürst zu Sachsen wurden als Bürgen

für die später zu entrichtende Summe eingesetzt und Friedrich und seine Brüder, die ihr Pfandrecht behaupteten, aus dem Besitz des Pleißenlandes getrieben. Der Tod des Kaisers war das Glück, daß Böhmen damals nicht wirklich, wie beabsichtigt, festen Fuß im Pleißenlande faßte. Gleichwohl sahen es die Kaiser seitdem, obwohl die sächsischen Fürsten keinen Pfennig erhalten hatten, als wieder erlangtes Reichsland an. Adolf von Nassau war kaum drei Tage Kaiser, als er das Pleißenland schon an Böhmen verpfändete*) — ohne Zweifel also eine Bedingung, unter der Wenzel dem Kaiser seine Stimme gab. Später freilich nahm Adolf das Pleißenland wieder zum Reiche zurück und beauftragte Heinrich von Nassau mit der Verwaltung, so daß Wenzel seitdem zu den gegnerischen Fürsten zählte, die des Kaisers Absetzung betrieben und nach dessen Schlachtentod am Hasenbühl bei Gölzheim (1298) dem Habsburger Herzog Albrecht zum Throne verhelfen. Auch Kaiser Albrecht I. hatte sich dem letzten Nachkommen Libussa's verpflichten müssen, ihm sofort das Pleißenland für die damals ungeheuere Summe von 50000 Mark, nebst den Reichsgütern Eger, Floss und Parkstein zu verpfänden, und damit wäre das Pleißenland für denkbare Zeiten mit Böhmen vereinigt worden, da die Summe für die Wiedereinlösung kaum zu beschaffen war. Nicht mit Unrecht aber bangte es bald darauf dem Kaiser vor der wachsenden Macht Wenzel's, und, unter dem Vorwande, die böhmischen Bergwerke seien einen Reichszehnten von 80000 Mark schuldig,**) ergriff er von Eger und dem Pleißenlande wieder Besitz und setzte Heinrich von Schellenburg zum Richter darüber ein. Wenzel's Tod verhütete den Krieg, und des Kaisers Ministerialien, zuletzt Albrecht von Hohenlohe, tragen den Titel als Generalrichter des Pleißenlandes. Friedrich und sein Bruder Diezmann hatten inzwischen die Zeit benutzt, um sich der von ihrem entarteten Vater preisgegebenen Erbstaaten wieder zu bemächtigen. Allein dies erstreckte sich nicht auf das Pleißenland, dessen Besitzrecht Albrecht der Entartete wahrscheinlich mit seinen übrigen Landen verkauft hatte. Als die beiden Landgrafen auch hier wieder festen Fuß

*) S. das Diplomatarium Bohemo-Siles., dipl. II in Ludewigii Reliquiis Mt. To. V. p. 435.

***) Vgl. Pelzel, Böhmisches Geschichte. Th. I S. 161 der dritten Ausgabe.

fassen wollten, entbot Kaiser Albrecht ein Heer aus Süddeutschland gegen sie. Bekanntlich aber nahm der Krieg für Friedrich den Freidigen eine derart glückliche Wendung, daß die kaiserlichen Völker (1307) bei Lucka vollständig aus dem Felde geschlagen wurden, und es seitdem im Volksmunde sprichwörtlich hieß:

„Es wird ihnen glücken
Wie den Schwaben bei Lützen.“

„Darnach zog Landgraff Fryderich der freydige“, so lesen wir bei Ursinus in Chron. Thur. To. III Menk. f. 1305, „mit seiner Mannschafft yn Pleysen, vnd gewann da Aldenburgk, Zwickau und Kemmenitz, die auf die Zeit alle zu dem Reiche gehörten, vnd nam die ynn seine Herrschafft legen vnd vor den Kosten, schaden vnd gefangene, die Ehr gegen dem Reiche thun mußte vmb sein veterlich Erb.“ Seit dieser Zeit legten die Wettiner den Titel eines Herrn des Landes zu Pleissen, bei aller Veränderung, die sich nachher mit diesem Lande vollzog, nicht wieder ab. Zwar versuchte auch Heinrich VII. von Luxemburg, der im nächsten Jahre den Thron bestieg, Ansprüche auf die wettinischen Lande zu machen, obwohl es urkundlich nicht sicher erweislich ist, allein als sich Friedrich der Freidige nun auch als Staatsmann zeigte und sich mit des Kaisers Gegner Heinrich von Kärnthen verband, bot er ihm einen Vergleich an. Um ihn von des Kärnthners Partei abzubringen, erkannte er den Wettinern ihre Lande (Meissen und Thüringen) als rechtmäßiges Eigentum an, und auf die Bitte des Erzbischofs Peter von Mainz übertrug er Friedrich die Prokuratur und Verwaltung des Pleißnerlandes auf zehn Jahre. Zwickau und Chemnitz waren ihm dazugeschlagen worden. Aber auch diesmal blieb der Besitz nicht lange ungestört. 1312 hatte Friedrich das Unglück im Kriege mit Waldemar von Brandenburg gefangen zu werden, und unter den harten Bedingungen, unter denen er die Freiheit wiedererlangen sollte, war auch die, daß er Albrecht von Röhren, einem Vetter des Brandenburgers, seine

Tochter zur Gemahlin geben und ihr nebst anderen Gütern das Pleißnerland als Mitgift aussetzen sollte. Aber die treuergebenen Beamten im Pleißnerlande machten heimliche Anstalten ihren Herrn zu befreien, und ihr Anschlag glückte.*) Ihr geliebter Markgraf konnte wieder in Altenburg einziehen. Aber noch einmal, schon im folgenden Jahre, als Kaiser Heinrich VII. in Pisa dem Fieber erlag und der Thronzwist zwischen Ludwig von Oberbayern und Friedrich dem Schönen entbrannte, richteten sich kaiserliche Ansprüche auf das Pleißnerland. Ludwig folgte der Gewohnheit seiner Vorgänger, sowohl andere Reichsgüter, als auch insbesondere das Pleißnerland dazu zu gebrauchen, um sich durch Verpfändung desselben unter den Fürsten einen Anhang zu schaffen. Böhmen konnte damals durch seine Macht ungemein viel zur Behauptung der Kaiserkrone beitragen, stellte es sich auf die Seite eines der streitenden Fürsten. Deshalb verpfändete ihm Ludwig das Pleißnerland, nahm es ihm aber, als der unbeständige Johann von Böhmen zu seinen Feinden überging, wieder ab. Und nun zeigte Friedrich der Freidige, daß er in den langen Jahren des Kampfes von seinen Gegnern gelernt hatte. Der freudige Kriegsheld beschloß den Kampf um das Pleißnerland mit diplomatischer Kunst und brachte es zuwege, daß Kaiser Ludwig seine Tochter Mechthilde seinem einzigen Sohne Friedrich (dem Ernsthaften) im Jahre 1322 verlobte. Der künftige Schwiegerohn des Kaisers erhielt das Pleißnerland als Morgengabe, das seit dieser Zeit unverrückt bei dem Hause Meissen verblieben ist. Und Karl IV., Ludwig's Nachfolger, hütete sich wohl, sich das wettinische Haus, das jetzt in der alten Macht dastand, zum Feinde zu machen, vielmehr belehnte er es ausdrücklich mit dem Pleißnerlande und sicherte ihm dadurch den ruhigen Besitz desselben für alle künftigen Zeiten.

*) Bgl. Chron. Sampetrinum Erf. ad a. 1312. — Annal. Veterocell. § 28. Rhote Chron. Th. ad a. 1311.



Zum 200 jährigen Jubiläum des 5. Infanterie-Regiments „Prinz Friedrich August“ No. 104.

Das 5. Infanterie-Regiment „Prinz Friedrich August“ No. 104 — Garnison Chemnitz — rüstet sich, gleichzeitig mit dem 6. Infanterie-Regiment „König Wilhelm v. Würt-

temberg“ No. 105 — Garnison Straßburg i. E. — zu einer seltenen Jubelfeier. Am 7. Dezember d. J., vollenden sich 200 Jahre, seit das Stammregiment dieser beiden unter dem

Namen „Infanterie-Regiment Graf v. Reichlingen“ errichtet worden ist. Beide Regimenter haben, wie alle älteren sächsischen Infanterietruppentheile, bis zum Jahre 1867 eine gemeinsame Geschichte.

Den Anlaß zu ihrer Errichtung im Jahre 1701 gab der im Jahre zuvor ausgebrochene nordische Krieg, den Sachsen im Bündnis mit Rußland und Dänemark gegen König Karl XII. von Schweden führte.

Chef des neuen Regiments wurde der kurfürstliche Großkanzler Graf von Reichlingen, den jedoch schon 1703 der berühmte Graf Wackerbarth ablöste.

Verwendung fand das Regiment bald im nordischen Kriege, bald im spanischen Erbfolgekriege. Die Kommandeure, nach denen es je den Namen änderte, wechselten rasch ab: 1714 Graf v. Friesen, 1717 v. Pflugk, 1728 L'Hermet du Salla, 1740 v. Rieseusechel, 1746 v. Frankenberg, 1751 Prinz Friedrich August, der nachmalige König Friedrich August der Gerechte. Beteiligt war das Regiment an den verschiedenen Kämpfen des 1. und 2. schlesischen, sowie des 7jährigen Krieges. So hat es die Schlachten bei Hohenfriedberg und Kesselsdorf mitgeschlagen; infolge der Kapitulation am Lilienstein, 1756, sollte es mit den übrigen sächsischen Truppen der preussischen Armee einverleibt werden. Aber in hellen Haufen desertierten die Mannschaften. Bereits im nächsten Jahre ward das Regiment in Ungarn neu gesammelt und beteiligte sich alsdann an den Feldzügen der Franzosen gegen Preußen. Am 24. Juli 1764 erhielt es als Chef den Prinzen Maximilian, den Vater des späteren Königs Johann, und dessen Namen führte es bis 1849. In diesem Jahre wurde aus dem Regiment eine Brigade zu 4 Bataillonen formiert, die unter dem Namen „Mag-Brigade“ bis 1866 bestand. So manches Ruhmesblatt hat das Regiment im Laufe dieser 100 Jahre seinem Ehrenkranze eingefügt. Es kämpfte 1794—97 gegen die französische Republik in den Rheingegenden, 1806 mit den Preußen gegen Napoleon I. bei Jena, 1807 mit den Franzosen gegen die Preußen, 1809 gegen die Österreicher, während des entseflichen Feldzuges in Rußland 1812 stand es als Küstenschutz in Pommern. 1813 ward es vom Feinde nach Lüneburg zurückgedrängt, geriet trotz tapferer Gegenwehr in Gefangenschaft und wurde nun gegen die Franzosen verwendet,

während seine Depottruppen in Sachsen zu einem Bataillon neuformiert wurden und dann bei Großbeeren und Zülpoh gegen die Preußen und Russen kämpften, schließlich aber in der Völkerschlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergingen. Aus dem Reste des Regiments und anderen wurde nun das 2. provisorische Linien-Regiment gebildet. Dieses nahm 1814 an dem Feldzug gegen Frankreich in Flandern teil und blieb von 1815 bis 1818 nach der Landesteilung als Okkupationstruppe in Frankreich stehen, hieß aber jetzt 2. Linien-Infanterie-Regiment „Prinz Maximilian.“ Nach der Einkehr friedlicher Zeiten im neuen Jahrhundert lag das Regiment in Freiberg und Meissen, seit 1823 zeitweilig, von 1832 ab aber ständig in Dresden. 1849 rückte es gegen die Dänen nach Schleswig in's Feld, wo es rühmlichen Anteil an dem Gefecht bei Düppel hatte. Zu Ende desselben Jahres erfuhr die Armee eine Vermehrung und neue Einteilung, sodas; nun das Regiment eine Brigade zu vier Bataillonen (3.—8.) bildete und von 1850 ab Chemnitz und Schneeberg als Garnisonen angewiesen erhielt. Im Feldzuge von 1866 kämpfte die Brigade mit alter Bravour bei Königgrätz. Am 1. April 1867 wurden aus der Brigade die Regimenter No. 104 und 105 gebildet. Ersteres wurde gleichzeitig dem Prinzen Friedrich August als Chef verliehen und trug fortan dessen Namen. Es garnionierte jetzt in in Zwickau und Schneeberg, das 105. Regiment in Plauen und Olmitz. 1870 nahmen beide Regimenter mit unvergänglicher Ruhme an dem Feldzuge gegen Frankreich teil.

Nach dem Kriege kam das 5. Infanterie-Regiment No. 104 wieder ständig nach Chemnitz in Garnison. Das 6. Infanterie-Regiment No. 105 dagegen wurde noch 1871 zur Besetzung der neuerworbenen Reichslände in die neuen Garnisonen Straßburg und Schlettstadt verlegt, ist aber seit 1877 vollständig in der „wunderschönen Stadt“ vereinigt, besitzt auch seit 1893 im König Wilhelm II. von Württemberg einen Chef. Der Oberst des Regiments No. 105 ist zur Zeit Friedrich Paul von Criegern (seit 1897), der des Chemnitzer No. 104 Richard von Laffert (seit 1900).

Beide Regimenter können mit berechtigtem Stolge auf eine ruhmreiche Geschichte zurückblicken: mag auch die Zukunft ihnen gleiche Ehren bringen!

K—



Kleine Chronik.

— **Verichtigung:** Der Künstler des Theodor Körner-Denkmal in Chemnitz heißt nicht, wie wir in der vorigen Nummer fälschlich gedruckt haben, Egler, sondern Professor **Epler** in Dresden. Wir bitten hiervon Notiz zu nehmen. Das Bild des Denkmal selbst ist wiedergegeben nach einer Liebhaberaufnahme, die dem Herrn Chefredakteur Richter in Chemnitz zur Verfügung gestellt worden ist. Von diesem Herrn haben wir es zur Reproduktion erhalten.

— Der **Pädagogische Verein zu Zwickau** veranstaltete Sonntag, den 1. bis Mittwoch, den 4. Dezember in der Mittleren Mädchenbürgerschule eine Ausstellung von künstlerischem Wandschmuck, guten Bilderbüchern und

empfehlenswerten Jugendschriften, analog derjenigen, die Ende September mit dem Kunst- und Erziehungstag zu Dresden verknüpft war. Mit Recht verlangt die Gegenwart, die breite Masse des Volkes für den Kunstgenuss empfänglich zu machen und sie dadurch auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben. Das ist in der That auch nicht besonders schwer. Die besten Werke namhafter Künstler werden so niedrig angeboten, daß die Kunst in jedem Hause Eingang finden könnte, und außerdem kann vieles der Heimat entnommen werden. Dafür spricht schon der Umstand, daß der Pädagogische Verein fast alles, was er ausstellte, aus Leipzig bekam. Wir finden daher unter den klangvollen Namen der

Künstler und Schriftsteller manchen, dessen Träger wir den „unsern“ nennen dürfen. Unter den farbigen Künstler-Lithographien sind z. B. Otto Fikentscher's „Fuchs im Ried“ und „Krähen im Schnee“ den Lesern „Unserer Heimat“ schon bekannt. Die „Graphischen Blätter neuerer Meister“ haben Schnorr v. Carolsfeld an der Spitze und Ludwig Richter am Ende; von jenem hat die Verlagsbuchhandlung Wigand in Leipzig die herrlichen „Bilder aus der biblischen Geschichte“ und von diesem, dem ersten und besten Meister echter „Heimatskunst“, der Verleger Alphons Dürr in Leipzig, außer einigen prächtigen Bilderbüchern die köstlichen „Volksbilder“ ausgestellt.

Die Ausstellung läßt weiter erkennen, wie die weltberühmten sächsischen Verlagshandlungen B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig bestrebt sind, die Reproduktion guter neuer Kunstwerke zu verbilligen, während Förster & Borries in Zwickau Werke älterer Meister in anerkannt trefflicher Weise vervielfältigen. Unter den Bilderbüchern finden sich auch englische und französische Werke, die jedoch beim Vergleich mit unsern deutschen verlieren. Ein einziges Buch, die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen von H. Vogel, dem berühmten Sohne des Vogtlands, übertrifft sie alle. In der IV. Abteilung, Jugendschriften für Kinder von 8—14 Jahren, wie auch für die reifere Jugend, dem Kreis der Sage, Geschichte, Natur- und Erdkunde entnommen, enthält über 180 Nummern. Auch hier begegnen wir heimatlichen und darum anheimelnden Namen: z. B. Albert Richter, Pletsch und Blüthgen, Marshall, Margarethe Lent, der sinnigen Pfarrersfrau zu Grün i. V., den „Bunten Bildern aus dem Sachsenlande“ u. s. w.

Wir sind der Überzeugung, daß die Ausstellung ihr ideales Ziel, durch die Kunst zu bilden, ganz besonders dadurch fördert, daß sie Werke der Heimatskunst nahe bringt und dem Künstler die Anerkennung zunächst dort verschafft, wo er sie sucht und hofft, in seinem Vaterlande.

B. Schubert. 1. Dezbr. 1901.

— Zu **Asch in Böhmen** hat der Gesangverein Fortuna eine Gedenktafel zu Ehren von Robert Schumann anbringen lassen, der im November 1835 daselbst sich aufgehalten hat. — Die Tafel besteht aus einer von rotem Sandstein gefassten tiefblauen Granitplatte mit der goldenen Inschrift: Zum Gedächtnis an den Aufenthalt Robert Schumanns. Asch im November 1835.

Aus kurzem Liebestraum der Jugendtage,
Der seine Schritte einst hierher gelenkt,
Ward reiche Harmonie voll Glück und Klage,
Ein edel Tongebilde uns geschenkt.

Gewidmet vom M. S. V. „Fortuna“, Asch. 1901.

— **Niederschlema.** Unsere neue schöne Kirche hat am Luthertage einen wertvollen Schmuck, bestehend in einer Luther- und einer Melancthon-Statue, erhalten. Die Statuen sind von Herrn Bildhauer Böffel in Schneeberg in bester Weise ausgeführt worden.

— **Aue** hat infolge seiner bedeutenden Entwicklung in den letzten Jahren große Aufwendungen für Bauten u. s. w. machen müssen. Für bereits genehmigte Gemeindebauten und Grundstücksankäufe wird jetzt von der Stadt ein Handdarlehen von 200000 Mk. beim Landwirtschaftlichen Kredit-

verein im Königreich Sachsen aufgenommen. Der Bau eines städtischen Schlacht- und Viehhofes ist vom Stadtbauamt vorbereitet worden. — Am 1. November fand die feierliche Einweihung des neuerbauten Kgl. Amtsgerichtes statt.

— Die **Stützengrüner Kirche** feierte am 4. Novbr. ihr 200jähriges Jubiläum, aus welchem Anlaß sie auch einer Erneuerung unterzogen worden war; zu ihrer würdigen Ausstattung im Innern waren insgesamt 2300 Mk. freiwillige Spenden eingegangen.

— **Plauen i. V.** Der vogtländische Gärtnerverein beabsichtigt im Herbst 1903 eine größere Gartenbauausstellung zu veranstalten. — Hier soll ein großer Stadtpark unter dem Namen „Kaiser-Wilhelmshain“ geschaffen werden. Für diesen Zweck hat ein hiesiger Einwohner bereits 9000 Mark gespendet. Die Kosten der Anlagen sind auf etwa 120000 Mk. veranschlagt. — Am 1. November feierte die angesehenere Stickerei- und Spitzenfirma G. F. Schmidt das 75jährige Jubiläum ihres Bestehens. — In der Umgegend der Stadt läßt seit 28. Oktober die Leitung des Königl. Mineralogischen und Prähistorischen Museums im Zwinger zu Dresden Ausgrabungen vornehmen, um etwaige vorgeschichtliche Altertümer zu entdecken.

— **Freiberg.** Das Gymnasium Albertinum hat als schönen Schmuck seiner Aula jetzt ein aus freiwilligen Gaben ehemaliger Schüler beschafftes lebenswahres Porträt Sr. Majestät des Königs, gemalt von Konrad Böhringer, erhalten. — Auch unsere Stadt wird eine elektrische Straßenbahn erhalten. Der Bau soll bereits im Dezember beginnen.

In **Werdau** ist der Grundstein zu einem eigenen Heim der höheren Webschule an der Ecke der Gutenbergstraße und des Schloßplatzes gelegt worden; das Haus wird auch einige Lehrzimmer für die Handelsschule und die Gewerbezeichenschule enthalten.

— **Chemnitz.** Zur Beschaffung eines plastischen Schmucks für den Friedhof sind etwa 35000 Mk. an freiwilligen Beiträgen aufgebracht worden. — Turndirektor Moriz Zettler, eine namentlich in Turnerkreisen durch seine hervorragende schriftstellerische Thätigkeit auf diesem Gebiete bekannte Persönlichkeit, wird nächste Ostern sein Amt als Inspektor des gesamten städtischen Turnwesens niederlegen, um in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. Direktor Zettler ist zur Zeit noch erster Vorsitzender des Turnvereins zu Chemnitz. — Dem neugegründeten hiesigen Bismarck-tisch ist zur Errichtung eines Bismarckturmes ein Teil des Adelsberges bei Oibersdorf vom Besitzer Wildsdorf zur freien Verfügung gestellt worden. — Am 1. November feierte die weitbekannte Sächsische Webstuhlfabrik (Louis Schönherr) daselbst ihr 50jähriges Jubiläum. Die Fabrik ist unter der Firma Louis Schönherr & Seidler in Altkemnitz begründet worden, hatte im vorigen Jahr über 1500 Arbeiter und hat bisher 73084 Webstühle, 5023 Spulmaschinen, 2917 Scheer- und Bäummaschinen und 399 Leim- und Schlichtmaschinen im Gesamtwert von rund 100 Millionen Mark fertig gestellt.

— **Leipzig.** Am 21. November trat hier das Preisgericht zur Beurteilung der 37 Entwürfe zusammen, die auf das Konkurrenzanschreiben des Rates zur Erlangung von Plänen für die Leipziger Volkshelmsstätte für Lungenkranke in

Sorge bei Adorf i. B. eingegangen sind. Es waren 3 Preise ausgesetzt in Höhe von 2000 M., bez. 1500 M., bez. 1000 M. Das Preisgericht erkannte den ersten Preis dem Entwürfe der Architekten J. Reichel und A. Kühn in Leipzig, den zweiten Preis dem Entwürfe der Architekten A. Weidenbach und R. Tschammer in Leipzig und den dritten Preis dem Entwürfe des Architekten P. Burghardt in Leipzig, zu.

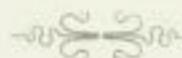
— **Dresden.** Am 1. Dezember wurde die neue Jakobikirche geweiht. Den Weiheakt vollzog Oberkonsistorialrat D. Dibelius.

— **Zwickau.** Das hiesige Realgymnasium mit Realschule wird mit Genehmigung des Kgl. Kultusministeriums in eine sogenannte Reformanstalt (nach Altonaer System) umgewandelt. — Auch für diesen Winter hat der Rat der Stadt die Veranstaltung von Volkskonzerten, wie solche schon im vergangenen Jahre in gelungenster Weise abgehalten wurden, in Aussicht genommen. — Der Bau einer

Reichsbanknebenstelle (neben dem Postgebäude an der Humboldtstraße) hat begonnen. Die Ausführung desselben ist dem Baumeister Curt Zauner übertragen worden.

Zschopau. Hier ist am 1. Adventssonntage das 150-jährige Jubiläum der Stadtkirche festlich begangen worden.

— **Zwickau.** Im Gebäude des hiesigen Kunstvereins findet zur Zeit eine interessante Ausstellung einer Reihe von Gemälden, Zeichnungen, Skizzen u. s. w. statt, die der aus Annaberg stammende Künstler Rudolf Köselitz geschaffen hat. Wir haben bereits in der ersten Nummer unserer Zeitschrift vom Oktober d. J. drei Reproduktionen nach Zeichnungen des genannten Künstlers zu dem Artikel: „Eine alte erzgebirgische Hammerschmiede“ gebracht. Siehe auch den Abschnitt „Litteratur“ in der heutigen Nummer. — Wir hoffen in „Unserer Heimat“ noch manche Bilder von Köselitz dem bewährten Kenner unsers heimischen Volkstums, bringen zu können. —



Litteratur.

für den Weihnachtstisch.

— **M. v. Buchholz.** Sein eigener Feind., Erzählung aus den Jahren 1812/13. Feine Ausgabe geh. M. 4.—, in Prachtband M. 5.—. Leipzig, Sächsischer Volkschriftenverlag. — Die Jahre 1812/13 gehören für Sachsen zu den schwersten des vergangenen Jahrhunderts. Preußen erhebt sich wider Napoleon — und Sachsen, gebunden durch Vertrag, verpflichtet durch Wohlthaten und schließlich gezwungen durch die Gegenwart seines Freundes und Zwingherrn, muß helfen das Blut seiner Brüder vergießen, die für ihre und seine Freiheit ins Feld ziehen. Man will deutsch sein, und kann und wagt und mag es doch nicht. Das Opfer jener verzweifeltsten Lage wird König Friedrich August. Sein Leiden ist auch ein Heldentum. Aus dieser bewegten Zeit stammt die vorliegende Erzählung von einem jungen sächsischen Offizier, der sich den Freiheitshelden anschließt, ein geschickt komponiertes, gewandt und fesselnd geschriebenes Zeitbild. Wir empfehlen es allen Bibliotheken und in der künstlerisch schönen Prachtausgabe als Geschenk, bez. Weihnachtsgeschenk für gebildete Frauen und junge Leute. Das Buch ist vornehm gehalten und durchweht von Vaterlandsliebe. Die Abonnenten des Verlags (jährl. M. 1.50) hatten diese Erzählung mit noch drei anderen in der Volksausgabe im diesmaligen Jahrgang. Das Buch ist aufgenommen in den Ministerialmusterkatalog.

— **Johannes Dose.** Frau Treue. Leipzig, Sächsischer Volkschriftenverlag, geh. M. 5.—, Prachtband M. 6.—. In der That eine herrliche Weihnachtsgabe fürs deutsche Volk ist dieses soeben im Verlage des Sächs. Volkschriftenverlags, Leipzig, erschienene Werk von J. Dose, sowohl durch seinen Inhalt als auch durch die der Neuzeit entsprechend vornehme, künstlerische Ausstattung, die was Papier, Druck und den den Inhalt sinnig wiederpiegelnden Buchschmuck von Prof. D. Seyffert (Dresden) anlangt, dem Verlage alle Ehre macht, sodas das Buch, auch nur rein äußerlich betrachtet,

jedem Weihnachtstisch zur höchsten Zierde gereichen muß. Nochmehr gilt dies freilich von seinem Inhalt. Der Verfasser entrollt ein Stück Geschichte aus der Zeit, da kurz nach dem „großen Kriege“ des 17. Jahrhunderts der Schwedenkönig Karl Gustav gegen Dänemark zu Felde lag. Da erscheint die Frau Treue in der Gestalt der Apothekerstochter Eleonore von Eisenberg; ein großes, edles, im Leiden und in der Liebe bewährtes Frauenherz, das um seines Glaubens willen irdischem Glücke heldenhaft entsagt, und doch durch unwandelbare Treue dies höchste irdische Glück zuletzt im reichsten Maße gewinnt.

Das Dosesche Werk bezeugt nur echt evangelisches Christentum, eine so durchsichtige, dabei aber doch das Interesse bis zum Schluß lebhaft fesselnde Klarheit der Komposition, daß es auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden kann, und wer den herzerhebenden Sang von „Frau Treue“, der auf den Dreiklang von Glaube, Liebe, Hoffnung gestimmt ist, hat erklingen hören, der wird nicht anders als mit voller Befriedigung das genugsame Buch aus der Hand legen.

— **Hugo Christof Heinrich Meyer.** Heinrich Schaumberger und Rudolf Köselitz, Dichter und Illustrator. Mit Illustrationen aus Schaumbergers Werken. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1901. Preis 1 M. 50 Pf.

Rudolf Köselitz. Darstellungen aus dem fränkischen Volkstum. Im Anschluß an die Dorfgeschichten von Heinrich Schaumberger gezeichnet. 2 Mappen à 20 Blatt, in Lichtdruck ausgeführt. Preis einer Mappe 6 Mark. — Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler.

Den Freunden „Unserer Heimat“, die sich an den Bildern aus der alten erzgebirgischen Hammerschmiede von Rudolf Köselitz in der Oktobernummer unserer Zeitschrift erfreut haben, wird es willkommen sein, zu erfahren, das jetzt aus der Feder unseres geschätzten Mitarbeiters Heinrich Meyer

ein kleines Werk erschienen ist, das sich zur Aufgabe macht, die Illustrationskunst des aus Annaberg stammenden Malers eingehender zu schildern. Das Objekt des Dichters und des Künstlers ist der Dorfbewohner des nördlichen Frankens in der Coburger Gegend am Fuße des Thüringer Waldes. Welche herrliche Bilder hat hier Köselitz geschaffen, mit welcher Feinfühligkeit und mit welchem tiefen Verständnis ist er den Spuren und Schilderungen des Erzählers nachgegangen: Seine Bilder gemahnen uns an einen Ludwig Richter oder einen Bantier. Echte und rechte „Heimatskunst“ atmet aus allen Illustrationen. Wie wir die in demselben Verlage erschienenen Schaumbergerschen Dorferzählungen angelegentlichst empfehlen können, so seien auch die obengenannten Werke jedem zur Anschaffung dringlich empfohlen, der sich mit der überaus anheimelnden Kunstströmung, mit der lebenswahren, humorvollen Darstellungskunst, mit der erfrischenden Schaffensfreudigkeit unsers heimischen Künstlers, des Malers Rudolf Köselitz, bekannt und vertraut machen will. Heinrich Meyer zeigt sich hier als ein bewährter Führer, der das Intime der Kunst Köselitzens mit vollem Verständnis zu erkennen und zu schildern weiß. Wir haben bei der Lektüre des kleinen Werkes, wie bei dem Beschauen der 40 in den beiden Kunstmappen vereinigten Köselitzschen Bildern wirklich genussreiche Stunden gehabt. —

— **Ludwig Richters Werke** aus dem Verlage von Alphons Dürr in Leipzig. Die Werke Ludwig Richters, von dem wir mit frdl. Genehmigung des Verlegers in der vorliegenden Nummer die herrliche „Christnacht“ in einer Reproduktion wiedergeben, hier noch besonders empfehlen zu wollen, hieße „Eulen nach Athen tragen“. Wir verweisen daher nur auf den unserem Hefte beigegebenen, ausführlichen Prospekt der berühmten Verlagsbuchhandlung Alphons Dürr in Leipzig. Ludwig Richter war einer der ersten und besten Heimatskünstler, ein hohes Vorbild für alle, die in gleichem Sinne zu schaffen gedenken. Seine Werke dürften in keiner Bibliothek einer kunststannigen und kunstliebenden Familie fehlen.

— **Weihnachtsfestspiele** von P. Ed. Müller-Zwickau. I. „Die heilige Nacht.“ 7. Aufl. 70 Pfg., 10 Expl. 6 Mk. II. „Die Weisen aus dem Morgenland.“ 4. Aufl., 80 Pfg. 10 Expl. 7 Mk. Verlag der Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes in Berlin C. Sophienstr. 19.

— **Oskar Leipold.** „De Hufapethel.“ Schwank in einem Akte. Plauen i. B., Kommissionsverlag von Rudolf Neupert jun. — Dieser im vogtländischen Dialekte gedichtete Schwank erscheint für diese Theaterjaison noch zur rechten Zeit. Wir können ihn zur Aufführung bestens empfehlen, namentlich solchen Vereinen, die gern etwas aus dem Leben der Heimat zur Darstellung bringen. Die Verwechslung der Fiaschen giebt reichen Anlaß zu drolligen und drastischen Szenen. Die Rollen des Großknechts Franz und der Dienstmagd Hanne, sowie des Bauern Huber sind dankbar und sicherlich wirksam.

— **Felix Koel.** Vier Lieder für tiefen Baß. Leipzig, Rudolf Dietrich.

— **Anton Chorn.** Das deutsche Lied. Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens. Zweite Auflage. Weimar, Hans Lüstendörfer 1901. — Diese kleine hochinteressante, lebhaft fesselnde Geschichte, die sich auf dem nationalen Hintergrunde des Kampfes zwischen den Deutschen und Tschechen abspielt, ist wiederum ein Beweis der trefflichen, meisterhaften Erzählungskunst unseres heimischen Dichters, des Chemnitzer Anton Chorn, der, wie bekannt, in dem Böhmerlande das Licht der Welt erblickt hat und darum als ein Wissender besonders berufen erscheint, die Verhältnisse seines Heimatlandes zu schildern. Daher weht auch aus dieser Erzählung der erfrischende Athem echter „Heimatskunst.“ „Das deutsche Lied“ bewährt auch hier seine alte unzerstörbare Macht, indem es einen halb Abtrünnigen wieder zurückgewinnt für das Deutschtum. „Es naht der junge Morgen, der deutsche Geist erwacht.“ Mit diesem schönen Afforde schließt die kleine Erzählung, die wir allen echten Deutschen nicht warm genug empfehlen können.

Aechter Dünnebier's Aromatique.

Fabriziert seit 1885.

Preisgekrönt: Lübeck 1899. Paris 1900. Zwickau 1900.

Dieser Magenbitterliqueur wird nur aus den feinsten Pflanzenstoffen fabriziert; er erwärmt und belebt den Magen, fördert den Appetit sowie die Verdauung. Er dient als bestes Genussmittel und erfreut sich infolge seiner vorzüglichen Eigenschaften allgemeiner Beliebtheit.

In Originalflaschen (à 1 Mk. 25 Pfg.) sowie ausgemessen zu haben bei

E. G. Dünnebier, Zwickau i. S.

Fernsprecher No. 972.

Dresdnerstrasse 1.

Gutachten.

Zwickau i. S., den 14. Mai 1901.

Herrn **E. G. Dünnebier, Zwickau.**

Die Untersuchung der eingereichten Probe hat folgende Resultate ergeben:

Aromatique:

Alcohol: In 100 cm ³ sind enthalten	33,39 g
Extract (nach Schultze) =	8,49 ‰
Mineralstoffe =	0,012 ‰
Zucker (durch Polarisation im 200 mm Rohre = + 30,00) =	7,80 ‰

Zur Fabrikation des Aromatique werden nur gute Pflanzenstoffe verwendet, und es kann Ihr Aromatique deshalb sowohl hinsichtlich seines Gehaltes an Extractivstoffen wie auch seines Wohlgeschmackes bestens empfohlen werden.

gez. **Dr. Ernst Falck.**

Approb. Nahrungsmittelchemiker. Vereidigter Sachverständiger des K. S. Land- und Amtsgerichtes zu Zwickau.

Liste

der Hôtels, Cafés, Restaurants und Sommerfrischen, in denen „Unsere Heimat“, soweit uns bis jetzt bekannt ist, ausliegt.

Aue i. Erzgeb., Dr. Pillings Heilanstalt.

Auerbach i. V., Hôtel „zum braunen Ross“, am Markt.

Böhm.-Wiesenthal i. E., E. Schmidt: Hôtel, Weinstube u. Weinhandlung.

Chemnitz, Aug. Schneider's Café, Planitzstrasse 54.

Chemnitz, Kurbad „Roths Kreuz“, Zwickauerstr. 44. R. B. Ludwig.

Chemnitz, Handelslehr-Anstalt von Richard Lindner, Aue 18.

Johanngeorgenstadt, Hôtel Henriettehof, a. Bahnhof, Inh.: O. Puschmann.

Karlsbad i. B., Centralhôtel Loib, Theaterg., Inh.: Anna Selig, geb. Loib.

Karlsbad i. B., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Emil Beierlein.

Leipzig, Hôtel „Stadt Freiberg“ verb. m. ff. Restaurant, Hermann Kiessig.

Reichenbach i. V., Thüringer Hof. Inh.: Franz Schmeisser.

Rochlitz i. S., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Quastenbergl.

Wilsdruff, Hôtel Löwe, Inh.: E. Gast.

Zwickau i. S., Herberge zur Heimat, Hausvater: Hermann Harnisch.

Zwickau i. S., „Goldener Anker“, Hauptmarkt, Otto Wagner.

Zwickau i. S., Pickerts Hôtel und Restaurant, Innere Schneeberg. Str.

Zwickau i. S., Reform-Speisehaus, Kaiser Wilhelm-Platz, Inh.: E. Bauer.

Zwickau i. S., Hôtel „Zum deutschen Kaiser“, — W. Rust.

Zur gefl. Beachtung:

Die Bedingungen für Aufnahme in diese Liste sind durch den Verlag „Unserer Heimat“ oder den Herausgeber zu erfahren.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.

Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.

Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer
Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extrakte,
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel

für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.

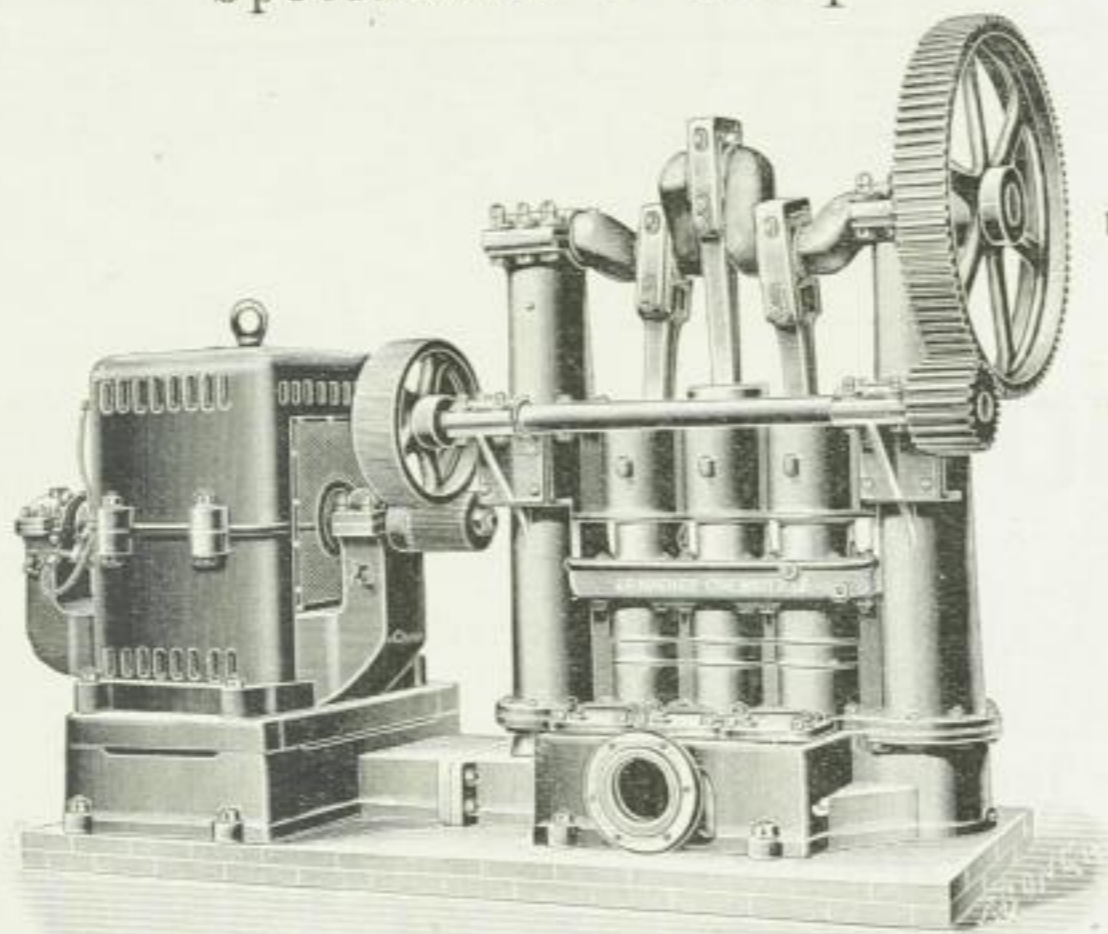
Inhalts-Verzeichnis: 1. Dr. A. F.: König Johann. Mit 1 Bild. 2. —*) „Philalethes“. 3. Anton Okorn: Christabend. Gedicht. Mit 1 Bild. 4. K. Neuhäusser: Bärbel. Ein Winterbild aus dem Gebirge. 5. H. Klotz: Aberglaube vor 300 Jahren. 6. Dr. H. Spindler: Bilder aus der Industrie „Unserer Heimat“, Mit 9 Bildern. 7. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Das stille Dorf. Erzählung. Fortsetzung. 8. Aus Marieney. Mit 2 Bildern. 9. W. Laurin: Der Kampf um das Pleissnerland. 10. K.—. 200 jähr. Regiments-Fest. 11. Kleine Chronik. 12. Litteratur.

J. E. Naeher, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: Pumpen-Anlagen



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampfbetrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Moritz Franz,

Spezialgeschäft für Gas- und Wasseranlagen.
Fabrik für Closet- und Badeeinrichtungen.
Zwickau i. S., innere Schneebergerstr. 31.
Grosses Lager in Kronleuchtern in allen Stylarten.
Grosse Auswahl überraschender Festgeschenke.



Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
Markt 13.

Bei Bestellungen und Geschäftsanknüpfungen,
die auf Grund der in „Unserer Heimat“
stehenden Annoncen erfolgen, bitten wir, sich
ausdrücklich auf unsere Zeitschrift berufen zu
wollen.



Richter & Scheel Zwickau Sa.

innere Schneeberger Strasse 8
parterre und 1. Etage.

Spezialgeschäft für
komplette Kücheneinrichtungen
in jeder Preislage.

Hochaparte Neuheiten

in
Kohlenkasten, Ofenschirmen u. Ofenvorsetzern.

Wärmflaschen
in Kupfer, Nickel und Zinn.

Lampen in grösster Auswahl.

Wir führen durchgängig nur Prima-Qualitäten in
anerkannt billigen Preisen.





Braut-Leuten
empfehlen unser Spezialgeschäft für gut bürgerliche
Wohnungs-Einrichtungen
Kühn & Sonntag, Zwickau i. S.



Karl Uhlmann

Juwelier

Mariengässchen ZWICKAU Mariengässchen

hält sein reichhaltiges Lager

neuester Juwelen und Goldwaren,

sowie seine grosse Auswahl in

Silbergegenständen

jeder Art

bei Weihnachts-Einkäufen angelegentlichst empfohlen.



Neuarbeiten und Reparaturen

in eigener Werkstatt.

➡ Zwickauer Einjährigen - Institut ➡

Direktor: Dr. phil. Schröder.

Schnelle und sichere Vorbereitung zum Einjähr.-Freiw.-Examen. Aufnahme auch von jungen Leuten ohne Vorkenntnisse in Fremdsprachen u. Mathematik in Tages- wie Abendkursen. Individ. Behandlung. Vorzügliche Pension. Eintritt jederzeit. Prosp. frei. Prüfungskommission am Orte. Privat- u. Arbeitsstunden in neueren Sprachen für Schüler sämtlicher Schulen. Ferner für den kaufm. Beruf. (Buchhalter, Korrespond., Expedient, Maschinenschreiber, Geschäftsstenograph etc.) Schnelle u. gründl. Ausbildung.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 4.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Januar 1902.

Die Harfenfichte bei Pechtelsgrün i. V.



Unter Harfenbäumen versteht man solche Bäume, deren Stamm mehr oder weniger wagerecht liegt, während die von der oberen Seite desselben ausgehenden Äste die Gestalt von Stämmchen angenommen haben, sodaß sie, oft in großer Zahl und dicht nebeneinander stehend, den Saiten einer Harfe gleichen. Diese Erscheinung ist nicht eben häufig, am häufigsten kommt sie noch bei Fichten vor. Ein besonders schönes Exemplar einer solchen Fichte findet sich bei Pechtelsgrün i. B. Dieses Dorf erreicht man am leichtesten von Süden her von Lengensfeld, von Norden her von der Haltestelle Irfersgrün an der Linie Zwickau-Falkenstein. In letzterem Falle überschreitet man die Gleise und wählt dann von den drei sich bietenden Wegen den rechts, der um ein Wäldchen herum durch Wiesen und Acker im Bogen hinüberführt nach der bald sichtbaren Zwickau-Lengensfelder Chaussee. Auf dieser geht man so weit nach rechts, bis da, wo auch links der Wald an die Straße herantritt, ein auch durch Wegweiser bezeichneter Fahrweg links nach Pechtelsgrün führt. Er bringt uns vor den Gasthof zur Sonne; der rechte Arm führt weiter nach Plohn, der linke nach Stangengrün. Diesen verfolgen wir eine längere Strecke über das Dorf hinaus, bis wir an einen bewaldeten Hügel zur

Linken gelangen. Vor diesem kommt ein schmaler Fahrweg auf unsere Straße und setzt sich jenseits fort; ihn lassen wir unbeachtet und gehen noch einige Schritte weiter zu einem zweiten Arm desselben Weges, der in schiefer Richtung unsere Straße schneidet und rechts nach einer Waldecke hinüberführt. Ist man an dieser angelangt, so geht man nicht den Weg außen am Waldsaum hin, sondern denjenigen, der innerhalb, zunächst ganz nahe am Rande hin, dann etwas weiter in den Wald hineinführt. Sowie er sich mehr nach rechts dreht, geht links ein schwach betretener, noch als alter, verwachsener Fahrweg kenntlicher Pfad ab und führt wieder an den Waldsaum. An diesem entlang, noch 40 Schritte weiter kommt man nach einer Stunde an die Harfenfichte. Es ist noch deutlich zu sehen, daß sie jedenfalls durch einen Sturm umgeworfen worden ist. Die Seitenäste sind beseitigt worden, die nach oben gerichteten aber vollkommen zu Stämmchen geworden. Der obere Teil des eigentlichen Stammes ist schlittenkufenförmig gebogen, sodaß die Spitze sogar einwärts gerichtet ist. Wie das gekommen sein mag, bleibt rätselhaft. Eine ganz ähnliche Gestalt zeigte eine, vor einigen Monaten in der „Gartenlaube“ abgebildete Harfenfichte bei Ehrenfriedersdorf.

Prof. H. D.



Ene grusse Raabhenn.^{*)}

Borne be in Tunnel war gruze Goochd. Dos gung laut haar, Hünd und Gaacher, eens toller wie 's annere.

Wie de Goochd immer nähnder an e Nardäppel-fald kam, wu Nardäppeltrausthuer warn, do schmiß de Langbrunsmahd de Haack wag und saht: „Nää, dos verdammte Geschief, mer is feins Laams nimmer sicher.“

Se froch in ene Teif naam Acker und leget sich off 'n Bauch und horchet und schlenkeret derbei mit ihren Füßen auf und nieder.

Do sohch der Lob off eemol egal wos auf und nieder huppen. „Dos sei Raabhühner, die klaum auf!“ denkt er und läßt ene Loding hiefahrn.

„Au — au weh!“ schreit es guttsgammerlich,

und de gruze Mahd fährt in de Höh, der Lob ober fällt vir Schrad ball üm.

Es war ober nett esu schlimm, als se 's erscht gemacht hot. Nooch ener Boch war sche wieder off 'n Damm. Se hoom aah kenn Dokter gebraucht, die paar Körle, die in de Fußsuhl neigange waren, hoom se rausgequetscht und noochert Schuhpach draufgelegt.

Der Lob drücket 'r zwee Tholer in de Hand, und do war sche fruh, daß se nu noch wos mehr verdient hatt als beim Nardäppeltrausthue. „Es is doch alles ze wos gut,“ saht se.

Der Lob ober hot vun salt ah viel haarhalten müssen mit der gruzen Raabhenn.

Günther.

^{*)} Aus: „Lauter lustig's Zeig!“ Gedichte und Geschichten in erzgebirg. Mundart. 18. Heft. Grafer'sche Buchhandlung (Rich. Liesche), Annaberg 1901. —

Das stille Dorf.

Erzählung aus dem bayerischen Vogtlande von Hugo Christoph Heinrich Meyer.

(2. Fortsetzung).

Am nächsten Morgen in aller Frühe eilte Regina zu Orth's hinüber und half, wo sie konnte. Aber die Tanzmusik lag ihr noch in den Gliedern.

„Kannst denn gar nicht mitkommen, Konrad?“

„Vielleicht nachmittag. Geh' nur allein!“

Nun schlang das Mädchen ihren Arm um Konrad und küßte ihn herzlich.

„Sei mir nicht böse und komm bald nach!“ mit diesen Worten ließ sie den Geliebten nach einer Weile los und eilte hinaus.

Am Hofthor stand Fritz Pohl und empfing sie mit einem Strauß Rosmarin und Veilchen. Stirnrunzelnd beobachtete Konrad vom Fenster aus, wie Regina lachend den Strauß entgegennahm und ihren Arm in den des schmucken Burschen schob.

„Geh' zum Tanz, Konrad, Du kannst mir ja doch nicht helfen!“ redete die Mutter dem finster vor sich Hinstarrenden zu, „der Vater bleibt bei mir.“

„Ich mein' es wär' besser, der Vater ging' auch mit, und wir blieben beide nur kurze Zeit. So erfahren wir doch, was der alte Pohl mit seinem Jungen wieder einmal ausgeheckt hat.“ —

Bald darauf schritten der Bauer Orth und sein Sohn langsam zum Tanzplatz. Schon von weitem sahen sie die Regina im Arme des Fritz Pohl. Er schwang sie in die Luft. „Hupfenlassen“ nennen es die Vogtländer. Auch das schien dem Mädchen Freude zu machen, während sie sich sonst dergleichen nicht bieten ließ.

„Den sticht heute der Hafer“, brummte Konrad. Sein Vater blickte sinnend vor sich hin.

„Ein blühfauberes Mäd'el ist sie, das ist wahr und Geld hat sie auch. Aber lieber wär's mir doch, wenn Du nichts von ihr wüßtest.“

„Vater, wenn der Himmel einfällt — ich lasse sie nicht.“

Nun bemerkten die beiden, wie der alte Pohl mit Tanner im eifrigen Gespräche unter den Fichten- und Birkenbäumchen saßen. Da trat Nachbar Kuhn, die lebendige Dorfchronik, zu ihnen: „Pst, auf ein Wort! Wißt Ihr schon, was Pohl und Tanner ausgemacht haben? Pohl verkauft dem Tanner

seinen Hof. Tanner kauft dem jungen Pohl ein Sägewerk, wo Tanners Holz verarbeitet werden soll, und seine Tochter wird Schneidemüllerin!“

„Und die Hypotheken?“ lachte der Bauer Orth ingrimmig.

„Tanner kann sie zahlen“, erwiderte lustig der redselige Kuhn und wandte sich einem anderen zu.

Die beiden Orth wußten sich zu beherrschen. Mit freundlichem Gruß traten sie zu Tanner und Pohl.

Der letztere rief sein Glas erhebend den Herankommenden zu: „So ist's recht, Nachbarn, trinken wir ein's! Heute gibt's viel auszumachen. Ihr könnt schon zuhören. Euer Wiesgründle mit samt der Waldspiz bedeutet nichts gegen unser Geschäft.“

„Was geht Euch unser Vergleich an? Meint Ihr, es kommt auf den großen Brocken an? Hypotheken waren nicht dabei; und reich bin ich freilich davon auch nicht geworden.“

Da rief Tanner: „Vielleicht ich? Heute thät' ich mich nimmer vergleichen“ — ärgerlich unterbrach ihn Orth: „Kommt morgen mit mir zum Notar! Da laß ich Euch die Wiese auch noch zu schreiben, weil's Euch gar so wurmt!“

„Ist gar nicht nötig. Was mir von Rechts wegen gehört, brauch' ich mir nicht erst schenken zu lassen. Und wenn das Gezerz nicht bald aufhört, fang' ich morgen den Prozeß wieder an!“ Tanner schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Schämt Euch, Tanner, wegen der Lumperei so in Born zu geraten!“

„Ihr wollt wohl noch den Vornehmen spielen? Denkt Ihr vielleicht, meine Regina und mein Hof sind schon euer?“

Da wandte sich der Bauer Orth zu seinem Sohne: „Konrad, wir gehen wieder heim. Der Tanner ist ein Narr.“

„Was bin ich?“ schrie wütend der beleidigte Tanner und sprang auf. Aber Pohl hielt ihn fest. Einen Augenblick schleuderten sich die Nachbarn feindselige Blicke zu. Dann wandte sich Orth an seinen Sohn: „Komm, Konrad!“

„Ich bleib'!“

„Geh' mit zu deiner franken Mutter! Wenn noch ein Unglück passieren sollt', wär's wohl aus mit ihr.“

„Es passiert nichts; aber drücken will ich mich auch nicht.“

„Komm'!“

„Ich bleibe und verspreche Dir, daß ich Ruh' halte. Mit Regina kann ich ein ander Mal reden.“

„Tanz' nicht mit ihr!“

„Warum nicht?“

„Es könnt' Streit geben.“

„Gut, wenn's nicht sein muß, laß' ich das Tanzen.“

„Behüt' Dich Gott, ich geh!“

Mit diesen Worten schritt der alte Orth gebückt und langsam seinem Hofe zu, bisweilen mit besorgter Miene zurückblickend.

Konrad setzte sich seitab an einen leeren Tisch, von dem aus er das Podium überschauen konnte.

Regina flog gerade am Arm eines reichen Holzhändlersohnes aus der Stadt, welcher viel im Tanner'schen Hofe verkehrte, dahin lachend und glückstrahlend. Wie glühten ihre sonst etwas blassen Wangen! Der Jacke hatte sie sich entledigt. Ihre vollen Arme, die unter den kurzen Spigenhemdärmeln hervorleuchteten, waren von der frischen Herbstluft rosig überhaucht. Auch ihr Kopftuch trug sie heute nicht. Ihr leichtgelocktes Blondhaar spielte um Stirne, Schläfen und Nacken im Winde.

Übermütig wie nie klang ihr Lachen, und ihre schneeweißen Zähne bligten hinter den schwellend-roten Lippen hervor.

Konrad sprang auf. Noch während der letzten Takte der Musik hatte er das Podium betreten, und ehe Regina wieder ihren Platz auf der Bank eingenommen, stand er vor ihr.

„Regina, nun tanzen wir ein Solo.“

Er warf ein großes Silberstück klirrend nach der Musikantenbucht.

Die trinkfesten Spielleute thaten einen langen Zug aus ihren Bierkrügen und hoben die Instrumente von neuem.

„Solo!“ erklang es. Die Paare traten zusammen, Konrad und Regina Platz machend. Als der Bursche das lebensprühende Mädchen an sich zog, schwindelte ihm vor Lust — oder kam sein Schwindel von dem nächtlichen Wachen und dem raschen Trunke des ungewohnten Weines? Denn

er hatte vorhin im Ärger ein volles Glas auf einen Zug geleert.

Alles um ihn schien sich drehend zu bewegen. Als er nach bauerlicher Gewohnheit zugleich mit Regina seinen Oberkörper nach den ersten Taktten der Musik hin und her geneigt hatte und nun begann über den Bretterboden hinweg die ersten Schritte zu thun, strauchelte er und wäre gefallen, wenn ihn nicht Regina mit kräftigen Armen gefaßt und gehalten hatte. Er sah ihr in die Augen als er so an ihr hing, und er wünschte diesen Augenblick zur Ewigkeit, so unmännlich ihm dies sonst gedäucht hätte. Doch rasch hatte er sich wieder emporgerichtet, und nun wirbelte er mit dem geliebten Mädchen dahin, als gälte es in einer Minute alle veräumten Stunden nachzuholen.

Während des Tanzes flüsterte er ihr in's Ohr: „Ist's wahr, daß Tanner den Pohl'schen Hof kaufen will und Dich mit dem Fritz versprochen hat?“

„Mit dem Hof mag's sein Wichtigkeit haben, aber nicht mit dem Fritz. Und was denkst Du von mir, Konrad? Wir gehören doch einander!“

„Warum thust Du dann mit dem Fritz Pohl und anderen schön?“

„Du dummer Konrad, laß' mir doch meine Lust! Wer weiß, wie lang es noch dauert. Ich tanze halt mit jedem, aber gern hab' ich doch bloß Dich. Du weißt's ja.“

Er hätte sie an sich pressen und küssen mögen bei diesen Worten, wenn nicht aller Blicke auf sie gerichtet gewesen wären, darunter auch Blicke des Hasses. Aber beide sahen nur sich.

Sie sahen nicht, wie Fritz Pohl und sein Vater vor dem Podium standen, zusammenflüsterten und dabei höhnisch zu den Tanzenden schielten. Sie sahen auch den betrunkenen Moritz Heichel nicht, dessen tückische, schwarze Augen wie zwei Kohlen aus den verschwollenen Augenlidern glühten, als er von einer Fichte verdeckt zu ihnen hinüberspähte.

Sie preßten sich aneinander und dachten nur an sich — eine Ewigkeit hätten sie so forttanzen mögen.

Aber schon war ihr Tanz zu Ende.

Konrad schloß sich mit Regina an die Reihe der neuen Tanzpaare an. Der Rundtanz begann.

Fritz Pohl trat auf das Podium. Er hatte die Tanzordnung zu überwachen.

Konrad fühlte nun die lauerten Blicke desselben auf sich gerichtet. Er wandte sich nach diesem

mit einer Geberde des Zornes, beherrschte sich jedoch wieder und redete auf Regina ein: „Versprich mir, nicht mehr mit Pohl zu tanzen!“

Aber Regina lachte übermütig: „Warum nicht? Er tanzt doch so gut. Kennst Du das Schlumperliedle nicht?“

Schön tanzen, klug tanzen
ist eine felt'ne Sach'.

Es tanzt ja der Bär auch,
aber es ist halt danach.“ —

„Aber ich will's nicht haben.“

„Wir sind ja noch nicht versprochen, Konrad!
Wer kann was darin finden?“

„A ja, noch nicht versprochen. Also darauf geht's hinaus. Abschütteln willst mich, wenn ich Dir nimmer paß?“

„O geh', Du Griesgram, wenn Du so wirst,
tanz' ich nimmer mit Dir!“

„Regina, ich kann nicht dafür steh'n, was ich
thue, wenn Du wieder mit dem Pohl —“

Aber das Mädchen stampfte trotzig mit dem Fuß: „Ich weiß selber, was ich zu thun hab', und laß' mir nicht d'rein reden!“

„Gut, dann tanz' fortan, mit wem Du willst!“

„Konrad!“ rief Regina erschrocken, wie sie in die zornigen Augen des Burschen blickte und dessen bleiche, zitternde Lippen gewahrte. „Konrad, sei geachtet!“ rief sie ihm noch nach.

Aber dieser hörte nichts mehr. Es brauste ihm in den Ohren, und er eilte, ehe noch der Tanz zu Ende war, vom Podium herab an einen Tisch neben der Schenke mitten unter fremde Kirchweihgäste. Diese steckten die Köpfe zusammen.

„Sieh', der hat von der stolzen Tanners-
tochter den Laufpaß bekommen!“ flüsternte einer dem andern zu.

„Da seht den Fritz Pohl, wie der sich jetzt
herannacht! Jetzt tanzen sie schon wieder.“

Konrad biß sich auf die Lippen.

Nun drang vernehmlich die Stimme des alten Pohl zu ihm herüber: „Abgemacht, Nachbar Tanner!
Morgen geh'n wir zum Notar, und im Frühjahr zieh' ich mit dem Fritz in's neue Sägwerk!“ —

„Eingeschlagen!“ Ein kräftiger Handschlag erscholl.

„Und wie ist's mit Regina?“

„Ja, wenn sie den Fritz mag —“

„Da schaut nur hin, wie sie's miteinander
können!“

„Wenn's keine Kirchweihlaune ist.“

„Gut! — Der Fritz mag die Sach' selber
ausmachen!“

„Wenn Regina will —“ Das weitere ver-
hallte in den Tönen der wieder erklingenden Musik.

Konrad spähte aufmerksam nach den beiden
Bauern. Auch diese haben den Burschen bemerkt.

Höhnische Blicke streiften ihn. Auch vom Podium
her trafen ihn Blicke voll Spott und Geringschätzung.
Fritz Pohl war es, der nach ihm herüber sah, während
er Regina am Arme führte.

An der Treppe zum Podium stand Moritz
Heichel. —

„Auch der wieder!“ —

Hin und herwankend, mit den Augen blinzeln-
d hob er sein Schnapsglas und rief dem zähne-
knirschenden Burschen mit von Schluchzen unter-
brochener, lallender Stimme zu: „Alle zwei sind
wir abgethan, Konrad! Darauf trinken wir eins?“

Konrad blickte verächtlich weg. Hastig stürzte
er sein volles Glas hinunter. Nun legte er, wie
zur Beruhigung, seine Tabakspfeife auf den Tisch,
zog das Messer und den Tabaksbeutel aus der
Tasche und begann seinen Kolltabak zu schneiden.
Mechanisch führte er Schnitt um Schnitt, seine Um-
gebung keines Blickes würdigend. Die Musik ver-
stummt. Die Mädchen bildeten Kreise, indem sie
sich gegenseitig an den Hüften faßten. Ihr Gesang
vermischte sich mit dem Jauchzen der Burschen.
Nur Regina verschmähte dies. Sie stand noch bei
Fritz Pohl.

Da erklang ein Schrei. Es war die helle
Stimme Regine's. Fritz Pohl hatte sie unversehens
geküßt.

Blitzschnell erhob sich Konrad. Er gewahrte
noch die küßende Bewegung Pohls, während sich
Regina gewaltfam des zudringlichen Burschen zu
erwehren suchte.

Konrad war es einen Augenblick, als ob sich
ein roter Schein um ihn verbreitete, als ob ihn
eine Glut von innen erstickte. Das Messer, ohne es
zu wissen, noch in der Hand, stürzte er auf das
Podium und auf Fritz Pohl los.

Dieser setzte sich zur Wehre, wurde aber durch
einen Stoß Konrad's zu Boden gestreckt.

Da riefen mehrere Burschen: „Konrad Orth
hat ein Messer! Nehmt's ihm ab! Packt ihn!
Hinunter mit ihm!“

Im Augenblick griffen ein Duzend Hände nach

ihm. Mit Kraft und Gewandtheit machte er sich los, Regina nach sich ziehend.

Fritz Pohl hatte sich wieder erhoben. Da er die Übrigen auf seiner Seite sah, rief er: „Herr Vorsteher, schafft Ordnung! Orth hat das Messer gezogen!“

Der Gerufene betrat, vom alten Pohl begleitet, das Podium.

„Was giebt's. Wer macht hier Unfrieden?“

„Orths Konrad!“ ruft es von allen Seiten.

„So, also der? Ich hätt' mir's denken können. Der Apfel fällt nicht weit vom Baum. — Mach', daß Du hinunter kommst, oder ich gebrauche Gewalt! Laß meine Tochter! — Donnerwetter laß' los, sag' ich!“

„Nehmt ihm das Messer ab!“ ruft der alte Pohl.

Konrad schleudert die ersten Angreifer zurück. Seine ungewöhnliche Muskelkraft war bekannt. Einen Augenblick herrscht Ruhe. Regina benützt diesen Moment und bricht sich durch die Menge der Burschen Bahn. Nun aber wird Konrad von allen Seiten umringt und nach der Treppe gedrängt.

„Ich habe Euch nichts gethan. Laßt mich in Ruhe! Ich lasse mich nicht wie einen Besoffenen fortschaffen. Gebt Raum!“

„Hinunter mit ihm!“ ruft Tanner und nähert sich dem Burschen.

Beider Blicke begegnen sich. — Der eisigen Verachtung in den scharfen Adleraugen Tanners sprüht der lodernde Zorn Konrads entgegen. Tanner greift nach Konrad. Dieser schleudert den Bauern zurück in die Reihen der Burschen. Letztere mit Fritz Pohl an der Spitze dringen von neuem auf Konrad ein, auch Tanner tritt wieder vor. Konrad hebt drohend das Messer. Die Burschen packen ihn. Wütend schlägt er um sich. Tanner ergreift ihn von neuem an der Schulter und stößt ihn vor sich her. Konrad taumelt die wenigen Stufen des Podiums hinab, während Tanner das Bein erhebt und nach Konrad stößt. Dieser hat auf der untersten Stufe wieder Halt gewonnen. Freiwillig mag er nicht weichen. Eben hebt er die Faust zu neuem Schläge. Tanner stößt wiederholt mit dem Fuße nach ihm. Aber gleich darauf ruft er:

„Ich bin getroffen. Ich hab' meinen Rest!“ und sinkt zusammen.

Eine Blutlache färbt den Bretterboden dunkelrot. Entsetzt blickt Konrad auf den Daliegenden.

Das Messer, das er noch immer in der Hand hält, entfällt ihm und fällt in die Blutlache. Im Augenblicke ist er nüchtern und sieht klar vor sich die gräßlichen Folgen des Geschehenen. Desto unklarer ist ihm der Vorgang selbst. Wer hat den Tanner gestochen? Er nicht — er weiß es sicher! — Da ertönt es von allen Seiten:

„Vorsteher Tanner ist gestochen. Wer hat's gethan?“ „Da liegt ein Messer im Blut.“ „Das gehört dem Konrad Orth! Der war's auch.“

Ein Gendarm, der sich in der Nähe aufgehalten, kommt herbei. Er ist bald im Reinen. Konrad steht noch immer da und stiert auf die Blutlache wie angewurzelt. Er trägt für den nach dem Thäter Fahndenden den Stempel des Schuldbewußtseins an der Stirne.

Der todesmatte, röchelnde Tanner wird in die Mitte des Podiums getragen, wo er mit aschfahlem Gesichte, das Haupt in den Schooß seiner bei ihm knieenden, in Thränen aufgelösten Tochter daliegt.

Tanner erhielt einen Stich in den linken Oberschenkel, die Hauptarterie war durchschnitten. Vergebens versuchte man das Blut zu stillen.

Der Arzt mußte erst von der nahen Stadt geholt werden. Bis er kam, war es wohl längst zu spät.

Der Gendarm wandte sich an die Umherstehenden: „Wer hat gestochen?“

„Konrad Orth“, ertönte es von allen Seiten.

„Wer hat es gesehen?“

Gesehen wollte es keiner haben.

„Wem gehört das Messer hier? — Konrad Orth, gehört es Euch?“ fragt der Gendarm, das blutbesudelte Messer dem noch immer vor Entsetzen Starren hinhaltend.

Dieser nickte.

„Wer hat noch ein Messer gehabt und zugestochen?“

„Außer Konrad niemand“, bemerkte der alte Pohl, und sein Sohn stimmte ihm bei.

„Wißt Ihr das gewiß? Hättet Ihr es sehen müssen, wenn noch ein anderer zugestochen hätte.“

„Ja“, kam es zögernd von ihren Lippen.

„Würde sonst einer verwundet?“

Zwei Burschen meldeten sich, die bei der Rauferei Stiche in den Arm erhalten hatten. Sie wußten genau, daß sie von Konrad Orth gestochen worden waren.

Dieser leugnete nicht.

Der Gendarm ließ sich den ganzen Streit erzählen, auch den Zank, den der alte Orth mit Tanner hatte. Langjährige Feindschaft, natürlich! Alles stimmte. Dennoch, der Schein konnte trügen.

„Nun, Konrad Orth, wie ist's? Gesteht es nur! Leugnen macht's noch schlimmer!“

„Ich habe den Tanner nicht gestochen. Ein anderer war's.“

„Wer denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer könnt' es gewesen sein?“

Konrad sann nach.

Der Gendarm forschte in den Zügen des Burschen.

„Einen anderen wollt Ihr verdächtigen? So nennt ihn!“

„Vielleicht Moritz Heichel oder ein anderer. Tanner hatte viele Feinde. Ich war sein Feind niemals.“

„Aber die Eltern haben in Feindschaft gelebt.“

„Zuletzt nicht mehr.“

„Die neue Freundschaft hat nicht lange gehalten!“ mischte sich der alte Pohl darein.

„Kann mir's denken!“

„Ich bin unschuldig!“ schrie Konrad Orth in höchster Qual.

Nun forschte der Gendarm nach Moritz Heichel und erfuhr allerlei. Der Bursche wurde als so schwer betrunken geschildert, daß er die That nicht ausführen konnte. Ein Bauer wollte ihn bei dem Streit auf dem Tanzplane in schwerstem Rausch nahe der Treppe unter der Bank liegend gesehen haben.

Aber wo kam er hin? Nirgends war er mehr zu finden. Bernehmbar wäre er doch nicht gewesen. Und wenn auch, der Verdacht lag auf Konrad.

Was waren die letzten Worte Tanners? forschte der Gendarm weiter.

Der Bauer Kuhn erzählte, Tanner habe den Namen „Konrad“ erwähnt. Aber niemand habe den Zusammenhang seiner Worte verstanden.

Der Gendarm nahm das blutige Messer zu sich und eröffnete Konrad Orth seine Verhaftung.

Stumpf, teilnahmslos ließ sich dieser abführen. Er warf noch einen Blick auf Regina. Sie kniete noch immer bei ihrem sterbenden Vater.

Der Gendarm hatte sie noch nicht befragt. Aber ihr Blick des Vorwurfs, des Abscheues vor solcher That, den sie ihrem Jugendgespielen zuwarf, sagte diesem genug. Auch sie hielt ihn also für den Thäter.

Als der Gendarm mit seinem Verhafteten das

Dorf verlassen, traf endlich der Arzt ein. Er fand Tanner bereits verschieden. Verblutung war eingetreten. Man trug den Toten in seinen Hof.

Doch der Arzt hatte noch andere Pflichten. Die verwundeten Burschen mußten verbunden werden, und noch ehe dies geschehen war, kam ein Knecht aus dem Orth'schen Hofe, der Arzt möge sogleich dorthin kommen. Die Stallmagd hatte der Frau Orth den ganzen Vorfall erzählt. Die Kranke hörte starr vor Entsetzen zu. Dann erhob sie sich mit einem gellenden Schrei und sank leblos in die Kissen zurück. Auch hier konnte der Arzt nur den Tod bestätigen.

So war die Kirchweih in Haag jäh zu Ende gegangen. Die Musikanten waren bald verschwunden. Die Gäste suchten den Heimweg. Haag war und blieb wieder das totenstille Dorf.

Der Bauer Tanner und die Bäuerin Orth wurden im Kirchhofe des nahen Städtchens beerdigt. Nach einigen Monaten vernahm man das Urteil in der Strassache gegen den Bauernsohn Konrad Orth von Haag wegen Verbrechens des Totschlags, begangen an dem Ortsvorsteher Josef Tanner von da, und anderer Vergehen. Dasselbe lautete auf zwölf Jahre Gefängnis.

Der alte, leidgebeugte Orth, der von der Unschuld seines Sohnes fest überzeugt war, hatte nichts unversucht gelassen, seinen Sohn zu entlasten. Umsonst. Der Advokat hatte all' seinen Scharfsinn und seine Beredsamkeit vergeblich aufgeboten. Der Bauer Pohl und sein Sohn, ja selbst Regina Tanner, die Geliebte des Konrad Orth, hatten gegen diesen ausgesagt. Die Nachforschungen nach Moritz Heichel blieben erfolglos. Derselbe war und blieb verschwunden. Dennoch hielt auch der Advokat und Verteidiger Konrad's die That nicht für erwiesen. Die Art der Verwundung Tanner's ließ nach Angabe des Gerichtsarztes wohl auf ein Messer oder dolchartiges Instrument, welches von unten nach oben geführt worden, schließen, aber das Messer Orth's paßte nicht recht in den Wundkanal. Das Gericht legte jedoch diesem Umstande angesichts der erdrückenden Beweise kein Gewicht bei. Konrad Orth leugnete bis zum letzten Augenblicke. In wilder Verzweiflung vernahm er das Urteil, und nur die Versicherungen seines Vaters und Verteidigers, auch ferner nichts unversucht lassen zu wollen, um seine bürgerliche Ehre wiederherzustellen, gaben ihm Halt und Trost. —
(Fortsetzung folgt).

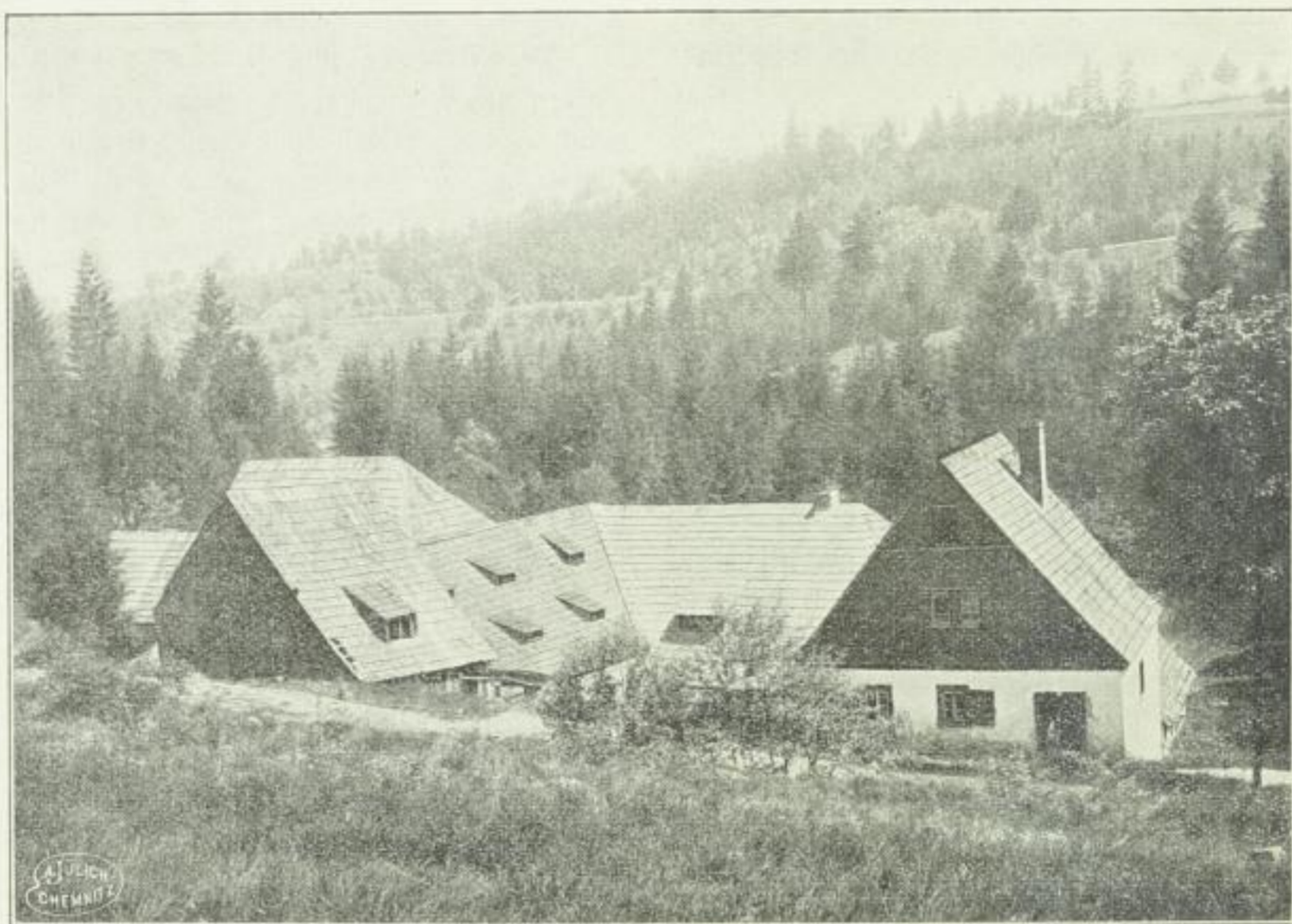
Aus der Annaberger Gegend.

I.

Die letzte Silberwäsche bei Annaberg.

Zehn Jahre sind es her, daß das Bergglöcklein zum letzten Male in der Gegend von Annaberg geklungen hat. Wie erinnerungsfreudig stimmte nicht der dünne, helle Ton, der Kunde gab, daß in der Tiefe des Berges alles in Ordnung, wie gern hörte man nicht auf die Häuerglocke der Annenkirche, die für tausende von fleißigen Händen der Ruf war zu einer lohnenden Thätigkeit im Innern der Erde! Die

Grubenglöcklein sind einem anderen Thun zugeführt, und die Häuerglocke treibt niemanden mehr von der weichen und warmen Lagerstatt. Soweit die Grubengebäude noch stehen, dienen sie Wohnzwecken, und wo einst im Scheine des Grubenlichtes der Bergmann im Gebet vor seinen Herrn trat, um vor der Fahrt in die Tiefe um gnädigen Schutz und Segen seiner Arbeit zu flehen, spielen jetzt Kinder und suchen von



Nach einer Liebhaberaufnahme von Dr. A. Frisch.

den mäßigen Galden Ragensilber und quarzige Kristalle. Und mit den Bergwerken waren auch alle jene Anlagen zum Feiern gezwungen, die der Aufbereitung der Erze dienten. Nicht weit abwärts von Frohnau im Seimathale liegt die sogenannte Pochwäsche, die letzte Silberwäsche Annabergs. Versunken in tiefen Frieden, eingebettet in hohen Fichtenwald, umrauscht von dem ewigen Lied des kleinen Flüsschens, stehen

die wenigen, fast ganz aus Holz errichteten Gebäude vor uns. Der Fuß des Wanderers strebt an ihnen vorbei, und nur die wenigsten geben sich Rechenschaft, welche gewaltigen Werte dereinst durch die schmucklosen Häuser gingen, wie viele Hoffnungen, wie viele Wünsche sich an ihre Bretterwände klammerten. Noch führt am Berghange ein kleiner Mühlgraben vorbei, der einstens das Wasser zum Waschen herbeibrachte;

jetzt ist die Leitung halb verfallen, und zwischen den Steinen wuchert Gras. Gleich verfallen sind die Häuser, von denen nur einige armen Leuten zur Wohnung dienen. Bei fast allen klaffen die Wände, und durch die Löcher der Schindeldächer schauen die Sterne des Himmels in trostlose Öde. Wie lange noch wird es dauern, und die stummen Zeugen einer großen und reichen Zeit sind auf immer vom Erdboden verschwunden. Und neues Leben, soll es aus

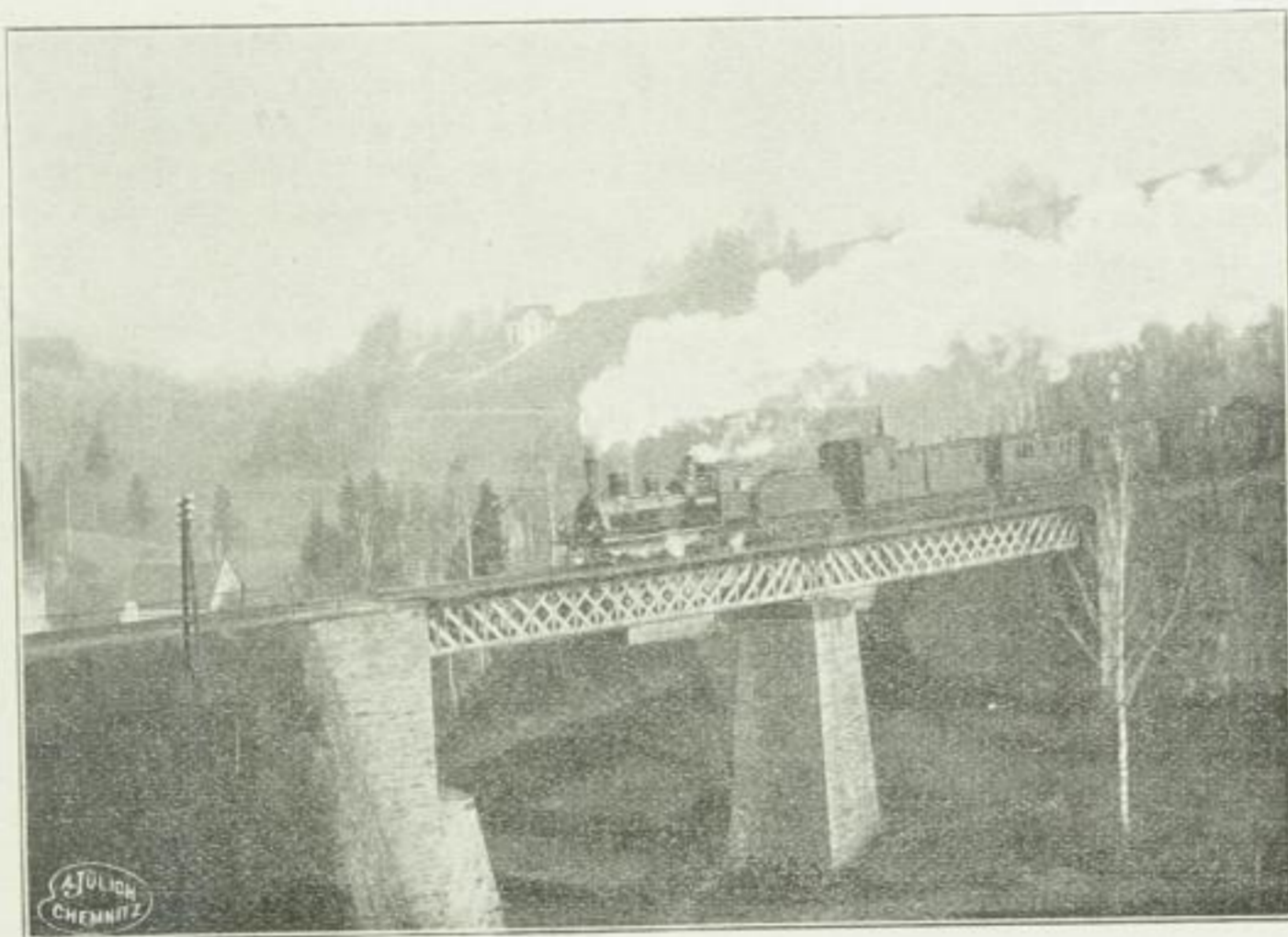
den Ruinen blühen? Vor mehreren Jahren schien es, so hieß es doch, daß just an dieser Stelle, um die Wasserkraft der Sehma zu elektrischen Zwecken auszunutzen, eine große moderne Anlage erstehen sollte. Bis jetzt aber ist es bei dem Projekt geblieben, und Vögel und Wind und Wasser singen den alten Gebäuden immer noch das rührende Lied vom Vergehen allen Menschenwerks.

II.

Partie aus dem Schmalthale bei Annaberg.

Mehr eine Gelegenheits- als eine Landschaftsaufnahme ist das Bild, das wir unseren Lesern nebenstehend bieten. Am Morgen eines wundervollen Maisomtags des Jahres 1897 war ich hinausgepilgert aus den Mauern Annabergs, als Gefährten den umfanglichen photographischen Apparat,

der seit Jahren auf allen meinen Gängen mein treuer Begleiter ist. Am Mühlthore verließ ich die Stadt, und nach wenigen hundert Schritten betrat ich das Thal der Sehma, eines Nebenflüßchens der Zschopau, das nach kurzem Laufe sich bei Schönfeld in die Zschopau ergießt. Herrlich lag das morgend-



Nach einer Liebhaberaufnahme von Dr. A. Frisch.

liche Sonnengold auf dem Saftgrün der Wiesen, auf dem Dunkel des Nadelwaldes, während die Laubträger — hier fast nur Birken — kaum einen grünen Schimmer zeigten. Obwohl der Blick thalabwärts stark verschleiert war, stellte ich auf einer kleinen Höhe oberhalb der Bahnlinie Chemnitz-Anna-

berg den Apparat auf, um die Frühlingslandschaft meiner Sammlung einzuverleiben, als ich von Schönfeld her das Rasseln des Neun-Uhr-Perionenzuges vernahm. Vor mir lag die Überbrückung eines kleinen Nebenthales, und schnell kam mir der Gedanke, als Staffage der Landschaft den Zug, sobald

er die Brücke passiert, festzuhalten. Mit einer Zeit-
aufnahme, mit größtmöglicher Ablendung, um die
Tiefe herauszuarbeiten, war es nun freilich nichts,
da es galt, im kürzesten Augenblick zu arbeiten, um
die Schärfe des Bildes nicht zu beeinträchtigen. Und
so kam der Zug auf die Platte. Man sieht, wie die

Lokomotive mit aller Kraft arbeitet, um die Steigung
zu überwinden, man sieht aber auch das Thal ent-
lang, oben am Abhang die mauerumfriedigte „Gühner-
zucht“, die wohl früher diese Bezeichnung verdient
haben mochte, damals aber und wohl auch heute noch,
dem Gärtnereibetriebe dient. Dr. A. Frisch.



Frostrieße.

Skizze aus dem bayerischen Vogtland.

Des Frostes Faust ist gleich der Eisenhand.
Von ihrem Drucke knirscht, was sie umspannt.
Sie lähmt der Vögel Schwingen in der Luft.
Der weiche Schnee wird der Erstarrten Gruft.
Die weiße Hülle wächst und deckt die Flur,
So Feld, wie Busch und jedes Weges Spur.
Gleich dunkler Mauer steht nur noch der Wald,
Nedoch kein Lustgetön ihn mehr durchhallt.
Des Frostes Zahn zerschligt des Baumes Bast.
Die Edeltanne stürzt in Schnees Last.
Kahl ragt der Fels. Vereist sind Quell' und Bach.
Das scheue Wild verendet allgemach. — —

Ein Weiler von zerstreuten Hütten liegt
Weltfern, an steile Höhe angeschmiegt.
Der Sommer zaubert hier ein Wunderreich
Von Heckenrosen, Haselnußgesträuch.
Das Haidekraut, das Weidenröschen blüht,
Aus Feld und Busch die rote Beere glüht.
Am Ginster, Arnika und Thymian
Die Hummeln summen. Aus dem Wald heran
Trägt Harzesduft der Berge frischer Wind:
Ein Paradies dem armen Weberkind.
Doch weggeweht ist nun die letzte Spur
Des Erdeschmucks, den spendete Natur.
Nur Sturmesheulen und der Krähen Schrei
Ertönt in totgeweihter Wüstenei. —

Ein Wintermorgen. Sternenglanz erbleicht,
Und eis'ger Duft dem Schneegefild entsteigt.
Wie glirrend Glas erzittert in dem Hauch,
Der sich erhebt, der reifumhüllte Strauch.
Wohl glänzt im fernen Osten Dämmerlicht,
Doch grimmern Frost nur, Wärme bringt es nicht.
Aus schneeverwehten Hütten aber steigt
Der Esse Rauch, und über'n Webstuhl neigt
Der Weber sich, umringt von Weib und Kind,
Die seiner Armut einz'ge Freuden sind.
Wie wohnt sich's gut im lampenhellen Raum!
In Kinderaugen glänzt des Glückes Traum —

Das Licht erlischt. Im Osten glüht der Tag.
Die Wanduhr tickt. Zur Schule ruft ihr Schlag.

Der Weberkinder dichtgedrängte Schar
Begrüßt den Wintermorgen kalt und klar.
Sie stampfen tapfer durch den tiefen Schnee.
Am Waldrand sichert dort ein scheues Reh;
Das Rebhuhn flattert auf und schwirrt davon.
Vom Dorfe grüßt ein heller Glockenton.
Da hebt ein Wolkenmeer im Westen sich,
Der Wind durchheult die Lede schauerlich.
Der Schneesturm wirbelt. Tödliche Gefahr
Bedroht ringsum der Kinder kleine Schar.
Wohl streben sie beherzt dem Thale zu,
Doch jede Wegspur ist verweht im Ru.
Sie irren dahin, dorthin angsterfüllt,
Indes sie höher stets der Schnee umhüllt.
Sie schmiegen eng sich aneinander nun;
Sie sind ermattet und sie wollen ruh'n.
„Wir dürfen's nicht. Uns warnt die Mutter noch.“
Ein Knabe spricht es: „Kommt und folgt mir doch!
Das Dorf ist nah'. Die Hunde schlagen an.
Hier meine Hand! Hierher! Ich tret' Euch Bahn.“
Umsonst sein Ruf, sein Flehen. Schweigend ruht
Die kleine Schar. Es rastet sich so gut
Im tiefen, weichen Schnee, und er ist warm
Und weich und weiß wie ihrer Mutter Arm.
Sie schlummern schon ermattet. Traumeslust
Umgaukelt sie wie an der Mutter Brust.
Dem Knaben graut's. Er flieht des Todes Ort.
Er stampft sich keuchend nach dem Thale fort.
Er ruft, er heult, er späht hinab, hinan. —
Horch! Schellenläuten von der Winterbahn!
Fuhrleute sind es: „Haltet, hört mich doch!“
Er fliegt im Sturm dahin, erreicht sie noch:
„Kommt mit mir, eilt! Sie sind verschneit, verweht.
O rettet dort die Kinder, eh's zu spät!“
Die Männer halten ihre Koffe an.
Sie suchen querselbein sich schrittweis Bahn.
Da liegt das Häuflein ganz von Schnee verdeckt.
Noch geht ihr Atem. Doch kein Ruf sie weckt.
Die Männer tragen die Erstarrten fort;
Die Nahrung hat erstickt ihr rauhes Wort.
Sie bringen in das Dorf die teu're Last.
Der Sturm um die entriß'ne Beute rast.

Hugo Christoph Heinrich Meyer.



Originalzeichnung für „Unsere Heimat“.

Erostriefe.

Von Rudolf Häselitz.

Noch einmal: Aberglauben vor 300 Jahren.

Auch westwärts von Zwickau fehlte es um 1600 nicht an Leuten, die sich geheimer Künste rühmten und bei ihren Zeitgenossen vielfach Glauben fanden. Besonderes Vertrauen muß ein Langenbernsdorfer Einwohner mit Namen Thomas Kießling genossen haben. Endlich aber mochte der Langenbernsdorfer Pfarrer Salomo Harder des abergläubischen Treibens seines Gemeindegliedes überdrüssig geworden sein. Auf den 25. Juni 1605 forderte er Kießling zu einem Verhör vor sich und den Langenheffener Pfarrer Zacharias Ziegengeist (Capella). Das ausführliche Protokoll, das über das Verhör aufgenommen wurde, giebt besonders über die Art der Kießling'schen Krankenbehandlung nicht uninteressanten Aufschluß, zumal man annehmen darf, daß diese Art typisch ist für die der Wunderthäter jener Zeit: „Er (Thomas Kießling) gesteht, das er den Leuten vor die Schuß und Sicht sichern und helfen könne, wisse auch, da ihm gleich große Gefahr daroffen stunde, die Leute, denen er hin und wieder geholffen, nicht zu zehlen noch nennen. Darauf wurde er gefragt, ob den nicht die verordneten doctores den Leuten helfen könnten durch Kreuter und ordentliche Mitell? antwortete er nein und sprach, es könnte kein doctor helfen, sintemal kein natürlich Mitell, Kraut noch Wurzell davor helffe.

Man beehrte ferner der Kunst Wissenschaft und von wem ers gelernet. Sprach er, Er hat's von Seiner Mutter nothhalben lernen müssen, denn er ihr selbst mehr als dreyßigmahl darvor geholffen.“

Kießling erbot sich nun, die beiden Geistlichen in die Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen, vorausgesetzt, daß keiner von ihnen älter sei als er, und begründete dies damit „sonst hülfss ihn nichts ferner.“ „wenn mans gleich jüngeren Personen lehrte, so schadet es nicht.“

Als man ihm darauf bedeutete, daß man ihn von Amtswegen befrage und nicht in der Absicht, um von ihm zu lernen, sagte er folgendes aus: „Es weren neunerley Sicht und Schuß, darzu muß er auch neun Knoppen haben, were es eine Mansperson von einem Appelbaum, were es eine Weibsperson von ein Birnbaum, damit macht ers also:

Die Knoppen müssen gebrochen werden, wenn die Sonne am höchsten stünde, das war Vormittag die 9. und nachmittag die 2. Stunde; unter dem Abbrechen der Knoppen müsse man ein Vaterunser beten bis auf die Wort: Denn dein ist das Reich und die Krafft u. s. w. Die Knoppen alle gegen die Sonne brechen und diese Worte dazu sprechen: Des Menschen Rahmen nennen und sagen (weistu daß Du auf einen harten Stein tratsst): das Gute sollstu mehren, das Böse sollstu wehren, das zahl ich Dir N. N. zur Buß.“ Solche gebrochene Knoppen muß er den Patienten in die Handt geben, in welcher Seiten oder Gliede es stechen oder wehethete, der muß Sie festhalten, daß Sie darinnen erwärmen, Unterdeffen schopt er Wasser mit einem Doppe was es vor einer sey, auch gegen der Sonnen, Und bete unter den Schoppen den Glauben, und geuß aus dem Doppe dreymal Kreuzweis, und spricht darzu im Rahmen des Vaters, Sohns und heiligen Geists, behalt das Uebrige im Dop, und zahlts den Menschen mit vorigen Worten wieder zur Buß. Darnach nimpt er die Knoppen aus des patienten Hand, Und schneidet von ein ieglich das ober und Unter weg, und legt das mittler ins Wasser, so Viehl der zum Boden fallen, so Viehl hat der Mensch Sicht oder Schuß im Leib oder Glieder, das ihm wehe thut, muß solche in Wasser trinken, das Uebrige Wasser wieder ins fließende Wasser gießen, das es wegfließt.“

„Mit dem Sichtsbaum verhalte sichs also: Der Kranke mus ihn selber holen, und da er Schwachheit halber nicht kann fortkommen, mus solchen vor ein Mansperson wieder ein Mansbilde, Und so es ein Weibsbild ein Weibsperson holen, Und mit gewissen Worten ausziehen und heben (diese gewissen Worte hat Kießling den ihn verhörenden Geistlichen verschwiegen). Der Kranke muß das Loch zum Sichtsbaum selber machen, und auch selber frue vor der Sonnen den Sichtsbaum mit der großen rechten Fußzehen hineinssetzen und zuscharren mit gar entblöstem Leibe, wie er zur Welldt geboren worden, Und muß er auch gehoben werden. Es helff aber Solcher Sichtsbaum allein nicht, man mus auch zugleich mit die Sichtsader schlagen und eslich mahl

wieder öffnen lassen. Und solche gesetzte Sichtbaum, ob Sie gleich von anderen Leuten wieder ausgerissen wurden, schadet's ihnen doch nichts."

Über die Art und Weise der Bezahlung, die Kiefling für seine Wunderkuren erhielt, giebt das Protokoll gleichfalls Aufschluß: „Sagt er nehme von Leuten was Sie ihm geben, Von ezlichen bekam er Viehl, von ezlichen wenig, thus auch woll guten Bekannten umbsonst."

Daß er sich reichlichen Zulaufs zu erfreuen gehabt haben muß, beweist das „Verzeichnus ezlicher Personen, denen er geholfen," in dem er eine ganze Reihe Leute aus „Werda, Crimmizschau, Langenbernsdorff, Langenhessen" namhaft macht. Aber noch viel ausgedehnter war seine Praxis, denn er fügt ausdrücklich hinzu: „Könne die andern nicht alle zehlen." Auch ist er der Überzeugung, daß seine Thätigkeit mit Leichtigkeit einen noch größeren Umfang gewinnen und einträglicher gestaltet werden könne, denn er sagt: „wann er Sich gar drauff wollt begeben, wollt er keinen Tag daheim sein, Und wollt bey Fürsten und Herren im ansehen kommen und in suchfener Schauben gehen."

Die beiden Pfarrer haben, wie aus dem Schluß

des Protokolls hervorgeht, darauf den Kiefling nach ernstlicher Ermahnung und unter Androhung des göttlichen Zornes wie der Strafen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit aufgegeben „Er sollte Sich Seiner bishero gebrauchten Chur gänzlich endthalten", worauf er mit „Ja" geantwortet hat.

Da sich über eine spätere Vernehmung keine Akten vorfinden, liegt die Vermutung nahe, daß Kiefling sein Versprechen gehalten hat. Oder ob er sein auf die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen berechnetes Gewerbe nur nicht mehr so öffentlich betrieb wie zuvor?

Wir beklagen das abergläubische Wesen vergangener Tage, aber ist denn unsere Zeit, die sich mit Vorliebe — als die „aufgeklärte" bezeichnen läßt, nicht noch immer voller Glauben an geheime Künste und Kräfte, die bald einem „Schäfer", bald einem andren „klugen Mann", bald wieder einer „weisen Frau" innewohnen sollen? Werden diese Leute nicht auch von solchen angelassen, die Anspruch auf Bildung machen? Wenn man es doch in unseren Tagen immer klarer erkennen wollte, daß Aberglaube und wahre Bildung sich nicht mit einander vertragen.

P. M. Lauterlein



Die hohe Esse bei Halsbrücke.

Von Arno Meinert.

Unweit des berühmten Bergfleckens Halsbrücke, den wir von Freiberg aus über „Herders Ruhe" in einer Wegstunde erreichen, erhebt sich, weithin sichtbar, die sogenannte „hohe Esse", der höchste Schornstein der Erde. Die nächste Umgebung von Halsbrücke selbst ist öde und macht in ihrer dunkeln, graubraunen Färbung einen trübseligen Eindruck. Die fröhlichen, farbprächtigen Kinder der Flora fehlen: nur kümmerliche Sträucher und ärmliche Bäume, nur hier und da in den Gärten ein paar schüchtern aufschauende, einsame Blumen. Das mag seinen Grund von früher her haben, als die „hohe Esse" zu Halsbrücke noch nicht erbaut war und aus den niedrigen Schloten der dortigen Schmelzhütten sich die giftigen Dämpfe weithin verbreiten konnten. Die durch diese verursachten Flurschäden an Wiesen und Feldern haben die Veranlassung zu dem riesenhaften Bauwerk der „hohen Esse" gegeben, und seit

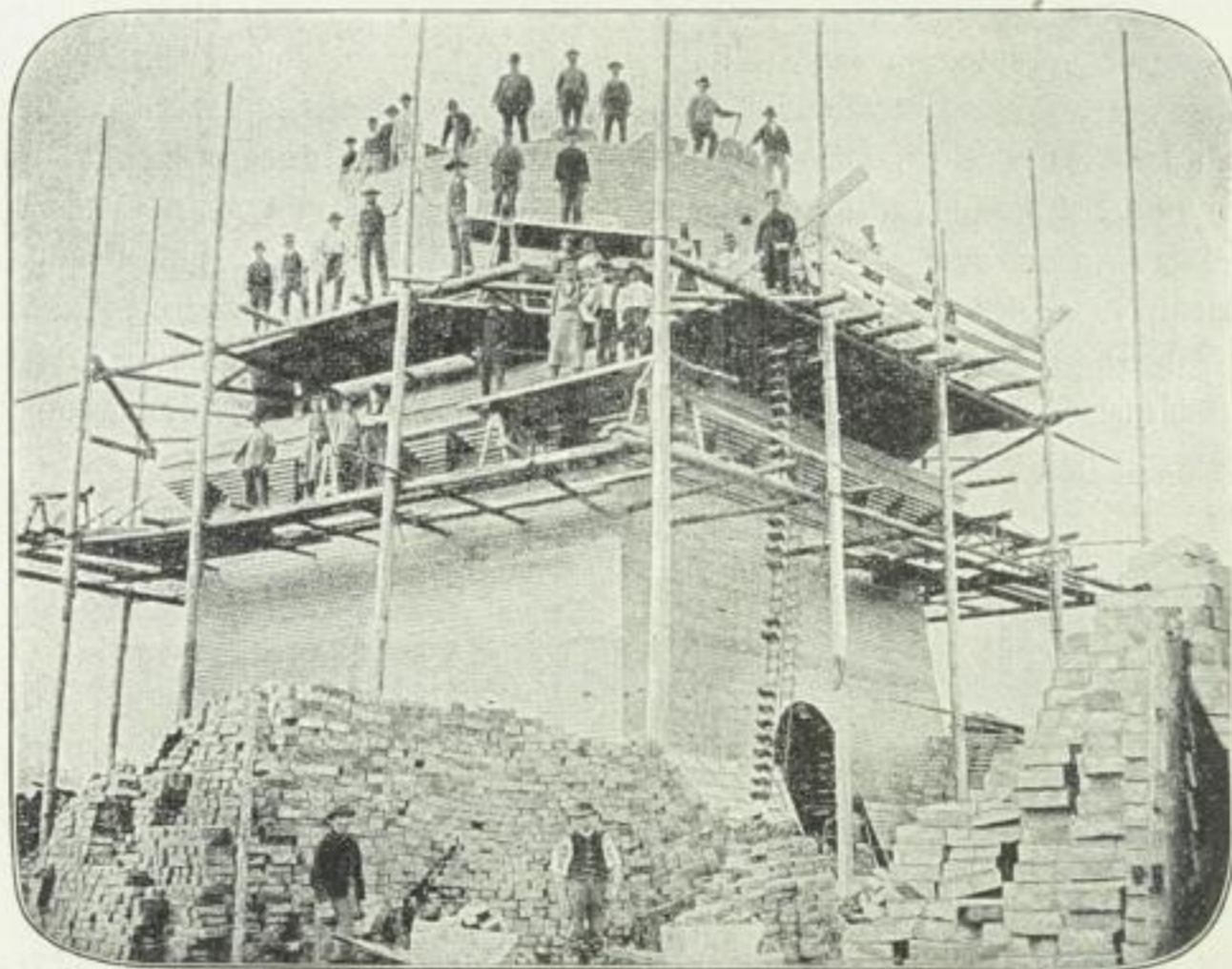
deren Erbauung ist eine wesentliche Besserung in dieser Beziehung eingetreten.

Schon in ziemlich bedeutender Entfernung erblicken wir das schlanke Bauwerk von 140 Metern Höhe, und je näher wir kommen, desto gigantischer und großartiger erscheint uns das Werk. Die Entfernungen von Ring zu Ring messen unten 5 Meter; nach oben werden sie etwas kleiner, doch betragen sie immer noch $\frac{2}{3}$ des Säulendurchmessers. Staunend blicken wir in die schwindelnde Höhe; mit einer förmlichen Halsverrenkung betrachten wir die nach den oberen Regionen führenden doppelten Steigeisen, die zum Zwecke etwa nötig werdender Reparaturen am Blitzableiter angebracht sind. Grausig heult der Luftzug unten im Fundament, während wir bewundernd der beherzten Männer gedenken, die vollständig schwindelfrei sein mußten, um den Miesebau zustande zu bringen.

Wie schon gesagt, hat die „hohe Esse“ vor allem den Zweck, die beim Rösten der Erze frei werdenden säurehaltigen Gase so hoch in die Atmosphäre zu führen, daß sie nicht mehr, wie früher, den Landwirten Schaden verursachen. Die königlichen Halsbrücker Schmelzhütten selbst liegen im Thale der Freiburger Mulde, eine reichliche Stunde von Freiberg entfernt; rechts von denselben erhebt sich das Muldenufer ziemlich steil aufwärts, und dort hat man 60 Meter über dem Hüttengrund den Grund für den Schornstein 3 Meter tief und 12 Meter im Quadrat messend in Steingerölle eingetrieben, bis man tragfähigen Gneisfels erreicht.

Über dem Fundament erhebt sich das quadratische und nach oben in ein Achteck verlaufende Postament von 10 Metern unterer Seitenlänge und 9 Metern Höhe. Auf dem Postament beginnt die 131 Meter hohe runde Säule, die unten eine lichte Weite von 5 Metern, oben eine solche von $2\frac{1}{2}$ Metern hat und deren obere Wandstärke $\frac{1}{4}$ Meter beträgt. Die Esse hat demnach vom Boden ab eine Gesamthöhe von 140 Metern und liegt mit ihrer oberen Mündung 200 Meter über der Hüttensohle.

Zum Mauerwerk wurden ausschließlich die hartgebrannten, gelben Thonziegel aus der Ziegelei Ilse (Grube Ilse) zu Groß-Räshen bei Senftenberg an



Das Postament der „hohen Esse“. Aufgenommen während des Baues.

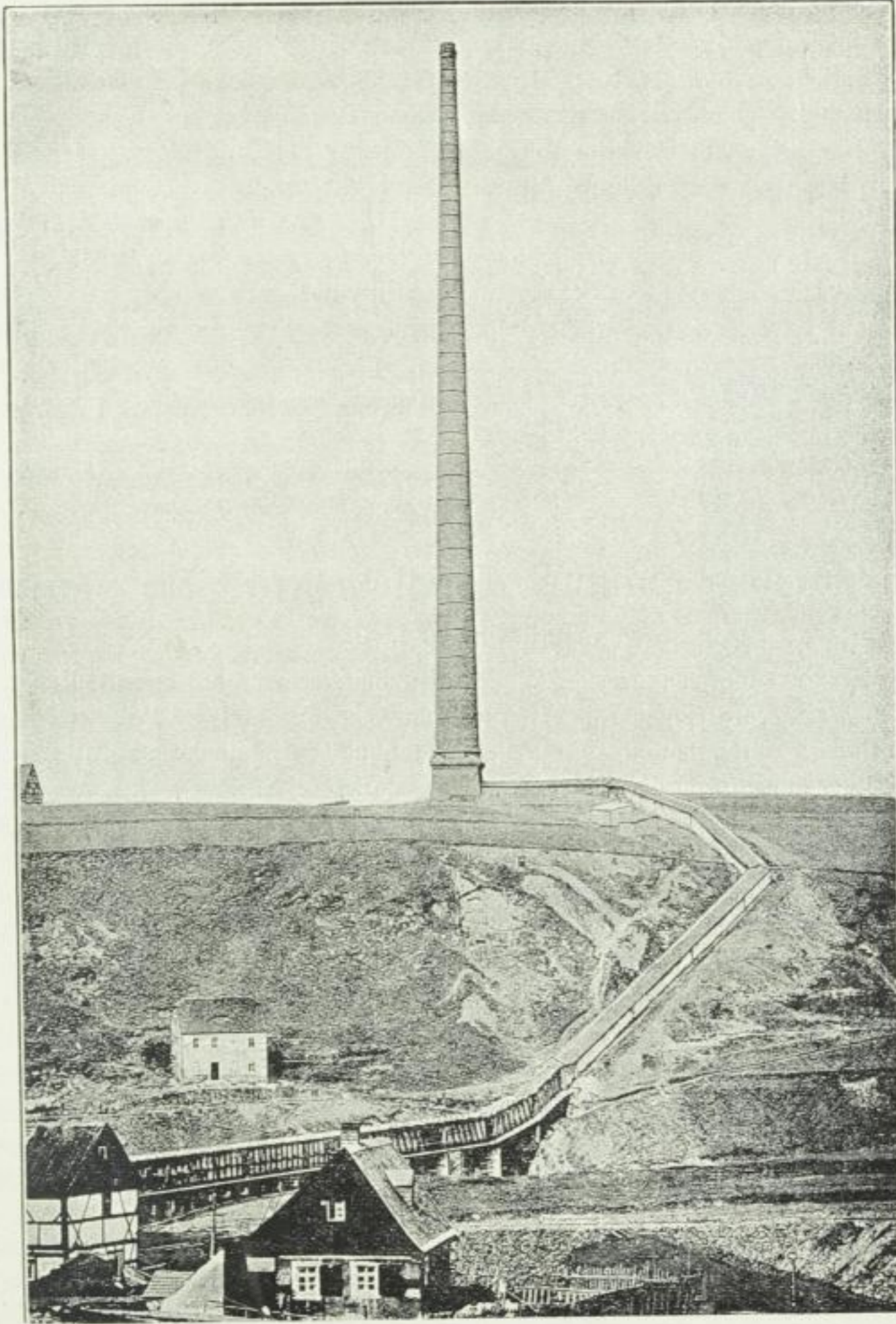
der schwarzen Elster verwendet. Die verschiedenen anderen Baumaterialien waren ebenso, wie die Ziegel, in entsprechender Güte in der Nähe des Bauplatzes nicht zu haben und mußten aus ziemlichen Entfernungen herbeigeschafft werden; auch machte die Anfuhr derselben mittelst Achse von Freiberg aus manche Schwierigkeiten.

Der Erbauer dieser Riesenesse, Ingenieur S. R. Heinicke in Chemnitz, dessen Maurer nach allen europäischen Ländern gesandt werden, um Schornsteinbauten auszuführen, kann die „hohe Esse“ mit vollem Rechte die Krone seiner Schöpfungen nennen. Er erhielt den Bau am 5. September 1888

mit der ausdrücklichen Bedingung zugeschlagen, daß die damals mit nur 135 Meter Höhe projektierte Esse bis zum 1. November 1889 fertiggestellt sein müsse. Es ist dies eine ungemein kurze Frist, namentlich wenn man bedenkt, daß zur Fertigstellung eines 137 Meter hohen Schornsteines in Port Dundas (Vorort von Glasgow in Schottland) nach Angabe englischer Ingenieure sechs volle Jahre Bauzeit gehörten. In der That bedurfte es auch besonders großer Anstrengungen, um den Riesenbau innerhalb der gewünschten Frist fertig zu stellen.

Infolge des zeitigen Einstellens des Winters von 1888 und des späten Beginns des Frühjahrs 1889

war die Anfertigung der erforderlichen Ziegelsteine weit hinter den gemachten Annahmen zurückgeblieben, und mehrfach herrschte zu Beginn des Baues im Frühjahr Materialmangel. Die langanhaltenden, großen Regengüsse im Juni und Juli brachten viele unvorhergesehene Feiertage, ebenso die starken Winde im August und September. Die Stürme traten am heftigsten am Tage auf, weshalb man sich ge-



Die hohe Esse bei Halsbrücke.

nötigt sah, die Nacht anstatt des Tages zur Arbeit zu benutzen unter Zuhilfenahme elektrischen Lichtes. Eine große Bogenlampe erhellte den Bauplatz, vier kleinere die Arbeitsstelle auf dem Schornstein und viele Glühlichter das Innere desselben tageshell. Am 2. September erglühten zum ersten Male die Lampen in einer Höhe von 92 Metern und warfen, weithin sichtbar, ihr blendendweißes Licht über die

Dörfer. Gegen Ende September konnte infolge der kalten Nächte, die in solch' graufiger Höhe doppelt fühlbar waren, nur noch bis abends 7 Uhr gearbeitet werden. Endlich, am 28. Oktober 1889 war man nach rastloser und mühevoller Arbeit in der Lage, die eiserne Kopfabdeckung auslegen zu können, und es erfolgte somit die Fertigstellung der 140 Meter hohen, also noch 5 Meter höher als ursprünglich angenommenen Esse drei Tage vor der angeetzten Frist, eine Leistung, die einzig dastehen dürfte. In neun Arbeitsmonaten ist dieses Riesengerüst zustande gekommen.

Ein kleiner Überblick über die beträchtlichen Mengen verbrauchten Materials zum Bau der Riesesse dürfte interessant erscheinen; erforderlich waren: im Grunde 393,1 cbm, im Postament 592,2 cbm und in der Säule 1802,7 cbm Mauerwerk, sowie 15,260 Kilo Eisen- und Kupferteile. An Mauer-

ziegeln sind im ganzen 1 070 200 Stück, auf Normalformat umgerechnet, gebraucht worden. Die Gesamtkosten für das Bauwerk belaufen sich auf 130 000 Mark.

Die innere Ausführung des Schornsteins ist übrigens derart beschaffen, daß eine Zerstörung des Mauerwerkes durch die abzuleitenden sauren Gase nicht eintreten kann. Auch äußerlich ist an dem Mauerwerk bis heutigen Tages — also nach zwölf Jahren — noch nicht die geringste Mangelhaftigkeit hervorgetreten.

Die Esse ist während der ganzen Bauzeit das Wanderziel einer großen Anzahl von Schaulustigen gewesen und wird es auch infolge ihrer anziehenden riesigen Verhältnisse für immer bleiben. Dabei bildet dieselbe bei ihrer abnormen Höhe das schlaueste Bauwerk des Erdballes.



Mag. Georg Samuel Dörffel, Pfarrer und Astronom, aus Plauen i. B.

Mit der im Jahre 1608 von dem Holländer Hans Lipperhey gemachten Erfindung des Fernglases folgte am Himmel Entdeckung auf Entdeckung. Was vorher der Geist ausgezeichneter Männer gahnt hatte, das tauchte nun aus märchenhafter Ferne vor dem leiblichen Auge empor. Der Mond zeigte seine Ringgebirge, die Sonne ihre Flecke, die Venus ihre Sichelgestalt, der Jupiter seine Trabanten und der Saturn die ersten Spuren seines Ringes. Kein Wunder, daß das Interesse am gestirnten Himmel nicht mehr auf die Astronomen von Fach beschränkt blieb: Gebildete und Ungebildete aller Stände fanden Gefallen an der Beobachtung des Himmels; man suchte gewissenhaft jede neue Erscheinung am Firmament, stellte Berechnungen an und verfaßte Schriften und erging sich in allerlei wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Hypothesen.

Einer der wenigen, die sich durch ihre astronomische Thätigkeit ein Anrecht auf die Unsterblichkeit errungen haben, ist der vogtländische Pfarrer Dörffel.

Georg Samuel Dörffel wurde am 11. Oktober 1643 als der Sohn des Stadtschul-Rektors und späteren Landdiakonus Dörffel in Plauen geboren.

Von seinem Vater für den geistlichen Beruf

bestimmt, besuchte der gewedete Knabe bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahre die Lateinschule seiner Vaterstadt und bezog bald darauf die Universität zu Leipzig.

Hier beschäftigte er sich von Anfang an neben seinen theologischen Studien viel mit Mathematik, ja er siedelte sogar im Jahre 1662 nach Jena über, um die Vorlesungen des damals berühmten Erhard Weigel zu hören. Zu den Schülern dieses Gelehrten gehörte auch Leibniz. Dörffel scheint mit dem letzteren Freundschaft geschlossen zu haben, wenigstens nennt er ihn später mehrfach seinen „fürnehmen Gönner“.

Nach Beendigung der Studien in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er bald seines Vaters Substitut, und als dieser vier Jahre später starb, der Nachfolger desselben.

Im Jahre 1683 ernannte ihn die kursächsische Regierung zum Superintendenten von Weida, wo er am 6. August 1688 starb. Die Worte auf seinem Grabstein: *Vir reverendus, pius, doctus, prudens, rectique tenax*, zeugen für ihn.

Wenn wir Dörffels Wirken betrachten, so setzt uns vor allem sein Fleiß in Erstaunen. Schon das von ihm treu verwaltete geistliche Amt, das besonders durch die Entfernung der Orte Straßberg

und Oberlosa zeitraubend war, nahm eine volle Arbeitskraft in Anspruch, hatte er doch in manchen Jahren über hundert Predigten zu halten. Auch förderte er selbstthätig seine Berufswissenschaft, indem er theologische Schriften verfaßte, so eine über die hebräische Accentuation und eine Streitschrift gegen den Jesuitenorden.

Trotz der aufreibenden Amtsthätigkeit und der Sorge für eine zahlreiche Familie fand er doch noch Zeit zu astronomischen Beobachtungen. Statt am Abend von den Anstrengungen des Berufs auszuruhen und erquickendem Schlaf sich hinzugeben, sehen wir ihn auf seiner Sternwarte stehen, wie er mit bewaffnetem Auge dem Laufe der Sterne folgt, um ihre Bahnen zu ergründen. Das war seine Erholung! Kometen, Feuerkugeln, Finsternisse, Sternbedeckungen durch den Mond u. a. beobachtete er mit größter Sorgfalt, obgleich ihm solche Beobachtungen durch mancherlei Umstände erschwert wurden. So verdeckte ihm die Kirche einen Teil des Südosthimmels, auch besaß er keine größeren Fernrohre, endlich ermangelte er des astronomischen Umganges, wie er denn 1682 an den Leipziger Professor Kirch schrieb: „Ich möchte wohl wünschen, dergl. Correspondenz hinsüro und bisweylen zu continuiren, indem bekanntermaßen im Voigtlande die amici uranii sehr ermangeln und man dahero zu diesem studio weniger Lust und excitament findet.“

Meist konnte Dörffel den nächtlichen Beobachtungen am Tage nicht die entsprechenden Rechnungen folgen lassen; aber nur aus Mangel an Zeit; der mathematischen Kenntnisse war er vollständig mächtig. Einzelne wirklich durchgeführte Berechnungen, insbesondere auch das Zeugnis Mädlers über eine den Kometen von 1680 behandelnde Dörffelsche Schrift bezeugen das zur Genüge. Mädler sagt in seiner Geschichte über Astronomie: „Eine wahre Flut von Schriften, fast alle gänzlich wertlos, ist über den Kometen von 1680 erschienen; unter dieser Masse ist die Dörffelsche Schrift das einzige Goldkorn.“

An diesen Kometen knüpft sich auch die bedeutendste That Dörffels: Er wird zum Entdecker der Gestalt der Kometenbahn! Tycho de Brahe hatte die Kometenbahn kreisförmig genannt, Kepler geradlinig, Dörffel aber fand, daß sie eine Parabel sei, deren Brennpunkt im Centrum der Sonne liege.

Es herrscht freilich ein nicht vollständig geschlichteter Streit unter den Astronomen, ob nicht

dem Niederländer Hevel die Ehre der ersten Entdeckung gebühre. Sicher ist, daß Hevel ein Jahrzehnt früher die Vermutung ausgesprochen hat, die Kometenbahn sei eine Parabel, aber unbestimmt, besonders inbezug auf die Lage, ohne jede Erwähnung des Brennpunktes. Dörffel aber sagte mit Begründung aus seinen Beobachtungen und Zeichnungen die ganze Wahrheit in den Worten: „Ob nicht dieses und der andern Cometen Bewegungslinie eine solche Parabel sei, deren Focus in das Centrum der Sonne zu setzen?“

Dörffel ist auch, wenn nicht der erste, so doch der unabhängige zweite Entdecker der Methode, die Höhe der Feuerkugeln aus korrespondierenden Beobachtungen zu ermitteln. Dazu veranlaßte ihn die große Feuerkugel vom 12. August 1683. Dieselbe Methode hatte wahrscheinlich sieben Jahre vorher schon der Italiener Montanari entdeckt, allein Dörffel hatte hiervon keine Kenntnis.

Dörffels Verdienst um die Astronomie ist also ein doppeltes*: Er ist der einzige Astronom, der vor Newton die wahre Gestalt und Lage der Kometenbahn erkannte, und er führte die erste bekannte Berechnung der Höhe einer Feuerkugel aus — gewiß Verdienste genug, um ihn eines ehrenvollen Platzes in der Geschichte der Astronomie wert erscheinen zu lassen.

Hans Siegert.



Dörffels Epitaphium in der Kirche zu Weida.

*) Curt Reinhardt, dessen Dissertation „Mag. G. S. Dörffel“ wir in der Hauptsache gefolgt sind, nennt Dörffel den Entdecker des Kometen von 1682. Dieser Komet ist jedoch von dem Bauer Arnold aus Sommerfeld entdeckt worden. In seinem „einfältigen Bedenken“ sagt Arnold: „Am Tag nach Laurenti (also am 11. August) habe ich früh morgens . . . einen weißen stern gesehen . . . bis den 15. früh, da sahe ich es, daß es ein Cometsstern war etc.“

In' Muhrbod.*)

Eine Humoreske in vogtländischer Mundart von L. Riedel.

In Langebooch oder Langebuch warsch — iech was's nimmer gewies, 's kah mantweeng aa in Gosperschgrü oder Schnaadelbooch gewesen sei, 's fimmt aa net af ne Name ah — und Seifert hot er gehissen, und a gruß' Bauerschweig hot er gehalten, und Burstand in der Gemaa is er gewesen. Den hots seit aaniger Zeit drinne'n Baa gerissen, in' Knie, in Ferschengelent, ben grußen Fußzah rei. Er hots versprechen lösen, er hot Ameisenpiretus nahgeschmiert und sötten Absatz vun Gehanneshlumen, er hot aa Gichtpapier aus der Apthel aufgelegt; ober s' hot alles nir geholfen.

Zelegt hot er aa ne Dokter gefregt, und der hot'n erscht Verschiedens verschriem, aber aa zegleich gemaant, 's beste wür'sch sei, wenn er af a paar Wochen nei af Pause machet, nei's Muhrbod, nei's alte oder nei's neie, dös wär eechal.

Der alt' Seifert hot siech verneh über ne Dokter san'n Beschaad gefraat. A Bodraaf' machen wie der Harr Paster! Verderlein! Do funnt er noochert aa derziehn', wenn er wieder kam. Ober als vürsichtiger Mah zeibt er erscht Derkunniging ei, wos die Sach wuhl kusten könnt. Und wie er härt, ah er de Woch mit fufzig Märklen kaam wegkumme wür, do kratzt er siech in ne Haarne. Naa, dös war ze viel. Do gabug doch wasetter'sch oft a ganz' Schjel drauf, wenn er drei, vier Wochen dorte bleim muß. Hilf wott er aber aa hom, also wos tha?

Wies amol su halweeg is, ah er an'n Stiefel nah ne Fuß ziehe kah, de gräßten, die er hot, die er finst ner in' Winter abzug und wu er zwaa Paar Strümpf und a Paar Filzlatschen neiziehe und a halbs Bund Struh neistraae funnt, do läßt er siech's Kollweegele herrichten und fährt mit san'n grußen Maadel, die su a achtze oder nanze Gahr alt war und die ne de Wertschaft gemacht hot, seit sei Fraa vur zwaa Gahrne gestorm war, nei af Bod Linde, zen Eckerts-Traugott. Er sogt ze den, ah er wuhl aa heier noch af a paar Wochen kumme wür, er wött siech ner derweile amol de Sach ahsehe. Und er fregt an alles nah und läßt sich alles weisen, aa

den Platz, wu's Muhr rausgegroom werd. „Sötts schwarz' Zeig hoste af deiner Wief aa,“ denkt er derbei. Er läßt siechs weisen, wie dös Zeig abgebrüht werd, er greift nei, wie haaf's ungefähr is, und wie er sieht, ah's Bodmaadel mit an'n hölzern Ding, wu inne a gleeferns Nährle drinne war, in der schwarzen Brüh rümpfantschert und noochert immer amol 's Ding scharf abschaut, do fregt er aa, wos dös wär, läßt siechs deziehlu, ah dös weiße Zeig in den Glosrährle af der Dreißig stiehe müßt, wenn's Wasser warm sott sei sött, und er fregt endlich, ah's und wus sötte Boddinger ze kaafen geebet.

„Ei jo,“ sogt der Traugott, „in Blaue ben J. P., oa in Pause wohnt su a Mah, der welle ze verkaafen hot.“

Nu fregt der Seifert aa, was fer a Bod ze bezohlu wär. Und wie der Traugott ne Preis sogt: zwaa Mark, do maant er, ah's net aa genung wär, wenn er aane geebet oder zwölf Reigroschen mantweeng.

Ober do hot er'n Traugott schlecht gekennt. Hanneln? Kaufwärts jo, ober rowärts! Wu de Sach scha su wie su halb geschenkt is!

Noochert kaast siech unner alter Seifert noch a Glos Bier — aans hot er zevur scha gehalten — ist sei weng Worscht derzu, die er siech derham nei sei Schnupstüchel gebunden hatt', und noochert scheibt er oh. Der Traugott, der ne zer Thür nausbeglat't, fregt noch, wenn er wuhl maanet, ah er kumme wür, und der Seifert sogt, scha vun' Woong roh: „Nu, ne Tog kah iech naht genau bestimme, ober iech kumm scha.“ Er war aber längst mit siech aanig, wie ers'ch machen wott, der alte schlauche Fuchs.

„Wasste Maadel,“ sogt er ze dere über'n Gamsfahrn, „ise was iech, wie m'r'sch machen, ah iech Muhrbeeder krieg und de Sach doch net su teier ausfällt wie do ben Traugott. Mornig gehste rei af Pause und kaast zito so a Boddig, su a — na, wie haafst gleich? 's war wos vun Meetern und vun Därmern — na, sog ner: su a Ding, wu

*) Moorbad. — Mit frdl. Erlaubnis des Verlegers Rud. Neupert jr. abgedruckt aus „Zechen und Büchse“, der lehtjähriigen Weihnachtsgabe des vogtländischen Dichters L. Riedel, die wir allen Freunden eines gesunden Humors angelegentlichst empfehlen.

m'r dermiet sehe kah, wie haafß 's Wasser is; noochert kriegste's scha. Sötten schwarzen Dreck, sötts Muhr, ham m'r genung und foot af unnerer Wief', und als Bodwann, do nemme m'r ne Brühtrug. Noochert könne m'r uns boden, su viel m'r wölln."

Und ne annern Tog laaft's Maadel af Pause, se hatt' wos annerschts drinne ze tha, und brängt richtig su a Bodding miet. Und wieder ne annern Tog muß der Knecht a Kohwell sötts schwarz's Zeig af der Wief' huln. Und noch amol an'n Tog der- nooch werd's erschte Muhrbod z'sammgericht'. Drinne der Keemstum, wu se's vererschicht abrichten wotten, gahngs net, weils ze kalt drinne war; drüm föll nu drinne der Stum neem'e Usen de grüße Thot gescheh. Der schwarze Dreck werd z'samm nei ne Brühtrug geschütt', mit haafßen Wasser abgebrüht, und wie noong'e Essen de Leit z'samm naus 's Feld sei, werd haafß's und kalts Wasser z'sammg'offen bis's Bodding af der Dreißig stieht, noochert trägt's Maadel noch a paar Handtucher zu, wenn epper dös aane drinne der Höll net lange sott, noochert jogt der alt' Seifert in volln Eifer: „Su, nu kahst du d'r aa af a Stum wos draußen rüm ze schaffen machen, nu hilf iech m'r scha gar selber. De Hausthür sperrichte gut zu und zeihst ne Schlüssel oh, iech kumm scha naus, wenn iech naus will.“

's Maadel macht, wie ihr gehissen is, legt ne Schlüssel nei de Hundshütt, wies su gebreichlich is, und gieht ihre Gäng, oft naus 's Kraut. Der Seifert ober zeihst siech sachte aus, steigt nei san'n Sautrug, pudzelt siech bis nah ne Hals orntlich nei de warme schwarze Brüh, wos san'n alten Knochen orntlich gut thut, und is in san'n Geist vergnügt. „Dös sött der Traugott seh!“ denkt er mit Lachen. Ball fängt er ah ze schwißen und streicht siech mit der Händ über de Laffit rei, hühm rei und drühm rei, speeter aa über de Stern weg und der Ros' rei, wischt siech aa 's Maul amol oh, und is ball der raane Muhr vun' Kopf bis zen Füßen, ahne af ersch selber weiskriegt hot, wie er siech abschwärzet.

A alter Stromer vun der Langfingerzumft hatt' vun weiten geseh, wie's Maadel de Hausthür zugegeschlossen und ne Schlüssel versteckt hatt'. „Also kaa Mensch derham!“ hatt' er siech gesogt. „Do wär ige Zeit!“ Burfichtig schleicht er rundsüüm ums Haus rüm, af ne der Hund net epper spizig kriegt und Krawall macht, und guckt und schaut, af net erngdwu a Löchel offen is, wu er siech neischleing

köunt. Und richtig, hinten is a Budenfenster offen. A klaane Latte, die gerod bis nah langt, leiht aa in der Näh, und aans, zwaae is mei Lumpes nei, schleicht siech vun' Buden nei de Kammer, sieht a alte Tod dorte stiehe, und weil er an'n Dittrich aa gerod zufällig in der Tsch hot, is de alte Tod in zwaa Minuten aufgekliezt. Er wühlt se eifrig durch und durch und „ah!“ riest er leise, wie er unten af ne Buden, ganz unten, ganz versteckt, an'n grußen Leederbeitel mit lange grüne Schnürn lieng sieht. Mit ver Fraad zittering Händne zieht er ne Beitel auf, und „ah!“ jogt er noch amol und a weng lauter wie vur. Gold und Silber, zewengsten an de fümfhunnert Tholer, wie ersch fix oberflächlich überschätzt, sei drinne. Fix steckt er ne Beitel nei sei Kollertsch außen drah der Seit, weil de Husentaschen Löcher ham wie de Stiefelschäft, und macht sachte de Trepp noh. Er will siech ner fix noch wos ze essen suhng. Ei, war dös a Fang! — —

„Wos war dös?“ denkt der alt' Seifert drinne san'n Brühtrug. „Got net drühm ne Buden wos geknackt?“ Er lauscht und horcht. Freilich! Ige kimmts de Trepp roh. Wos kimmt dös sei? Der Hund is abgehängt draußen, der is's net: de Rag, die leiht dorte af ne Fensterbreet, die is's aa net. Wos ober könnt's finst sei? Wuhl gar epper Spizbuhm? Er horcht und lauscht wie a Meißel. Ige vischpert wos drah ne Thürschloß rüm und man'n Seifert zeihst de Aufreging und de Derwarting halb und halb in de Höh. Ige knackt's Thürschloß und de Thür gieht an'n klan'n Spalt auf, und der Seifert sieht, wie a fremms Gesicht reilinst. Ige — wos nu gepassiert is, läßt sich net su fix derziehln, als wies gescheh is, und geredt wur kaa Wörtel derbei, ner gehäsch ham se baade und mit ne Lungen geblosen wie olber — mit an'n Schwuppdich is mei Seifert längedeläng in de Höh geschossen, mit an'n Saß is er zen Brühtrug naus, mit noch an'n ber Stumsthür, mit dreien, vieren de Trepp nochenammer nauf, immer ne Kerl enooch, mit noch a paar Sprängen ne Buden vur bis zen Fenster, wu der Kerl reigeklettert war und nu in seiner Tubesangst aa wieder naus will; denn dös alte lange, schwarze Ugeheier hinner ihn her, dös su laafen und springe kimmt, dös muß doch der leibhaftige Teifel selber sei. Scha hot er siech durch's Fenster gezwängt, scha will er mit an'n Saß nohspringe, do kriegt ne der Seifert noch ben Koller ze packen, wu de grüne Bände aus der Tsch rausbaumeln, wie er ige

erschüt weiskriegt. Kaaatsch! hots getha, der Kerl leiht drunten in' Garten, fugelt a paarmol ümering, springt auf und reißt aus, aans, zwaae is er üms Hauseck nüm. Der alte Seifert ober hot 's halbe Koller vun' Kerl mit der Tasch und mitz'sammst jan'n Geldbeutel in der Händ, reißt fix ne Beitel auf und thut an'n tiefen, tiefen Dhenzug — oie, sei Geld hot er derrett'. Gott sei Dank! Er wär aa ne Kerl noochgesprunge und noochgeloffen in seiner Montur, mochts sei su weit wies wott. „Got! sei Dank!“ sogt er noch amol, noochert schaut er siech üm. Gott, ei Gott, hatt' er Meß gemacht Wu er an'n Fuß aufgesetzt hatt', do log a schwarze Sutt, und de Wänden und de Betten dorte'n Buden, ach, hatt' er die zerjuhng und vollergeprijt! Und wie wur'ich erschüt drunten der Stum und af der Trepp draußen aussehe! Und wie söll er — ize denkt er erschüt drah — siech selber wieder raabränge? Ruhlmuhrnpehrappelschwarz vun unten ah bis uhm naus!

Ize härt er, wie der Haustürnschlüssel drinne'n Schloß knautscht, sei Maadel is also aa scha wieder do! Er härt's drah ihrn Husten, af se's is. Gott, wos nu fix abgeem? Su wie er is, wie'n der liebe Gott derjschaffen hot — dös haast ahne's Ruhr — su kah er siech vur dere net sehe losen! Ach wos, 's is eechal!“ sogt er. „Ho iech zewengsten mei Geld, 's annere mog sei.“ Dermiet reißt er'sch Bettuch aus ne Knecht san'n Bett raus und fängt ah und wischt und rabbt siech dermiet oh. Ober ball is dös su schwarz wie er selber und 's gieht nix mehr nah. Er zeiht aa 's Bettuch aus ne Kühgung san'n Bett und fauliert aa dös gar ei. Ober er is immer noch schwarz. Do härt er unten 's Maadel riefen: „Boter, üm Gotteswilln, wos hot denn gepassiert?“

„Bleib ner derweile drunten, ize kumm iech gleich,“ schreit er noh, laast nei seine Kammer, wu de Lod stund, packt aa sei aang's Bettuch und wischt und raabt, wos er kah. „Na nu muß doch's Gröbbste

roh sei!“ sogt er, schleißt ne Klaaderschrank auf, hult siech de Sunntigshusen raus und zeiht se nah seine noch immer schwarzen Baa. „'s is eechal,“ sogt er noch amol, „'s war aamol a Dummer-Buhmstraach, ho iech doch mei Geld derhalten.“ Noochert macht er de Trepp noh. 's Maadel unten zetert und lametiert gerodnaus: „Gott, ach Gott, wos hatt ihr ner gemacht? 's ganze Haus, Stumsdiel und Wänd und Trepp a aanzige schwarze Dreckjutt!“

„Die ner stiller,“ sogt der Alte. „Gim m'r ner a weng Wasser, af iech de Händ und 's öbere Gescherr a weng raanesiern kah, der Schoden is aller wieder ze haaln, ho iech doch mei Geld noch.“ Und nu derzieht er, wos alles derweile gepassiert is, und sogt zelegt: „'s is eem asu, m'r söll nix ahfange, wos m'r net verstieht. 's war a rechter Schwoomstraach, den ich gemacht ho. Ober gut war'sch derweeng doch, finst wär'sch weng Geld ize weg. A paar Amer Wasser und a Meirerschpensel bränge alles ins Gleiche.“ — — —

Die aane Nacht mußten der Knecht und der Kühgung af ne Strubtuch und ahne Bettuch schlofen; Stum, Buden und Trepp wur'n noch den Tog gescheiert, und wie der alt' Seifert vier Wochen drauf aus ne Bod hamkam, wu er nu doch noch ne Traugott a paar sechzig Tholer hiegetroong hatt', der siech noch heit a Güt mit dere Sach thut und alln Leiten derzieht, wies gieht, wenn aans de Muhrbeeder net be ihn nimmt, do warn aa de Wänden wieder geweißt. In' ganzen Dorf ober und aa af ne Nachberdörfern gahngs Gered, der alt' Seifert hätt' ne Teifel. 's hätt' ne aans leibhaftig be helln lichten Tog geseh. Wies der Seifert aa härt, lacht er und stellt alles auf, af er'sch rausbränge will, wer dös Gered aufgebracht hot, hätt' er doch noochert gleich geweßt, wer der Spitzbuh war dorte. Ober 's war nix rauszebränge, er hots bis heit naht derfahrn und er hätt' doch fer sei Leem gern den Kerl noch amol ne Teifel gemacht.



Die Mönchstäufe bei Wechselburg.

Eine der romantischsten Stellen des Thales der Zwidaauer Mulde in ihrem Unterlaufe ist unstreitig die in der Nähe des Wechselburger Schlosses. Hart drängen sich die Höhen des Rochliger Waldes

an den Fluß heran und zwingen ihn, die Richtung seines Laufes zu ändern und zwischen engen Felswänden hin durch die botanisch und wohl auch mineralogisch interessante Eulenklust wildschäumend

seinen Weg zu suchen, um erst bei der einsam liegenden „Trafsche“ — einem Gute, das auf der Flur des schon 1205 eingegangenen Dorfes „Droselowe“ liegt — wo sich das Thal kesselförmig erweitert und der Silberbach sein Wasser ihm zuführt, seiner steinernen Fesseln ledig wieder aufatmen zu können. Steil steigen die Felsen des bewaldeten Eulenberges, dessen beschwerlichen Auf- und Abstieg wohl jeder Besucher des Rochlitzer Berges kennt, am linken Ufer empor, während in die Biegung des rechten der romantische Wechselburger Schloßpark halbinselartig hereinragt. Kleine Seitenthälchen im Osten und die im dunklen Walde sich verlierende Landstraße gestatten dem Auge, in die wenn auch unbegrenzte Ferne zu schweifen, und, ermüdet, kann dieses ausruhen auf dem saftigen Grün des Waldlaubes und der am Fluß sich hinziehenden Wiesenränder: Ein Bild von größter Naturschönheit! Kein Wunder, wenn in alter Zeit Mönche, die ja immer mit einem bewundernswerten Geschick, ja mit einer gewissen Virtuosität, wildschöne, einsame Erdenflecken in den Waldthälern aller Länder aufzufinden wußten, auch in diesem stillen, reizenden Thale des Meißnerlandes ein Kloster gründeten. Dedo der Feiste, ein Bruder des Markgrafen Otto des Reichen, Graf von Rochlitz und später auch Markgraf der Niederlausitz, stiftete 1168 ein Kloster für Regularkanoniker nach der Regel des heiligen Augustin, das er zum Familienkloster für sich und seine Nachkommen bestimmte. Bald herrschte auf der kleinen Anhöhe, welche jetzt das Schloß der Schönburgischen Grafen trägt, reges Leben; schnell stieg ein mächtiger Bau in die Höhe, vor allem hervorragend und berühmt durch seine schöne, jetzt als Schloßkirche dienende und von Evangelischen und Katholischen heißumstrittene Kirche, die in ihrem Innern als ein Meisterwerk mittelalterlicher Baukunst gilt. 1174 waren Kirche und Kloster so weit fertig gestellt, daß die Einrichtung der klosterlichen Genossenschaft erfolgen konnte. Augustinermönche, an ihrer Spitze Dietrich, Kanoniker vom Lauterberge bei Halle, zogen ein in die Gott geweihten Hallen und brachten Leben und Kultur in dieses stille Thal. Es waren nicht Leute gewöhnlichen Standes, die nun hier in klosterlicher Abgeschlossenheit zusammenleben wollten. Die Bewohner des neuen Stiftes mußten nach Dedos Bestimmung von Adel sein. Doch waren diese Chorherrn wie andere Mönche zu klosterlichem Leben und dem Chordienste ver-

pflichtet. Sie wurden von einem Propst regiert, dem ein Prior zur Seite stand. Ersteren durften sie sich frei wählen; nur mußte er aus demselben Orden stammen; letzteren ernannte der Bischof von Meissen, zu dessen Sprengel das neubegründete Kloster Zschillen gehörte. Schon nach hundert Jahren sollte durch diese adeligen Mönche in das waldumwobene, stille Muldenthal eine ungeheuere Blutschuld getragen werden, von der noch heute die murmelnden Wellen dem erzählen, der ihre Sprache versteht. Im Volksmunde nennt man noch jetzt eine Stelle der Mulde in der Nähe des Wechselburger



Nach einer Liebhaberaufnahme von Karl Tirpitz in Wechselburg.

Schlosses, nicht weit von der Biegung am Eulenberg, die „Mönchstäufe“. Wie dieselbe zu diesem Namen gekommen ist, erzählt uns eine alte Sage. Den Hintergrund derselben bildet eine, wie uns von verschiedenen Geschichtsquellen versichert wird, geschichtlich glaubwürdige, in das Jahr 1278 fallende Begebenheit. Der „Birnaische Mönch“ (Johann Lindner, zur Zeit Herzog Georgs lebend) z. B. erzählt davon, wie folgt: do die Bruder worn vom adel, hiben czur czeit irem Probefste sin beyn abefurten ein lose leben, worden von Margrafen zausgetriben, und die demizschen (= deutschen) Hern

mit bit und gaben erlangten es. Was hier in kurzen Worten angedeutet ist, möge in folgendem etwas ausführlicher zur Darstellung gelangen:

In jener trostlosen Zeit des Zwischenreiches in Deutschland, in welcher nur der Recht hatte und fand, der eine starke Faust besaß; in der alles drunter und drüber ging und alle ritterliche Zucht und Sitte schwand: da war auch in dem Kloster zu Zichillen bei seinen adligen Insassen nichts mehr von einem christlich klösterlichen Leben zu verspüren. Das Leben der Chorherren war ein durchaus unsittliches und ihren Regeln und Satzungen hohnsprechendes, so daß es in den weitesten Kreisen des Meißnerlandes, wohin auch die Kunde von den schamlosen Zechgelagen der adeligen Herren drang, Anstoß erregte und öffentlich getadelt wurde. Die Propste fürchteten, böses Blut zu machen, wenn sie mahnend eingriffen — da ja die Mönche vornehmen und mächtigen Anhang im Lande besaßen — und sahen deshalb thatenlos dem sündhaften Treiben zu. Die Klagen über dasselbe mehrten sich aber fort und fort, sodaß sich endlich der damalige Bischof von Meissen, Wittich oder Wittego, gezwungen fühlte, energischer vorzugehen. Er setzte den damaligen Propst, der sich so wenig seiner wichtigen und ernstesten Pflichten bewußt war, seines Amtes und wählte zu seinem Nachfolger einen frommen und thatkräftigen Mann, der ihm einen heiligen Eid schwören mußte, auf irgend eine Weise, und sei es durch noch so strenge Mittel, eine Besserung in den Zuständen des Klosters herbeizuführen. Mit dem festen Vorsatze, in Treue seinem Schwure gemäß zu wirken, trat der neue Propst sein schweres, verantwortungsvolles Amt an. Zunächst suchte er auf freundliche Weise die Chorherren zu einem christlich-sittlichen Lebenswandel zu bewegen: er bat sie inständigst; er warnte sie vor dem bischöflichen Zorne; sie aber antworteten ihm nur mit frechem Lachen, sie hätten nach ihrer Meinung immer christlich gelebt und wollten es deshalb beim alten lassen. Als der Propst ihnen nun mit den strengsten Strafen drohte, wenn sie noch einmal wagen würden, ihn, den Stellvertreter des Bischofs, in solcher Weise zu verhöhnen, da beschloßen sie sogar, ihm zum Troste es noch viel toller zu treiben und von nun an in keiner der vorgeschriebenen Andachtsstunden mehr zu erscheinen. Zur nächsten „Hora“ schon war der Propst mit dem Prior allein in dem herrlichen Gotteshause. Die Zeit verging,

und keiner der Chorherren erschien. Da schickte der Vorsteher des Klosters den Prior fort, um den Grund ihres Fernbleibens zu erkunden, und ließ ihnen durch diesen ernstlich androhen, daß er, wenn sie nicht sofort zum Gebet erscheinen würden, am folgenden Tage eine Anklageschrift gegen sie an den Bischof absenden würde. Doch auch der Prior kam nicht wieder; wohl aber ertönten ängstliche Hilferufe aus der Richtung des Speisesaales her. Schlimmes ahnend schritt der Propst eilend dem Refektorium zu und riß, voll heiligen Zornes und banger Ahnung, hastig die Thür zu demselben auf. Wie gelähmt blieb er aber an derselben stehen. Ein entsetzenerregendes Bild bot sich seinen Blicken dar: Lärmend saßen die Mönche bei schwelgerischem Mahle an der reichgedeckten Tafel; zwei lieberliche Frauenzimmer waren in ihrer Mitte; die schamlosesten Reden flossen aus ihrem Munde. Neben der Tafel aber lag, von Scherben von Tisch- und Trinkgefäß umgeben, in seinem Blute der entseelte Prior. Ein danebenliegender, blutiger Hammer zeugte von gräßlicher That. Nur allmählich löste sich der Schrecken von seinen Gliedern, und voll tiefsten Grimmes über die Verworfenheit der Thäter rief der Propst Gottes Fluch über die Mörder herab. Bei der Leiche des unglücklichen Priors schwur er, die schreckliche That dem Bischof zu verkünden und auf strengste Bestrafung zu dringen. Sein Vorsatz sollte nicht zur Ausführung kommen. Wie rasend sprangen die Mörder auf ihn zu:

„So Fluch Euch! Denn schweigen sollt Ihr fortan! Und dazu bedarfs nicht Lanzen und Schwerter, Das ist mit dem winzigsten Messer gethan.“

Mit blinder Wut warfen sie ihn zu Boden, schnitten ihm die Zunge ab und schlugen ihm mit dem Hammer den Kopf ein. Nun möge er dem Bischof die Nachricht bringen, und sei dieser nicht mit derselben zufrieden, so möge er antworten: Warum hast du mir befohlen, die adligen Mönche von Zichillen zur Besserung zu führen? In ihrer ihnen die Besinnung völlig raubenden Trunkenheit traten sie ihr zweites Opfer mit den Füßen und wälzten den entseelten Körper der Mulde zu. Dort stürzten sie ihn mit Hohngelächter vom Felsen herab in die brausenden Fluten. Wohl schlossen sich die mitleidigen Wellen über der Leiche des treuen und frommen Gottesmannes; die blutige That aber spülten sie nicht hinweg. Dumpf murmelten sie von Schande und Mord, und ihr Murmeln wurde

lauter und lauter, und die Kunde drang zu den Ohren des Landesfürsten, Heinrichs des Erlauchten, des Markgrafen von Meißen. Der Fluch des Gemordeten ging seiner Erfüllung entgegen. Die verbrecherischen Mönche wurden hingerichtet, das Kloster aber ging in andere Hände über. Mit Zustimmung des Bischofs von Meißen verwandelte es Heinrich unter dem Titel „St. Marien zu Jerusalem“ in ein Haus des Deutschritterordens zu Altenburg und schenkte es diesem Orden, als Hartmann, Graf von Heldringen, Großmeister war. (Nach Steche, Bau- und Kunstdenkmäler zc.) Es wurde zu einer Kom-

turei erhoben, und als erster Komtur wird in alten Urkunden Dietrich von Kolditz genannt, dem ein Priesterbruder, Heinrich von Broburc, zur Seite stand. Der Name Bschillen mußte später dem Namen Wechselburg weichen.

Doch das alles hat das Andenken der schlimmen That nicht verwischen können. Tausende und aber-tausende von Wellen sind seitdem an der „Mönchstäufe“ vorübergerauscht, aber eine erzählt immer der anderen, ehe sie weiter dem Meere zueilt, die traurige Mär von dem Märtyrertode des treuen Propstes.

Dr. Paul Zind.



Eine Ehrenschuld gegen Johannes Mathesius.

In zwei Jahren, an dem Johannistage des Jahres 1904, feiert die Stadt Rochlitz die 400. Wiederkehr des Geburtstages eines ihrer größten Söhne, des böhmischen Reformators Johannes Mathesius. M. ist, wenn auch seine Wiege dort gestanden hat, wo das Gebirge beginnt in die Ebene überzugehen, doch ein echter Sohn des Erzgebirges gewesen. Denn dort, wo die Thaler zuerst das Licht der Welt erblickten und zu rollen begannen, im „Thal“, — wie M. selbst oft sagt — in Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge — wie man sonst den Ort zu nennen pflegt, hat er die größte Zeit seines Lebens gelebt und gewirkt als ein treuer Anhänger seines Lehrers und Freundes Luther, dessen Tischreden er zum Teil aufgezeichnet, dessen Leben er uns in seinen Predigten über die „Historie von Luthers Leben“ frisch und lebenswahr dargestellt hat, wie kaum ein anderer. Und da er ein rechter Seelsorger seiner Gemeinde war, was in einer so rasch durch den Bergbau emporgeblühten Stadt, in der alles auf materiellen Gewinn hinzielte und in der manche fragwürdige Existenzen lebten, besonders viel sagen will; da er seine Predigten so recht aus dem Leben und Treiben seiner Pflegebefohlenen schöpfte, wie seine „Berg-

postille oder Sarepta“ beweist, und Sinn für deren große und kleine Leiden und Freuden hatte; da er, um mit einem Schlagworte unserer Zeit zu reden, so recht sozial wirkte, so hat man sein Wirken in Joachimsthal auch heute nicht vergessen, obwohl der Sturm der Gegenreformation den lebensfrischen Baum der in Böhmen emporblühenden evangelischen Kirche knickte und auch diese Stadt der katholischen Kirche zurückeroberte. Aber auch die Vaterstadt hat ihren großen Sohn nicht vergessen und will eine alte Ehrenschuld abtragen durch Errichtung eines einfachen Denkmals für ihn. Die Stadt Joachimsthal hat versprochen, ihr Wappen zu dem Denkmal zu stiften. Die zahlreiche Nachkommenschaft des M. ist ebenfalls schon für die Sache interessiert worden. Außerdem wird wohl aber mancher, der der freundlichen Muldenstadt entstammt oder ein Freund und Verehrer des M. ist, möge er dies- oder jenseits der Grenze wohnen, sein Scherflein geben wollen. Dasselbe wird mit größtem Danke entgegen genommen werden. Beiträge nimmt schon jetzt der Vorsitzende des Rochlitzer Geschichtsvereins, Realschuloberlehrer Dr. Cl. Pfau, an.

(Nachdruck erwünscht.)

Dr. Zck.



„Stürmische Wogen“.

Ein Monumentalbrunnen von Robert Diez auf dem Albertplaz in Dresden.

Als im Jahre 1891 der berühmte Bildhauer Ernst Hänel in Dresden gestorben war, ward der Professor Robert Diez sein Nachfolger als Lehrer an der Kunstakademie, einer der bedeutendsten Plastiker der Gegenwart. Das beweisen u. a. seine herrlichen Brunnen, die er für Dresden geschaffen hat, von denen der Gänsefuß-Brunnen auf dem Ferdinand-Platz wohl der bekannteste ist. Aber ebenso bedeutende und durch ihre gewaltige Komposition im-

ponierende Meisterwerke sind seine beiden Monumentalbrunnen „Ruhiges Wasser“ und „Stürmische Wogen“ auf dem Albertplaz, von denen wir heute den letzteren Brunnen in einer Abbildung wiedergeben. Sie sind „glänzende Beispiele einer auf intimsten Naturstudien beruhenden reifen und großen Kunst“, die begeisterte Anerkennung gefunden haben. Wir hoffen demnächst auch die anderen Brunnen in Reproduktionen bringen zu können.



Bürgerfreue.

Ein Bild aus Freibergs Vergangenheit.

Albrecht der Entartete oder Unartige, der unwürdige Sohn Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen von Meissen und Landgrafen von Thüringen, dachte so wenig an die heiligen Rechte seiner Söhne Friedrich und Diezmann, daß er die Landgrafschaft Thüringen, welche diesen Söhnen nach dem Tode des Vaters zugehörte, an Adolf, Grafen v. Nassau, verkaufte und das dadurch gewonnene Geld in Üppigkeit vergeudete. Unwillig über diese widerrechtliche Entziehung ihrer Besitzung suchten Friedrich und Diezmann das ihnen zustehende Land mit dem Schwerte zu erkämpfen und schlugen auch wirklich im Jahre 1295 die nassauischen Kriegstruppen in dem Treffen bei Borna auf das Haupt. Adolf von Nassau entbrannte darüber voll heftigen Zornes, drang mit einem neuen kriegslustigen Heere in das schöne Meißenerland ein und wollte Freiberg überfallen, um dessen reiche Bergschätze zu gewinnen. Der erste Angriff der Stadt wurde mutig abgeschlagen, und eine nach dem sogenannten „dörren Schönberg“ vorgedrungene Schar, ungefähr 1000 Mann stark, ward infolge eines plötzlichen Bergfalles unter Erde und Schutt begraben. Aber der Sturm auf die Stadt begann von neuem und zwar mit verdoppeltem Grimm, und schon dachten sich die Feinde im Besitze der Stadt, als ein vereinter Angriff der Bürger ihre Massen sprengte und den

Sturm vereitelte. Endlich, nach einer 16 Monat langen Verteidigung, gelang es den Feinden, durch Verrat, den ein Bürgersohn ausführte, in die Stadt zu kommen, und Friedrich und Diezmann mußten sich ergeben. Vertrauend auf das von Adolf den Truppen und den Bürgern der Stadt Freiberg gegebene Wort, daß er sie mit aller Schonung behandeln werde, zogen sie nach der nur durch Hunger bewirkten Übergabe der Festung und ihrer Bastionen ohne alle Waffen auf den Marktplatz. Hier aber wurden sie von den feindlichen Truppen plötzlich verräterisch umschlossen, und 60 Biedermänner mußten für ihre dem Rechte bewiesene Freue als Märtyrer für die übrigen unter dem Beile sterben.

Einer der reichsten Bergherren jener Zeit war Ernst Haberberger, der gerade vor seinem Schmelzofen stand, als ein Fremdling im Pilgergewande zu ihm trat und nach freundlicher Begrüßung ihn um eine Geldunterstützung für den Markgrafen Friedrich bat. „Für meinen rechtmäßigen Landesherrn will ich gern all mein Hab und Gut opfern,“ — sagte der edle Bürger — „auch selbst meinen Arm für ihn bewaffnen; und wie ich, so denken viele meiner Mitbürger!“ — Da riß der Pilger seinen Mantel auf und gab sich als Markgraf Friedrich zu erkennen, worauf Fürst und Bürger



„Stürmische Wogen“. Monumentalbrunnen von Robert Diez in Dresden.

gerührt und herzlich sich umarmten. Haberberger verehrte dem Fürsten seinen ganzen Silbervorrat und versprach ihm, alle Gutgesinnten in der Stadt zur Wiedergewinnung Freibergs für ihren rechtmäßigen Herrn zu vereinigen. Erfreut über solche Treue und Anhänglichkeit kehrte Friedrich heimlich zu den Seinen zurück.

Graf Heinrich von Nassau, Adolfs Verwandter und Feldmarschall, befehligte die Besatzung der Stadt Freiberg. Stolz und Ehrgeiz waren seine Haupteigenschaften, auf diese aber baute Haberberger den Plan seines Unternehmens. Ein feierlicher Bergaufzug sollte zu Heinrichs Namensfeier gehalten werden, zu welchem Zwecke sich die Berg- und Hüttenleute der Umgegend mit ihren Ehrenzeichen und Waffen versammelten, ohne daß Heinrich etwas Arges davon denken konnte. Vertraute Boten aber hatten den Markgrafen Friedrich von der Sache unterrichtet, und man erzählt, daß dieser selbst in Bergmannskleidung heimlich nach Freiberg hereingekommen sei. Im Saale der Burg klangen noch die mit dem besten Weine gefüllten Goldpokale und silbernen Humpen, als der Bergaufzug unter dem lautesten Trompeten- und Paukenschalle herannahte. Einer der höheren Bergbeamten führte auf einem reich geschmückten Rosse die Vorhut an, welche 20 Bergknaben mit großen Wachsfackeln, die Musik und Bergsänger und ein Knappschaftsältester mit den Zeichen des Bergmannes — Schlägel und Eisen — bildeten. Ihnen folgte eine Abteilung Zimmerlinge, welche auf der linken Schulter den Kaufmann (eine Art Zimmerart) und in der rechten Hand das Grubenlicht trugen. Unmittelbar vor der Hauptbergfahne ritt als erster und höchster Bergbeamter Karl v. Haugwitz, und hinter ihr folgten als Ehrenbegleitung die höheren Bergbeamten, die Mitglieder des neu errichteten Berggerichtsamtes und mehrere Magistratspersonen; auch der ehrwürdige Haberberger, Großes und Edles im Herzen erwägend, schritt ernst und still daher. Hierauf erschienen die Knappschaftsältesten, welche wertvolle Silberstufen in Mulden auf ihren Schultern trugen, und in wohlgeordneten, militärisch gebildeten Zügen die Bergleute mit brennenden Grubenlichtern, während Fackelschein zwischen den einzelnen Zügen erglänzte. Ein neues Musikchor führte die lange Schar der Hüttenleute, der Berg- und Hammerhämmer an. Ein Zug Berghäuer mit ihren Abzeichnungen und mit Grubenlichtern, ein Zug bewaffneter Bürger

und ein Bergbeamter zu Pferde bildeten den Schluß des wahrhaft großartigen Aufzuges, wie denn überhaupt bis auf die neueste Zeit diese Bergaufzüge, gleichviel ob sie am Tage oder am Abende stattfinden, ein gar schönes und mannigfaltiges Schauspiel darboten.

Vor dem Schlosse stellten sich sämtliche Teilnehmer in einem Halbkreise auf. Heinrich grüßte mit zufriedenerm Lächeln den gesamten Zug, der unter dem Klange der Trompeten und Pauken, unter dem Niedersinken der Fahnen und unter dem Emporheben der zahllosen Grubenlichter und Fackeln ein dreimaliges lautes und weithin schallendes „Glück auf!“ darbrachte, worauf die kostbaren, glänzenden Geschenke, bestehend in geschmolzenem Eisen und Silber, überreicht wurden. In seiner übergroßen Freude stieg Heinrich nun in die Mitte der Abgeordneten auf den Schloßplatz hinab, sprach seinen Dank aus und forderte die Bürger auf, in Treue und Liebe dem deutschen Könige Adolf, als ihrem rechtmäßigen Landesherrn anzuhängen. „Ja, das wollen wir“, — rief der alte Haberberger — „unser rechtmäßiger Gebieter, Friedrich, Markgraf zu Meissen und Landgraf zu Thüringen, lebe hoch! Ihm ein herzliches Glück auf!“ Bei diesen Worten entriß Haberberger dem ihm zunächst stehenden Fahnenträger die Fahne und schwenkte sie wiederholt zum Zeichen des Angriffs über die unübersehbare Menge. — „Verrat!“ — schrie Heinrich, doch kaum hatte er dies Wort hören lassen, so wurde er mit seinen Feldhauptleuten von bewaffneten Bergleuten umgeben, während andere das Schloßthor besetzten. Jetzt ertönten auch die Sturmglocken der Stadt, während sämtliche Wachen von den Bürgern bezogen wurden; die Nassauer Truppen aber konnten keinen großen Widerstand leisten, weil sie sich bei einem für sie an demselben Abende veranstalteten Festmahle größtenteils berauscht hatten. — „Verrat! Hilfe!“ — rief Heinrich noch einmal, aber Todeschreck durchzuckte sein Herz, als ihm plötzlich Markgraf Friedrich aus der Menge der umstehenden Bürger und Bergleute in einfacher Bergmannskleidung entgegentrat, vor diesem sich alle Fahnen neigten und Heinrich sich als den von ihm Besiegten anerkennen mußte. Er bat um Schonung seines Lebens, und Friedrich gewährte ihm diese Bitte unter der Bedingung, daß Heinrich aufs schnellste Stadt und Land räumte und mit seinem Ehrenworte einen Waffenstillstand einging und verbürgte. So

hatte das gute Recht die Oberhand behalten, und Friedrich erfreute sich des Besitztums seines wiedergewonnenen Landes und zeigte sich den Bürgern Freibergs in hohem Grade dankbar für die ihm von ihnen bewiesene opferfähige Liebe und Treue.

Leider sollte das Recht bald noch einmal gebeugt werden! Der neue König der Deutschen, Kaiser Rudolf von Oesterreich, (König Adolf war am 2. Juni 1298 in der Schlacht bei Gellheim am Rhein gefallen), bedrohte abermals die thüringischen Lande und wollte durch grausame List den Markgrafen Friedrich unschädlich machen. Unter dem Scheine der Freundschaft lud er ihn im Jahre 1305 nach Altenburg, wo er seinen Hof hielt, und trug ihm, anscheinend sehr nachgebend und mit geheuchelter Freundlichkeit, die Einladung zu einem Friedensabschlusse vor. Aber kaum hatte er die Tafel, an welcher auch der Markgraf teilgenommen hatte, verlassen, so drangen plötzlich einige Trabanten mit ihren Waffen wütend auf Friedrich ein und würden ihn unfehlbar ermordet haben, wenn nicht ein Altenburger Bürger, der sich unter der Bedienung bei der Tafel befand, mutvoll dazwischen getreten wäre und mit seinem eigenen Leibe die Todesstrieche aufgefangen hätte. Leider ist der Name dieses Treuen verloren gegangen, nur soviel meldet die Geschichte, daß derselbe ein geborener Freiburger gewesen ist. Durch diese Heldenthat wurde dem

Markgrafen Meißens das Haus seiner Fürsten, der uralte Stamm der Wettiner, der heute noch mit seinem schützenden Szepter über das Königreich Sachsen regiert, erhalten.

Am 31. Mai 1307 endlich befreite Markgraf Friedrich sein Vaterland durch den Heldenkampf bei Lucka, nicht weit von Altenburg, wo das Heer der Kaiserlichen, das meist aus Schwaben bestand, gänzlich geschlagen wurde. Die aufgebrachten Bauern töteten viele tausende der nach allen Seiten auseinander gesprengten Soldaten, und von dieser schmachvollen Niederlage rührt das Sprüchwort her:

„Es wird dir gelücken
Wie den Schwaben bei Lucka!“

Ein Teil des flüchtenden Heeres indes hatte Freiberg wiedergewonnen und hauste dort mit fürchterlicher Strenge. Doch bald nahte auch hier Markgraf Friedrich, der nach dreimal zurückgeschlagenem Angriffe die Stadt erstürmte. Zurück- und zusammengedrängt auf den Marktplatz, mußte sich der Feind auf Gnade und Ungnade ergeben, und zur Ehre dieses Tages ward an dem Orte, wo der letzte Sturmangriff den Sieg entschied, ein stattliches Haus erbaut, das man lange Zeit hindurch „den Fürstenhof“ nannte. — Markgraf Friedrich starb den 17. November 1324. Die Treue seiner Stadt Freiberg ist sein schönstes Denkmal.

(Aus A. Lanský's halbvergessenem Buche: „Aus Zeit und Raum“.)



Das Abthaus zu Roßwein.

Auf dem Marktplatz zu Roßwein, unmittelbar an das Rathhaus anstoßend, erhebt sich das unter dem Namen „Abthaus“ bekannte Gebäude, das der letzte Abt zu Kloster Alzella, Andreas Schmiedewald, ein geborener Roßweiner aus altem Geschlechte, errichten ließ. Schmiedewald war in der heimischen Schule (schola patria) unterrichtet worden, hatte das Bernhardinum in Leipzig besucht, war aber dann als Mönch ins Kloster eingetreten und Stufe um Stufe gestiegen, bis er zuletzt das höchste Amt erreichte, freilich zu einer Zeit, wo das Kloster seiner Auflösung entgegen ging, und so ward er der letzte Abt. Als solcher erbaute er jenes „Abthaus“,

weil er es als ein längst gefühltes Bedürfnis erkannt haben mochte, daß die Äbte mit ihrem Gefolge bei ihrer oft im Jahre wiederkehrenden Anwesenheit in Roßwein, namentlich bei Gelegenheit der jährlichen Bestätigung des Bürgermeisters und der Ratspersonen, nicht ein eigenes Haus hatten, sondern anderer Gastfreundschaft in Anspruch nehmen mußten. Das Abthaus, das später Neuhaus genannt wurde, erhielt ein mit Spitzbogen gewölbtes Erdgeschloß, ferner schöne, hohe und geräumige Zimmer, auch eine sehr große Küche, so daß es noch heute als das ansehnlichste Haus Roßweins gelten könnte, wenn man es entsprechend herrichtete.



Besonders fällt ins Auge das schöne, gut erhaltene (katholische) Portal. (Siehe Abbildung.)

Knauth, der Chronist, meint, daß das Haus wegen seiner Kostbarkeit kaum für 3000 fl. erbaut sein könnte. Im Jahre 1540 wurde es fertiggestellt, aber noch nicht ausgebaut. Das war aber dasselbe Jahr, in welchem das Kloster Zella durch die Beauftragten des Herzogs Heinrich förmlich aufgehoben wurde. (Urkunde vom 18. Februar 1540).

Das Abthaus schenkte später der Abt Andreas Schmiedewald seinem Bruder, dem Bürgermeister Antonius Schmiedewald in Roswein, laut eigenhändiger Verschreibung vom 21. September 1544, in welcher er das Haus ausdrücklich als sein Eigentum bezeichnet, indem er hinzufügt, daß dies Geschenk sein soll ein Zeichen der Dankbarkeit für alle Liebe und Unterstützung, die er von seinen Geschwistern erfahren. Das Haus wechselte dann mehrmals die Besitzer, bis es 1565 die Tuchmacherinnung für 1000 Gulden an sich brachte.

Nach der Darstellung des Rosweiner Pfarrers B. Arnold (v. Sept. 1900) in der „Neuen Sächsischen Kirchengalerie.“ Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.



Kleine Chronik.

Erzgebirgischer Neujahrswunsch aus dem Jahre 1684.

„Meinen allerseits Hoch- und Vielgeehrtesten Herren / respective Großen Patronen / Mächtigen Befördern / Vornehmen Gönnern und Liebwerthesten Freunden dedicire und übergebe ich diese Bergkläusftige Schneebergische Beschreibung / und wünsche Ihnen darbey zum Neuen Jahr ein nachdrückliches Ver...ännisches

Glück auff!“

Am Schlusse der Dedication (Widmung) hängt Christian Melzer / Woldensteinensis (aus Woldenstein) in seiner Bergkläusftigen Beschreibung der Bergl-Stadt Schneeberg diesen „Neue-Jahrs-Glückwunsch“ an. Wir verweisen darauf, weil aus dieser Zeit sonderbarerweise nicht allzuvielle Neujahrswünsche erhalten sind. — Die Sitte der Neujahrswünsche (bzw. Geschenke) gab es schon bei den Römern; sie pflanzte sich fort, und ausgangs des Mittelalters gab es bereits gedruckte Neujahrswünsche (meist ein Christkind — unser Vorkind — [neu](ge)born Kindel in den erzgebirgischen Chroniken — in Kupferstich oder Holzschnitt). In Kalendern (seit 1439 wohl) begegnen öfter einmal Glückwünsche in Form von Stichen oder Schnitten mit Inschriften wie „ein gut selig ior!“

G. v. d. A.

NB. Für jede alte Nachricht aus „Unsere Heimat“ ist dankbar

D. R.

Aus Dresden wird gemeldet: Für dies Jahr steht die Einverleibung der Bororte Kaditz, Löbtau, Mickten, Raufhitz, Räcknitz, Reich, Seidnitz, Wölfnitz und Zschertnitz, vielleicht auch von Cotta zu erwarten, während die Verhandlungen mit Plauen und Trachau vollständig ins Stocken geraten sind.

In **Blauenhain** bei Crimmitschau, seinem Geburtsort, ward am 6. Januar als der letzte seines Stammes der k. k. Rittmeister Jodisch-Scheured in der Familiengruft beigesezt, der 1870 in dem sächsischen Carabinier-Regiment als Offizier den Feldzug von 1870 rühmlich mitmachte und sich das Eisene Kreuz und die silberne St. Heinrichsmedaille erwarb, aber 1872 in österreichische Dienste übertrat.

In der in **Falkenstein** am 30. Dezember abgehaltenen Sitzung des Göltzschvereins wurde bezüglich der projektierten drei Stauweiher bekannt gegeben, daß der im Göltzschthale 996200 cbm, der an der Rißbrücke 20058, der am Löffelbach 186095 cbm Inhalt habe (Kostenanschläge für Ausführung: I: 1000000 Mk., II: 50000 Mk., III: 140000 Mk.; Einheitspreis für 1 cbm Stauwasser: 1 Mk., bez. 2 Mk. 50 Pf. und 75 Pf.). Nach Lage der Verhältnisse kann nur die Ausführung von Projekt III in Frage kommen, doch beschloß man, alle 3 Projekte der kgl. Staatsregierung vorzulegen.

— In **Plauen** wird nunmehr die Eyra überbrückt werden, rund 100000 Mk. sind dafür angeferkt worden. Von

den Kosten sind $\frac{1}{5}$ von der Stadt, $\frac{4}{5}$ von den Anliegern zu tragen. — Der Bezirksausschuß der königl. Amtshauptmannschaft beschloß am 23. Dezember, den wegebauenden Gemeinden eine Beihilfe von zusammen 21000 Mk. zu gewähren. Der Straßenneubau Straßberg—Kloschwitz—Lobertitz soll aus Bezirksmitteln erfolgen, die Gemeinden Straßberg und Plauen um Erhöhung der Beiträge ersucht und die Erhöhung des Staatsbeitrags um 20000 Mk. erbeten werden.

In **Auerbach i. B.** ist Dr. Achilles, bisher Stadtrat in Zittau, zum Bürgermeister gewählt worden.

In **Freiberg** wählten die städtischen Kollegien den Bürgermeister Blüher und Stadtrat Dr. Hase einstimmig auf Lebenszeit.

— In **Freiberg** war am 31. Dezember, wie alljährlich, das Gefängnis des Prinzenräubers Kunz v. Kaufungen im Rathause wieder dem Publikum zugänglich.

Elbernhau ist zu Neujahr in die Reihe der Städte eingetreten, Gemeindevorstand Dr. Schanz ward bereits als Bürgermeister verpflichtet. Auch die Stadtverordnetenwahlen haben bereits stattgefunden; in der ersten der drei Klassen siegten infolge ungenügenden Zusammenschlusses der Ordnungsparteien die Sozialdemokraten.

Das **Elbernhauer** neue Stadtwappen behält in seinem oberen Teile die bisherigen drei Tannen bei, zeigt aber unterhalb derselben statt des bisherigen Bildes (eines Frosches) silberne Wellenlinien.

Frankenberg. Der Bornaer Realgymnasialoberlehrer Dr. Schmerler ist als Direktor unserer Realschule ernannt worden und wird sein neues Amt schon Ostern antreten.

In **Glauchau** starb am 28. Dezember 1901 Stadtrat Gustav Adolf Rueff, Mitglied der dortigen Kammer für Handelsfachen.

In **Stollberg** ist das neue Seminargebäude äußerlich bis auf den Teil des Mittelbaues, den ein schlanker Thurm überragt, fertiggestellt. Der stattliche Ziegelrohbau mit Sandsteinverzierung ist dreistöckig und besteht aus großem Mittelbau und langen Seitenflügeln. Die Vorderseite grenzt

an den Stadtpark, und der große Garten erstreckt sich bis in die Nähe der Eisenbahn.

Bei **Kloschwitz i. B.** ist eine etwa 10 Meter lange Tropfsteinhöhle entdeckt worden, deren Eingang sich in einem Steinbruch befindet.

Wie aus **Schaß** gemeldet wird, hat am 31. Dezember E. A. Schmorl, Ehrenbürger der Stadt, sein Amt als unbesoldeter Stadtrat, das er seit 1865 innegehabt, niedergelegt.

Chemnitz. Der hochverdiente Justizrat Dr. Richard Otto Robert Enzmann, langjähriger Stadtverordneten-Vorsitzender, ward zum Ehrenbürger der Stadt ernannt, und zu seinen Ehren hat der bisherige Altendorfer Kirchweg daselbst den Namen Enzmannstraße erhalten. Ferner ist im Stadtverordneten-saale ein von Franz geschaffenes Porträt Enzmanns angebracht worden.

Der **Liebstädter** Stadtgemeinderat ernannte den Kgl. Kammerherrn Karl Adolf v. Carlowitz auf Liebstadt einstimmig zum Ehrenbürger.

In **Aue** wurden der Vizebürgermeister Julius Vochemann und Stadtrat Anton Gläser zu Ehrenbürger der Stadt ernannt.

In **Zwickau** wurden am 9. Januar der Rechtsanwalt Justizrat Ernst Bülow infolge seiner großen Verdienste als ehemaliger langjähriger Stadtverordneten-Vorsitzender und der Baumeister Franz Wolf, der dem Stadtverordnetenkollegium 25 Jahre angehört und zur Zeit Vorsitzender ist, zu Ehrenbürgern ernannt.

Zwickau. Das hiesige „Wochenblatt“ (Amtsblatt) tritt mit diesem Jahre in den 100. Jahrgang seines Erscheinens ein. Wir werden später darauf zurückkommen. —

Hof i. B. Der „Hofener Anzeiger“ feierte am 1. Januar sein 100 jähriges Bestehen. Er ward begründet von Johann Heinrich Minzel, einem Nachkommen jenes Hans Albert Minzel, der 1641 auf den Ruf des Rates der Stadt Hof von Leipzig nach Hof übersiedelte, um hier eine Druckerei zu eröffnen. Noch heute befindet sich der Anzeiger im Besitze der Nachkommen der Familie Minzel. —



Litteratur.

— **Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz.** Heft V. Als Festschrift zum 400jährigen Jubiläum der Stadt herausgegeben im Auftrage der städtischen Kollegien und des Buchholzer Geschichtsvereins v. L. Bartsch. Verlag v. Albert Handreck in Buchholz 1901. 190 S. Beigegeben sind 25 Tafeln in Lichtdruck. — Der I. Teil bringt folgende Aufsätze: Buchholz an der Schwelle des 5. Jahrhunderts seines Bestehens v. L. Bartsch. Buchholz unter der Ernestinischen Linie des Hauses Wettin v. L. Bartsch. Kirchliches u. Schulisches aus dem Zeitalter der Reformation v. Lic. Dr. D. Clemen. Zur Geschichte der Kantorei in Buchholz v. Kant. R. Wagner. Teil II enthält Urkunden zur Geschichte der Stadt u. zwar Ordnung u. Statuten v. 1545, Hüttenordnung v. 1507—1508, Freibrief für den Buchholzer Bergvogt Matthes Busch v. 1522, Kurfürstliche Begnadigung u.

f. w. v. 1534, Artikel der Schneiderinnung v. 1545, desgl. der Schumacherinnung v. 1546, desgl. der Posamentierinnung v. 1609, desgl. der Böttcherinnung v. 1609, desgl. der Fleischerinnung v. 1609, desgl. der Posamentiergesellen v. 1768. — Die Aufsätze fußen auf eingehenden Quellenstudien. Die Urkunden lagen bis jetzt nicht gedruckt vor. —

— **Plauen i. B.** Ein Führer für Freunde und Einheimische. Von A. Neupert sen. Mit 10 Abbildungen, einem Stadtplane und einer Karte der Umgebung Plauen i. B., Kommissionsverlag von Rud. Neupert jr.

Die „Leipziger Zeitung“ schreibt über dieses in Druck und Ausstattung äußerst geschmackvolle, im vorigen Jahre erschienene Buch folgendes: „Das außerordentliche Wachstum der rastlos vorwärts strebenden Hauptstadt des Vogtlandes und der Umstand, daß seit längerer Zeit kein umfanglicher

Führer durch Plauen und Umgebung erschienen ist, sind die Gründe gewesen, die den Verfasser des vorliegenden Buches zu seiner Arbeit bestimmt haben. Mit Fleiß und Sorgfalt hat er sich seiner Aufgabe gewidmet, und was er gebracht hat, darf als ein erfreulicher Zuwachs zur vogtländischen Ortskunde bezeichnet werden. Das Buch ist kein eigentlicher Fremdenführer, sondern ist wohl in erster Linie für die Einheimischen bestimmt, denen er vor Augen führen will, wie Plauen sich zu seiner heutigen Größe entwickelt hat. Heimatliebe, die ja den Vogtländern in besonders hohem Maße eigen ist, spricht allenthalben aus den Worten des Verfassers, der durch sein Werk daheim und in der Fremde die Treue und Liebe zur Heimat stärken möchte. Der Fremde wird manches in dem Buche überschlagen, weil es für ihn zu ausführlich ist, aber er findet darin alles, was er für seine Zwecke braucht. Das Buch verbreitet sich zunächst über Namen, Lage, Klima, Größe und gesundheitliche Verhältnisse der Stadt Plauen, behandelt dann die Landesherren, das Stadtreghment und besonders eingehend das Kirchen- und Schulwesen, erzählt von den Kriegsdrangsalen und anderem Ungemach, das die Stadt betroffen hat, und berichtet weiter über Industrie, Handel und Verkehr, über Kunst und Wissenschaft und alles, was damit zusammenhängt. Auch über die städtischen Finanzen und über die wichtigsten städtischen Einrichtungen und Unternehmungen, über Promenaden und ähnliche Anlagen, über Straßen, Brücken und Plätze giebt es genau Auskunft. An diese Mitteilungen schließt sich ein alphabetisch geordnetes Straßenverzeichnis an. Hierauf folgt derjenige Teil des Buches, der zumeist für die Fremden von Belang ist. Auf einem Rundgange durch die Stadt werden alle Sehenswürdigkeiten vorgeführt und alles, was sich auf Unterkunft, Verpflegung und Verkehr bezieht, angegeben. Ein Abschnitt ist sodann den Spaziergängen und Halbtagsausflügen in die Umgebung gewidmet. Den Schluß bildet ein Namensverzeichnis. Zehn sauber ausgeführte ganzseitige Abbildungen schmücken das Buch, das außerdem noch einen großen Stadtplan mit vollständigem Verzeichnis der Straßen, Gastwirtschaften, öffentlichen Gebäuden und Anlagen und eine von Th. Köffel gezeichnete Karte der näheren Umgebung

Plaueus enthält. Das Werk ist dem General z. D. E. v. Raab gewidmet, der sich um die vogtländische Geschichtsschreibung und um die Förderung des Altertumsvereins in Plauen hohe Verdienste erworben hat. Der Preis des sehr gut ausgestatteten Buches ist sehr billig, er beträgt nur 1 Mark.

— Auf dem Gebiete der **Heimatkunst**, die jetzt erfreulicher Weise in allen deutschen Gauen mit Eifer und Verständnis gepflegt wird, sind wiederum noch gegen das Ende des vorigen Jahres mehrere Werke erschienen, die wir heute hier nur namhaft machen wollen, indem wir uns vorbehalten, auf dieselben ausführlicher einzugehen. Nur so viel sei schon jetzt gesagt, daß wir die mit Liebe und Begeisterung geschriebenen Bücher allen Freunden der Heimatkunst aufs beste empfehlen können. Es sind dies:

Heimatsklänge aus deutschen Gauen, ausgewählt von O. Dähnhardt. Uns Sachsen interessiert insbesondere der 2. Band dieser schönen Sammlung: *Aus Nebenflur und Waldegrund*. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Verlag von V. G. Teubner in Leipzig.

Bauernstolz. Dorfgeschichten aus dem Weserlande von Lulu von Strauß-Torney. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig.

Leute vom Lande. Schlesiſche Geschichten von Ewald Gerhard Seeliger. Verlag von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig.

Der Arbeitsteufel. Neue Thüringer Dorfgeschichten von Rudolf Braun-Kosla. Verlag von Hermann Seemann Nachf. in Leipzig.

Seide Heimat. Skizzen aus der Lüneburger Heide von Erika Riedberg. Verlag von Herm. Seemann Nachf. in Leipzig.

Wilhelm Holzamer, Peter Ködler, *Die Geschichte eines Schneiders*. Verlag von Herm. Seemann Nachf. in Leipzig.

Hierher — in das Gebiet der Heimatkunst — gehören ferner die herrlichen Zeichnungen **Ludwig Richters**, die der berühmte Verlag von Alphonſ Dürer in Leipzig in wunderbaren Reproduktionen zu äußerst billigen Preisen einem

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien.

empfiehlt sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden Bildern u. s. w.; — erteilt auch **Einzel- und Privat-Unterricht**.

Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

Inhalts-Verzeichnis: 1. Prof. H. D.: Die Harfensichte bei Pechtelsgrün i. B. Mit 1 Bild. 2. Günther: Eine große Raabhem. 3. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Das stille Dorf. Erzählung. 2. Fortsetzung. 4. Dr. A. Frisch: Aus der Annaberger Gegend. Mit 2 Bildern. 5. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Frostriefe. Mit 1 Bild. 6. P. M. Lauterlein: Aberglauben vor 300 Jahren. 7. Arno Meinert: Die hohe Esse bei Halsbrücke. Mit 2 Bildern. 8. Hans Siegert: Mag. Georg Samuel Dörffel. Mit 1 Bild. 9. L. Riedel: In' Muhrbod. 10. Dr. Paul Zind: Die Mönchstänse bei Wechselburg. Mit 1 Bild. 11. Dr. Paul Zind: Eine Ehrenschild gegen Johannes Mathesius. 12. „Stürmische Wogen.“ Mit 1 Bild. 13. Bürgertreue. 14. P. B. Arnold: Das Abthaus zu Kofwein. Mit 1 Bild. 16. Kleine Chronik. 17. Litteratur.

kunstförmigen Publikum zugänglich gemacht hat. Wir nennen heute, ihre Anschaffung angelegentlichst empfehlend, nur:

Der Sonntag in Bildern,

Vater Unser in Bildern,

Gesammeltes, 15 Bilder fürs Haus,

und vor allem die **Volksbilder**, die der genannte Verlag nach einem neuen Verfahren um das vierfache hat vergrößern lassen, um für alle, auch die ärmsten Kreise, einen guten, aber billigen Wandschmuck zu schaffen. Bis jetzt sind 24 solcher Volksbilder erschienen, die der Verlag aus Ludwig Richters Werken mit feinem Verständnis ausgewählt hat, und von denen ein jedes nur 50 Pf. kostet. Diese herrlichen Holzschnitt-Blätter eignen sich für das Haus wie für die Schule und stehen künstlerisch wie inhaltlich weit, weit über so vielen teureren Nachwerken.

— **Monographien des Kunstgewerbes**. Herausgegeben von Dr. Jean Louis Sponkel. Verlag von Herrn. Seemann Nachf. in Leipzig.

Moderne Gläser von Dr. Gustav E. Pazaurek. Mit 4 farbigen Beilagen und 149 Abbildungen. — In diesem typisch prachtvoll ausgestatteten Buche findet u. a. eine besondere eingehende und verständnisvolle Behandlung auch die deutsch-böhmische Glasindustrie, die wir gemäß den Aufgaben, die „Unsere Heimat“ sich gestellt hat,

ebenfalls mit in das Bereich unserer Schilderungen zu ziehen und von der wir daher gelegentlich ausführlicher zu reden haben werden. —

— **Neue sächsische Kirchengalerie**. Herausgegeben von D. Georg Buchwald. Verlag von Arwed Strauch in Leipzig. — Erschienen sind bis jetzt: Die Ephorien Leisnig, Oschatz, Freiberg, Zwickau. —

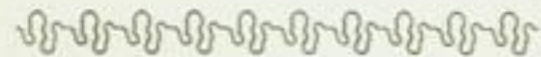
— **Max Langhammer**, Der Brautführer. Schauspiel in 3 Aufzügen. Verlag von Dr. W. Pezleederer in Salzburg.

— **J. Koel**, Lieder für tiefen Bass. (1. Trinklied von Theodor Körner; 2. Alter Klosterbruder von Theod. Dorfmann; 3. Don Henriquez von Heinrich Heine; 4. Hans Schleming von Viktor v. Scheffel.) Verlag von Rudolf Dietrich in Leipzig.

— **Julius Riffert**, Bismarckfestspiel. Verlag von Walther Fiedler in Leipzig. Preis 1 Mark. — In 3 Akten, mit begleitender Musik und lebenden Bildern, mit Pausen 2 Stunden dauernd. Für begabte Laien. 14 sprechende Personen. Das Festspiel erzielte bei der Rezitation im Vereins-hause zu Leipzig durch den Rezitator Münch am 30. Juli vorigen Jahres (an Bismarcks Todestag) großen Eindruck. Wegen Aufführung wende man sich an den Theaterdirektor Rudolf Lorenz in Stuttgart, Werastr. 101. —

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

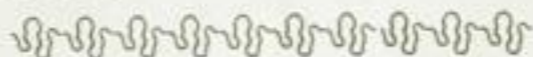
für Kranke u. Reconvallescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer
Weine.
Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-

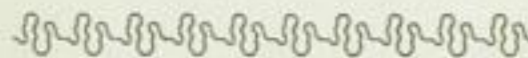
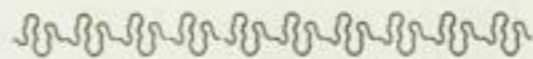
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits,
echte Eau de Cologne.
Badeschwämme.

Alle Artikel

für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.



1470 privileg.

Telephon 334.



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. 1. **Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden**; Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller) Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. 2. **Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten**; Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.

— Prospekte auf Verlangen. —

➡ **Zwickauer Einjährigen - Institut** ⬅

Direktor: Dr. phil. Schröder in Zwickau, Sa.

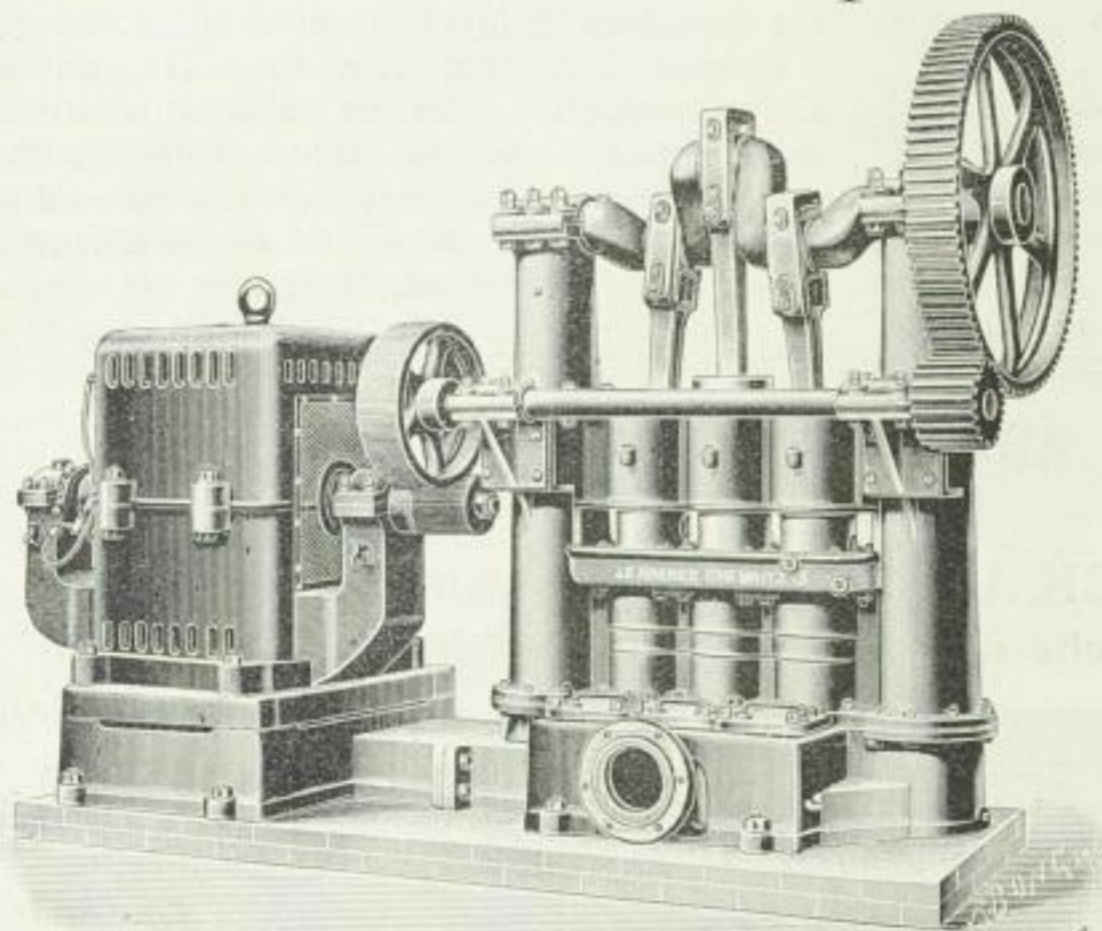
Schnelle und sichere Vorbereitung zum Einjähr.-Freiw.-Examen. Aufnahme auch von jungen Leuten ohne Vorkenntnisse in Fremdsprachen u. Mathematik in Tages- wie Abendkursen. Individ. Behandlung. Vorzügliche Pension. Eintritt jederzeit. Prosp. frei. Prüfungskommission am Orte. Privat- u. Arbeitsstunden in neueren Sprachen für Schüler sämtlicher Schulen. Ferner für den kaufm. Beruf. (Buchhalter, Korrespond., Expedient, Maschinenschreiber, Geschäftsstenograph etc.) Schnelle u. gründl. Ausbildung.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: **Pumpen-Anlagen**



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampftrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
Markt 13.

Moritz Franz,

Spezialgeschäft für Gas- und Wasseranlagen.

Fabrik für Closet- und Badeeinrichtungen.

Zwickau i. S., innere Schneebergerstr. 31.

Grosses Lager in Kronleuchtern in allen Stylarten.

— Grosse Auswahl überraschender Festgeschenke. —



Braut-Leuten

empfehlen unser Spezialgeschäft für gut bürgerliche

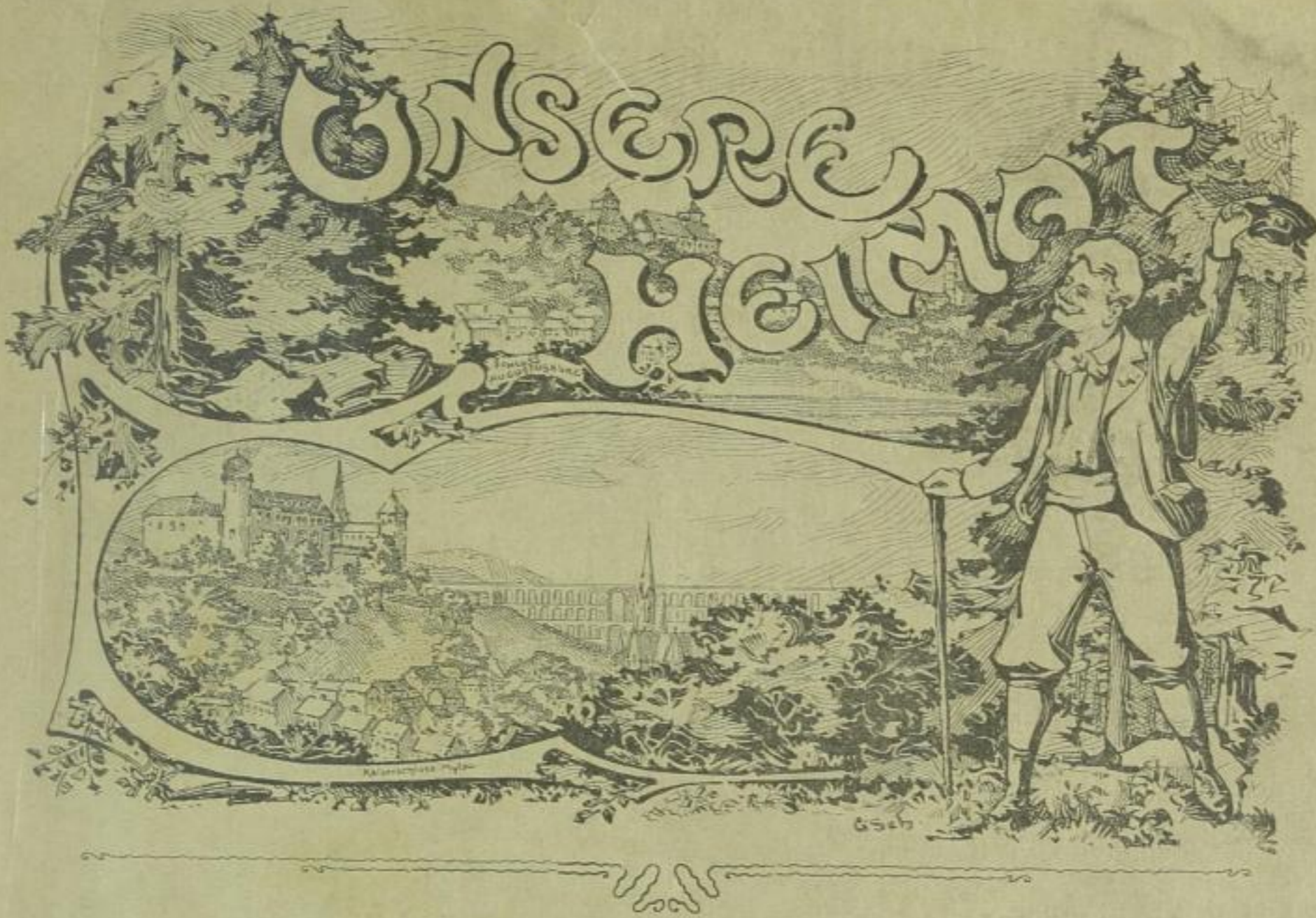
Wohnungs-Einrichtungen
Kühn & Sonntag, Zwickau i. S.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei F. Ullmann, Zwickau i. S.

Sammelstück



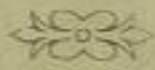
„Unsere Heimat“

Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Begründet und unter Mitwirkung vieler namhafter Schriftsteller

herausgegeben von

Dr. Heinrich Spindler in Zwickau Sa.



Postzeitungsliste No. 7671.

Abonnement: jährlich 6 Mk. = 7 Kr. 50 Heller.

Preis eines Einzelheftes 75 Pfg. = 90 Heller.

Der Verlag „Unserer Heimat“, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei F. Allmann, Zwickau i. S.

Inhalts - Verzeichnis:

1. G. Borth: Die Heilstätten „unserer Heimat“: I. Dr. Billings Sanatorium in Aue. Mit 7 Bildern.
2. Dr. A. Zemmrich: Vogtland, nicht Voigtland!
3. —r—: Alt-Plauen, Gesamtansicht der Stadt Plauen nach Merian. Mit 1 Bild.
4. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Das stille Dorf. Erzählung. Schluß.
5. E. Rutschrei. Aus „Lauter lustigs Zeig!“
6. Bilder aus der Industrie „Unserer Heimat“: II. A. S. A. Bergmanns Parfümerie-Fabrik in Waldheim i. S. Mit 6 Bildern.
7. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Zum 100 jährigen Jubiläum des Hofes Anzeigers.
8. Heimats-Lieder von Grete Baldauf.
9. Vermischtes.
10. Kleine Chronik.
11. Litteratur.

Zu Aufführungen in Turnvereinen

empfehlen wir:

„Im Olymp“.

Phantastisches Turnfestspiel in zwei Aufzügen

von Dr. Heinrich Spindler.

Preis eines Probeheftes, postfrei: 1 Mark
(auch in Briefmarken).

Die Ausstattung liefert zu billigsten Preisen das bekannte
Kostümgeschäft von Carl Frieser in Zwickau Sa.

Alles Nähere durch den Verfasser Dr. Spindler in
Zwickau Sa.



NB. Dem Februar-Hefte „Unserer Heimat“ liegt ein neues Verlagsverzeichnis von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig bei, auf das wir hier noch besonders aufmerksam machen.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 5.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Februar 1902.

Die Heilstätten „unserer Heimat“.

1. Dr. Villings Sanatorium in Aue.

In den letzten Jahren hat sich — dank den Bestrebungen des Erzgebirgsvereins — der Strom der Wanderfrohen, von Jahr zu Jahr stärker anschwellend, auch in unser schönes Erzgebirge ergossen. Seine landschaftlichen Reize verdienen es aber auch mit volstem Rechte, wenn das Augenmerk der all-



König Albert-Grotte im Stadtpark.

jährlich aus-
schwärmenden
Touristen, der
Sommerfrischler,
der Erholung- und
Genesungsuchenden immer und immer wieder auf sie gerichtet wird. Wohl bietet es keine gigantischen Höhen, kein wild zerklüftetes Gestein, keine undurchdringlichen, feuchten Wälder, dafür aber einen Auge und Herz

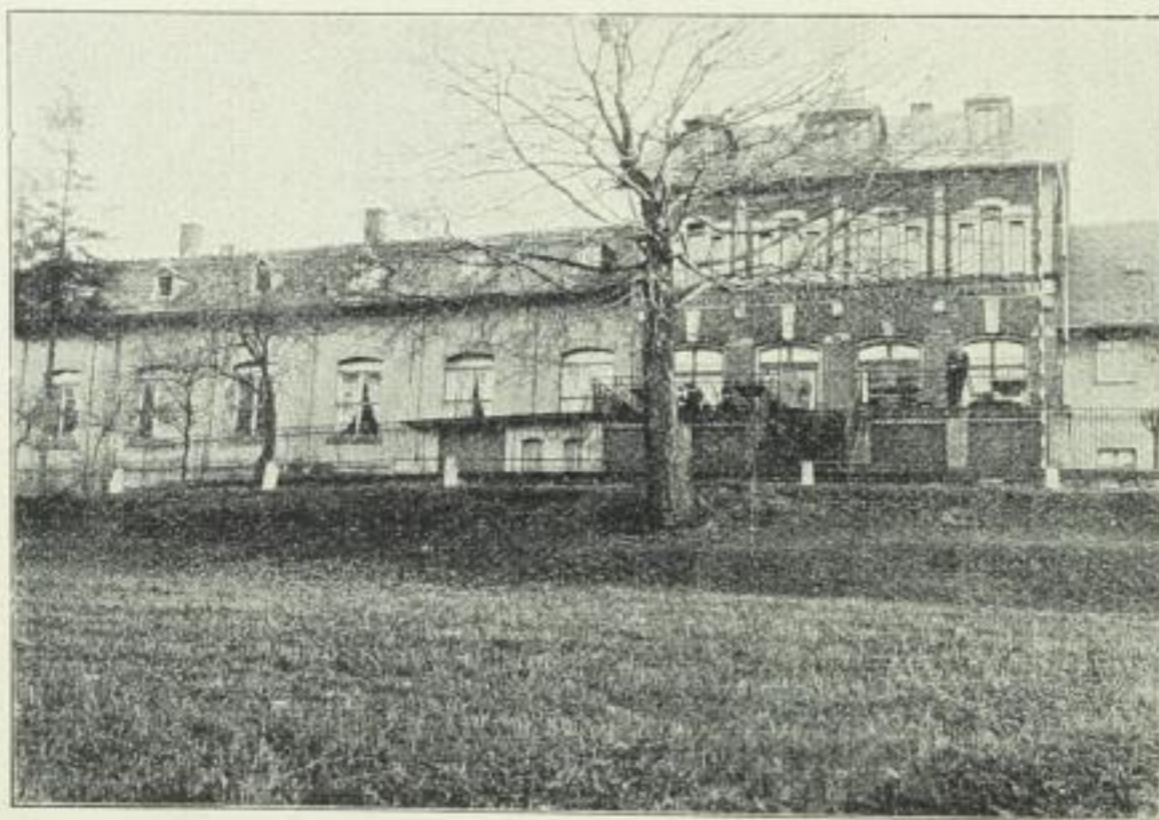
erfreuenden, beständigen Wechsel zwischen immergrünen Berghauptern und malerischen Thalgründen, in denen Industrie und Landwirtschaft in emsigem Schaffen sich nebeneinander zeigen, sodas sich dem Beschauer ein immer neues und fesselndes Bild entrollt. Von den höheren Bergkuppen aus, auf deren bedeutenderen der Erzgebirgsverein stattliche Aussichtstürme hat errichten lassen, überblickt man weithin die Gegend, sieht schnelle Gebirgsbäche zu Thale rieseln und sich im Grunde mit den breiteren Wasserläufen der Zwicauer Mulde und des Schwarzwassers vereinen. Wohlgepflegte, schattige Landstraßen durchkreuzen das Gelände nach allen Richtungen, und bald in den Thälern, bald auf den Bergesrüden geben aufsteigende weiße Wölkchen Kunde von einem dahineilenden Bahnzug.

Die verkehrsreichsten Straßen und die Hauptbahnlinien laufen zusammen resp. kreuzen sich in einem der lieblichsten Thäler, das von dem dort liegenden Städtchen Aue seinen Namen hat. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, das auch die Bezeichnung „Aue“ auf die bemerkenswerte landschaftliche Schönheit dieser Gegend zurückzuführen ist. Die besonderen Vorzüge speziell dieses Teiles des Erzgebirges sind denn auch die Veranlassung gewesen, das die verschiedensten Kreise auf diesen



Genesungsheim des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen.
(20 Minuten von der Anstalt entfernt.)

Landstrich aufmerksam wurden und je nach den unterschiedlichen Zwecken in mannigfacher Art sich die von der Natur gebotenen Vorteile zu nutze zu machen wußten. So kam es, das die Stadt Aue sehr bald aus kleinen Anfängen heraus zu einem im sächsischen Lande und auch über die Grenzen desselben hinaus wohlbekanntem Ort und wichtigen Verkehrszentrum heranwuchs. Es ist Knotenpunkt der Hauptbahnlinien Chemnitz-Aue-Adorf und Verdau-Aue-Annaberg und hat dadurch bequemen Anschluß an die großen Hauptverkehrsstrecken Nord-, Mittel- und Süddeutschlands, wie auch an die böhmischen Bahnen (z. B. nach Karlsbad, das in wenigen Stunden von hier aus zu erreichen ist). Die bevorzugte Lage des Ortes, seine reine, stärkende Gebirgsluft und die ausgezeichneten Verkehrsverbindungen bewirken, das er nicht nur für Gesunde ein besuchenswertes, touristisches Ziel bildet, sondern das er auch von der leidenden Menschheit gern und viel aufgesucht wird. Diesem Umstand verdankt die Orthopädische und Wasserheilanstalt in Aue ihre Gründung. Die Anstalt ist von ihrem Begründer und Besitzer, Dr. Ernst Pilling, absichtlich außerhalb und oberhalb der eigentlichen Stadt, vom Mittelpunkt derselben etwa 20 Minuten entfernt, ungefähr auf halber Höhe einer bergigen Erhebung,

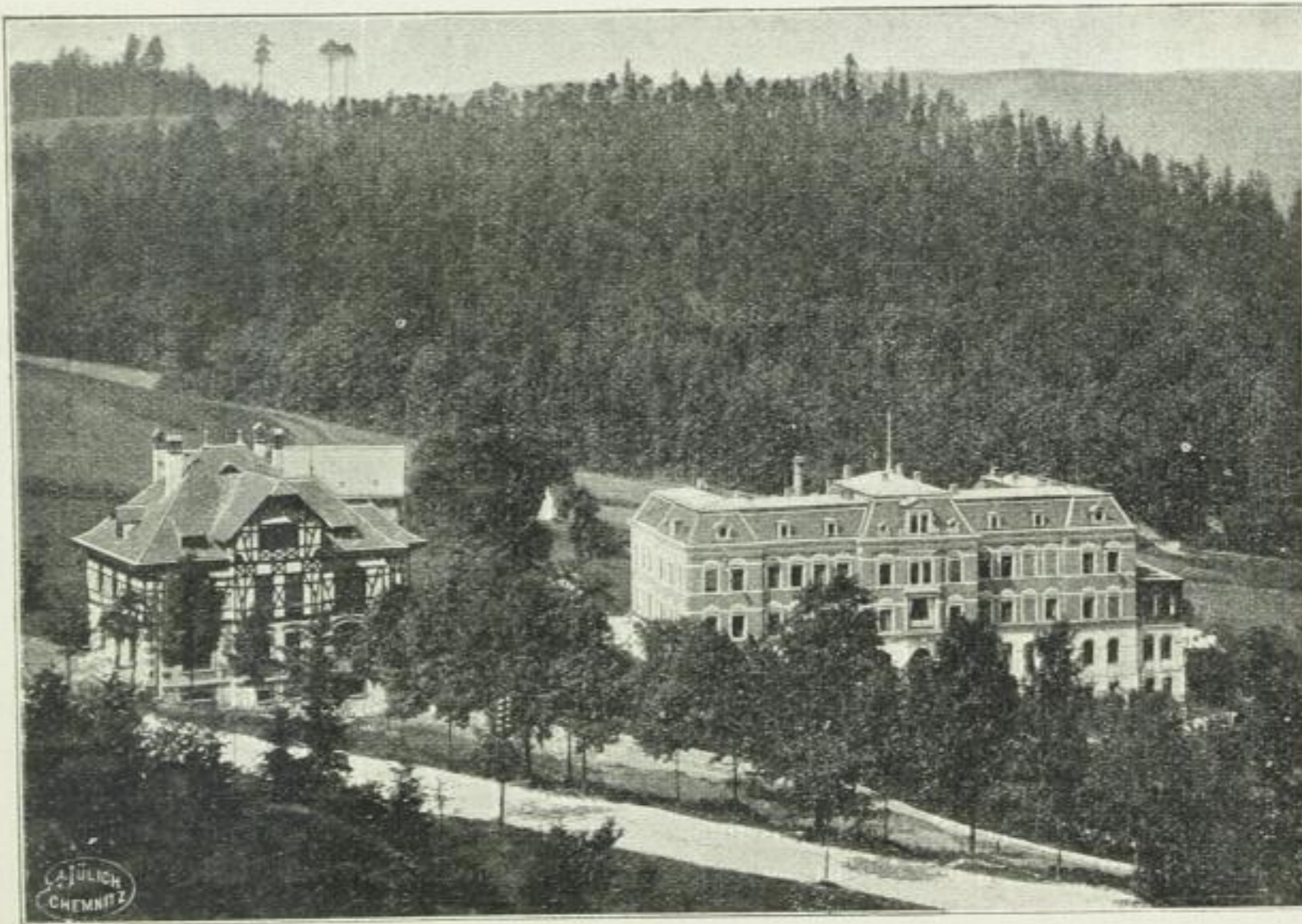


Restaurant „Panorama“.
(Ausflugsort, 1/2 Stunde von der Anstalt entfernt.)

unweit der Stelle, wo die nach Schneeberg führende Straße von dem bekannten Flossgraben durchschnitten wird, ca. 400 Meter über dem Spiegel der Ostsee, erbaut worden — im Mai 1894. — Bei der Wahl dieses Platzes war der Umstand Ausschlag gebend, daß das Institut hier unberührt von der Unruhe des städtischen Betriebes in wohlthuendster Stille und reinsten Waldesluft liegen konnte. Der Gipfel des in nächster Nähe der Anstalt emporragenden, mit starkstämmigen Tannen bestandenen Klosterberges bietet vollständigen Schutz gegen unerwünschte Nordwinde, zugleich ist durch den Umstand, daß sich das in gelbem Rohbau mit Sandstein-Parterre aufgeführte Gebäude wirkungsvoll von dem dunkelgrünen Hintergrunde abhebt, ein dem Auge wohlthuender dekorativer Effekt erzielt. So hat denn das Sanatorium den Vorzug, unmittelbar am Walde, in staub- und rauchfreier, ozonreicher Luft zu liegen und einen entzückenden Ausblick zu bieten auf das Stadtpanorama im Thale und die im Grunde dahinrauschende Mulde, die sich in Aue mit dem Schwarzwasser vereinigt. Die Anstalt erfreut sich jedoch nicht nur dieser allgemeinen, im Charakter der Gegend liegenden Vorzüge, sondern sie besitzt ihren eigenen, mit Fleiß und Kunst geschaffenen

gärtnerischen Schmuck und viele Anlagen, um ästhetischen, Erholungs- und Kurzwecken, insbesondere örtlichen Terrainkuren zugleich dienen zu können. Diesem großen, mit Kiosken, Zelten und Lauben reich ausgestatteten Park wird stets besondere Pflege gewidmet; auch zur Winterszeit können sich die Kurgäste auf seinen breiten Wegen ergehen und den eigenartig fesselnden Anblick eines Winters im Gebirge genießen, weil alle Pfade beständig gangbar erhalten werden. Trotz der Größe des Parkes ist das zur Anstalt gehörige Areal doch nur zum kleinsten Teil von jenem selbst in Anspruch genommen; weitaus größere Flächen dienen landwirtschaftlichen Zwecken oder tragen reichen Waldbestand; ein eigener Gutshof mit den dazu gehörigen Baulichkeiten, der von der Anstalt wenige Minuten entfernt liegt, bildet den Mittelpunkt für die Bewirtschaftung der letztgenannten Anstaltsgebiete. Dieser eigene Wirtschaftsbetrieb ist von hoher Bedeutung für die Anstaltsküche, die auf diese Weise stets mit frischesten und besten Gutsprodukten versorgt werden kann.

Den Kurzwecken dient in erster Linie das monumentale Hauptgebäude mit den Patientenzimmern, den Gesellschaftsräumen und den Übungssälen. Mit



Dr. Billings Sanatorium: Villa und Hauptgebäude.

demselben ist durch einen ausgemauerten, heizbaren Gang das Kurbad direkt verbunden. In weiteren Baulichkeiten außerhalb des Hauptgebäudes befinden sich die Betriebsanlagen — ein großartiger maschineller Apparat zur Erzeugung von Dampf und Elektrizität — und die große eigene Bandagen-Werkstatt der Anstalt.

Das Hauptgebäude ist mit seiner breiten Front nach Süden gerichtet; die Zimmer in den beiden kürzeren Seitenflügeln liegen nach Ost resp. West hinaus. Sonne und Luft, diese beiden altbewährten Heilfaktoren, finden in reichstem Maße Zutritt zu allen Räumen des Hauses, die für Kurgäste in Frage kommen. Die innere Einrichtung entspricht in jeder Beziehung den Anforderungen, welche man an ein großes, nach zeitgemäßen Grundsätzen erbautes Sanatorium zu stellen gewöhnt ist; es brauchen deshalb die elektrische Beleuchtungsanlage, die vorzüglich funktionierende Zentralheizung, die eigene, Quellwasser führende Wasserleitung, sowie die gediegene, feine, jedoch nicht überladene Zimmereinrichtung u.

a. m. wohl eben nur kurz erwähnt zu werden. Zudem haben Ordnung und Sauberkeit hier eine Stätte und tragen nicht wenig zur Förderung des Wohlbefindens der Kurgäste bei.

Die Leiter der Anstalt, Dr. Ernst Billing und deren langjähriger Hausarzt Dr. Paul Meißner, sind sich wohl bewusst, daß die romantische Lage, die bequemsten und gesündesten Einrichtungen und selbst die gewissenhafteste ärztliche Behandlung nicht ausreichen würden, dem Hause Ruf und Rundschaft zu erhalten, wenn nicht zugleich die Leistungen der Küche so treffliche sind, daß jeder Kurgast gern auf das Zeichen hört, das ihn zum Gang nach dem Speisesaal einlädt. Man darf daher sicher sein, daß man hier die Speisen stets

ausgezeichnet zubereitet findet, und zwar immer dem jeweiligen Krankheitszustand entsprechend.

Der Pflege der Geselligkeit sowie der Unterhaltung und Zerstreuung ist im Interesse der Patienten in reichlichem Maße Rechnung getragen; bald vereinigt der große, vornehm ausgestattete Salon die ganze Kurgesellschaft zu gemeinsamen Vergnügungen, bald bilden sich in dem Rauch- und Lesezimmer am Spieltisch kleinere Zirkel, bald wieder treffen sich die Herren der Gesellschaft in dem geräumigen Billardzimmer; die an den Salon anstoßende, große, durch mächtige Spiegelglascheiben gegen Wind geschützte Veranda bildet meist den Sammel-

punkt der Damen, und es sind sicher einige der gemüthlichsten Stunden für die Patienten der Anstalt, wenn sie an schönen Sommertagen nachmittags hier an den sauber gedeckten Kaffeetischen in anregender Gesellschaft weilen und den Blick weit hinaus über das Auerthal und das Panorama der Stadt zu den gegenüberliegenden Höhenzügen schweifen lassen, in deren Waldesgrün bald hier, bald dort ein



Floßgraben und Anstaltswald im Winter.

hochgelegenes Gebirgsdorf sichtbar wird. In der wärmeren Jahreszeit wird auch der große Spielplatz im Park von Alt und Jung fleißig benutzt. Für die Unterhaltung des einzelnen sorgt eine reich ausgestattete Bibliothek. —

Den Kern der Anstalt bildet naturgemäß die zu Heilzwecken dienende Einrichtung. Da das Institut zu den Wasserheilanstalten gehört, nehmen auch die zur Ausführung hydrotherapeutischer Maßnahmen geschaffenen Anlagen einen breiten Raum ein. In dem, wie oben erwähnt, mit dem Hauptgebäude verbundenen Kurbad kommen alle Anwendungsformen der modernen Hydrotherapie, soweit dieselben auf wissenschaftlicher Grundlage beruhen,

zur Geltung; man findet daher zunächst die für die verschiedenen Arten von einfachen Wasserbädern (Voll-, Halb-, Teil- und Sitzbäder) erforderlichen Einrichtungen. Ferner werden Fichtennadel-, Sol-, Moor und kohlen-saure Bäder (Patent Friedr. Keller) abgegeben, sowie die ganze Reihe der medizinischen Bäder; neben Heißluft-, Ganz- und Teillichtbädern werden auch die so vielfach erprobten heißen Sandbäder verabreicht; selbstverständlich ist auch den Dampfbädern eine entsprechende Verwendung eingeräumt. Teils als selbständige Prozedur, teils in Verbindung mit den Bädern kommen die verschiedenartigsten Douchen zur Anwendung. Bervollständigt

werden die genannten hydrotherapeutischen Maßnahmen durch Anwendung aller Art Packungen, Abreibungen, Abklopfungen u. s. w. In einem besonderen Raume hat das therapeutisch hochwertvolle und allgemein beliebte hydro-elektrische Bad — Gärtner'sches Zweizellenbad, auch zur Abgabe von elektrischen Loh-Tamin-Bädern eingerichtet — Aufstellung gefunden.

Mit dem Bade wird die Massage zweckmäßig verbunden, deren bedeutende Heilwirkung von Ärzten wie Laien anerkannt ist.

Neben den Bädern steht als zweiter Hauptfaktor in der Behandlung der Patienten die Gymnastik



Anstaltswald mit Floßgraben im Sommer.

mit der Spezialabteilung für Orthopädie. Es wird wenig Anstalten geben, die über eine so zahlreiche Sammlung der mustergiltigsten Apparate verfügen, wie das Auer Sanatorium. In vier Sälen sind die zur Ausübung der Heilgymnastik bestimmten, von Dr. Zander-Stockholm erfundenen Apparate für aktive und passive Bewegungen untergebracht und werden in umfangreichster Weise und mit ausgezeichnetem Erfolge von allen Patienten der Anstalt benutzt. Wir sehen die Apparate mit flinken, federnden Hämmerchen den Rücken, die Brust oder die Beine beklopfen; andere bewirken kräftige Frottierbewegungen, wieder andere Drehbewegungen in Kreuz und Hüften oder Gelenkbewegungen für Füße, Hände und Finger: kurz für alle Teile des menschlichen Körpers sind Maschinen da, die sie walken, reiben, bewegen, erschüttern, um an den bearbeiteten Stellen den Blutumlauf zu heben und die Funktionen der betreffenden Organe zu beleben und zu kräftigen.

In den anderen Sälen befinden sich die Apparate, die nicht durch Maschinenkraft, sondern durch die Patienten selbst in die entsprechende Bewegung versetzt werden. An jedem Apparate sehen wir Vorrichtungen, die es ermöglichen, denselben gerade mit so viel Kraft in Bewegung zu setzen, als dem Patienten ohne An-



Weg am Floßgraben, im Hintergrund der Anstaltswald.

strengung zur Verfügung steht. Mit der zunehmenden Stärkung des Kranken wird allmählich die Anforderung an seine Kraftleistung erhöht.

In einem besonderen Zimmer werden die mannigfachen Körperverkrümmungen und die Mängel fehlerhaften Wachstums, wie hohe Hüfte, krummer Rücken, schiefer Hals u. s. w., behandelt auf besonders konstruierten Lagerapparaten oder durch Schweb- und Streckvorrichtungen.

An diese Übungen in den Bänder-Sälen schließt sich regelmäßig das Elektrifizieren an, welches in vielen Fällen (bei nervösen Störungen, Lähmungen u. s. w.) überhaupt nicht entbehrt werden kann. Endlich ist bei dieser Aufzählung das Kabinett nicht zu vergessen, in dem der Röntgen-Apparat neuester Konstruktion aufgestellt ist, sowie das geräumige, anheimelnde Kinderzimmer, das zum Aufenthalte für die kleinen, der besonderen Obhut einer Pflegerin oder „Tante“ anvertrauten Patienten bestimmt ist.

In der bereits oben erwähnten Bandagen-Werkstatt werden neben jeglichem Bedarf an Geradhaltern, Korsetts, Schienenhülsenapparaten, Schedeschen Abduktionsmaschinen u. s. w. vor allem auch künstliche Gliedmaßen und andere Ersatzteile für fehlende Glieder hergestellt, die außer an Patienten der Anstalt auch an auswärtige Kundschaft abgegeben werden.

Wenn man nun aus dem Rüstzeug der Anstalt

einen Schluß zieht auf die Krankheiten, die hier vorzugsweise behandelt werden können, so ergibt sich eigentlich von selbst, daß dies zwei verschiedenartige Gruppen sein müssen. Die erste Gruppe umfaßt die gesamten Erkrankungen des Nervensystems; die verschiedenen Formen von Zirkulationsstörungen; Stoffwechselerkrankungen und Konstitutionskrankheiten; Nieren-, Magen- und Darmkrankheiten; Erkrankungen der Respirationsorgane; Frauenleiden. Zur zweiten Gruppe würden gehören: Chirurgisch-orthopädische Leiden; Folgezustände nach Verletzungen, Knochenbrüchen, Verrenkungen; Zustände, wie sie infolge von Stoffwechselerkrankungen vorkommen, z. B. gichtische und rheumatische Deformitäten. Von der Aufnahme in die Anstalt bleiben Geisteskranke wie Lungenschwindsüchtige ausgeschlossen.

Im Vorstehenden haben wir einen Rundgang durch das Auer Sanatorium, den wir unter kundiger Führung erst jüngstens unternommen haben, geschildert, in der Hoffnung, damit den Freunden „unserer Heimat“ manches Neue und Wissenswerte zu bieten. Wir selbst waren voll des tiefsten Eindruckes, voll des erhebenden Gefühles, daß sich hier das Beste vereinigt findet, was ärztliche Wissenschaft und Technik erfunden und geschaffen haben, um die Gebrechen und Gebrechen der leidenden Menschheit zu heilen oder zu lindern.

G. Borth.



Vogtland, nicht Voigtland!

Während im Vogtlande selbst die Schreibung dieses Namens mit oi nicht mehr üblich ist, findet man sie außerhalb der Grenzen des Vogtlandes recht häufig. Schon in der Zwickauer Bahnhofstraße trägt ein großes Schaufenster die Aufschrift: „Voigtländisches Gardinenhaus“; auf meinen Wanderungen durch die verschiedensten Gaue Deutschlands ist es mir schon mehrfach vorgekommen, daß man in der Aussprache das Vogtland in „Feuchtland“ verwandelte. Das hat natürlich nichts mit dem allerdings feuchtfrohlichen Sinne des Vogtländers zu schaffen, sondern kommt nur von der falschen Annahme, man

müsse Voigtland schreiben und sich nach der soviel mißbrauchten Regel richten: Schreib, wie du sprichst; folglich: sprich auch, wie du schreibst.

Wie sind nun die beiden heute üblichen Schreibweisen entstanden, und welche ist die richtige? Diese Frage beantwortet an der Hand eines reichen, sprachlichen und urkundlichen Materials Professor Dr. William Fischer in Plauen in der „Neuen Vogtländischen Zeitung“ (Nr. 15, 19. Januar 1902). Das schwere, wissenschaftliche Rüstzeug lassen wir hier beiseite, wir beschränken uns auf die Ergebnisse von Fischers Untersuchung.

Es ist allgemein bekannt, daß das Vogtland seinen Namen von den Vögten hat, die vor etwa 700 Jahren zuerst im Elster- und Saalgebiet erscheinen. Das Wort Vogt stammt von mittellateinisch *vocatus*, einer Abkürzung von *advocatus*. In Vogtland bedeutet es soviel wie landesfürstlicher Statthalter. Aus *vocatus* wurde althochdeutsch *fokat*, *fogat*, *vogad*, *foget*. Daraus entwickelte sich mittelhochdeutsch *voget*; beide Vokale wurden kurz gesprochen. *Voget* giebt wieder in regelrechter Weiterentwicklung *vogt* und *voit*, wie z. B. aus *abd. maged* *Magd* und *Maid* entstanden ist. *Vogt* und *voit* wurden nebeneinander gebraucht, dementsprechend auch *Vogtland* und *Voitland*, *Vogtsberg* und *Voitsberg*.

So blieb es bis ins 16. Jahrhundert. Luther schreibt 1528: *in ista dura gente Vogtlandia*. 1543 an den Verdauer Pfarrer Neymann: *vogtländische Köpfe grobe Ochsen*. Der Begründer unsrer neuhochdeutschen Schriftsprache kannte also die urwüchsige Ausdrucksweise des Vogtländers eben-

so gut wie seine Aussprache des heimischen Landschaftsnamens. Erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tritt die Schreibung *Voigtland* auf, und zwar zunächst in der Amtssprache. Im 17. Jahrhundert tritt sie immer mehr neben die alten Formen, im 18. und 19. wird sie vorherrschend. Die neue Form entstand aus einer Vermischung der beiden alten, die nebeneinander üblich waren. Viel mag hierzu die damalige Vorliebe zur Häufung von Buchstaben beim schriftlichen Gebrauch der Sprache beigetragen haben, die sich jetzt noch in vielen Eigennamen findet (vergl. *Frisch* neben *Fris* und *Fritsch* u. s. w.) und bis heute noch nicht völlig aus unsrer Rechtschreibung verschwunden ist. Die Form *Voigtland* ist weder sprachlich noch geschichtlich richtig, sie ist eine Mißbildung. Dem heutigen Sprachgebrauch entspricht allein die Schreibung *Vogtland*. Im Vogtland selbst ist man längst zu ihr zurückgekehrt; möchte man es auch anderwärts allenthalben thun!

Plauen.

Dr. J. Zemmrich.



Alt-Plauen.

Gesamtansicht der Stadt Plauen nach Merian.

Die in Merians *Topographie* (1650) übergegangene Dillichsche Federzeichnung (*urbium Sax. typi* 1628) zeigt dem Beschauer das Bild der Stadt, wie es dem Wanderer entgegentrat, wenn er von Osten kommend von der Höhe des Taubenberges die Stadt vor sich ausgebreitet sah.

Das alte, zum Teil noch erhaltene Eversteinsche Schloß, die wohlerhaltene Stadtmauer im Verein mit den Thortürmen lassen die Stadt als noch gut befestigt erscheinen, auch das Schloß der Vögte vervollständigt diesen Eindruck auf dem Bilde, obwohl dasselbe in Wirklichkeit Ruine gewesen.^{*)} Die Ansicht der heutigen großen Industriestadt Plauen enthält wenig mehr von dem Städtebild, wie es Dillich gezeichnet. Von der Stadtmauer sind nur hie und da noch kleine Teile vorhanden, man hat jedoch bereits begonnen, auch diese Reste noch völlig abzutragen. Nachdem im Jahre 1834 das Syrauer-

thor durch eine große Wasserflut zerstört worden war, wurden in kurzer Aufeinanderfolge vom Jahre 1837—1843 auch das Straßberger-, das Neundorfer- und das Hammerthor abgetragen, verschwunden ist das bei Merian mit 11 „Lazareth“ bezeichnete St. Johannishospital, welches mit den Türmchen in seiner Siebelseite sehr der des Rathauses ähnelte. Es diente ebenso, wie die in der nächsten Nähe befindlichen Siechenhäuser (letztere wurden 1842 abgetragen), um erkrankte ärmere Reisende und mit ansteckenden Krankheiten Behaftete unterzubringen. Vorhanden ist nur noch der mit 10 bezeichnete Siechenteich, oberhalb dessen, auf dem Siechenberg, im Jahre 1544 das als „Trübschlerische Bluthochzeit“ bekannte Treffen zwischen der Trübschlerschen und Tettau'schen Partei ihren Anfang nahm. Das Zusammentreffen war ein sehr hartes, denn drei Teilnehmer blieben tot auf dem Plage, während drei andere ihren Wunden tags darauf erlagen. Das unter 4 aufgeführte „Spitthal“ ist das nach dem großen Brande von 1548 neuerbaute St. Elisabeth-Hospital an der

^{*)} Auch in Sebastian Münsters *Cosmographie* ist auf der Ansicht von Plauen vom Jahre 1597 das am 14. Mai 1548 abgebrannte, erst 1670 wieder aufgebaute Schloß auffälliger Weise wohlgebaut und gut erhalten zu finden.

Ansicht der Stadt aus Merian's Topographie

•• Frankfurt 1650 ••

Unsere Heimat.



- | | | | |
|--------------------------|-----------------------|---------------------------|---|
| a. Straßburger Vorstadt. | l. S. Johannis Kirch. | st. Die Pforte. | 6. Unter Brückenvorstadt. |
| b. Obermühle. | m. Saerenberg. | v. Rettschin. | 7. Vorstadt vorm Hammerthor. |
| c. Rüttelhoff. | n. Hoffwiese. | x. Schloß. | 8. Breifenbüchel. |
| d. Der Forst. | o. Alte Schloß. | y. Das Sprathor. | 8. Die Au. |
| e. Dofenhof. | p. Mittelsbach. | z. Die Eyra. | 10. Siebentheil. |
| f. Straßburgerthor. | q. Klappermühle. | 1. Das Hammerthor. | 11. Lazareth. |
| g. Die Elster. | r. Kotethurm. | 2. Untermühle. | 12. Die Newstadt. |
| h. Walkmühle. | s. Nonnenthurm. | 3. Brücke u. Brückenthor. | Die Stadt, die wenige gezeichnete Örter ausgenommen, jetzt mit Schindeln zedeckt. |
| i. Newendorferthor. | t. Pfarrbeuser. | 4. Spittel. | |
| k. Nahthaus. | u. Closter. | 5. Ober Brückenvorstadt. | |

Elster- (jetzt König Albert-)Brücke, seit 1836 in Privatbesitz übergegangen und nun gewerblichen Zwecken dienend. An Stelle der beiden Hospitäler besitzt Plauen eine 1887/1889 errichtete Krankenanstalt, deren Baukosten ca. 600 000 Mark betragen und die jährlich ca. 50 000 Mark Zuschuß seitens der Stadtgemeinde erfordert. Oberhalb des Johannishospitals auf dem weithin sichtbaren Galgenberg steht der „Galgen“, ein runder, steinerner Unterbau mit einer Eingangstür, darauf ein dreieckiges, hölzernes Gerüst. 1797 erhielt der Galgen noch ein neues Rad, auf welches das Haupt eines hingerichteten preussischen Grenadiers zur Verstärkung der Schande genagelt wurde, 1833 wurde der Galgen beseitigt. Eine zweite Richtstätte war das „Köpfwieslein“ bei den Siechenhäusern; eine „marter am ölsniezer wege“ wird bereits 1410 erwähnt. Als 4. Richtplatz wurde öfters der Markt benutzt, so 1569. Unter dem Rathaus befand sich eine Folterkammer, in der noch 1700 (1710) das peinliche Verfahren gegen ein des Kindesmordes verdächtiges Mädchen eine Stunde lang, jedoch erfolglos zur Anwendung gebracht wurde. Die letzte Hinrichtung, die zweier Raubmörder, fand am 15. April 1853 rechts vom Rauschwiger Weg in der Nähe der „Rufhütte“ durch das Fallbeil statt. — Unweit des Galgens stand auf dem Nikolsberge ebenfalls auf dem rechten Elsterufer eine Feldkapelle, die St. Niklas-Kapelle, welche 1531 eingegangen ist. Unter dem mit u bezeichneten „Closter“ ist ein freier Platz (in der Gegend des jetzigen Klostermarktes) zu verstehen, auf welchem das 1266—1273 erbaute und 1525 von dem lutherisch gesinnten Teile der Bürgerschaft erstürmte Dominikanerkloster errichtet worden war. Neben dem Dominikanerkloster bestand, wie neuere Forschungen ergeben haben, bis zum Beginne der Reformation auch eine Niederlassung des Ordens der Dominikanerinnen,

die sich „Schwestern der dritten Regel Sancti Dominici“ nannten. Verschwunden ist ferner der an die Pfarrhäuser angebaute rote Turm, der 1677 einstürzte, während der kleinere, schlanke Nonnenturm noch heute der Landschaft zur architektonischen Zierde gereicht, die Klappermühle hat modernen Gebäuden Platz machen müssen und die Walkmühle der alten Tuchmacher-Zunft dient längst einem neueren Gewerbe, selbst der Milmesbach, bei Merian irrtümlich „Mittelsbach“, ist, im Laufe durch die Stadt überwölbt, dem Auge entschwunden. Von den Bergen sind der Wurmburg und der Macaroniberg der Bebauung zum Opfer gefallen, während der Rahnberg nur noch kurze Zeit sichtbar bleiben wird. e der „Küttelhoff“ ist 1753 in eine Kattunfabrik verwandelt worden, von da ab bis zum 15. Oktober 1900 mußte das im Komthurhof erbaute Schlachthaus dem Bedürfnisse der rapid wachsenden Stadt dienen, bis an dem genannten Tage der neue große Zentral-Schlachthof (Vieh- und Schlachthof) eröffnet werden konnte, der mit einem Kostenaufwande von mehr als 2½ Millionen Mark errichtet worden ist.

Mitte des 17. Jahrhunderts dürfte Plauen infolge des 30jährigen Krieges und der in der Stadt wütenden Pest nicht viel über 2000 Einwohner gezählt haben (1633/34 starben 1748 Personen, während die Zahl der Geborenen nur 70 betrug); 1801 hatte Plauen eine Bevölkerungsziffer von 5709,

im Jahre 1840 zählte man rund 10000 Einwohner
 „ „ 1867 „ „ „ 20000 „
 „ „ 1883 „ „ „ 40000 „
 „ „ 1902 „ „ „ nahezu 80000 „
 welche Ziffer im Jahre 1903 nach Eintreffen der für Plauen bestimmten Garnison noch rascher wachsen wird.

—r—



Heimatsprüche.

Die Freuden, die in der Heimat wohnen,
 Die suchst Du vergebens in fernen Zonen.

Wahlmann.

Wo keine Liebe zur selbständigen Heimat ist,
 da ist auch keine zum Vaterland.

F. R. Hofegger.

Es ist das kleinste Vaterland der größten Liebe nicht zu klein;
 Je enger es Dich rings umschließt, je näher wird's dem Herzen sein.

Wilh. Müller.

Das stille Dorf.

Erzählung aus dem bayerischen Vogtlande von Hugo Christoph Heinrich Meyer.

(Schluß).

Seit der verhängnisvollen Kirchweih waren neun Jahre ins Land gegangen. Haag war wieder das stille Dorf geworden, aus dem Tanz und Musik für immer verbannt schien. Regina Tanner bewirtschaftete das große Gut ihres verstorbenen Vaters mit unermüdlichem Fleiße und verstand es, das bedeutende Vermögen desselben in umsichtigster Weise zu verwalten. Sie arbeitete wie ein Mann und übte strenge Zucht unter dem Gesinde. Die Bauern von Haag, die sich zuweilen in der Dorfschenke zu einem Gespräche über alle und jeden trafen, meinten, sie sei „der zweite Tanner, auch so genau und hartnäckig wie der Alte.“ Daß sie sich gleich ihrem Vater nicht gern „gemein“ machte, legte man ihr, der unverheirateten Bauerstochter, eher günstig aus. Sie hatte es ja darnach, sich fern zu halten und ihre Leute sich auszusuchen.

Die Mutter Reginens, die alte Bäuerin, war zwar mit zunehmendem Alter gebrechlich, aber in gleicher Weise auf das Hauswesen bedacht wie früher und immer bemüht, die Härten im Wesen Reginens ebenso zu mildern, wie sie es bei ihrem verstorbenen Ehegatten, freilich oft vergebens, versucht hatte.

Kein besonderes Ereignis hatte die Eintönigkeit des bäuerlichen Lebens während dieser neun Jahre für Regina Tanner und deren Mutter unterbrochen.

Fritz Pohl hatte nach Ablauf der üblichen Trauerzeit dem Tanner'schen Hofe einen Besuch abgestattet und ernstlich um Regina gefreit. Diese stand in ihrem ganzen bäuerlichen Stolze vor dem geschniegelten und gebügelten Burschen und sah ihn mit ihren scharfen Augen so groß und ernst an, daß diesem das Wort in der Kehle stecken blieb. War das daselbe Mädchen, welches so ausgelassen lustig mit ihm getanzt hatte? Nein! Er erkannte sie nicht wieder und schied aus dem Tanner'schen Hofe mit einer kalten, kurzen Abweisung Reginens auf Nimmerwiedersehen. Das war ein harter Schlag für den alten Pohl. Von den weiteren Plänen, welche dieser mit dem verstorbenen Tanner geschmiedet, wollte Regina gleichfalls nichts wissen. So gab es für Pohl keinen Halt mehr. Er mußte

verkauft und war froh, daß er sich mit seiner fahrenden Habe und ein paar hundert Gulden in ein Sägewerk retten konnte, das sein Sohn pachtweise übernommen hatte.

Daß Regina Jahr um Jahr im gleichen Einerlei der Arbeit und des bäuerlichen Erwerbes verbrachte, als junges, schönes, reiches, genußfähiges Mädchen: das schien den guten Haagern denn doch endlich den Kreis des Möglichen zu überschreiten. Die junge heiratslustige Burschenwelt betrachtete den Tanner'schen Hof nachgerade als wie ein verwünschtes Schloß, in welches nur ein Sonntagskind mit Glück eindringen und die verzauberte Maid erlösen könne. Manch einer der Burschen hielt sich für den Richtigen und unternahm die abenteuerliche Freite. Aber es schien, als ob Regina diese Kühnen als willkommenes Spielzeug ihrer jungferlichen Belustigung betrachtete. Je nach der besonderen Eigenart des Freiers fuhr sie den einen barsch an und wies ihm kurzweg die Thüre, einen anderen wieder ließ sie in ratloser Ungewißheit, um ihn gelegentlich um so deutlicher über die Unbezwingbarkeit eines noch unberührten, willensstarken Frauenwesens zu belehren. So war sie bei der männlichen Bauernjugend ebenso gefürchtet, wie gehaßt.

Auch manch einem jungen Abenteuerer aus der Stadt, woselbst es männiglich bekannt war, daß die jugendschöne, stolze Regina Tanner über einen Grundbesitz gleich einem Rittergut verfüge, wußte sie in sinniger Weise heimzuleuchten, so daß der Wagemutige seine Werbung nicht so bald wieder vergaß.

„Sie ist ein Mann im Weiberrock“ hieß es; „Sie hat kein Herz. Mag sie alte Jungfer werden!“ spöttelten andere.

In Wahrheit vermeinte Regina den vollen Ernst der Wirklichkeit, den Wert und Unwert einer Liebe in einer sehr kurzen Spanne Zeit so vollkommen erkannt zu haben, daß ihr alles Kommende nur als eine Gelegenheit erschien, daran ihre Willenskraft zu beweisen und sich mit einer gewissen heiteren Art aus den mannigfachen Verlockungen und An-

fechtungen zu winden, während in ihrem Innersten eine tiefe Trauer, ein dunkler Schmerz sich festgesetzt hatten; und sie hegte diese Empfindungen in ihrer Seele wie ein Kleinod, sie waren die Quelle ihrer seelischen und geistigen Kraft, mit der sie, dem Manne gleich, den Kampf um die Erhaltung ihres Besitzes und ihrer Selbstachtung aufnahm. Daß sie das eheliche Glück wirklich vermischte und es heiß ersehnte, ließ sie niemanden ahnen. Für jedermann schien sie nur rücksichtslos ihren Vorteil zu bedenken und in allen geschäftlichen Dingen die kalte, klug berechnende Natur ihres Vaters zu bewahren.

Gegen den Nachbarn Orth hatte sie sich völlig abgeschlossen, und auch ihrer Mutter, welche des öfteren nach einer Aussprache mit dem alten Orth verlangte, wußte sie dieses Bedürfnis auszureden.

Wieder war es Spätherbst. Die Kirchweih verlief im stillen Haag wie alljährlich ohne Tanz und Musik in tiefster Stille. Im Tanner'schen Hofe sprachen nur vereinzelte Geschäftsfreunde und Verwandte vor. Sie verabschiedeten sich alle nach kurzer Bewirtung.

Es war ein mondhellere Abend, als Regina nach ihrem Rundgang in Scheune und Stallung durch den Hof schritt und an der Thüre, welche neben dem bereits verriegelten Thore in's Freie führte und noch offen stand, einen Augenblick verweilte. Sie schaute die Dorfstraße entlang.

Da nahte aus einem Seitenweg eine Männergestalt. Sollte einer ihrer Knechte sich erlaubt haben, seine eigenen Wege zu gehen? Sie wollte ihm den Standpunkt klar machen. Gebieterische Strenge beherrschte ihre Züge. Nun kam die Gestalt näher, im dunkeln Gewande, ein Bündel in der Hand, gebückt, langsam, wegemüde. Das schien keiner ihrer Knechte. Aber wer sonst? Nun trat die Gestalt aus dem Schatten der alten Weiden, welche die Dorfstraße umsäumten. Ein Fremder! Nun blieb er stehen. Von Hof zu Hof schweiften seine Blicke, und jetzt wendete er sein Gesicht Reginen zu. Keine hundert Schritte stand er vor ihr. —

Es war Konrad Orth. Der auf zwölf Jahre der Freiheit Beraubte, der Verbrecher, der Mörder ihres Vaters! Die ganze Reihe der entsetzlichen Eindrücke, die sie vor neun Jahren empfangen, trat ihr im Augenblicke wieder vor die Seele. Sie schauderte, und dennoch vermochte sie jetzt den Blick nicht wegzuwenden. Sie konnte jetzt nicht grollen und zürnen. War es nicht fast Freude, was sie

erfüllte? — und das diesem Mörder gegenüber? Wäre er nicht der Thäter gewesen, wie hätte er sonst so teilnahmslos auf ihren sterbenden Vater blicken können? Rührte er doch nicht die Hand zur Hilfe! Keines Blickes, keines Gedankens ist er mehr wert! Mit heftiger Bewegung wendete sie sich weg und warf die Thüre in's Schloß. Sie zürnte mit sich selbst. Sie kannte sich nicht mehr. Erregt betrat sie ihr Haus.

Ihre Mutter saß vor der schmauchenden Oelampe in der Stube und las durch eine große Hornbrille in der Hausbibel. Menschen, die allzeit mit und für andere leben, bemerken Veränderungen in des anderen Wesen, ohne daß das Auge auf ihm ruht. Die alte Bäuerin schob unruhig an ihrer Brille und wendete den Kopf halb nach der Tochter.

„Was giebt's, Regina!“

„Nichts.“

„Was hast Du? Sind die Knechte da?“

„Weiß nicht!“

„Nimm's nicht so streng, wenn sie sonst brav und ehrlich sind!“

Regina antwortete nicht.

„Was fehlt Dir?“ forschte die Mutter weiter.

„Laß mich, morgen reden wir darüber.“

Die Mutter wußte, daß damit alles Weitere abgeschnitten war, wie bei ihrem seligen Eheliebsten, und schwieg.

Konrad Orth war in der That heimgekehrt. Den unermüdblichen Anstrengungen seines greisen Vaters und seiner eigenen musterhaften Führung war es zu danken, daß sich ihm, zwar nicht durch einen Richterspruch, wie er noch immer gehofft hatte, aber auf dem Wege der Begnadigung die Thore zur bürgerlichen Freiheit geöffnet hatten. In der Gefangenschaft war es ihm ergangen wie jedem, der sich, innerlich frei, dem äußerem Zwange unterwirft. Auch in der Enge des Gefängnislebens fand er Nahrung für seine Seele. Sie verkümmerte ihn nicht vollends. Er hatte sich an die Gleichförmigkeit seines Lebens und an die schweigsame Arbeit so gewöhnt, daß sie seiner ohnedem zur Einsamkeit neigenden Natur schließlich zum Bedürfnis geworden war. So kam es, daß er sich nun in die Luft der Freiheit nicht sogleich finden konnte. Ein Gefühl des Glends, der Haltlosigkeit überkam ihn, und es zog ihn zunächst mit allen Fasern der Seele heim zu seinem Vater. Aber dennoch zögerte er wieder. Die Scham, die Schande war es, die ihm Haupt

und Nacken beugte, und ein Gefühl des Menschenhasses, der Verbitterung ließ ihn bei jedem Schritte zaudern und sinnen. War das Leben, das ihm zu Hause bevorstand, noch lebenswert? Der Gedanke an Reginen beherrschte ihn noch jetzt. Noch brannten die Blicke des Vorwurfs, des bleichen Entsetzens, welche Regina ihm bei seiner Festnahme zugeworfen, auf seiner Seele.

Sie, die kein Wort der Rechtfertigung für ihn hatte, der niemals der Gedanke kam, ihm zu helfen, die der Beteuerung seiner Unschuld gegenüber so gleichgiltig geblieben, daß sie in der Verhandlung gegen ihn vor neun Jahren auf die Frage der Richter gleich den übrigen Zeugen aussagen konnte, daß sie es hätte sehen müssen, wenn ein anderer als Konrad zugestochen haben würde; — sie hatte ihn gewiß niemals aufrichtig lieb gehabt.

Noch ein anderes quälte den seelisch Gedrückten in den Stunden größter Niedergeschlagenheit und peinigender Verzweiflung an sich selbst: in diesen Stunden, da sein Denken, seine Erinnerungsfähigkeit getrübt und gelähmt war, schien es ihm fast, als könnte er doch — vielleicht im Wahn und Rausche, ohne es zu wissen — den verhängnisvollen Stich gegen Tanner geführt haben, er, der Geliebte Reginen, gegen deren leiblichen Vater. Er war nicht fromm genug und zu sehr Grübler, um an religiösen Gedanken Trost zu finden, und auch nicht frei genug, um jetzt aus all diesen Wirrnissen eines zerrütteten Seelenlebens sich zu erheben und sich selbst wieder zu finden.

So trat er die Heimreise an. Ängstlich vermied er es, erkannt zu werden. Erst in der Nacht wollte er in Haag eintreffen. Im nahen Städtchen drückte er sich umher, lange saß er im Kirchhof an seiner Mutter Grab, der Zukunft gedenkend. Wie würde sich der Vater wohl verändert haben? Wie würde sich Regina verhalten? Regina — immer wieder Regina! Es war ja doch kein Zweifel, daß sie ihn keines Grußes, keines Blickes würdigen, daß sie ihm überall im Wege stehen würde als sein Vorwurf, seine ewige Anklägerin, sein böses Gewissen, — trotzdem er doch gefühnt hatte, was er auch immer gethan, ja auch, was er nicht gethan! Wie Haß gegen Reginen stieg es in ihm auf. Sie allein würde es ihm unmöglich machen, in seiner Heimat wieder aufzuleben, wieder ein zufriedener Mensch zu werden. Und diese hatte er geliebt, er der Narr, der die Menschen nicht gekannt hatte. Jetzt kannte

er sie. Und dennoch wollte er in die Heimat zurückkehren? Warum nicht weit hinweg, hinaus in die Ferne, wo ihn niemand kannte? Dort wäre er ein Fremder unter Fremden, dort könnte er sich ausleben und am Ende noch das Glück finden, das ihm in seinem Haag wohl für immer versagt bleiben würde. Warum kehrte er heim? Des Vaters wegen! Doch würde seine Arbeit das aufwiegen, was er ihm an Ehre und Ansehen vor aller Welt genommen hatte? So quälte ihn ein seelischer Zwiespalt, den er nicht zu lösen vermochte. Nur in Einem glaubte er mit sich im Reinen zu sein: Reginen gegenüber wollte er nicht den leisesten Versuch einer Annäherung machen, um sich wenigstens die Schmach einer Abweisung zu ersparen.

Aber als er nun so über die Dorfstraße hinweg nach seinem väterlichen Hause zuschritt und seine Blicke auch nach dem Tanner'schen Hofe schweiften, als ihn die Heimatlust wie mit tausend liebenden Armen umfing, als ihn wie aus dem Marke seiner Knochen heraus ein freudiges Zittern befiel, daß ihm das Blut jäh ins Gesicht stieg und das Herz erst still stand und dann in ungestümen Schlägen bis zum Halse klopfte, als er die hohe, jetzt ein wenig zur Fülle neigende Gestalt Reginen an ihrer Hofthüre erkannte, als er ihr bleiches, ernstes Gesicht sah, das ihm noch schöner erschien als ehemals, als ihn ein Blick ihrer großen, durchdringenden, stahlblauen Augen traf und ihn im Innersten erschauern ließ, als ihn ein Verlangen umfaßte, zu Reginen hinzueilen und sie zu beschwören, daß sie ihn anhören möchte — da war sein fester Entschluß unvermutet in's Wanken geraten — allein, ehe er noch sein Verlangen hätte ausführen können, hatte sich Regina abgewandt und war sogleich hinter ihrer Thüre verschwunden. Ob sie ihn erkannt hatte? Fast mochte er es glauben, obwohl ihn das Gefängnisleben auch äußerlich verändert hatte.

Nun öffnete er die Thüre zum elterlichen Hofe. Der Hund schlug an. Das war noch derselbe zottige Schäferhund wie vor neun Jahren, der nun an der Kette rasselte, bellte und heulte. Nun streichelte Konrad das treue Thier, das sich an ihn schmiegte und ihm die Hand leckte.

Als er die dunkle Hausflur betrat, öffnete sich die Thüre der Wohnstube. Der alte Orth kam herbei, gebeugt mit unsicheren Schritten:

„Konrad, bist Du's endlich? Nun, Gott sei Dank!“

Der alte Bauer führte den Sohn ins Zimmer.

„Grüß Gott, Vater!“

„Komm' und laß Dir's wohl sein.“

Mit diesen Worten sank der Greis in seinen Lehnstuhl, die Hände in einander gelegt. Ein paar schwere Thränen rannen ihm über das zitternde Antlitz. Konrad betrachtete das Greisengesicht, diese gelben, runzeligen, hängenden Wangen, diese schlaffen, blauen Lippen, diesen stumpfen Blick in den sonst so lebhaft gewesenen Augen und das spärliche, weiße Haar.

„Vater, nun weiß ich, daß es höchste Zeit war: Du mußt ausruh'n. Wie haben Dich die neun Jahre mitgenommen!“

Der Angeredete lachte bitter:

„Glaubst vielleicht, Konrad, Du wärst noch der Alte?“

Er streichelte ihm über die kurz geschorenen Haare und die hageren Wangen.

„Ich weiß es Vater, aber die Arbeit in frischer Luft macht mich wieder jung. Schon morgen fang' ich an.“

„Nur sachte! Das Gesinde zwingt's schon allein. Aber die Aufsicht — und draußen die Felder — meine Füß' tragen mich nimmer über's Dorf hinaus.“

Währenddem deckte die Magd den Tisch und richtete an. Zu dem kräftigen Bauernmahl stellte sie einen hohen Krug Bier.

Konrad setzte sich und aß, that darauf einen langen Trunk aus dem Kruge und richtete sich empor.

„So, nun gehör' ich wieder hierher.“

Mit Wohlbehagen ließ er seine Blicke in dem traulichen Raume schweifen. Der Vater brachte ihm eine neue Ulmer Pfeife und legte den Tabaksbeutel auf den Tisch. Der Bursche griff darnach. Mit den ersten Rauchwolken, die er vor sich hinblies, hatte er seine starknervige Natur wieder beruhigt und in allerhand Geplauder, Fragen und Pläne-machen verflogen den beiden Wiedervereinten die Stunden.

Der kommende Morgen fand den jungen Orth in Stall und Scheune, in Boden und Keller, draußen im Garten, drunten in den Wiesgründen, die der weiße Herbststreif deckte, und droben auf den Höhen unter den Fichten des felsigen Kulm, wo nur immer der alte Orth einen Halm oder einen Stamm sein eigen nannte. Das Mittagessen vereinigte Vater und Sohn wieder in der Stube.

„Hör', Vater“, nahm der Sohn das Wort,

„über unsere Felder droben auf der Höhe geht eine Fahrt. Wie kommt das?“

„Die Tanners grenzen an. Sie werden sich's zu mühe gemacht haben, seit ich nimmer nachsehen kommt.“

„Und drunten im Grund ist unsere alte Fahrt nimmer zu seh'n. Die Nachbarwiese ist verplankt. Wie habt Ihr das Heu heimgebracht? Ihr müßtet ja den Umweg ums halbe Dorf machen!“

„So ist's. Aber die Tannerin wollt's nimmer leiden, und ich hab' halt das Prozeßieren satt.“

„Gut! Die Nachbarn sollen bald merken, daß wir auch noch auf der Welt sind.“

„Konrad, Konrad, laß' das! Was hat uns das Streiten je eingetragen?“

„Aber Recht muß Recht bleiben. In den Sack laß' ich mich nicht stecken. Es ist uns schlecht genug ergangen. Nun will ich doch seh'n, ob's nicht anders werden kann. Mußt Du nicht Steuern zahlen wie die andern?“

Die Rede Konrads wurde von Wagengerassel und Hundegebell unterbrochen.

Der alte Orth hatte eine ferne Verwandte aus dem Heimatsorte der verlebten Bäuerin kommen lassen. Ein kräftiges, frisches Bauermädchen in Mitte der zwanziger, die daheim den Haushalt besorgt hatte und auch einmal hinaus wollte, entstieg dem Wagen. Vater und Sohn beeilten sich das Mädchen zu begrüßen. Mit treuherzigem Segengruß und Blick trat sie den beiden entgegen und begab sich mit ihnen in die Stube. Sie aß und ließ sich auch den aufgetragenen Kaffee und Kuchen wohl schmecken. Die Drei plauderten sich bald zusammen. Die Base Kathrine, welche ganz die guten Augen und das rührige Wesen der verstorbenen Bäuerin hatte, war bereit, die ihr zugedachten Verrichtungen zu übernehmen.

Eine stille Hoffnung hegte der alte Orth noch, die Base, welche auch ein gutes Stück Geld ihr eigen nannte, möchte wohl demaleinst eine Frau für Konrad werden. Aber er schwieg zunächst. Hatte sich doch Konrad verschworen, niemals ein Weib zu begehren, bevor seine bürgerliche Ehre wieder hergestellt sei! —

An einem sonnigen Wintertage hatte sich der alte Orth in seinen strohgefüllten Bauernschlitten gesetzt und war in die Stadt zu seinem Advokaten gefahren. Der ergraute Jurist empfing den Greis als alten Bekannten. Er hatte die Begnadigung

Konrads mit allen Mitteln betrieben und durchgeführt, jedoch zu weiteren Schritten zeigte er wenig Lust.

„Aber Herr Justizrat“, wendete der alte Bauer ein, „Sie haben doch selbst gesagt, mein Konrad sei unschuldig.“

„Lieber Orth, ich weiß es, der Thatbestand war ungenau. Aber wenn nicht ein einziger Entlastungszeuge aufzutreiben ist, was soll da noch geschehen? Schlagt Euch die Gedanken aus dem Sinn! Vielleicht hat Ihr Sohn dem alten Tanner doch einen Stich versetzt — im Kausche natürlich, ohne daß er sich darauf besinnen kann. Ich hätte als Richter damals wohl auch ein „Schuldig“ gesprochen. Die Richter sind in solchen Prozessen naturgemäß geneigt, dem Staatsanwalt zuweilen in die Hände zu arbeiten, und die Zeugen stehen unter Eideschutz.“

„Aber Herr Justizrat, mein Sohn soll doch heiraten! Wie kann er sich so an ein ehrliches Mädchen wagen?“

„Das ist nun nicht zu ändern.“

„Aber es ist doch schon manchmal anders gekommen. Mein Nachbar hat mir erzählt —“

„Schon gut, Orth, für jetzt ist nichts zu machen. Kommt Zeit, kommt Rat. Hier heißt es, abwarten. Übrigens will ich mir die Sache überlegen.“

Der alte, hartnäckige Bauer lief nun von Anwalt zu Anwalt. Überall die gleiche Antwort. Niedergeschlagen trat er den Heimweg an.

Die Ruhe seines Hofes, das stille Walten seiner Base, der klugen Kathrine, das zielbewusste Schaffen Konrads erfrischte seinen gealterten Geist nach und nach und ließ ihn wieder neue Hoffnung schöpfen.

Mit dem ersten schneefreien Tage des Frühjahrs begann die Feldbestellung. Auch Konrad spannte seine Pferde vor den Pflug und fuhr auf's Feld. Als er um die Krümmung des Dorfweges in den Hohlweg, der nach der Höhe führte, einlenkte, bemerkte er vor sich ein Gespann Ochsen, welches einen Wagen zog. Regina lenkte die Thiere. Sie ließ es sich nicht nehmen, gelegentlich selbst anzufassen, dem Gesinde ein Beispiel gebend. Auch war es ihr Bedürfnis, in schwerster Arbeit den Überschuß ihrer Kraft zu verbrauchen.

Konrad sah sie dahin schreiten, groß und stark und doch voll weiblicher Anmut, und trotz des einfachen Gewandes die wohlhabende Bäuerin ver-ratend. Nun war sie auf der Höhe und lenkte ihr Gespann auf das nächste Feld. Ein Bursche half

ihr die Egge herabheben. Dann warf sie sich das Saattuch um die Schulter. Der Bursche half ihr aus dem bereitstehenden Sacke das Saatgetreide einschütten, und nun schritt sie dahin, das selbst geackerte Feld zu besäen. Gleichmäßig warf sie die Körner. Stolz setzte sie Fuß vor Fuß, das dunkelblonde Haupt leicht geneigt.

Konrad fuhr vorüber, lenkte in sein angrenzendes Feld ein und begann zu ackern. Am Begrande schimmerten die Weidenblüten, an den Rainen nickte das Wintergrün, Raben schwärmten in den Lüften, und leise Vogelstimmen schollen aus dem Gezweig. Frühlingmahnen! Auch der Landwirt kennt sie, diese wohlige Stimmung, diese noch verhaltene Lust.

Konrad und Regina schritten nun dahin, er ackernd, sie säend, beide zuweilen die Blicke verstohlen hinüber, herüber sendend, aber in der wunderbarsten Stimmung, die sich bei Regina in einem stummen Troste, bei Konrad in großem Unmut äußerte. Haß und Liebe kämpften in ihnen, und der Haß siegte.

Als Regina die Ochsen vor die Egge spannte und nun diese über das besäte Feld gehen ließ, als sie mit heller Stimme die Thiere anrief und sich ihr anmutiges Gesicht von der Arbeit rötete, als sie dann anhielt und ihre Blicke über die Flur schweifen ließ, froh der Scholle, die sie in harter Arbeit bezwang, aber es immer vermied, ihrem Nachbarn offen in's Gesicht zu sehen, während dieser mühsam Stein um Stein aus dem vernachlässigten Acker auflos und auf den Feldrain warf, da war es mit der Selbstbeherrschung Konrads zu Ende. Zur Brotzeit wandte er den Pflug, warf ihn auf die Schleifen und fuhr nach dem Dorfe zurück. Der Knecht sollte das Feld zu Ende ackern.

Regina eggte weiter. Sie mußte die geheimen Regungen ihrer Seele mit starkem Willen zu bändigen. Mit Peitschenknall trieb sie die Thiere an und glättete Beet um Beet. Die Lust an der Arbeit sollte den Hunger ihrer Seele stillen. Sie wollte es nicht anders. Von da an vermied es Konrad, wo er nur immer konnte, Reginen auf der Flur zu begegnen.

So kam die Heuernte heran. Bei dieser mußte jede Rücksicht weichen. Die Wiesen waren gemäht. Das duftende Heu lag in hohen Haufen zur Abfahrt bereit. Die Wagen fuhren an. Konrad half beim Ausladen und führte selbst das Gespann über die Wiese der Nachbarin, so wie er es früher gethan.

Die angebrachte leichte Verpflanzung beseitigte er, und den aufgesteckten Pfandwisch fuhr er mit dem Wagen um. Da kam ihm ein Knecht vom Tanner'schen Hofe entgegen:

„Die Bäuerin Tanner läßt euch sagen, über ihre Wiese gäb' es keine Fahrt. Der Weg führt dort herum!“

Er zeigte auf den Fahrweg nach dem Dorfe. Konrad aber fuhr unbekümmert weiter:

„Ich lasse mir mein Fahrtrecht über eure Wiese nicht nehmen.“

Er hieb auf die Pferde ein und brachte die erste Fuhre nach seinem Hofe.

Der alte Orth warnte und bat seinen Sohn, mit den Tanners keinen Streit anzufangen. Konrad aber blieb fest. Als Regina am andern Tage den Weg mit Pfählen verschränken ließ, riß er auch diese heraus und warf sie verächtlich beiseite. „Ich will doch sehen, wer's am längsten aushält!“ bemerkte er spottend.

Im August zur Getreideernte gab es neuen Streit. War im Frühjahr Regina die erste, so war nun Konrad mit dem Ackerbau des Getreides voran. Schon waren des letzteren Acker abgeräumt, während Regina noch schneiden und abfahren ließ. Als nun die Tanner'schen Knechte ihre Fuhren wieder wie alljährlich über die abgeräumten Orth'schen Felder lenken wollten, stellte sich Konrad selbst dorthin, wo die Wagen in seine Grundstücke einbogen:

„Hier giebt's keine Fahrt!“ rief er.

„Die Bäuerin hat es uns geheißen! Wir fahren zu.“

Da griff Konrad den Pferden in die Zügel. Die Knechte wichen vor den zornfunkelnden Blicken Konrads zurück und nahmen einen anderen Weg. Konrad ließ hierauf an der Überfahrtstelle kräftige Pfähle eintrammen und schwere Balken darüber nageln, die man nur mit dem Beile entfernen konnte. Die Tanner'schen Knechte riefen ihm zu:

„Die Bäuerin verklagt Euch!“

Konrad rief entgegen:

„Nur zu, ich will's Euch schon zeigen!“

Nach der Ernte ließ Regina durch ihren Advokaten eine Klage gegen den Nachbar Orth einreichen. Konrad, dem der Vater das Bauerngut zu eigen übergeben hatte, stellte Widerklage. Der Prozeß nahm seinen Gang. Augenschein, Zeugenvernehmung, Verhandlung auf Verhandlung folgten. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“ so hieß es

im Dorfe. Der neue Ortsvorsteher Kuhn hatte sich vergebens bemüht, die Streittheile zu versöhnen. Ein richtiger Bauer muß seinen Prozeß haben. So hatten auch Regina und Konrad alle die Empfindungen bis auf die Reize durchzukosten, welche ein Rechtsstreit unter Nachbarn zur Folge hat: Ärger, ohnmächtige Wut, dann die Freude über eine gelungene Überlistung, eine Niederlage des Gegners, das Vergnügen an den dickleibigen Akten der Advokaten. Aber auch den Ekel und Überdruß lernten sie kennen. Der Prozeß hatte bereits Jahr und Tag gedauert, und noch war kein Ende abzusehen. Die nachbarlichen Feindseligkeiten aller Art, die sich nun angesponnen hatten, wurden vom Gesinde und anderen Nachbarn künstlich genährt.

So ging das dritte Jahr seit Konrads Rückkehr dem Ende entgegen. Der Spätherbst war auch in diesem Jahre, wie fast immer in diesem Landstriche, sonnig und klar. Noch am ersten Adventsonntag lachte die Sonne vom hellen Himmel auf die bereiften Fluren.

An diesem Tage fand sich fast ganz Haag in der Kirche zusammen. Auf dem Heimwege hatte sich Ortsvorsteher Kuhn vorübergehend zu Regina Tanner und deren Mutter gesellt. Ihnen voraus gingen Konrad Orth und dessen Haushälterin, die Tiefdorfer Kathrine. Kuhn neigte sich vertraulich zur Wittve Tanner:

„Wißt Ihr schon, Bäuerin, daß es mit dem Konrad Orth und seiner Base aus Tiefdorf keine Nichtigkeit haben soll? Um Weihnachten ist Hochzeit. Seht nur, wie sie's mit einander können!“

In der That unterhielten sich die beiden eben Besprochenen vortrefflich. Sie scherzten und lachten sogar. Desto einsilbiger und unwirlicher ward Regina, und auch deren Mutter ging schweigend ihre Wege. Kuhn bemühte sich vergeblich, die beiden aufzumuntern. Die Bemerkung des Vorstehers Kuhn, die sie wohl vernommen hatte, gab Reginen einen Stich ins Herz. Vergeblich sagte sich Regina, Konrad sei nicht mehr da für sie. — Vergessen wollte sie ihn. Umsonst. — In solcher Stimmung hatte sie mit der Mutter ihren Hof erreicht. Die Kirchgänger billigten die dem Gerüchte nach bevorstehende Verheiratung des Konrad Orth mit Kathrinen und gönnten der Regina Tanner dieses Ende ihrer einstigen Liebenschaft. — So habe es kommen müssen! —

Nachmittag verdüsterte sich der Himmel. Regina saß am Fenster ihrer Wohnstube und blickte

durch die Scheiben ziellos ins Freie. Eine tiefe Schwermut überkam sie. Nun begann es draußen zu stürmen. Flocken wirbelten. Der Winter hielt Einzug. Auch in ihrer Seele war es winterlich und stürmisch. Neue und tiefe Sehnsucht erschütterten sie, daß sie laut aufschluchzte. Trotz und Stolz waren gebrochen. Die verhaltenen, mißdeuteten Regungen der Seele, ihr Innerstes machte sich nun gewaltsam frei. Endlich sank sie der Mutter an die Brust und weinte bitterlich. —

Drüben in der Orth'schen Wohnstube herrschte fröhliche Stimmung, behagliche Zufriedenheit. Der junge Bauer war froh, sich innerlich von seiner Prozeszwut losgemacht und seinem Advokaten heute mitgeteilt zu haben, daß sich dieser um jeden Preis vergleichen solle. Dieser Entschluß hatte auch auf den alten Orth beruhigend gewirkt. Der Greis schlief heute länger und fester als je in seinem Lederstuhle. Konrad betrachtete, aus seiner Pfeife schmauchend und ein Allerweltsgeplauder führend, mit Wohlbehagen das stattliche Frauenwesen vor sich, das die Fürsorge seines Vaters ins Haus gebracht. Kathrine strickte und schlürfte dazu ihren Kaffee aus altmodisch geblümter Niesentasse. So saßen wohl Bauer und Bäuerin zusammen, wunschlos, den Augenblick genießend. — Konrad bedachte bei sich, daß es nun wohl an der Zeit wäre, ein Eheweib zu freien, wiewohl er sich's vor Jahr und Tag verschworen. Er dachte sich auch wohl Kathrinen als seine Eheliebste. Dies war ja der unausgesprochene, aber dennoch ersichtliche Wunsch des treubeforgten Vaters. Wenn er nur Reginen, seine Nachbarin, vergessen könnte! Kathrine plauderte indessen von ihrer Heimat, wie es ihr in den Sinn kam. Da warf Konrad die Frage dazwischen:

„Nun, hat's denn in Tiefdorf keinen Burschen für Euch gegeben?“

„Freilich, Better,“ entgegnete Kathrina hastig, froh, endlich eine Gelegenheit zur Aussprache gefunden zu haben. „Freilich! Aber das war's eben, weshalb ich zu Euch gekommen. Der Vater wollt' nicht. Mein Schatz war ihm zu arm. Er hatte sich einen reicheren für mich 'rausuchen wollen. Aber da lest nun diesen Brief! Mit dem Reichtum ist's jetzt vorbei. Der Hof, in den mich der Vater bringen wollt', steht auf der Gant.*) Jetzt ist mein Weg frei. Und da möcht' ich Euch halt recht schön bitten, laßt mich wieder heim!“

*) Mundartlich für: Versteigerung. — Die Red.

Konrad überflog zerstreut den dargereichten Brief. Er mußte sich erst in das Unerwartete finden. War's eine Mahnung für ihn? Er grübelte nicht lange. Von Herzen wünschte er der braven Kathrine Glück und versprach ihr, gleich mit dem Vater zu reden. Es würde sich schon machen lassen. Ihm selbst war es wie eine Befreiung aus neuem Zwang. So konnte er sich dem Wunsche des Vaters mit guter Art entziehen. Was aber sollte nun werden? Wieder kam ihm die Vergangenheit in den Sinn: Regina, immer wieder Regina!

Da scholl das Geläute eines Schlittensfuhrwerkes von der Dorfstraße herauf. Die beiden hatten das Unwetter wenig beachtet, aber ein Fuhrwerk läßt man nicht unbesehen vorüber, zumal, wenn es der erste Schlitten ist. Kathrine trat an's Fenster.

„Der Tausend! Das sind ja die Tannersrappen. Und die junge Tannerin steht daneben. Sie deutet das Dorf hinauf. Da fährt der Schlitten schon weiter. Es liegt einer drin. Regina Tanner geht in den Hof zurück. — Nun kommt sie mit ihrer Mutter wieder heraus, beide in wollene Tücher gehüllt. Sie waten durch den tiefen Schnee dem Schlitten nach.“

Konrad war nun auch an's Fenster getreten und sah noch die beiden Frauen die Dorfstraße entlang schreiten.

„Was das zu bedeuten hat?“

Er zündete sich eine Pfeife Tabak an und schritt gedankenvoll auf und nieder. Da vernahm er Stimmen im Hausflur: Sein Vater, der vom Stalle zurückkam, sprach mit jemandem. Nun trat der Gemeindevdiener ein.

„Bauer Orth, Ihr sollt zum Vorsteher kommen. Er hat's eilig. Ein Fremder ist da — seinen Namen konnt' ich nicht merken — den hat der Tannersknecht auf dem Weg von der Stadt im Schneegeflöber halbtot aufgefunden. Die Tannerin hat ihn mit dem Schlitten holen lassen. In dem tiefen Schnee kommen ja die Räder nimmer durch. Sie hat ihn zum Vorsteher fahren lassen. Der Fremde ist am Auslöschten, kommt schnell!“

„Eil' Dich!“ mischte sich der Vater hinein. „Mir scheint auch, es müßt' was besonderes sein, sonst wären die drüben“ — er deutete mit dem Daumen rückwärts nach dem Tanner'schen Hofe — „bei dem Wetter nicht so gelaufen. Aber laß' es Dich nicht anfechten, wenn's Dir wider den Strich geht!“

Konrad ging. Der Tanner'sche Schlitten stand noch vor dem Hofe des Vorstehers. Die Pferde schnaubten in die harsche Schneeluft, die sie noch mit Flocken umwirbelte, obwohl die Heftigkeit des Sturmes gebrochen war.

Im Gemeindezimmer brannte Licht. Konrad trat in dasselbe. Auf einem reichlichen Strohlager saß halb aufgerichtet, mit den fieberglänzenden Augen ängstlich die Umgebung anstarrend, bleich, aufgedunsen, mit fliegendem Atem, den ein verdächtiges Rasseln aus der Brust begleitete, im zerfetzten Gewande eine Bettlergestalt. — Konrad blickte wie gebannt auf den Fremden. —

„Das ist ja Moriz Heichel!“ rief er plötzlich, „wie kommt der hierher, was soll das?“

„Davon später“, wendete sich der Vorsteher Kuhn an Konrad Orth. „Er hat mir alles erzählt. Es hat ihm keine Ruhe mehr gelassen. Trotz seiner Schwindsucht hat er sich nach Haag aufgemacht und wäre vorhin beinahe im Schneesturm umgekommen. Nun hört zu! Er will was erzählen.“

Konrad und Regina traten vor. Eng standen sie nebeneinander, während Moriz Heichel, der einstmalige Großknecht des verlebten Tanner, mit heiserer, oft ersterbender Stimme hüstelnd und röchelnd vorbrachte:

„Die Regina Tanner hat mich verschmäht. Der alte Tanner hat meinen Vater von Haus und Hof gebracht und mich mit Schimpf aus dem Dienst gejagt. So bin ich verkommen. — Dafür wollt' ich mich rächen. — Erst hab ich im Tanner'schen Hof Feuer gelegt — aber es hat nicht brennen wollen. — Dann bei der Kirchweih, wie der Konrad Orth Streit mit Fritz Pohl bekommt, und ich unter der Bank die Sach' mit anseh', ist mir's in den Sinn gekommen: Jetzt stoß' zu, mach den alten Tanner kalt; keins sieht Dich! — Wie der Tanner zum zweiten Mal das Bein hebt, führ' ich's aus.

Ich glaub', er hat's nicht überlebt. — Dann bin ich nach Böhmen und weit in der Welt herumgekommen. — Aber der Schnaps hat mich bezwungen. — Wie ich krank ward, denk' ich: Du gehst wieder nach Haag und sagst alles! — Um den Konrad thut mir's leid. Der mußt' für mich sitzen. Das Sitzen hätt' ich schon auf mich genommen. Aber damals dacht' ich, es kost' den Kopf. — Jetzt wißt Ihr's, und —“ ein heftiger Husten ersticte die weiteren Worte.

Im Hintergrunde des Gemeindezimmers flüstert der Ortsvorsteher zum Lehrer, der mit dem Bauern Schott und dem Dorfschmied beisammen steht: „Habt Ihr's gehört. Nun schreibt's gleich auf, Herr Lehrer! Ich denk', das Gericht wird uns schon glauben. Dem Konrad Orth müssen wir zum Recht verhelfen.“

Diese Worte rütteln den in tiefen Gedanken vor sich hinstarrenden Konrad auf. Nun erhebt der Kranke nochmals den Oberkörper und reckt sich in die Höhe; er will sprechen, aber ein Blutstrom entquillt seinen Lippen. Ächzend, röchelnd sinkt er zurück. Durch seine Gestalt geht ein krampfartiges Dehnen und Strecken — Er ist verschieden. —

Da schlingt Regina laut weinend ihre Arme um Konrads Nacken. Dieser umfängt die vor Erregung bebende Gestalt.

„Vergieb Konrad!“

„Vergieb auch Du, Regina!“

Die alte Tannerin kniet vor dem Toten nieder und drückt ihm die Augen zu. Mit einem stummen Händedruck scheiden Regina, ihre Mutter und Konrad von dem Vorsteher und den Nachbarn. Das Schneegestöber ist vorüber. Die Wolken haben sich verzogen. Ein strahlender Sternhimmel leuchtet hernieder, auf den glitzernden Schnee, in welchem zwei endlich Vereinte heimwandern durch das stille Dorf.

G H u t s c h r e i.

Der Rodlerkahrl trank alle Dymd sei Depentat bein Ochsenwert. Es mar nett ze wink, es war ober aah nett ze viel — gerod genunk, doß er sich allemol noch ehemm fand.

Er griff sich sachte an Heisern hie bis üm de Eck ze seiner Wuhning.

Nu hatt der Wert emol jetts bähmisch Märzenbier ahgesteckt und gob fenn Stammgästen e paar

Aus „Lauter lustigs Zeig!“ 18. Heft. Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart. Verlag Grafsche Buchhandlung (Rich. Liesche), Annaberg.

Töppeln gratis. Der Kahrl hatt sich derzugehalten und daarb nahgelackt. Beim Hemmgih mußt er sich ober fest stemme, doß er de Schlicht fand.

Wie er an Eckhaus is, werd er ober doch 's Trompetel verfaah. Er rutsch aus, greift dernaam und schlögt hie. Do schreit der Kahrl: „När fir Heiser haar, iech muß doch ehemm!“

Günther.



A. H. A. Bergmann, Parfümerie-Fabrik, Waldheim i. S.

Bilder aus der Industrie „unserer Heimat“.

II. A. H. A. Bergmanns Parfümerie-Fabrik in Waldheim i. S.

Ungefähr noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Deutschland in Bezug auf die Parfümerien vom Auslande, besonders von England und Frankreich, abhängig — ein Beweis dafür ist der Umstand, daß wir heute noch kein den Begriff vollständig deckendes, deutsches Wort für den Fremdnamen besitzen. Aber mit rasch wachsendem Erfolge traten damals deutsche Firmen in einen regen Wettbewerb mit dem Auslande, und heute haben sich diese Firmen zu einer überraschenden Vollkommenheit entwickelt dank den gewaltigen Fortschritten der Chemie. Wohlduftende Öle, Salben und Essenzen herzustellen, ist ein besonderer Zweig der Chemie geworden, und kein geringerer, als der berühmte Leipziger Professor Dr. Heinrich Girzel hat schon in den fünfziger Jahren ein besonderes Buch „die Toilettenchemie“ verfaßt. Wenn es aber früher Hauptzweck war, nur wohlriechende Öle, Wasser und Essenzen für die Wohnräume, für das Taschentuch u. i. w. zu fabrizieren, so ist in den letzten Jahrzehnten ein neuer Zweig dazugekommen: die

Herstellung antiseptischer und desinfizierender Präparate, ein Moment, das für die gesundheitliche Pflege unseres Körpers nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Eine der hervorragendsten unter den Parfümerie-Fabriken der Gegenwart ist die weltberühmte Firma A. H. A. Bergmann in Waldheim, der reizend gelegenen Stadt an der Zschopau: sie feierte in diesem Jahre das 50jährige Bestehen und kann mit wahrhaftem Stolz auf die Vergangenheit zurückblicken. Aus kleinsten Anfängen heraus hat sich die Bergmannsche Fabrik zu ihrer bedeutenden Stellung entwickelt. Begründet wurde sie von Adolf Heinrich August Bergmann, der am 12. September 1799 in dem Pfarrhause zu Ganzig bei Dschag geboren wurde. Nach beendigter Schulzeit wählte Bergmann den kaufmännischen Beruf und begründete 1821 in Waldheim eine Materialwarenhandlung. Aber im Mai 1832 brannte sein Anwesen nieder, wodurch er sein ganzes Hab und Gut verlor. Mit der ihm eigenen Energie wandte er sich nun einer neuen Beschäftigung zu: der Fabrikation des Knochenmehles und künstlicher Düngemittel. Seine wertvollen Versuche und Erfahrungen legte er in einer Schrift nieder: da brannte er zum zweiten Male ab, wobei auch sein Manuskript „Lehre von den Düngemitteln“ in den Flammen mit verloren ging. Mit rastlosem Eifer setzte er die Schrift nochmals auf und hatte die Freude, von dem König Friedrich August für dieses wertvolle Buch mit der großen goldenen Verdienstmedaille „virtuti et ingenio“ ausgezeichnet zu werden. Verschiedene wissenschaftliche Vereine ernannten ihn zum korrespondierenden Mitgliede; Gelehrte, wie Alexander von Humboldt, Justus von Liebig u. a. traten mit ihm in Briefwechsel.

Mit diesen Erfolgen beruhigte sich Bergmanns reger Geist nicht: eifrig studierte er weiter und zwar die Schmarogerpflanzen und ihre Bekämpfung. Dadurch kam er — im Jahre 1851 — auf den Gedanken, seine Studien auszudehnen auf die Schmaroger im Menschen und deren Vernichtung, und hieraus erwuchs die epochemachende Erfindung der Zahnseifen zur Reinigung und Pflege der Zähne wie des



A. H. A. Bergmann



Verpackungen von Parfümerien.



Verpacken von Toilettefeifen.

Mundes, eine Erfindung, die von allen Kennern freudig begrüßt wurde. Doch starb er zu früh, um die Früchte seines unermüdblichen Schaffens zu ernten: am 23. Juli 1858 verschied er nach einem längeren Krankenlager.

Aber er hatte einen guten Grund gelegt, auf dem seine Erben mit sicherem Erfolge weiter bauen konnten. Zunächst führte seine Witwe das Fabrikgeschäft weiter, bis es im Jahre 1872 auf seinen Sohn Richard Bergmann überging, der noch heute daselbe leitet. Und heute sind die Bergmann'schen Zahnseifen und Pasten über alle Welt verbreitet, ohne von einem ähnlichen Fabrikate in ihrer Güte erreicht oder übertroffen worden zu sein. Das Urtheil über ihren Wert steht fest. Dr. Fürst sagt in seiner Schrift „Das Kind und seine Pflege“: „Was die sogenannten Zahnseifen betrifft, so haben sich mir die von A. H. A. Bergmann in Waldheim, die aus mildesten Ölseifen mit Pfeffermünzölen sorgfältig hergestellt sind und sich seit langen Jahren eines Weltrufes erfreuen, wegen ihrer schonenden Reinigung der Zähne sehr bewährt.“ —

Da die Zahnseifen infolge ihrer Güte überall Eingang fanden, gewann die Fabrikation an Ausdehnung. Der Dampf ward zur Hilfe genommen und maschineller Betrieb eingeführt; zu dem ursprünglichen Fabrikhaus wurde ein Nachbarhaus und bald ein zweites hinzugekauft (1889), und bereits 1890 konnte in Berlin eine Filiale errichtet werden. Heute umfaßt die Fabrik eine Gesamtfläche von ungefähr 2000 Quadratmetern.

Betreten wir das schon in der Straßenfront durch seine Größe und Ausdehnung von den anderen Häusern sich unterscheidende Fabrikgebäude, so werden wir bereits in der Hausflur durch daselbst angebrachte sinnige Sprüche mit dem Geiste, der hier waltet, bekannt gemacht.

Wir werfen, nachdem wir durch ein Vorkontor gekommen sind, in welchem die tausenderlei verschiedenen Sorten Etiketten, Bänder etc., die zur Ausstattung der Parfümerien und Toiletteseifen dienen, aufbewahrt werden, einen Blick in das geräumige Haupt- und Privatkontor und können uns hier mit den der Neuzeit entsprechenden, praktischen und musterhaften Kontoreinrichtungen und Registaturen bekannt machen.

Unser Rundgang führt uns zuerst in die Seifenkiederei, woselbst in mächtigen Doppelkesseln die Grundseifen für die verschiedenen Toiletteseifen her-

gestellt werden, die wir dann später in großen Blöcken, Kiegeln und durch Hobelmaschinen in Spähne zerkleinert, in den Trockenräumen wiederfinden. Auch eine weitere Anzahl Doppelkessel, in welchen die berühmte Waldheimer Rasierseife, wie auch die Cocos-, Mandel- und Glycerinseifen angefertigt werden, sowie große Behälter zur Herstellung der Seifenlaugen erwecken unser Interesse.

Wir betreten hierauf den großen Maschinenraum und haben hier Gelegenheit, die Herstellung der bei allen Damen seit langem beliebt gewordenen Lilienmilchseife und sonstigen feinen Toiletteseifen beobachten zu können. Hier kommen die getrockneten Seifenspähne in die Pfliegermaschine und werden von deren Walzen mit dem Parfüm und kosmetischen Stoffen innig vermischt, um alsdann in den Ballmaschinen mittels Schneckenbetriebs wieder in feste Kiegel gepreßt zu werden. Letztere werden dann unter die Schneidemaschine gebracht und in einem anderen geräumigen Saal auf einer Anzahl Pressen zu handlichen Stücken geformt.

Die verschiedenen Sorten medizinischer Seifen, wie Schwefeltheer-, Carbol-schwefeltheer-, Jochthol-, Sublimatseife etc., deren Fabrikation eine besondere Spezialität der Firma bildet, werden in separaten Räumen nach gleichem Verfahren unter peinlichster Sorgfalt angefertigt.

Auch für die Herstellung der seit 50 Jahren rühmlichst bekannten Bergmann's Zahnseifen sind besondere Räume mit maschineller Einrichtung vorhanden. Wir bekommen hier einen Überblick über die gewaltigen Mengen, in denen diese überall beliebten und bewährten Zahn- und Mundreinigungsmittel täglich fertig gestellt werden.

Wir gehen weiter und kommen in die Räume, welche zur Fabrikation, Aufbewahrung und Verfüllung der verschiedenen Taschentuchparfüms dienen. Herrliche Blumendüfte strömen uns entgegen, und wir werden besonders von den wundervollen, natürlichen Blütentau-Parfüms: Maiglöckchen, Veilchen und Reseda überrascht. In eigens konstruierten Rühr- und Schüttelapparaten mit großen Behältern werden aus den Blumenfetten die Wohlgerüche durch feinsten Sprit ausgezogen, um alsdann durch die Kunst des Chemikers zu herrlichen Taschentuchparfüms, Toilettewässern etc. verarbeitet zu werden, die in den ausgedehnten Kellern und Vorratsräumen in großen Fässern, verzinnnten Kupferläsen und Glasflaschen aufbewahrt werden, neben welchen wieder mächtige

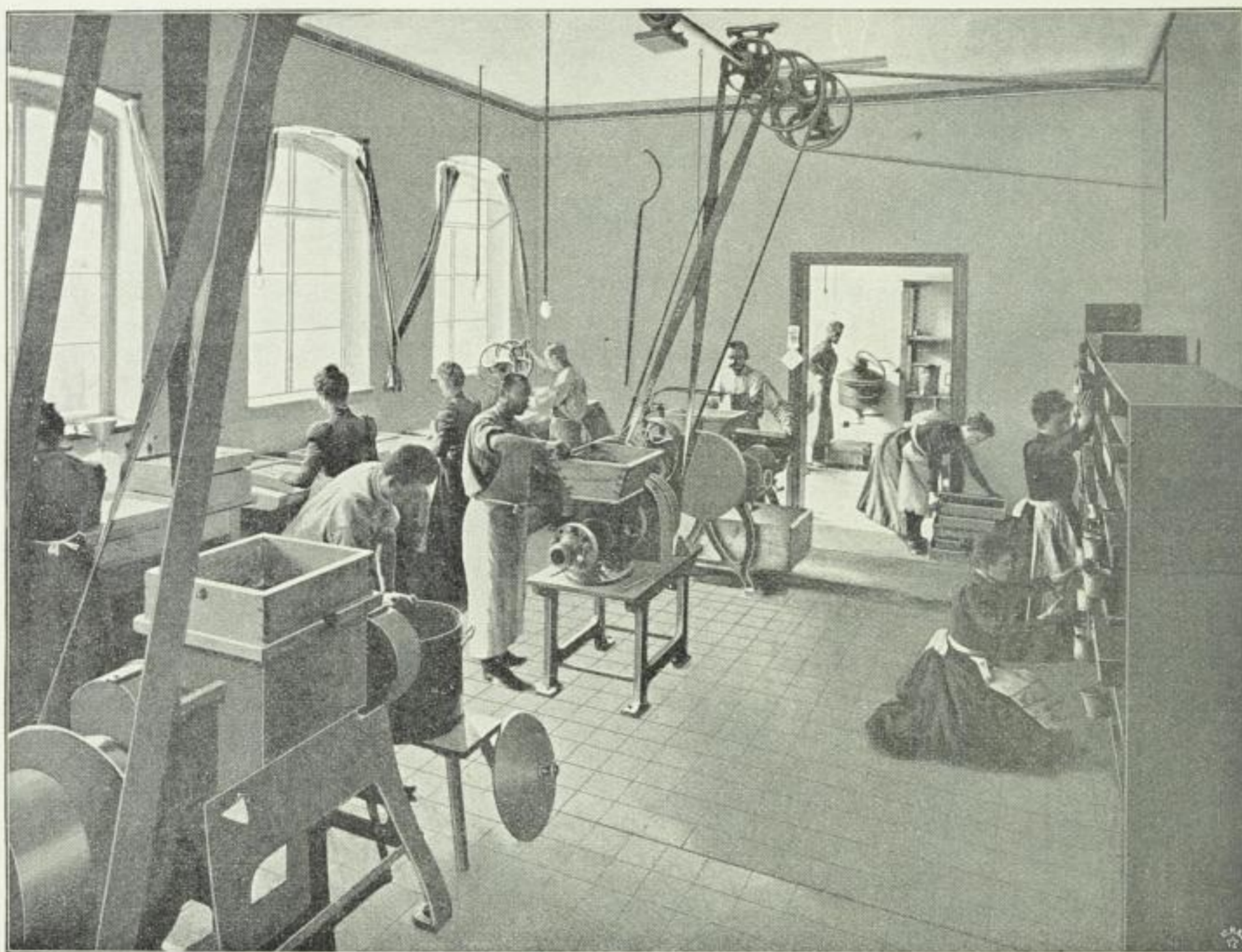


Maschinenfabrik: Gesamtansicht.

Behälter mit Eau de Cologne, Bay-Rum, China-Birkenrinden- und Veilchenkopfwasser und Mundwasser zum Verfüllen bereit liegen. Auch können wir hier die verschiedenen ätherischen Öle, chemischen Produkte, wohlriechenden Harze und die in der Parfümeriefabrikation unentbehrlichen tierischen Sekrete wie Moschus, Ambra, Zibeth kennen lernen.

Im Vorübergehen lenken wir unsere Schritte in die Pomaderie und lassen uns über die ver-

schiedenen Sorten Pomaden, die hier in kleinen Büchsen und Tuben gefüllt und zu festen Stangen gegossen werden, belehren; sehen uns in einem anderen Räume die Fabrikation des Puders und der Niechpulver an und gehen nun nach den oberen Räumen des Fabrikgebäudes, welche durch mehrere Fahrstühle zum Warentransport mit dem Erdgeschoß in Verbindung stehen. Hier kommen wir in große, helle, freundliche Säle, in welchen viele



Teilansicht vom Maschinensaal.

Herstellung medizinischer Seifen.

fleißige, geschickte Mädchenhände damit beschäftigt sind, die mannigfachen Parfümerieartikel zu etikettieren, die Toiletteseifen einzuschlagen und in Kartons zu verpacken. Wir bewundern die verschiedenartigen Ausstattungen und sind von deren geschmackvollen, eleganten und modernen Ausführung überrascht.

Eine breite, eiserne Treppe führt uns sodann in mächtige Räume, in denen die verschiedenen leeren

Kartons, feinen Kartonagen und Stuis, sowie die fertig gepackten Waren in breiten Regalen und hohen Schränken, alles sorgfältigst geordnet, aufbewahrt werden. Hier lagern in unzähligen Mengen die in allen Kulturländern bekannten Bergmanns Zahnseifen, die verschiedenen Sorten medizinischer und Toiletteseifen; ferner viele Tausende von Fläschchen mit den verschiedenen Düften und den besonders gern gekauften Blütentau-Parfüms. Eine Anzahl Lageristen

sind hier beschäftigt, die täglich zahlreich bestellten Waren zusammenzustellen, die dann in den angrenzenden Packräumen zum Versand nach allen Weltteilen fertig gemacht werden.

Wir gehen noch flüchtig durch den Seifentrockenboden, durch die langen großen Räume, in denen die unendlich vielen Sorten kleiner und großer Gläser, Büchsen und Dosen in musterhafter Ordnung und Übersicht aufgestapelt sind und besuchen schließlich noch das elegant ausgestattete Musterzimmer, dessen Wände mit zahlreichen Ehrendiploms, wie mit verschiedenen künstlerisch ausgeführten Plakaten der Firma geschmückt sind, und lassen uns alle die herrlichen Erzeugnisse, die wir bei unserem Rundgang durch die Fabrikräume gesehen haben, nochmals in der Gesamtheit vorführen.

Wir sind mit unserem Rundgang nunmehr zu Ende. Mit steigendem Interesse und voller Bewunderung haben wir die überaus praktische und zeitgemäße Einrichtung der Fabrik kennen gelernt und finden daher das Urteil eines Fabrikinspektors vollauf bestätigt und berechtigt, der das Etablissement,

hauptsächlich der dort herrschenden Ordnung und der organisatorischen Einrichtung wegen, ein Muster-etablissement nannte.

Zum Schluß wollen wir noch eins mit besonderem Nachdruck hervorheben: „Die Fabrikate der Firma — so schrieb 1897 die Illustrierte Zeitung gelegentlich der Sächsisch-Thüringischen Ausstellung in Leipzig — decken sich nicht mit fremder, nicht mit französischer oder englischer Flagge, deutsch und selbständig mit voller Firma und Schutzmarke tritt uns hier alles entgegen, und alle Artikel zeigen sowohl hinsichtlich der Qualität als auch der Ausstattung, daß wir uns der deutschen Fabrikate nicht zu schämen brauchen. — Da ist keine Geheimthuerei; auf den Umschlägen ist der den Seifen beigemischte wirksame Gehalt aufgedruckt und die Vorschrift für den Gebrauch kurz und bündig angegeben.“ —

Der Firma Bergmann, die auf der Leipziger Ausstellung mit der großen goldenen Medaille prämiert wurde, feierte in diesem Jahre ihr 50jähriges Jubiläum, Grund genug, daß wir ihr ein herzliches „Glückauf!“ für eine reiche, goldene Zukunft zusrufen. —

S. —



Zum 100jährigen Jubiläum des Hofes Anzeigers.

Wie im Januarheft „Unserer Heimat“ mitgeteilt worden ist, feierte die Mitzelsche Buchdruckerei (S. Hörmann) in Hof zu Beginn dieses Jahres das einhundertjährige Bestehen ihrer Tageszeitung, des „Hofes Anzeigers.“ Für die Leser dieser Monatschrift wird es nicht unwillkommen sein, Näheres über jenes Jubiläum und die schon im Jahre 1642 gegründete Mitzelsche Buchdruckerei in der alten Stadt „zum Hoff Regnitz“ an der Saale im Vogtlande zu erfahren.

Der „Hofes Anzeiger“ hat verschiedene Namensänderungen erlebt und war ursprünglich ein Wochenblatt. Am Donnerstag, den 7. Februar 1802, erschien das Blatt zum ersten Male unter dem Titel „Neues Hofes Intelligenzblatt oder Nachrichten aus dem Gebiete der Ökonomie, Handlung, Naturgeschichte, Medizin, Polizei etc.“ Die Stadt Hof bestand damals außer den Beamten, Lehrern, Geistlichen und einer kleineren Anzahl rühriger Kaufleute größtenteils aus den Vertretern des Handwerks, wobei zu beachten ist, daß fast jeder Bürger einen landwirtschaftlichen

Nebenbetrieb hatte. Die umfangreiche Flurenmarkung von Hof war fast ganz im Besitze der Bürgerschaft. So kann es nicht wunderlich erscheinen, wenn in jenem Blättchen der „Ökonomie“ der erste Rang eingeräumt wurde, zumal ja auch das Landvolk für das „Neue Intelligenzblatt“ gewonnen werden sollte.

Später bereicherte sich das Blatt durch amtliche Bekanntmachungen, u. a. durch solche des französischen Kommissärs Tournon in Bayreuth aus der Zeit Napoleons I. Leider ist durch jenen großen Brand, welcher am 4. September 1823 fast die ganze Stadt einäscherte, auch die Mitzelsche Druckerei nebst allen Schriften vernichtet worden.

In den dreißiger Jahren nannte sich dann unser Blättchen „Wochenblatt der Stadt Hof“, ein Name, der sich so einbürgerte, daß er auch zu der Zeit, als der „Hofes Anzeiger“ täglich erschien, noch immer gang und gäbe war. Es vertauschte später das Stadtwappen an seinem Kopfe mit dem Kgl. Bayerischen Wappen. In den Jahren 1836—1839 ist als Drucker und Verleger „Heinrich Mitzels

Witwe“ gezeichnet. Allmählich vergrößerte sich das Blatt. Jedoch mißlang der erste Versuch einer täglichen Herausgabe, gelegentlich der Feier der 50jährigen Einverleibung der Stadt Hof zu Bayern, am 1. Juli 1868. Erst im Jahre 1867 erschien das Blatt täglich (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage) als „Hofener Anzeiger“. 1869 wurde der „Anzeiger“ unter der Redaktion des derzeitigen Besitzers Heinrich Hörmann vergrößert. Seit 1. Januar 1880 ist die Schriftleitung in den bewährten Händen des Redakteurs Franz Büchl. Seit 1877 wurde mit dem „Hofener Anzeiger“ ein belletristisches Unterhaltungsbeiblatt „Der Erzähler an der Saale“ ausgegeben, welches in der Pflege der Heimatliebe und Heimatkunst Hochachtbares leistete und sich wachsender Beliebtheit erfreute. An Konkurrenz hat es dem Blatte nicht gefehlt. Schon in den 40er Jahren erschien das gut redigierte demokratische „Hofener Volksblatt für Stadt und Land“ mit dem Motto „Alles für das Volk und durch das Volk“. Aber dem „Hofener Anzeiger“ war stets der Sieg beschieden. Jetzt erscheint er in einer täglichen Auflage von 10,000 Exemplaren, und das Geschäft hat sich dermaßen vergrößert, daß es im Herbst 1890 in ein neues, stattliches, mit allen technischen Fortschritten der Gegenwart versehenes Heim am oberen Thorplatz zu Hof übersiedelte. Trotz seiner Eigenschaft als „Amtsblatt“ hat der „Hofener Anzeiger“ stets eine selbständige Meinung bewahrt und vertreten und ist nunmehr mit dem ganzen Leben von Hof und Umgegend auf das Innigste verschmolzen. So selten aber auch die 100jährige Dauer eines Lokalblattes ist, so wird doch die Thatsache noch mehr Erstaunen erregen, daß, wie auch bereits im Januarheft „Unserer Heimat“ bemerkt ist, die Ringelsche Buchdruckerei zu Hof schon seit Juni 1642, also fast 200 Jahre besteht; in einer Stadt, welche höchstens durch ihre Lage an einer Welt Handelsstraße, aber sonst in keiner Weise vom Glücke begünstigt schien. Nur wenige Städte Deutschlands litten so sehr unter den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges, und auch nach demselben bis in die Gegenwart herein waren der Stadt schwere Heimsuchungen, welche die Wohlhabenheit seiner Bürger untergruben, nicht erspart geblieben. Aber die Zähigkeit der Vogtländer überwindet jede Schwierigkeit. So sehen wir eine stattliche Zahl alter Bürgergeschlechter

— einheimischer wie zugewanderter — in siegreichem Kampfe sich gegen alles Mißgeschick behaupten und in der Gegenwart emporblühen; darunter die Nachkommen des Buchdruckers Hans Albert Ringel, welcher im Sommer 1642 von Leipzig nach Hof übersiedelte, um hier die Kunst des Buchdruckes und den Buchhandel auszuüben. Schon von 1557 bis 1633 wurde seitens des von Wunsiedel (Wonsig) im Fichtelgebirge zugezogenen Mathäus Pfeilschmied die Buchdruckerei in Hof betrieben. Aber mit dem Tode des Genannten ging die Druckerei ein, und es war in den damaligen Kriegsläufen schwer baldigen Ersatz zu bekommen, bis endlich genannter Ringel auf seine Bewerbung hin von Leipzig nach Hof berufen wurde.

Der beste Ruf ging ihm voraus, und man unterließ es auch nicht, dem neuen Buchdrucker (außer dem begehrten Zugeständnisse, daß „in dem Fürstl. Durchl. Landen sonst kein Buchdrucker mehr zugelassen werden möchte“) noch völlige Freiheit von Steuern und Abgaben, eine Besoldung von 40 Gulden, ein bequemes von allen bürgerlichen Lasten befreites Logiment, jährlich 4 Scheffel Korn aus dem Kastenhof, und das Recht ein Gebräu Bier „ohne Umgeld“ zu brauen, ferner auch die Vergünstigung zu gewähren, daß ihm seine Utensilien bis zu 30 Ctr. unentgeltlich von Leipzig herbeigeschafft wurden. Endlich verabreicht man ihm zum Antritt eine Klasten Holz. Daß auch der Buchdrucker Verpflichtungen einzugehen hatte, war selbstverständlich. Die bezüglich, recht interessanten Urkunden und amtlichen Verhandlungen haben sich erhalten.

Bis zum Jahre 1844 verblieb diese Druckerei, deren Privilegien zwar allmählich verschwanden, deren Geschäftsumfang aber stets wuchs, im Besitze der Familie Ringel. In diesem Jahre verheiratete sich der Vater des gegenwärtigen Besitzers Karl Hermann Hörmann mit der Witwe des Joh. Heinrich Ringel. Es ist somit die Druckerei bis zur Gegenwart gewissermaßen „in der Familie“ geblieben. Nicht durch Glück allein werden solche Betriebe in ihrem Bestande erhalten. Auch hervorragende, sich stets verbende Bürgertugenden vereinigen sich in solchen Familien und geben ihnen jene jahrhundertlange Beständigkeit. Mögen den Vogtländern ihre Tugenden und ihr zähes Naturell für alle Zeiten erhalten bleiben!

H. Chr. H. Meyer.

Heimats-Lieder von Grete Baldauf.*)

Mein Erzgebirg'.

Zwar prangst du nicht mit Bergen voller Nebel
Und nicht mit reichen, stromdurchkreisten Gauen,
Und dennoch will ich meine Sinne heben
Zu deinem Lob; denn auch auf deinen Auen
Roll frohen Mutes kann ein jeder leben
Und sich in Frieden dort sein Hüttlein bauen.
Wie blüht in dir der Arbeit goldner Segen,
Wo heit'ren Sinn's sich fleiß'ge Hände regen.

Und fragt man mich nach der Gewerbe Beute,
Voll Freuden will ich allen Antwort geben:
„Der Meiler dampft, im Walde bellt die Meute,
Zur Grube fährt ein mutig Bergmannsleben,
Im Felde graßt die Herde mit Geläute,
Und bunten Tand seht ihr die Frauen weben.
Und frohe Lieder hört ihr oft erschallen,
Der Arte Schlag im Walde wiederhallen.“

Und fragt man mich, was an Naturgebilden
Du, mein Gebirg', vermagst hervorzubringen:
Nicht hast du Gründe, jene schroffen, wilden,
Die jedes Auge zur Bewund'ring zwingen.
Nur sanfte Höhn, von deren Fruchtgesilden
Vertraute Laute mir entgegenklingen,
Das Heimchen zirpt, und Fink und Amsel schlagen
Ihr schmetternd Lied in schönen Sommertagen.

Mein Erzgebirg' mit seinen grünen Triften,
O kommt und seht's! Es wird euch reichlich lohnen.
Es ist und bleibt mit seinen Felsenklüften,
Darauf verwitterte Ruinen thronen,
Mit Sang und Klang und seinen Thälern, Schlüften,
Darin zufried'ne, gute Menschen wohnen,
Mit seinem Frohsinn, seiner Heid' und Halde
„Ein Stück vom alten deutschen Märchenwalde.“



Die Flöha.

Aus Wiejengrün und Ährenwogen
Herauf zum wald'gen Luginsland
Grüßt mich in malerischen Bogen
Der Flöha klares Silberband.

Mit flinken Wellen zieh'n die Wölkchen,
In Spiegelbildern, schaumumbraust,
So fleißig hastend, wie das Wölkchen,
Das rings an ihren Ufern haust.

Und wo ihr Lauf in raschem Drange
Durch Dörfer, Thal und Wälder geht,
Da — froh in heimisch traurem Klange
Manch Mühlenrad sich brausend dreht.

Ach, ihre Schöne zu beschreiben,
Fand sich noch nicht die rechte Hand;
Gott segne all ihr Thun und Treiben!
Gott segne Dich, mein Heimatland!



Mein Vaterhaus.

Wenn mir einmal erlahmt der gute Wille,
Mein Herz um Ruh' und Frieden kämpft vergebens,
Dann aus dem lauten Marktgeschrei des Lebens
Flücht' ich zu dir in deine traute Stille.

Dich tausch' ich nicht mit einem Fürstenschloße,
Dich kleines Haus und deine lieben Plätze,
Birgst du mir doch der Erde größte Schätze:
Zufriedenheit und Lieb' in deinem Schoße.



Meiner Heimat.

Allabendlich, wenn mir im Geiste
So manches Bild vorüberzieht,
Dann denk' ich Deiner auch — es freiste
In meiner Seele schon Dein Lied.

Ich höre rauschen Deine Föhren
Und zauberhaft im Mondenlicht,
Unklungen wie von Geisterchören,
Schau' ich Dein treues Angesicht!



*) Mit freil. Erlaubnis des Verlegers C. Vierfson in Dresden. Siehe Abteilung „Litteratur“ Seite 161.

Vermischtes.

Kirchberg. Die Ausbeutung des Kirchberger Granitgebietes hat in den verfloßenen Jahren dem letzteren, besonders in der hiesigen Pflege, gewaltig zugesetzt. Man zählt z. B. hier und in der nächsten Umgebung über 12 größere Unternehmungen, durch welche der feinkörnige Granit zum großen Teile zu Pflastersteinen verarbeitet oder auch als Werkstück oder Baustein zum Versand kommt. Steinbrüche mit gewaltiger Höhlung und bedeutender Tiefe dringen in Kirchberg, Saupersdorf und Wolfersgrün in das Massiv der Erde. In Hartmannsdorf begann man vor mehreren Jahren mit dem Abbruch des 415 m hohen Felsenfegel Siegenstein. Heute schafft man bereits die letzten Höhenreste desselben aus der Waldeinsamkeit fort in die verkehrreichen Straßen der Städte. Auch unsern Borberg hat man auf der nördlichen Seite seines Bergrückens, sowie den Geiersberg an seinem westlichen Fuße aufgerissen, um sie gewinnfüchtig auszubeuten, doch dürfte es diesen beiden Steinriesen kaum so ergehen als ihrem Nachbar Siegenstein. Daß vor mehr als 500 Jahren, d. i. bevor die Zwickauer Tuchmacherei ihren Einzug hier hielt, der Boden auch bergmännisch ausgebeutet wurde, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Vier Eisenhämmer und ein Kupferhammer waren im Kirchberger Thale in Betrieb und verarbeiteten die Produkte des Bergbaues. Alte Bergstollen in hiesiger Stadt und die sogenannten Hechtlöcher bei Burkensdorf erinnern noch an jene Zeit. Die Staudenhäuser im oberen Burkensdorf tragen heute noch ihren Namen nach ehemaligen Bergherren, der Gebrüder Stauder aus Schneeberg. Zuerst aufgenommen wurde der Bergbau hier von Zwickauer Bürgern unter Martin Römer. Wie die Chronik berichtet, soll jedoch die Ausbeute eine geringe und infolgedessen auch der Gewinn ein sehr minimaler gewesen sein.

Freiberg. Unsere hiesige Nicolaikirche besitzt einen wertvollen Schmuck an dem Kreuzfix ihres Altars. An seinem Fuße sind unter einem silbernen Totenkopfe Erzstücke von gediegenem Freiburger Silber angebracht nebst den Bibelversen: „Wisset, daß Ihr nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erlöset seid u. s. w.“ (11. Petri 1, 18. 19.) Am Postament befindet sich in Silber ge-

arbeitet die Darstellung der Erhöhung der Schlange in der Wüste, sowie auch die in Öl gemalten Bildnisse der Stifter, des Oberhüttenverwalters Gottfried Christian Lingke und seiner Gattin Anna Katharine, geb. Rodte; auf der Rückseite deren Wappen und die Jahreszahl 1674. Die Buchstaben C. B. bezeichnen den Verfertiger, den Freiburger Goldschmied Christian Bier. Die vorerwähnten Bildnisse, die sehr undeutlich und schadhast geworden waren, hat ein Nachkomme der Stifter, Otto Lingke in Altenburg, kürzlich durch einen Münchener Künstler erneuern lassen und damit der Nicolaikirche ein wertvolles Geschenk gemacht.

Aus dem Vogtlande. Es dürfte noch wenig bekannt sein, daß sich die einzigen Salzquellen im Königreich Sachsen in der Nähe des Kirchdorfes Altenfals bei Plauen befinden, woselbst aus der Erde salziges Wasser quillt, das wahrscheinlich auch die Veranlassung zur Gründung des Dorfes wurde. Die Quellen befinden sich unterhalb vom Dorf im Triebthale. In der Wiese links liegen 3 Wasserlöcher, die ehemaligen Salzschächte, mit schwach salzig-bitter schmeckendem Wasser. Dieses Wasser, welches von Quellen stammt, die aus einem Erzgange hervorbrechen, wurde früher zur Gewinnung von Kochsalz benutzt. Eine ernsliche Ausbeute fand während des 30jährigen Krieges statt, ferner unter der Regierung Friedrich August's des Starken, von 1722 an, sowie von 1825 bis 1827, als die Salinen von Kösen und Dürrenberg für Sachsen verloren gingen. Der Salzgehalt der Quellen ist nicht besonders stark.

Sprachliches. In dem Schlusse unserer Erzählung: „Das stille Dorf“ gebraucht der Verfasser das Wort Gant (auf Seite 146), das wohl vielen unbekannt sein dürfte. Das Wort stammt aus dem Romanischen; im Italienischen heißt es *in canto* und im Französischen *encant*: es ist hervorgegangen aus dem Ruf des Versteigerers, *in quantum?* (latein=) bis wie hoch (wird geboten)? Die Gant ist also = Versteigerung, auch Zwangsversteigerung. Daher auch: *ganten*: versteigern und *Gantner*: ein in die Gant, in Bankrott Geratener. Letzteres Wort findet sich auch bei Ernst von Wildenbruch in seinem Drama „Generalfeldoberst“ (4,8): „einen König, der seinem Heer wie ein Gantner davongegangen.“ —

Kleine Chronik.

Im Königl. sächf. Ministerium hat sich, wie bereits alle Tagesblätter ausführlicher gemeldet haben, in diesem Monate eine wichtige Änderung vollzogen, die wir hier nur kurz erwähnen wollen: an Stelle des bisherigen Finanzministers von Waghdorf, dessen Entlassungsgesuch unter vollster Anerkennung seiner Verdienste von Sr. Maj. dem König genehmigt worden ist, trat der bisherige Justizminister Dr. Rüger. Über beider Lebensgang bringen wir heute nur folgende kurze Mitteilungen:

Werner von Waghdorf ist 1836 geboren, steht also jetzt im 66. Lebensjahre. Nachdem er bei der Kreisdirection Bautzen beschäftigt gewesen, war er von 1863 ab bei den Gesandtschaften in München und Paris thätig und wurde 1865 Legationssekretär bei der Gesandtschaft in Berlin. 1866 fungierte er während des Krieges als Privatsekretär des Königs Johann und begleitete 1870 den Minister von Friesen nach Versailles zu den Verhandlungen über den Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norddeutschen Bund. Herr von Waghdorf war besonders auf den Reisen König Johanns und König Alberts deren steter Begleiter. 1872 erhielt er den Titel Legationsrat. Nach dem Tode des Finanzministers von Thümmel 1895 wurde ihm die Leitung des Finanzministeriums übertragen. — Dr. Rüger, der neue Finanzminister, ist am 26. Oktober 1837 in Dresden geboren. Er besuchte von Ostern 1849 bis Ostern 1859 die Kreuzschule, studierte in Leipzig bis Ostern 1859 die Rechte und war darauf auf verschiedenen Anwalts-Expeditionen als Referendar thätig. Bis zu seinem im Jahre 1875 erfolgten Eintritte in den Staatsdienst übte er in Dresden die Rechtsanwaltschaft aus. In diesem Jahre wurde er in den Staatsdienst berufen und war zunächst mit dem Titel und Range eines Gerichtsrates als Hilfsarbeiter im Appellationsgerichte Dresden und einige Monate danach im Justizministerium als Justizrat (seit 1876) thätig. Im Jahre 1878 wurde er zum Geheimen Justizrat ernannt, und am 1. Oktober 1879 wurde ihm das Amt eines etatmäßigen Geheimen Justizrates und vortragenden Rates im Justizministerium übertragen. Die Regierung hat er schon damals wiederholt im Bundesrate und im sächsischen Landtage vertreten. In den Jahren 1879 und 1880 gehörte er dem Stadtverordnetenkollegium zu Dresden als reges Mitglied des Rechtsausschusses an. Am 30. Juni 1880 erfolgte seine Wahl zum Bürgermeister der Stadt Dresden, und hier hat er als Vorstand des Finanzamtes eine überaus fruchtbringende Thätigkeit entfaltet. Die in den Jahren 1883 und 1884 zwischen den beiden städtischen Kollegien bestehenden tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten bestimmten ihn, sein Amt am 30. September 1884 niederzulegen. Er trat hierauf wieder in den Staatsdienst zurück und wurde nach vorübergehender Beschäftigung in der Brandversicherungskammer wiederum als vortragender Rat in das Justizministerium berufen. Während dieser Thätigkeit gehörte er eine längere Reihe von Jahren hindurch der unter dem Vorsitz des Wirklichen Geheimen Rates von Pape stehenden Kommission für Ausarbeitung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich und zugleich als sächsischer Bevollmächtigter dem Bundesrate an. Nach dem Tode des Generalstaatsanwaltes Dr. Held wurde er zum Generalstaatsanwalt ernannt, eine Stellung, aus der er dann nach dem im vorigen Jahre erfolgten Tode des Justizministers Dr. Schurig an die Spitze des Justizministeriums berufen wurde.

Plauen. Der 7. Februar spielte in der vogtländischen Theatergeschichte eine bemerkenswerte Rolle, wurden doch neben dem (bei einem Ausschreiben der Zeitschrift „Bühne und Welt“ preisgekrönt) Schauspiel „Ein Sonnenstrahl“ von dem dortigen Bühnenmitglied Robert Wach die ebenfalls preisgekrönten vogtländischen Einakter „Vogtländische Bauernehre“ von Fr. Marie Mohr in Plauen und „Durch an'n alten Stromer“ von Louis Niedel in Neßbach bei Plauen aufgeführt und zwar bei gefülltem Hause und mit großem Erfolge. „Die beiden vogtländischen Einakter, sagt der Vogtländische Anzeiger, erzielten laut schallenden Beifall. Die Theaterbesucher riefen die Verfasser mehrmals auf die Bühne und freuten sich herzlich darüber, daß auch für Fr. Mohr und für Herrn Niedel der verdiente Lorbeerkrantz nicht ausblieb.“ — Wir zollen der rührigen plauischen Stadttheaterleitung aufrichtigen Dank, daß sie den echt volkstümlichen dramatischen Erzeugnissen in vogtländischer Mundart ihre Pforten öffnet. Die Plauischen werden es ihr sicherlich auch in Zukunft Dank wissen. Die jetzt vielfach erörterte Frage der Errichtung eines „Volkstheaters“ in Sachsen wäre somit fürs Vogtland in glücklichster Weise erledigt (wie in Süddeutschland!) Nun auf denn, ihr vogtländischen Poeten, und schaffet heimatliche Stücke — aber bitte ja keine langatmigen Vierakter! — für Euer Heimattheater! Welch erhebendes Frohgefühl: Unsere Heimatskunst hat ein Heim gefunden in unserer Heimat! G. v. d. A.

Gera. Die weit bekannte Firma Schmidt & Co., Weingroßhandlung, feierte am 1. Februar das seltene Fest ihres hundertjährigen Bestehens.

Gera. Zu dem am 28. Mai stattfindenden 70. Geburtstage des Fürsten Heinrich XIV. Neuz j. L. werden besondere Festlichkeiten und Veranstaltungen geplant. Die Stadt Gera beabsichtigt, ansehnliche Mittel zu einer milden Stiftung, die den Jubeltag in steter Erinnerung halten soll, bereit zu stellen.

Plauen. Hier ist seit dem 1. Januar d. J. eine Gemeindeparkasse begründet worden.

Zwickau. Hier wurde am 1.—3. Februar unter regster Anteilnahme der städtischen und königlichen Behörden, sowie der Bürgerschaft das 50jährige Jubiläum der „Freiwilligen Feuerwehr“ feierlich begangen. Oberlehrer Peter Paul Frank ist seit dem 1. Juli 1885 Kommandant der Feuerwehr und städtischer Branddirektor.

Der Zwickauer Altertumsverein hielt am 30. Januar seine 16. Hauptversammlung ab. Pfarrer Planitz aus Obercrinitz sprach über die Herzogin Elisabeth von Rochlitz. Diese war eine hessische Prinzessin, später Gemahlin

Der Zwickauer Altertumsverein hielt am 30. Januar seine 16. Hauptversammlung ab. Pfarrer Planitz aus Obercrinitz sprach über die Herzogin Elisabeth von Rochlitz. Diese war eine hessische Prinzessin, später Gemahlin

Der Zwickauer Altertumsverein hielt am 30. Januar seine 16. Hauptversammlung ab. Pfarrer Planitz aus Obercrinitz sprach über die Herzogin Elisabeth von Rochlitz. Diese war eine hessische Prinzessin, später Gemahlin

des Herzogs Johann von Sachsen, eines Sohnes Herzog Georgs des Bärtigen von Sachsen. Ihr Gemahl, ein willensschwacher, genußsüchtiger Mann, an dessen Seite sie 20 Jahre in einer wenig glücklichen Ehe gelebt, starb 1537; nunmehr bezog sie ihren Wittwenstuhl; sie geriet sehr bald in offenen Zwist mit ihrem eifrig katholischen Schwiegervater, um so mehr, als sie in ihrem Gebiete die Reformation kräftig förderte. Besonders aber waren es Geldfragen, in denen Herzog Georg sehr zäh war, und um derenwillen er mit Elisabeth zerfiel. Sie mußte zuletzt Kochliß verlassen; sie starb in Schmalkalden, wo sie als Wohlthäterin tief betrauert wurde, und ist in Marburg an der Seite der Landgräfin Elisabeth von Thüringen beigesetzt. — Den geschäftlichen Teil leitete Prof. Dr. Fabian mit warmen Worten des Gedächtnisses für die verstorbenen Vereinsmitglieder und ganz besonders für den treuen Kassenverwalter und eifrigen Mitarbeiter Prof. Dr. Beck ein. Die Jahresrechnung wurde vorgelegt und genehmigt. Die bisherigen Vorstandsmitglieder wurden wiedergewählt. An Stelle des nach Dresden verzogenen Baurat Dr. Rothers ward Geh. Regierungsrat Dr. Ayrer, der bereits früher dem Vorstande angehört hat; als Kassenwart Bankdirektor Harms gewählt. Baurat Dr. Rothers, der dem Vereine viele, wertvolle Arbeit gewidmet hat, wird einstimmig zum Ehrenmitglied ernannt.

Chemnitz. Am 13. Februar ist hier einer der hervorragendsten Großindustriellen unserer Stadt, Kommerzienrat Eugen Esche, gestorben. Die Firma Moritz Sml. Esche, deren Mitinhaber er war, kann wohl als die älteste in der Strumpfwarenfabrikation angesehen werden, denn sie führt ihren Ursprung auf jenen Johann Esche zurück, der vor etwa 200 Jahren den ersten Wirkstuhl in Sachsen erbaute. Seit 1853 wurde in dem 1870 von Limbach nach Chemnitz verlegten Geschäft die Firma Moritz Sml. Esche beibehalten. Der Verstorbene ist ein direkter Nachkomme des genannten Johann Esche. Unter der thatkräftigen, umsichtigen Leitung des Verstorbenen und seines Mitinhabers ist die Firma immer günstiger zur Entwicklung gekommen. Eugen Esche hat dabei stets ein warmes Herz für seine Arbeiter gezeigt, ihm besonders ist die Errichtung mehrerer Stiftungen zu gunsten der Arbeiterschaft der Firma zu danken. So stiftete sein Geschäft 60000 Mark, „aus deren Zinsen an lange in der Fabrik thätig gewesene treuverdiente Beamte und Arbeiter Pensionen und Unterstützungen gezahlt werden“, und

10000 Mark, um an unbescholtene Arbeiterinnen bei der Verheiratung eine Aussteuer zu gewähren. Eine ähnliche Stiftung hat Herr Kommerzienrat Esche auch zu gunsten der Belegschaft des Gersdorfer Steinkohlenbauvereins (Pluto und Merkurschacht) errichtet. Sie besteht in 10000 Mark, wurde 1898 ins Leben gerufen, als Eugen Esche 25 Jahre als Vorsitzender vom Aufsichtsrat des genannten Vereins gewirkt hatte, und verfolgt den Zweck, mit ihren Zinsen die Ausstattung von Bergmannskindern bei der Konfirmation zu bezahlen.

In **Chemnitz** ist vom Schulausschusse der Realgymnasialoberlehrer Gustav Barthel, erster Turnwart des Turnvereins Chemnitz j. P., zum Nachfolger des zu Ostern in den Ruhestand tretenden Inspektors des städtischen Turnwesens, Turndirektor Moritz Zettler, gewählt worden. Der Gewählte steht im 41. Lebensjahre und genießt den Ruf eines eifrigen Förderers der deutschen Turnsache des Schulturnens.

Stollberg. Hier ist am 12. d. M. Stadtrat Baurat Karl Albin Uhlmann gestorben. Der Entschlafene war bekanntlich früher Vertreter des 17. städtischen Landtagswahlkreises in der zweiten Kammer der Ständeverammlung. Ihrem Ehrenbürger widmen der Stadtrat und die Stadtverordneten von Stollberg folgenden Nachruf: „Durch sein nimmermüdes öffentliches Wirken als Bürger und Verwalter städtischer Ehrenämter, namentlich als Stadtverordneter, Stadtverordnetenvorsteher, Mitglied des Kirchenvorstandes und Stadtrat, sowie durch seine rastlose, das gesamte Vaterland umfassende gemeinnützige Thätigkeit als Mitglied der Chemnitzer Handels- und Gewerbekammer und Vorsitzender der Lepteren und insbesondere als Landtagsabgeordneter hat er sich so hervorragende unvergängliche Verdienste um das Blühen und Gedeihen Stollbergs erworben, daß sein Heimgang für unsere Gemeinde einen außerordentlich schweren, unersehblichen Verlust bedeutet. Für alles das, was er uns gewesen und was er für uns gethan, rufen wir ihm in die Ewigkeit ein „Habe Dank“ nach. Sein Andenken wird allezeit bei uns in Ehren bleiben und in Segen fortwirken.“

Schöneck. Ratsassessor Schulze aus Chemnitz ist zum Bürgermeister von Schöneck gewählt worden. Schulze, der im 33. Lebensjahre steht, ist gebürtig aus Zauderode bei Dresden.

Litteratur.

E. Leinweber, In der Waldmühl un Anneres aus'm Bugtland. Geschichten und Gedichte in vogtländischer Mundart. Richard Härtel, Vogtländischer Verlag, Plauen i. B. — Der vogtländische Mundartdichter E. Lein-

weber (Pseudonym), der als Reichenbacher Form und Inhalt seiner Geschichten und Gedichte besonders dem Nordostvogtlande entlehnt, hat mit diesem schmucken billigen Büchel (50 Pf.) wieder einen Treffer gethan, wenn wir auch anstelle

Inhalts-Verzeichnis: 1. G. Borth: Die Heilstätten „unserer Heimat“: I. Dr. Billings Sanatorium in Aue. Mit 7 Bildern. 2. Dr. A. Zemmrich: Vogtland, nicht Voigtland! 3. —r—: Alt-Plauen, Gesamtansicht der Stadt Plauen nach Merian. Mit 1 Bild. 4. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Das stille Dorf. Erzählung. Schluß. 5. E. Rutschrei. Aus „Lauter lustigs Zeig!“ 6. Bilder aus der Industrie „Unserer Heimat“: II. A. S. A. Bergmanns Parfümerie-Fabrik in Waldheim i. S. Mit 6 Bildern. 7. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Zum 100jährigen Jubiläum des Hofer Anzeigers. 8. Heimats-Lieder von Grete Baldauf. 9. Vermischtes. 10. Kleine Chronik. 11. Litteratur.

einiger Übertragungen aus dem Schriftdeutschen lieber ein paar urwüchsige Gedichte uns wünschten. Wir hoffen, daß er und sein Verleger uns mit nächster Weihnacht wieder mit einem Büchel voller frischer „uriger“ Kerle und draller „nicht aufs Maul gefallener“ Mädele aus der sang- und redelustigen Bevölkerung der westlichen Abhänge des Erzgebirges erfreut. Glückauf!

G. v. d. A.

Clemen, Lic. Dr. Otto, Gymnasialoberlehrer in Zwickau. Beiträge zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Zwickauer Ratschulbibliothek. Berlin, L. A. Schwetschka & Sohn. 1. Heft 2 M. 40 Pf., 2. Heft 4 M.

Das neue, zweite Heft enthält u. a. neue Aktenstücke zu den Verhandlungen des Bischofs Adolph von Merseburg mit den widerspenstigen Pfarrer Johann Stumpf von Schönbach und Franz Klotzsch zu Großbuch, ferner Biographien dreier Männer, die zeitweilig zu den Stürmern und Drängern der Reformationszeit gehört haben: Simon Haserich (Kollege Münzers in Allstedt), Georg Mohr (1523—1533 Prediger in Borna), Ulrich Hugwald (Baseler Wiedertäufer), ferner einen Aufsatz über die unter dem Pseudonym des Wöhrder Bauern 1824 in Nürnberg, Kitzingen, Rothenburg a. d. T. aufgetretenen schwäbischen Prädikanten Diebold Peringer, endlich eine Anzahl interessanter Briefe an Spalatin. Letztere sind zum größten Teil einer Handschrift der Kgl. Hof- und

Staatsbibliothek in München entnommen; die hier gefundenen Abschriften gehen wiederum zurück auf Kopien die seiner Zeit der Zwickauer Rektor Christian Daum angefertigt hat. Die Originale besaß Joh. Friedrich Hefel, der eine Zeitlang Rektor in Reichenbach i. B., darauf Subrektor in Rudolstadt war, dann als Privatgelehrter in Plauen und Olmitz i. B. lebte und im Jahre 1700 starb.

Verwaltungsbericht der Kreisstadt Zwickau Sa. auf das Jahr 1900. Druck von M. Zückler, Zwickau Sa. Auf dieses umfangreiche und inhaltsschwere Werk kommen wir in einer der nächsten Nummern zurück. —

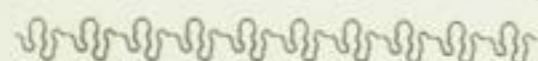
Grete Valdauf, Lieder des Mädchens aus dem Volke. 6. Auflage. Preis 75 Pf.

— Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke 1901. — Preis 1 M. 50 Pf. E. Pierjon's Verlag in Dresden.

Aus diesen beiden kleinen, überaus ansprechenden Lieder-sammlungen bringen wir heute nur einige Proben auf Seite 157 zum Abdruck, die einen Beweis ergeben sollen von der echten dichterischen Begabung der Sängerin, von ihrem tiefen, innigen Empfinden, von ihrem ungekünstelten und schlichten Wesen, von ihrer einfachen und doch anmutenden Beredsamkeit und Ausdrucksfähigkeit. Wir hoffen noch öfters Lieder von dieser erzgebirgischen Dichterin (geb. 1878 in Sorgau bei Zöblitz) bringen zu können.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.



Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer

Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-

Seifen

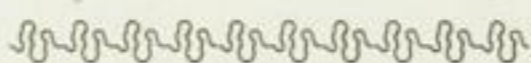
in grösster Auswahl.
Hochfeine Extrakte,
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel

für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. **1. Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden;** Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller) Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. **2. Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten;** Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.

— Prospekte auf Verlangen. —

☛ Zwickauer Einjährigen - Institut ☛

Direktor: Dr. phil. Schröder in Zwickau, Sa., Richardstrasse 41 I.

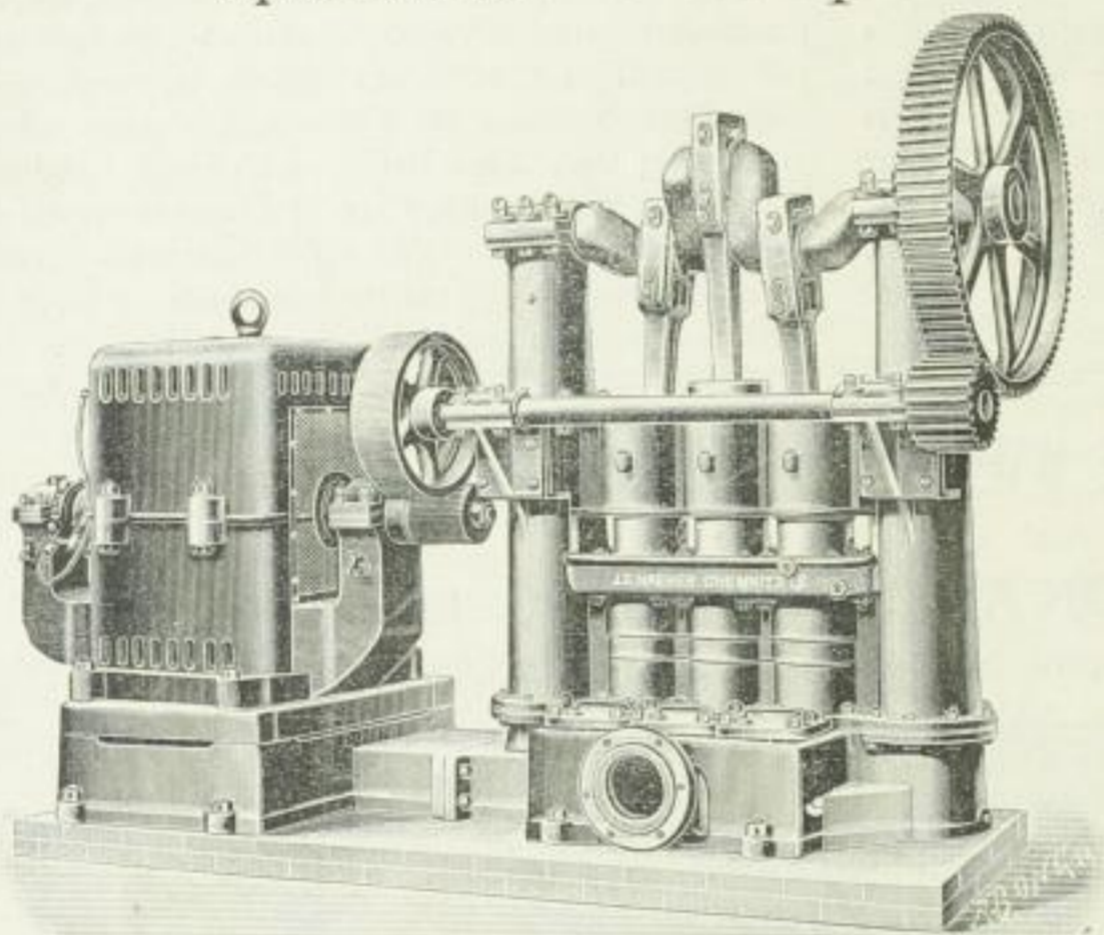
Schnelle und sichere Vorbereitung zum Einjähr.-Freiw.-Examen. Aufnahme auch von jungen Leuten ohne Vorkenntnisse in Fremdsprachen u. Mathematik in Tages- wie Abendkursen. Individ. Behandlung. Vorzügliche Pension. Eintritt jederzeit. Prosp. frei. Prüfungskommission am Orte. Privat- u. Arbeitsstunden in neueren Sprachen für Schüler sämtlicher Schulen. Ferner für den kaufm. Beruf. (Buchhalter, Korrespond., Expedient, Maschinenschreiber, Geschäftsstenograph etc.) Schnelle u. gründl. Ausbildung.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

Geschäftsgründung 1864.

Beckerstrasse 31.

Specialität: Pumpen-Anlagen



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampftrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Freise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
markt 13.

Moritz Franz,

Spezialgeschäft für Gas- und Wasseranlagen.

Fabrik für Closet- und Badeeinrichtungen.

Zwickau i. S., innere Schneebergerstr. 31.

Grosses Lager in Kronleuchtern in allen Stylarten.

Grosse Auswahl überraschender Festgeschenke.



Braut-Leuten
empfehlen unser Spezialgeschäft für gut bürgerliche
Wohnungs-Einrichtungen
Kühn & Sonntag, Zwickau i. S.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.

Liste

der Hôtels, Cafés, Restaurants und Sommerfrischen, in denen „Unsere Heimat“, soweit uns bis jetzt bekannt ist, ausliegt.

<p>Aue i. Erzgeb., Dr. Pillings Heilanstalt.</p>	<p>Leipzig, Hôtel „Stadt Freiberg“ verb. m. ff. Restaurant, Hermann Kiessig.</p>	<p>Zwickau i. S., Carl Glass, Konditorei, Reichenbacher Strasse 5.</p>
<p>Auerbach i. V., Hôtel „zum braunen Ross“, am Markt.</p>	<p>Reichenbach i. V., Thüringer Hof, Inh.: Franz Schmeisser.</p>	<p>Zwickau i. S., Ernst Schönfelders Restaurant, Reichenbacher Str. 7.</p>
<p>Böhm.-Wiesenthal i. E., E. Schmidt: Hôtel, Weinstube u. Weinhandlung.</p>	<p>Rochlitz i. S., Hôtel „Sächsischer Hof“, Inh.: Quastenberg.</p>	<p>Zwickau i. S., Restaurant „Schwanenschloss“, Inh.: Paul Gross.</p>
<p>Chemnitz, Café Oriental, Planitzstrasse 54, Inh.: E. W. Müller.</p>	<p>Wilsdruff, Hôtel Löwe, Inh.: E. Gast.</p>	<p>Zwickau i. S., J. G. Naumann's Weinstube u. Weinr., Inh.: M. R. Tauscher.</p>
<p>Chemnitz, Kurbad „Roths Kreuz“, Zwickauerstr. 44, R. B. Ludwig.</p>	<p>Zwickau i. S., Herberge zur Heimat, Hausvater: Hermann Harnisch.</p>	<p>Zwickau i. S., Hôtel zur grünen Tanne, Kornmarkt, Inh.: Carl Störzner.</p>
<p>Chemnitz, Handelslehr-Anstalt von Richard Lindner, Aue 18.</p>	<p>Zwickau i. S., „Goldener Anker“, Hauptmarkt, Otto Wagner.</p>	<p>Zwickau i. S., Hôtel zur Post, Marienplatz, Inh.: Paul Scupin.</p>
<p>Chemnitz, Gasthof „Z. tapfer. Buren“, Zschopauerstr., Inh.: Aug. Schneider.</p>	<p>Zwickau i. S., Pickerts Hôtel und Restaurant, Innere Schneeberg, Str.</p>	<p>Zwickau i. S., Hôtel zur Weintraube, inn. Leipz. Str., Inh.: Julius Schilling.</p>
<p>Johanngeorgenstadt, Hôtel Henriettenhof, a. Bahnhof, Inh.: O. Puschmann.</p>	<p>Zwickau i. S., Reform-Speisehaus, Kaiser Wilhelm-Platz, Inh.: E. Bauer.</p>	<p>Zwickau i. S., Stephans Konditorei, Inh.: Lucas May, inn. Plauensche Str.</p>
<p>Karlsbad i. B., Centralhôtel Loib, Theaterg., Inh.: Anna Seling, geb. Loib.</p>	<p>Zwickau i. S., Hôtel „Zum deutschen Kaiser“, — W. Rust.</p>	

Zur gefl. Beachtung:

Die Bedingungen für Aufnahme in diese Liste sind durch den Verlag „Unserer Heimat“ oder den Herausgeber zu erfahren.

Rost's Thüringer hausschlachtene Wurstwaren

sind die **Besten!!!**

Albert Rost, Leipzig, Peterstrasse 20 u. Neumarkt 24.

Direkter Versand an Private.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien.

empfiehlt sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden Bildern u. s. w.; — ertheilt auch **Einzel- und Privat-Unterricht.**

Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.



Feder Gebildete

dem daran gelegen ist, eine in Ausstattung und Inhalt
gleich vornehm gehaltene illustrierte Wochenschrift zu
lesen, bestelle gratis eine Probenummer von

Reclams

Univerium

Preis jeder Wochennummer 30 Pf.
Im Quartalsabonnement 13 Hefte nur 3.50 M.

Reclams Univerium mit seinen interessanten Bildern zur Tages-
geschichte, mit seiner Porträtgalerie berühmter Zeitgenossen, mit
seinen prachtvollen Kunstblättern, mit seinen spannenden Romanen,
Novellen, Humoresken unserer allerersten Erzähler, mit seinen
illustrierten Artikeln aus den interessantesten Wissensgebieten, mit
seinen für leichteste Unterhaltung am Familientisch bestimmten
Rätseln, Spielen, Schachaufgaben, Wägen, Anekdoten und den für
die Damen des Hauses interessanten Rezepten für Küche und Keller,
für Haus- und Zimmergarten bietet für jede gebildete Familie eine
unentbehrliche Ergänzung zur Lektüre der Tagesblätter.

Man abonniert bei Buchhandel und Poit.

Probenummern versendet gratis und franko
Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Johannes Dose,
Frau Treue,

eine tiefchristliche,
gewaltige Erzählung aus der
Folgezeit des 30jähr. Krieges.

Ein ganz bedeutendes Werk.

5 Mark broschiert, 6 Mark in Prachtband.

Buchschmuck

und Einband von Prof. Seyffert.

Sächsischer Volkschriftenverlag, Leipzig.

„Unsere Heimat“

Illustrierte Monatsschrift
für das gesamte Erzgebirge und
Vogtland.

Abonnement: halbjährlich nur 3 Mark.

Inserate:

Preis für 3gespaltene Petitzeile: 40 Pfg.,
für eine durchgehende Zeile: 1 Mark.

Preisanschläge für grössere Inserate
im voraus kostenlos und postfrei.

Der Verlag „Unserer Heimat“
Zwickau i. S.

*Zur gefl. Beachtung: Die pp. Freunde „Unserer Heimat“ ersuchen wir um jrdl. Zusendung von Adressen
derer, die für die Ziele und Zwecke unserer Monatsschrift Interesse haben dürften, wie wir auch für
Mitteilungen und Anregungen aller Art dankbar sind. Besonders bitten wir, uns wohlgelungene Lieb-
haber-Photographien einschicken zu wollen. Ausführliche Prospekte stehen gern jederzeit zur Verfügung.*



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 6.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

März 1902.

Der Alexanderstein.

(Im Walde bei Hartenstein).

Als ich einst den Wald durchstreifte
Über Berg und Thalgefilde,
Grüßte mich auf freier Halde
Überrascht ein freundlich Bild.

Gleich, als sei er aufgewachsen
Aus dem Felsen, ragt' ein Stein;
Immergrün, das ernste, treue,
Schloß ihn wie ein Rahmen ein.

Schlank' Wipfel düst'rer Fichten
Strebten in die freie Luft;
Drüberhin das Erzgebirge
Schimmert fern' im blauen Duft.

Manches Denkmal sah ich künden
Einem künftigen Geschlecht
Großer Helden große Thaten
Für die Freiheit und das Recht.

Aber ihr, ihr dunklen Föhren,
Breitet eure Zweige aus,

Segnend wie des Himmels Hände,
Über dieses Fürstenhaus!



Doch was redet dieses Steines
Schlichtbescheidene Gestalt?
„Alexander Fürst von Schönburg
Pflanzte liebend diesen Wald.“

Diesen Wald, sich weithin dehrend
Über Thal und Berg hinaus,
Diesen Wald, sich herrlich wölbend
Wie ein großes Gotteshaus.

Keine That auf blut'gem Felde,
Nicht auf dunklem Forscherpfad,
Aber dieses Males würdig,
Wahrlich, eine Fürstenthät.

Geh' und künd' es, stiller Wandrer,
Dieser aufgeregten Zeit,
Daß sie komme und gesunde
In des Waldes Einsamkeit!

H. D. Walther.

Aus Graupen.

Die neue evangelisch-lutherische Kirche.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schiebt er in die weite Welt.

Man braucht aber nicht erst die Alpen aufzuziehen, um seine Herrlichkeit bewundern zu lernen. Schon unser Erzgebirge bietet des Erhabenen und Erhebenden genug. Zu seinen schönsten Aussichtspunkten gehört das Mückenthürmchen. Um zu ihm zu gelangen, fahren wir bis Bienenmühle oder Moldau mit der Eisenbahn. Von hier aus wandern wir zu Fuße weiter, bald über sturmdurchwehte Hochebenen, bald durch geheimnisvoll rauschenden Nadelwald, nur selten auf eine menschliche Wohnung stoßend, fast immer von heiliger Einsamkeit umgeben. Das Ziel ist erreicht. Wie ein Altan tritt das Mückenthürmchen aus dem steilen Südbahange des Erzgebirges heraus. Obwohl nur 808 Meter über der Dittsee, genießen wir eine unvergleichlich schöne Aussicht. Sie wird nach Böhmen hinein durch die mächtige Wand des Mittelgebirges begrenzt. In seiner Mitte steigt, das ganze beherrschend, der Millechauer empor. Zwischen ihm und uns liegt ein breites Thal, mit vielen Städten und Dörfern besetzt, bisweilen infolge seiner zahlreichen Effen von dichtem Rauch verhüllt, aber bei klarem Wetter ein prächtiges Bild darbietend. Von Osten her grüßt das gewerbesleißige Aussig, infolge seiner Lage an der Elbe und am Kreuzungspunkt verschiedener Eisenbahnen eine große Zukunft versprechend. Im Westen liegt Brüx, schon in alter Zeit die Stätte vieler Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen. Vor uns streckt sich Tepliz samt seinen Vororten aus, einst berühmt durch seine Heilquellen, heute berüchtigt als Herberge vieler Juden. Da drüben trifft unser Auge auf Klostergrab, an dessen brennender Kirche 1618 der dreißigjährige Krieg sich entzündet hat. Dort unten gewahren wir Dux, das in seinem Schlosse noch manche Erinnerung an Wallenstein birgt, den großen Feldherrn dieses Krieges.

Der Ort aber, der die steile Schlucht unmittelbar zu unseren Füßen sich heraufzieht, ist Graupen. Vom Mückenthürmchen aus führen zwei Wege hinab, ein beschwerlicher Fußpfad und eine bequeme Straße. Wir mögen diese oder jenen

wählen, immer stoßen wir auf altertümliche, hochgegiebelte Häuser. In die Gassen winken mehrere Berggipfel herein, dort die Rosenburg, vermutlich eine vorchristliche Opferstätte, 1810 von Goethe besucht, der damals in Tepliz verweilte, hier die Wilhelmshöhe, eine prächtige Sommerfrische, wo Friedrich Wilhelm III. von Preußen sich wiederholt aufgehalten hat. Graupen hat eine, besonders später harte Geschichte hinter sich. Seine Entstehung fällt kurz nach 1200. Nachdem in der damals dichtbewaldeten Schlucht häufig Zinn und Silber gefunden worden war, hatten sich daselbst erfahrene Bergleute aus Westfalen angesiedelt. Ihre Arbeit war überaus gesegnet. Die Zinnbergwerke in Graupen galten einst als die ergiebigsten in Europa. Daher ist es kein Wunder, daß der Ort rasch emporblühte. Aber 1429 wurde er zum ersten Male niedergebrannt. Ein zweites Mal wurde er 1633 eingeäschert. Auch die Kämpfe Friedrichs des Großen und Napoleons des Großen verschonten ihn nicht. So schwand der frühere Glanz mehr und mehr dahin. Nicht wenig haben dazu auch die Bedrückungen der Evangelischen beigetragen. Ehedem war Graupen wohl ganz evangelisch. Luthers Lehre hatte ja sehr frühzeitig in Böhmen Eingang gefunden. Ein thatkräftiger Beschützer war ihm nach 1530 in dem damaligen Besitzer des an der Elbe gelegenen Schlosses Tetschen erstanden. Heute in Händen der mit Römlingen und Tschechen eng verbundenen Grafen Thun, gehörte es damals dem Geschlechte derer von Büchau. Einer von ihnen, wie alle Günther getauft, besetzte nach und nach alle Pfarren seiner Herrschaft mit lutherischen Geistlichen. So wurde das Gebiet zwischen Aussig und Tepliz allmählich dem Protestantismus gewonnen. In Graupen zog der erste evangelische Pfarrer 1575 ein.

Den Bürgern war er um so willkommener, als seine römischen Vorgänger keine hervorragenden Leute waren. Der eine war verheiratet, hatte jedoch seine Frau als tot ausgegeben, während er sie in seiner Wohnung versteckt hielt. Ein anderer, trotz des römischen Eheverbotes auch im Besitz von

Weib und Kindern, hatte sich durch unglaubliche Grobheit ausgezeichnet. An anderen war wieder anderes zu tadeln. So waren die Erwartungen nicht gering, die man an den lutherischen Pfarrer und seine Nachfolger stellte. Es ist ihnen freilich nicht gelungen, den Protestantismus unausrottbar zu machen. Kaum daß er in Graupen festen Fuß gefaßt hatte, so begannen schon die Stürme der Gegenreformation. Der erste Versuch, es dem alten Glauben zurückzuerobern, ging von Ossegg aus, einer sehr reichen Cisterzienserabtei, nahe bei Durg gelegen. Er mißlang. Auch nachdem am 12. Dezember 1617 der Prager Erzbischof die evangelische Kirche von Klostergrab hatte stürmen lassen, war Luthers Lehre in Graupen noch festgewurzelt. Als aber in der Schlacht am weißen Berge, am 8. Novbr. 1620, die Evangelischen von den Habsburgern besiegt worden waren, begannen auch für Graupen traurige Zeiten. Es erhielt Einquartierung über Einquartierung, um müde und seinem Glauben abtrünnig gemacht zu werden. Der Schaden, den die Soldaten vom 23. Dezbr. 1623 bis 5. Juli 1624 angerichtet hatten, wurde behördlich auf nahezu 22000 Gulden berechnet. Das ist eine für die damaligen Verhältnisse ganz unglaubliche Summe. Dabei

hatte man in ihr alle Werte möglichst gering angesetzt. Allein die Kaiserlichen hatten alles zerstört. Felder und Wiesen, Weinberge und Obstbäume, Schächte und Pochmühlen, alles war vernichtet worden. Und doch waren ihre Erfolge nur gering. Allerdings erscholl am 8. September 1624 in Graupen die letzte evangelische Predigt. Aber bis zum 30. März 1625 war erst ein armer Schuhmacher, namens Georg Giera, wieder katholisch geworden. Und er ist lange Zeit der einzige geblieben. Daher am 18. Februar 1627 ein Erlaß an die Graupener: wer nicht binnen drei Wochen katholisch sei, müsse aus dem Lande, sein Hab' und Gut werde ein-

gezogen. Auch die lutherischen Bücher wurden bei Strafe der Landesverweisung verboten. Um sie zu bekommen, wurden ganze Nächte hindurch protestantische Häuser abgesucht. Alles, dessen man habhaft werden konnte, wurde dann öffentlich verbrannt. Gar viele aber wanderten aus Böhmen nach dem gastlichen Sachsen. Hier konnten sie ungehindert ihrem lutherischen Glauben leben. In Graupen selbst aber wuchs von Tag zu Tag die Zahl derer, die wieder römisch wurden. Wer mag entscheiden, was hierzu am meisten gewirkt hat? Die Macht der Überredung, die Liebe zur



Die neue evangelisch-lutherische Kirche zu Graupen.

Heimat, die Sorge der schon verarmten Leute, auch noch das letzte zu verlieren? Wer mag's entscheiden?

So war Graupen seit jenem 8. September, an dem daselbst die letzte evangelische Predigt gehalten worden war, mehr und mehr zurückgegangen. Und wieder ist es 8. September. Tiefblauer Himmel wölbt sich zwischen Mittel- und Erzgebirge. Klar und feierlich zieht an ihm die Sonne dahin. Im alten Graupen aber ist fröhliches Leben. Fahnen, meist schwarz-rot-gold, wehen in den Gassen. Eine stattliche Anzahl von Häusern ist bekränzt. Zwischen ihnen wogen unabsehbare Massen. Bei den einen liegt neugierige Erwartung, bei den anderen dankbare Freude auf den Gesichtern. Ein Festzug bildet sich. Es dauert lange, ehe er zustande kommt. Denn die Zahl seiner Teilnehmer ist groß. Endlich ist er fertig. Da hebt Glockengeläute an. Evangelische Glocken sind es, die hinauf ins Gebirge, hinab in die Ebene ihre ehernen Grüße senden. Sie verkünden es aller Welt: Graupen will wieder evangelisch werden. Heute, am 8. September 1901, wird sein evangelisches Gotteshaus geweiht!

Wie das kam? Los von Rom, hin zu Christus, so hatte man's auch in Graupen vernommen. Am 19. August 1899 hatte man daselbst nach 275 Jahren wieder einen evangelischen Gottesdienst abgehalten. In einem Gasthause ist's gewesen. Ihm folgte noch mancher anderer. Die Arbeit schien aber vergeblich zu sein. Und doch war sie es nicht. Nach acht Monaten wurden die ersten vier Übertritte vollzogen. Dann mehrten sie sich rascher. Heute sind es an 200. Mit ihnen wuchs der Wunsch nach einem eignen Bethause. Unsere Leser sehen es im Bilde vor sich. Aus einem alten Privathause ist es hergestellt. Am Fuße der Wilhelmshöhe, inmitten des langausgedehnten Graupen, gelegen, ist es ein Schmuck des Ortes geworden. Aber es ist noch mehr, viel mehr. Es ist — will es Gott — für Graupen der Ausgangspunkt einer neuen Blütezeit, für die Seelen Unzähliger ein Quell, aus dem das Wasser des ewigen Lebens fließt. Gott schütze dieses neue Gotteshaus; er fördere alle, die darin wirken; er erquicke alle, die darin ein- und ausgehen!

B. Weichelt.



Was alles in Wald wächst!*)

„Kinner,“ jaht der Schulmaaster emol — es war in der Schul gerad ene Stund, die se möch Abschauingsunnerricht nenne, — „Kinner,“ jaht er, „nu sogt mer emol, wos alles in Wald stiht, ihr laaft doch eitel drinne rüm.“

Do meenet der Gottlieb, es gäb Schwarzbeer, Preiselbeer und Krautzbeer, su viel mer när pflöcken wollt. Der Edward suchet ene Huck vull Schwamme; der Weißflog-Kahrl luf lauter Christbaum wachsen und klauet ene Arbfel Reifig zamm, und ne Blachschmied sei Gung hulet 's Moos in de Faensterbööng und für 'sch Bornkinnel in de Krippen. —

Bein „Moos“ will unner Schulmaaster ne

Unnerricht racht abschaulich machen und derzöhlet nu vun isländischen Moos, wos mer als Thee für de Hust fochet, vun Korallenmoos, wos su schiene rute Tuppen hätt, all su wie de Pattberle beim Klippelsacknodeln, vun vertel- un halm-eelenlange Schlangenmoos.

„Nu Kinner, waar weefß dä noch e anner Moos?“ fröget er.

Do hebt eer Millichfraa ihr fleener Gung ne Finger und jaht:

„Jech wefß eens — 's Rieselmoos.“¹⁾

¹⁾ Rieselmaß, 1/2 Liter.

*) Aus „Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart.“ 18. Heft. Verlag Grajer'sche Buchhandlung (Rich. Liesche), Annaberg. —



Aus tiefer Not . . .

Eine alte Chemnitzer Geschichte. Von Anton Dorn.

In dem Hause des ehrsamten Schlossermeisters Jakob Triebel in der Johannisvorstadt von Kempnitz saß dieser mit seiner Tochter Trude und seinem Gesellen Hans Ohnesorg beisammen. Der kalte Novemberwind strich um die kleinen Fenster, und auf der Gasse lag glitzernder Schnee; in der Stube war es warm, und die Holzscheite prasselten lustig in dem großen Ofen, aber die drei Menschen schienen sich trotzdem nicht eben behaglich zu fühlen. Die Stirne des grauhaarigen Meisters zeigte tiefe Sorgenfalten, wie ein müder Schleier lag es über den Augen des drallen, hübschen zwanzigjährigen Mädchens, und der junge, riesenhafte Hans Ohnesorg, der seine beiden mächtigen Fäuste auf die Tischplatte gelegt hatte, sah mit seinem frischen Gesichte, um das ein Wust von dunklen Haaren lag, immer wieder wie hilflos die beiden Anderen an, und fand, so sehr er sich auch abquälte, offenbar nicht das rechte Wort. Endlich stieß er mit einem seltsamen Glucksen in der Stimme heraus:

„Und das soll ein Feiertag sein, des Meisters Geburtstag!“

„Daß Gott erbarm', ein Feiertag!“ seufzte das Mädchen, der Meister jedoch hob den gesenkten Kopf und sagte:

„Und dennoch ist's einer! Ist nicht heute früh der Friedländer abgezogen aus unserer guten Stadt mit seinen wilden Scharen, sind nicht Markt und Gasse wieder einmal still und friedlich? Und der Wallenstein hat in der Lützener Schlacht seinen Teil bekommen und geht ins Böhmische.“

„Aber teuer genug ist's erkauf't, Meister“, sprach der Geselle, und der alte Mann seufzte:

„Ja teuer, wenn's wahr ist, was die Friedländischen Reiter erzählen, daß der Schwedenkönig Gustav Adolf — der Meister lüftete seine Kappe — gefallen ist. Nachkommen wird ja noch manches in diesen harten Zeitläufen, aber eigentlich müssen sich die Menschen doch freuen, wenn sie zwischen der Trübsal einmal einen besseren Tag haben. D'rum wollen wir doch Sonntag halten! Ich will nur selber einen Trunk holen aus dem Keller!“

Er erhob sich und nahm aus dem Spind den

dickebauchigen Krug und ging. Wie sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sahen sich die zwei jungen Menschen erst eine Weile tief in die Augen, dann faßten sie sich an den Händen, und gleich darauf lag der dunkelhaarige Mädchenkopf an der breiten Brust des Burschen. Der hob mit täppischer Zärtlichkeit ihr das Kinn empor und küßte sie auf die frischen Lippen.

„Ach Hans, wenn's doch Frieden werden wollte!“ seufzte der rote Mund zwischen dem Küssen, und der Gesell sagte nur: „Gott geb's!“

Zum vielen Reden hatte er weder Zeit noch Lust, denn die andere Beschäftigung ging ihm vor, bis Trude sich losriß und die Zinnbecher holte. Sie wischte mit der Schürze über den braunen Tisch, und dabei hatte Hans schon wieder den Arm um sie gelegt. Doch sie wehrte ab, denn man hörte den Schritt des Meisters. Dieser trat ein, nickte behaglich und setzte den Dickebauchigen nieder, aus welchem Trude nun den braunen Trunk in die Becher laufen ließ.

„Gefegn' es Gott!“ sagte der Alte — „daß deutsches Land und Volk endlich zur Ruhe komme und unsere gute Stadt Kempnitz bald die Gräuel vergesse, die sie mit angesehen hat!“

Sie tranken, und der Meister strich mit dem Handrücken über den Mund und lächelte zum ersten Male wieder seit vielen Tagen, dann redeten sie von den Kriegsläufen, denn ein ander Gespräch gab es nicht, und getrösteten sich damit, wie es anderen Städten, wie dem armen Magdeburg, noch viel ärger ergangen. Denn man schrieb das Jahr 1632, und der Krieg währte schon 14 Jahre.

In dem kleinen Zimmer begann es dämmrig zu werden, an die Bügelscheiben des Fensters warf der Wind ab und zu eine Hand voll Schnee, die er von irgend einem Dache mitgenommen, und Menschen sah man draußen nur wenige vorübergehen.

Plötzlich hastete einer vorbei, wie ein flüchtiger Schatten, einige andere folgten, man hörte etwas wie ein Rufen, und die drei waren mit einmal still; es kam über sie wie eine schlimme Ahnung. Der Meister stand auf und trat ans Fenster und

öffnete, um zu fragen, was es gebe; in demselben Augenblicke hörten sie den Schall der Trompeten. Sie sahen einander an, und jedes wußte, was es bedeute. „Herrgott, steh' uns bei!“ sprach Meister Jakob tonlos — „da sind schon wieder neue, und die alten haben uns fast gar nichts mehr übrig gelassen. Ob das kaiserliche oder schwedische Trompeten sind?“ Sie lauschten einen Augenblick, dann hörten sie eine erschreckte Stimme auf der Gasse: „Wallensteiner kommen!“

„Noch einmal?“ seufzte der Meister, dann gebot er: „Hans, lege den Riegel vor!“

Der junge Riese erhob sich und ging langsam hinaus, Vater und Tochter sahen sich mit besorgten Mienen stumm an, dann nahm der Alte noch einen kräftigen Schluck und trug den Krug beiseite.

Der Schall der Trompeten klang näher, und als nach einer Weile Hans wieder eintrat und mit finster'm Gesicht sich neben die beiden an's Fenster stellte, kamen draußen auch schon die ersten Reiter vorüber. Trotzig und höhnisch, mit verwetterten, gebräunten Wangen, die gelben Koller mit Schmutz bedeckt, zogen sie durch die stille Gasse, und hinter ihnen drängte Fußvolk, johlend und lärmend.

„Herrgott, Herrgott — was soll das wieder werden?“ stöhnte der Meister und schlug die Hände ineinander, Hans aber biß die Zähne zusammen im schweigenden Grimm, und, unbeachtet vom Vater, lehnte sich Trude leicht an seine Schulter. Es mochten wohl vier Regimente sein, die draußen vorüberzogen. Dann war es dunkler geworden; das Kriegsvolk brannte auf der Gasse Feuer an, unbekümmert um die Gefahr eines Brandes, um erbeutete volle Fässer lagen und standen die Gefellen, und die vor kurzem noch stille Stadt war wieder voll Lärm und Kriegsunruhe.

Die drei bei Meister Triebel saßen im Finstern und trauten sich nicht, Licht anzumachen. Dem Gesellen war's wohl auch sonst lieber, denn so konnte er unbemerkt den Arm um das Mädchen legen, und er hätte darüber schier die ganzen Wallensteiner vergessen, wenn es nicht jetzt gegen die Hausthüre dröhnend geschlagen hätte. Raube Stimmen begehrteten Einlaß.

„Was nützt uns der Riegel, Meister?“ fragte Hans. „Soll ich aufmachen? — Sie schlagen uns sonst Thüre und Fenster ein!“

„In Gottes Namen! — Trude, schaff' Licht — Im Dunkeln ist 's noch schlimmer!“

Gleich darauf wurde es matterhell in der Stube, und draußen auf dem Flur klangen schwere, klirrende Schritte und rauhe Worte. Ängstlich trat das Mädchen seitwärts und drückte sich in die Wandnische bei dem Ofen, der Meister aber lehnte sich an den Tisch — da polterte es auch schon herein. Es waren ihrer vier mit beuligen Blechhauben auf den struppigen Köpfen und begehrtlichen Augen in den braunen Gesichtern, Hans ging hinter ihnen, hochaufgerichtet und die Fäuste geballt.

Einer faßte den Meister mit beiden Armen, um ihn zu schütteln, aber der Alte stand doch zu fest auf seinen Beinen, und er fragte mit aller Ruhe: „Was soll's? Was wollt Ihr?“

„Essen — Trinken — ein Lager!“ lärmte es wild.

„Eure Kameraden, die heute früh weggezogen, haben wenig übrig gelassen; ein Lager aber ist noch in der Werkstatt!“

„Hei, in der Werkstatt!“ lärmte einer — „in Euern Betten wollen wir schlafen! Der Soldat ist der Herr im Land. Jetzt tragt auf, wenn Euch Euere Schädel lieb sind . . . fliegt auch heute noch der rote Hahn über die Dächer!“

Das Mädel am Ofen rührte sich angstvoll, und da war auch schon ein zweiter bei ihr und umschlang sie.

„Halloh, eine schmecke Dirne — mein ist sie, ich hab' sie zuerst geschaut!“

Da regten sich der Meister und sein Gefelle zugleich.

„Nein, mein ist sie!“ rief Hans, und im Augenblick hatte er den Wallensteiner weggerissen, hob ihn vom Boden auf und warf ihn ohne große Anstrengung wie einen Sack in eine Ecke, daß er klirrend niederfiel, den Kopf an eine Schranke schlug und liegen blieb.

Der Gefelle aber rechte die gewaltigen Fäuste und streckte die nervigen Arme, als ob er auf den nächsten warte, um mit ihm das gleiche zu thun. Einen Augenblick standen alle verblüfft, dann brüllten die Soldaten auf und drangen insgesamt auf den Burschen ein. Der ergriff mit der Rechten die schwere eichene Bank, die an dem Ofen stand, und schwang sie wie ein Spielzeug.

„Vor Euch dreien fürcht' ich mich nicht!“ sagte er ruhig, „wer hat den festesten Schädel?“

Wieder standen sie einige Sekunden, dann rissen sie die Waffen aus den Scheiden, und nun kam ein kurzes, tobendes Gewühl. Da trat noch ein Kriegsmann in die Thüre, ein hagerer, sehniger Kerl, und

schaute einen Moment schweigend auf das bewegte Bild. Darauf rief er mit gellender Stimme: „Auseinander! Die Pestilenz über Euch, Ihr Racker!“

Die drei Landsknechte traten wie auf Kommando zurück, und Hans ließ den Arm mit der Bank sinken.

Der Ankömmling schaute beinahe mit Wohlgefallen den kräftigen, trotzigem Burschen an und fragte: „Du da — was soll das heißen?“

„Sie sind hereingekommen wie Marodeure, und der dort in der Ecke liegt, hat meines Meisters Tochter belästigen wollen; hab' ich ihn beiseite geschoben, und wenn er dabei unsäntlich gefallen, ist's nicht meine Schuld, die anderen haben darum auf mich losgeschlagen wollen!“ sagte Hans ruhig.

„Er hat den Kaspar Felgenhauer zu Tode geworfen, Feldweibel!“ rief einer der Soldaten, und der Weibel zog die Brauen hoch, trat an den Gestürzten heran, dem das Blut aus dem Kopfe sickerte, und brummte:

„Meinte, ein Landsknechtshädel müßt' mehr vertragen. Aber zu recht ist's nicht. 's ist ein Friedländischer Mann, und ich bin sein Feldweibel, muß für ihn einstehen. Geschieht Euch unrecht, mögt Ihr Euch beklagen, aber niederhauen — das darf nicht sein! Bringt den Burschen in einen Turm, soll ihm sein Recht werden.“

Der Geselle hob wieder die schwere Bank, und wie er so da stand in Fülle der Kraft mit seinen blihenden Augen, ging dem alten Feldweibel das Herz auf.

„Bist ein prächtiger Junge!“ rief er, „und wär' schad' um Dich, so sie dich totschlugen oder erhenkten. Laß sein, wehr' Dich nit, wir sind die Übermacht. Draußen liegen noch hunderte, und ziehst Unheil über's ganze Haus. Geh gutwillig, wird nit so gar arg werden mit Dir, ich sag's, der Feldweibel Lamprecht Fahrgut.“

Die Worte klangen treuherzig und beinahe jovial, und Hans mochte einsehen, daß es gut gemeint war. Er warf die Bank beiseite.

„Gießt dem da in der Ecke einen Bottich Wasser über den Schädel, mich aber mögt Ihr einstweilen mitnehmen! Aber sorgt, daß dem Haus hier keine Gewalt geschieht, Feldweibel!“

„Soll gelten — will selber hier mein Losement nehmen! Geh!“

Trude hatte bisher stumm und zitternd neben dem Meister gestanden, jetzt sprang sie vor und warf sich Hans an die Brust, der sie mit beiden Armen

umschlang und unbekümmert um alles andere auf den heißen, roten Mund küßte. Meister Jakob war wie erstarrt, dann fragte er ingrimmig und doch gutmütig zugleich:

„So steht's mit Euch beiden?“

„Ja, Meister, so steht's!“ erwiderte ruhig der Geselle. „Hab's Euch schon lange sagen wollen, aber die Trude meinte, es wär' noch nicht an der Zeit; nun wißt Ihr's, und Ihr, Feldweibel, wißt, warum ich den dort in die Ecke werfen mußte!“

Der alte Kriegsmann nickte beinahe lustig, Hans aber machte die Mädchenarme von seinem Nacken los und sprach:

„Laß gut sein, Trude, ich werd' wohl wieder kommen! Lebt wohl, Meister Jakob, und seid mir nicht gram!“

Er küßte noch einmal den roten Mund, drückte die Hand, die ihm der Meister schweigend und verständnisvoll reichte, und ging mit den Landsknechten, die ihn jetzt selber mit einer gewissen Achtung anschauten.

In der Stube war es einige Augenblicke still, dann gebot der Feldweibel Fahrgut: „Jetzt bringt Wasser!“

Als es Trude brachte, goß er, wie Hans es gesagt, den vollen Kübel der eiskalten Flüssigkeit dem zusammengesunkenen Wallensteiner über den Kopf. Der Mann schüttelte sich einmal, machte dann die Augen auf und suchte sich emporzuraffen, was ihm auch bald gelang.

„Die Sache ist richtig!“ sprach der Feldweibel. „Nun such' Dir ein Quartier, Kaspar Felgenhauer, und rühr' keine Dirnen an, die einen starken Bräutigam haben!“

Brummend und fluchend zog der Landsknecht ab, Lamprecht Fahrgut aber setzte sich an den Tisch. „Nun kommt, Meister, und laßt mich Euer Gast sein! Weiß wohl, daß andere schon vor uns über Küche und Keller hergewesen sind, so bringt in Gottes Namen den Rest!“

Und Trude brachte manches, was der Kriegsmann nicht erwartet, aus dem sicheren Versteck, wohin man in den vorigen Tagen verschiedenes vor den Kroaten gerettet, und der Meister holte den Dickbauchigen, und alles wäre leidlich schön und in Ordnung gewesen, wenn sie Hans nicht fortgeschleppt hätten.

„Ach, Herr Feldweibel“, bat das Mädchen, „sie werden ihm doch kein Leid thun?“

„Er wird den Friedländischen Rock anziehen, das wird alles sein, und dazu taugt er prächtig!“

„Um Gottes willen! Er ist guter Leute Kind!“

Der Feldweibel lachte: „Das ist manch' anderer auch. Der Soldatenstand ist der beste, Mägdlein, und der vürnehmste im Reich heutzutage. Wir sind allzumal die Herrn, wo wir hinkommen!“

Der Meister wiegte stumm das Haupt, Trude aber fing herzbrechend an zu schluchzen:

„Und da muß er mit ins böhmische Land und Gott weiß wohin, und ich soll ihn nimmer wiedersehen, das ertrag' ich nicht!“

„Weine nicht, Mäd'el — wirst doch deinem Glück nicht im Wege stehen wollen!“

„Aber ich soll doch einzig sein Glück sein!“

Sie konnte nicht ruhig werden, und als der Feldweibel sein Lager aufgesucht, saß sie noch in einem Hinterstübchen mit dem Vater beisammen. Auf der Gasse dauerte der Lärm der zehenden und singenden Landsknechte fort, die auch vordem einige Male Einlaß begehrt hatten, aber durch Lamprecht Fahrgut's Autorität verscheucht worden waren, hier aber erzählte das Mädchen, wie alles gekommen war, die ewig alte und ewig neue Geschichte, und der Meister sprach zuletzt:

„Na ja, in Gottes Namen, denn er ist ein braver und tüchtiger Gesell, und wir wollen ihm wohl den Meisterbrief schaffen, aber erst müssen friedliche Zeitläufe kommen, es ist keine Zeit zum Freien . . .“

„Und erst müssen wir ihn wieder haben, Vater!“ rief Trude. „Sie dürfen ihn nicht fortschleppen als Kaiserlichen, er ist ja auch gut evangelisch . . .“

„Das ist wohl mancher unter des Friedländers Fahne, Kind!“

„Aber so hilf doch, Vater, hilf doch — er hat uns heute ja auch helfen wollen!“

„Helfen! — Was kann ich denn thun?“

„Geh' zum gestrengen Herrn Bürgermeister! Ihr seid ja Spielgefährten gewesen, und Du hast mir's oft erzählt, was er und Du und der Schönickel für Streiche ausgeführt haben!“

„Ja, der Schönickel — wo der stecken mag! Es war kein gut' Blut. — Zum Bürgermeister Caspar Horn . . . er wird nur auch nicht helfen können; hat gewiß alle Hände voll zu thun . . .“

„Aber er muß sich doch seiner Bürger annehmen und ihrer Töchter und Schwiegerjöhne . . .“

Der Meister lächelte erst, dann seufzte er:

„Ja, ja, ich will morgen einmal nach dem Rathause geh'n. — Nun wollen wir das Lager suchen, Gott geb' uns eine ruh'same Nacht!“

Er erhob sich, auch Trude ging in ihr Kämmerlein, aber schlafen konnte sie nur wenig in dieser Nacht. Draußen lärmten die Landsknechte, und der Schein ihrer Feuer flog flackernd durch das kleine Fensterchen, nur ihre Gedanken waren bei Hans, der zur selben Zeit auf seinem harten Strohlager im roten Turm in Malz-Uhlichensgasse (jetzt Herrengasse) im gesunden Schlafe lag. (Fortf. folgt.)



Bilder aus Plauen i. V.

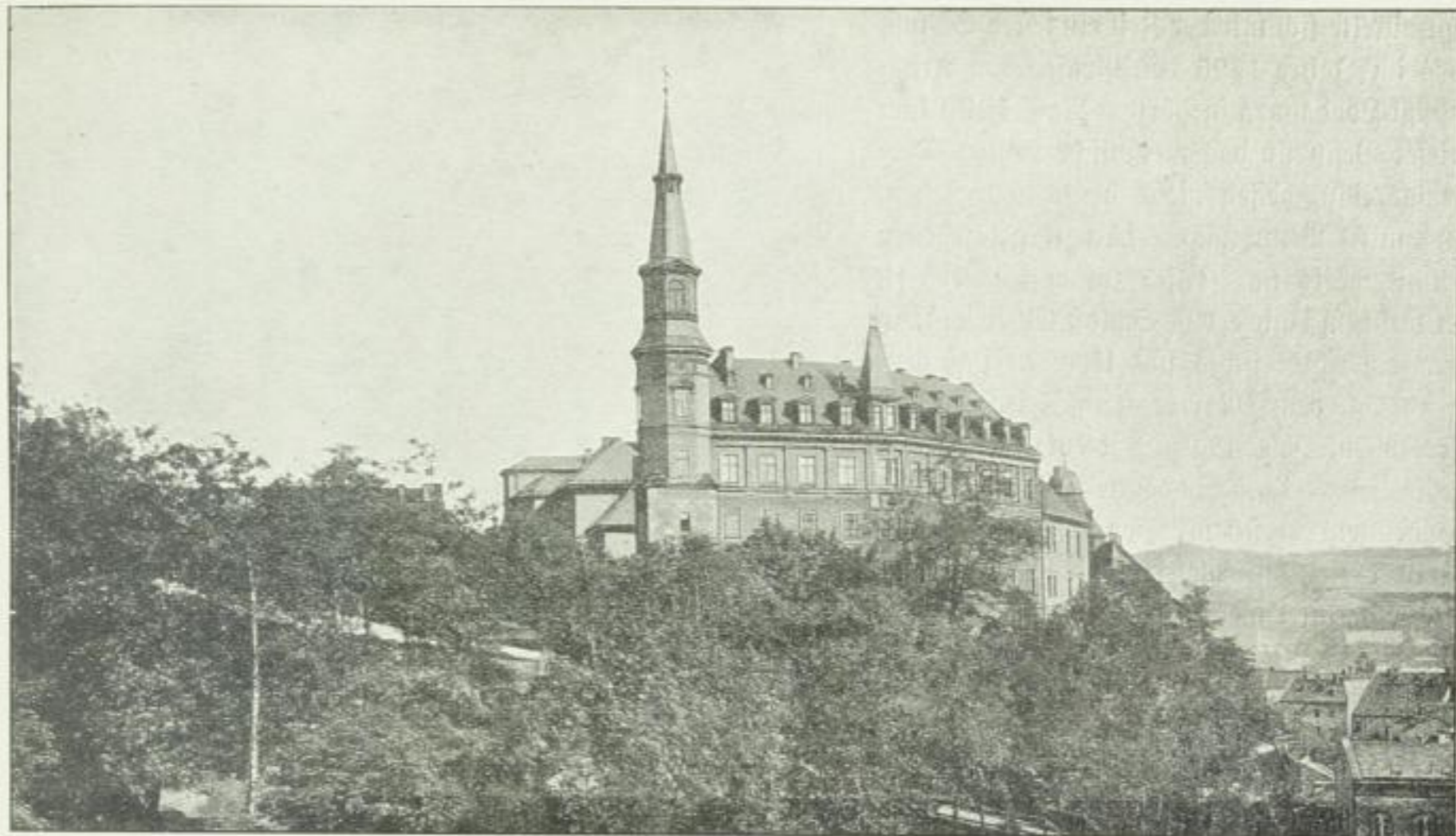
I.

Das Rathaus.

Als der Schreiber dieser Zeilen seiner Zeit dem mit der Bearbeitung der „beschreibenden Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen“ betrauten, nun längst heimgegangenen Prof. Dr. Steche als Führer durch seine liebe Vaterstadt Plauen dienen durfte, nahm er den Weg zum Rathaus den steilen Schulberg hinauf, so daß beim Austritt aus der Biegung der schmalen Kirchgasse der Blick des kunstsinigen Gastes plötzlich auf den imposanten Giebel des von der Mittagssonne beleuchteten Rathauses fallen mußte. Ein Ausruf der tiefsten Befriedigung des von der Schönheit der

Formen ergriffenen Architekten war die Folge der erzieltsten Überraschung.

Der untere Teil der südlichen Hauptfront ist nach Steches Urteil kunstgeschichtlich am wertvollsten, er gehört der glanzvollsten Periode der vaterländischen mittelalterlichen Baukunst an, welche sich durch Arnold aus Westfalen und Hans Keynhart entwickelte. Über der Freitreppe befindet sich ein 3. St. selten zugänglicher Raum, an dessen Deckenkreuzgewölbe der Schlußstein ein Meisterzeichen in plastischer Behandlung aufweist, welches darauf schließen läßt, daß Hans Keynhart der Erbauer gewesen sein dürfte.



Das Schloß der Bögte.

noch nicht volle 200 Jahre alt, wird aber bereits in den nächsten Jahren abgetragen werden, um den neuen Justizgebäuden Platz zu machen.

Den ältesten erhaltenen Teil des Schlosses der Bögte bildet der (im Jahre 1788 in Privatbesitz übergegangene) unregelmäßig zehneckige, starke rote

Turm (im Volksmunde „Grügners“ Turm), welchem nach dem Brande von 1708 sein ursprünglicher Abschluß genommen worden ist, obwohl die Wiederherstellung, welche erst im Jahre 1715 erfolgte, nahe an 192 fl. erforderte. —

—r—



Eine Totgesagte.

Von Dr. Ludwig Grimm-Elsterberg.

Nach dem guten alten Sprichwort deckt der Bauer den Brunnen zu, wenn das Kalb hinein gefallen ist. Und wieviel irgend etwas wert war, merkt man erst, wenn es verloren ging.

Das haben die Elsterberger mit heimlicher Freude bestätigt gefunden, als eifrige Zeitungsschreiber der erschütterten Welt verkündigt hatten, der landschaftliche Hauptpunkt unseres schönen Thals, die mächtige Ruine, sei eingestürzt. Ein bedeutendes Berliner Blatt klagte kummervoll, wie schändlich es gewesen sei, solch' herrlichen Zeugen der Vergangenheit nicht rechtzeitig zu stützen, eine verbreitete Wochenschrift brachte ein Bild der Ruine „vor dem Einsturz“. Dem Schreiber dieser Zeilen aber trug

sein unverdroffener Briefträger eine Zuschrift nach der anderen ins Haus, darin sich teilnehmende Herzen erkundigten, ob denn gar kein Sturzselchen mehr stünde von der einst so trotzig ins Land ragenden Ruine. Er kann so vielen Fragern kaum besser antworten, als wenn er in „Unserer Heimat“ das Wort ergreift und versichert:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein:

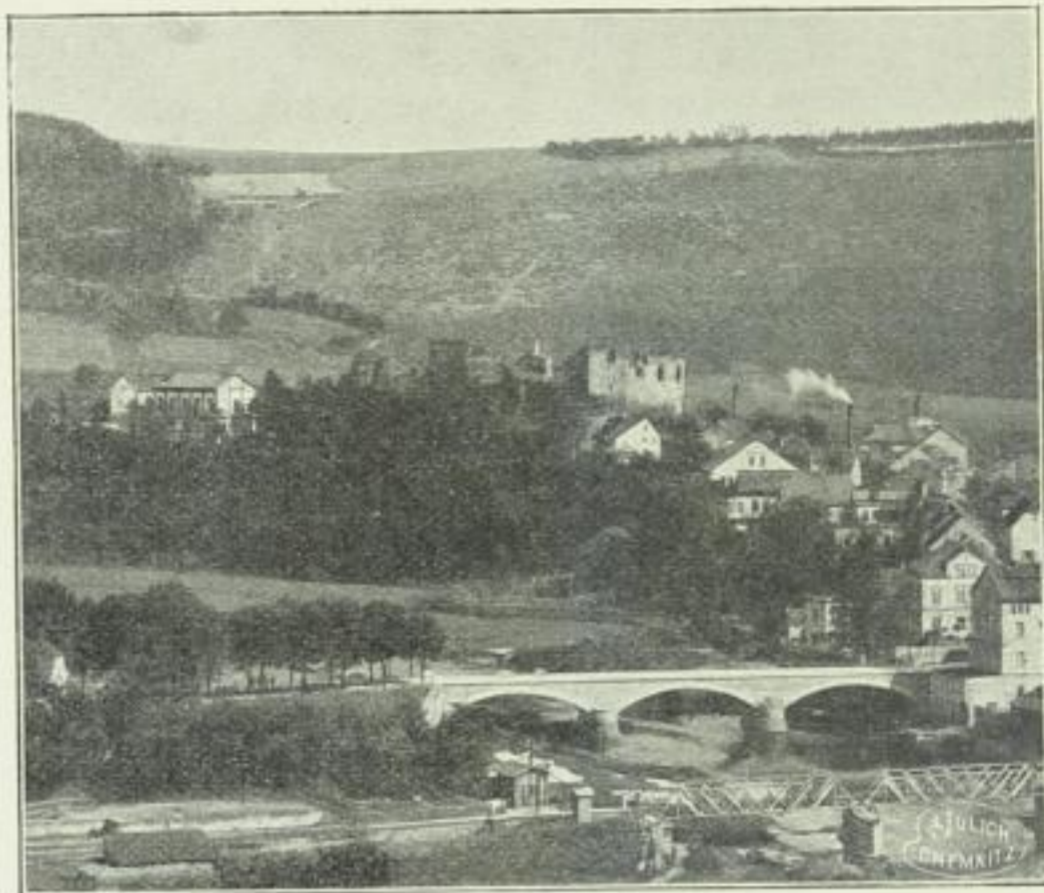
Fest steht noch immer Stein auf Stein!

Die alte Feste hat schon manchen Sturm erlebt. Aber die Unbilden der Witterung haben ihr weniger gethan als vorschnell zugreifende Menschenhände. Ursprünglich mag da, wo heute die Ruine ragt, ein fränkischer Wartturm gestanden haben. Aus diesem

entwickelte sich mit der Zeit ein festes Schloß, das im Jahre 1225 den Grafen von Arnshangl-Lobdaburg gehörte. Nach 1290 kam dieser Besitz an das meißnische Haus. Derjenige Bau, dessen Reste heute noch stehen, ist mit Benutzung erhalten gebliebenen Mauerwerks nach 1355 zusammengerichtet, in welchem Jahre das Schloß Elsterberg, in dem ein räuberisches und trotziges Vasallengeschlecht dem Markgrafen, Friedrich dem Strengen, schlecht genug diente, durch ein kaiserliches Aufgebot unter Heinrich von Hohenstein erstürmt worden ist. Von welcher Zeit an dieser Notbau leer stand, ist heute nicht mehr festzustellen. Aber noch im Jahre 1773, von welchem Zeitpunkt ein Bild der Stadt Elsterberg erhalten ist, macht das Schloß den Eindruck, als ob es leicht wieder wohnlich einzurichten gewesen wäre. Mächtige Quermauern verbinden die starken Außenmauern, hohe Giebel gestatten die Auflegung von Dächern, ja, stellenweise sind Türme und Palas noch ordentlich geschlossen.

Dieser Zustand hat am meisten gelitten durch die leidige Gewohnheit der Elsterberger von ehedem, die Ruine als Steinbruch anzusehen. Namentlich nach dem großen Stadtbrande von 1840 sind tüchtige Mauern abgerissen worden. Damals hat man auch schwere eichene Thüren mit prächtigem Schnitzwerk weggetragen. Viele derartige Altentümer haben englische Sammlungen aufgekauft.

Sobald den Mauern die wechselseitige Verbindung fehlte, war die Möglichkeit des Einsturzes gegeben. So ist der hohe Giebel, der noch nach dem Jahre 1840 mächtig über die jetzt bedeutendsten Ruinenwände emporragte, gesprengt

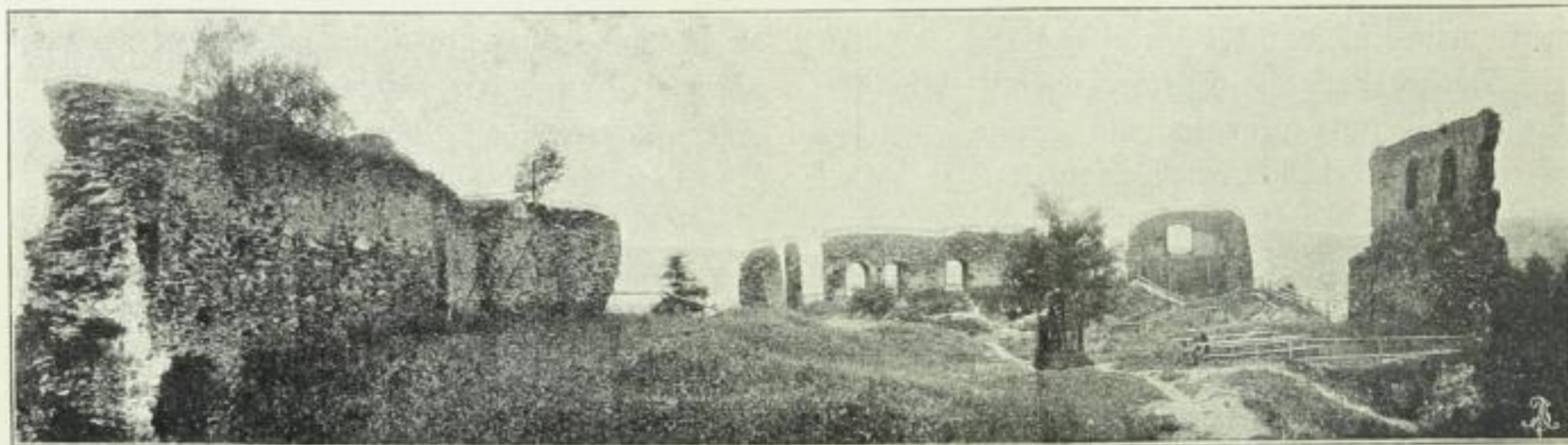


Nach einer Photographie von Hopf in Elsterberg.

Die Lobdaburg bei Elsterberg.

worden, auf daß er nicht das Leben der Vorbeigehenden gefährde. Der entstandene Schutt hat dann die Höfe und Wälle immer mehr zugefüllt. Metertief liegt das Geröll.

In dieses Steingebröckel und Erdgeriesel sickert nun in jedem Herbst das Regenwasser tief hinein. Dann kommt der Winterfrost, der seine Eisnadeln zwischen die lockere Masse treibt, und endlich entstehen in den Außenwänden der Rundtürme wie der geschweiften Mauern jene Risse und Sprünge, die so unheilverkündend erscheinen. Seit Jahren schon suchen Freunde der Ruine die gefährlichen Schuttmassen zu entfernen; aber die Arbeit ist schwer, und dazu kommt, daß man nicht weiß, ob sie ein späterer Besitzer der Ruine so wohl achten würde wie der gegenwärtige.



Nach einer Photographie von Fischer in Elsterberg.

Ruinen der Lobdaburg.

Aber selbst wenn nicht viel gethan werden sollte zur Erhaltung unseres Schlosses, dürfte das Verschwinden der Hauptmauern noch lange nicht zur Thatsache werden. Totgesagte haben dem Volksglauben nach ein langes Leben. Möge das auch bei der annoch mächtig in die Lüfte ragenden Burg Elsterberg der Fall sein! Wie neues Leben aus

den Ruinen wächst, das wird sich hoffentlich zeigen im Jahre 1903, wenn das neunte der Elsterberger Ruinenfeste die Freunde des Altertums und der ewig wirkenden Volkskraft versammelt in den alten Mauern, in denen und für die noch längst nicht „verklungen aller Sang“.



Erzgebirgische Fastnacht.

Von Friedrich Herm. Löschner.

Der Festkalender des Erzgebirges ist ungeheuer reichhaltig. Es mag das in der ganzen Naturanlage dieses Gebirglers liegen. Berthold Sigismund sagt nicht mit Unrecht in seinen „Lebensbildern vom sächsischen Erzgebirge“ (1859): „In der Kunst: Rosen auf den Weg zu streuen und des Harms zu vergessen, sind die Erzgebirger wahre Virtuosen.“ Aber das Gebirge selbst auch bewahrt in seiner natürlichen Abgeschlossenheit alte Sitten und Bräuche viel länger und zäher als das Niederland. So hat noch jetzt im oberen Gebirge jeder Festtag sein bestimmtes Gepräge, das nur in den größeren Städten und Fabrikorten mehr und mehr zurücktritt. Auch durch den Rückgang mancher Erwerbszweige, wie des Bergbaues, gehen langgehegte Bräuche verloren. Das zeigt sich recht deutlich bei der Feier der Fastnacht, dem letzten Tage vor Eintritt in die Fastenzeit, die früher als streng geschlossene Zeit im geselligen Leben einen viel bemerkbareren Abschnitt bedeutete, als jetzt. Über den Ursprung des Wortes Fastnacht ist viel geschrieben worden, und noch jetzt stehen sich verschiedene Erklärungen unvermittelt gegenüber. Zunächst scheint ja der Zusammenhang mit Fasten, die Nacht vor den Fasten, das einleuchtendste zu sein. Die mittelhochdeutschen Quellen aber reden von „Vasenacht“, „Vasnacht“, „Vastnacht“. Dadurch werden wir auf das alte Wort „vasen“ — suchen, schwärmen, geführt, noch jetzt in „faseln“, mit dem Geiste umherschwärmen, thöricht sein, Possen treiben, und in „Fasching“, erhalten. So würde Fastnacht die Nacht bezeichnen, in der herumgeschwärmt wird, die Nacht der Maskenfreude und Aufzüge. Und das deckt sich vollkommen mit der erzgebirgischen Sitte.

Zur Zeit der Blüte des Bergbaues war Fastnacht vor allem das Fest des Bergmanns. Lassen wir uns in diese vergangenen Tage von Männern führen, die sie selbst erlebt haben. Die älteste Quelle ist auch hier Magister Lehmann in seinem „Schauplatz“ (S. 75). Er erzählt, daß man sich im Erzgebirge mit der alten Überlieferung getragen habe, daß wilde Waldleute bisweilen an die Waldhäuser gekommen seien. Solcher wilden gebirgischen Späße erinnerten sich die Einwohner und Bergleute bei ihrem „Quaß“*) und Fastnachtspiel, bei dem sie jährlich zwei wilde Männer verkleidet, und zwar den einen in Reißig und Moos, den anderen in Stroh gehüllt, auf den Gassen umhergeführt, endlich aber auf dem Markte herumgejagt und dann zum Schein niedergeschossen oder gestochen haben. Die verkleideten Personen riefen durch ihr Tammeln und ihre seltsamen Gebärden Gelächter hervor und spritzten dabei aus angefüllten Blasen Blut unter die umstehenden Leute, ehe sie wie Tote niederfielen. Dann fasten sie die Jäger, legten sie auf Bretter und trugen sie ins Wirtshaus. Die Bergleute gingen daneben her und bliesen durch ihre Pechpfeifen und Grubenleder (die sie wahrscheinlich hornartig zusammengerollt hatten), als hätten sie ein stattliches Wildpret gefangen. Dergleichen Aufzüge hielt man vor dem Dreißigjährigen Kriege; aber danach sind sie abgekommen. —

Ganz anders stellt sich die bergmännische Fastnachtsfeier 150 Jahre später nach einem anderen Gewährsmann dar. Der spätere Pfarrer von Breitenbrunn und Begründer der erzgebirgischen Dialekt-

*) mittelhochdeutsch quāz = Gasterei, Schlemmerei von quāzen, schlemmen, prassen.

poesie, C. G. Wild, schildert in seinen sehr selten gewordenen „Interessanten Wanderungen durch das sächs. Obererzgebirge“ (1809) im Anhange, wo er über die „vorzüglichen Feste der obern Erzgebirgen“ spricht, an erster Stelle die „Fastnacht“, und bemerkt dazu, daß diese eigentlich nur ein Fest für die Bergleute sei. Doch nehme an den meisten Orten jedermann gern daran teil. Er beschreibt uns nun eine bergmännische Fastnacht in Johannegeorgenstadt um 1800 folgendermaßen: „Tags vorher sind gewöhnlich die Bergleute aus den kombinierten Bergrevieren Schwarzenberg und Eibenstock in ihrem Ornate daselbst eingetroffen. Früh um fünf Uhr wird

dann die große Glocke geläutet, worauf von den Stadtpfeifern und den Berghautboisten ein Morgenlied von dem Turme geblasen wird. Sowie nun der Tag angebrochen ist, sieht man die gepuhten Bergleute auf den Gassen einher und in das Rathaus ziehen, woselbst sie sich alle versammeln. Das Volk steht nun umher und freut sich; Mütter freuen sich über ihre Söhne, Weiber über ihre Männer, Kinder über ihre gepuhten Väter, Mädchen über die schmucken Burichen. Das ist ein Treiben und Drängen, Schwagen und Lachen; am Markte und der Kirchgasse sind fast alle Fenster besetzt. Nun werden auch die Bergbeamten nach dem Range von



Nach einer Photographie von Rich. Büttner in Zwönitz.

„Spießeinreden.“

Steigern und Bergältesten, sowie die Schichtmeister von ihren Leuten auf das Rathaus feierlich geleitet, wo von oben herab ihnen Trompeten und Pauken entgegen tönen. Mit dieser Feierlichkeit wird auch die Fahne abgeholt. Welche Lebhaftigkeit hier herrscht, kann man sich leicht vorstellen.

Endlich um neun Uhr unter dem Geläute der Glocken bewegt sich der festliche Zug mit starker Musik nach der Kirche zu. Ein Knappschaftsältester oder Schichtmeister führt den Zug an, der vier Mann hoch eingerichtet ist. Das Ganze nimmt sich vortrefflich aus; wenn man von oben den langsam

wallenden Zug erblickt, sieht man nichts als Grün, Weiß und Schwarz, nebst den hier und da hervorragenden Federbüschen. Das Bergamt in seiner Tracht nimmt sich vorzüglich schön aus. In der Kirche wird musiziert, und sodann eine Bergpredigt gehalten. Nach derselben wird unter andern auch verlesen, wieviel in diesem Jahre Erz ausgebracht worden sei und dergl.

Nach dem Gottesdienste geht der Zug in der nämlichen Ordnung wieder auf das Rathaus und löst sich dann wieder auf, so wie er begonnen hat. Nun nimmt jede Familie vergnügt ein festliches

Mittagsmahl ein; vorzüglich bäckt man an diesem Tage viel Hefenklöße, und der ärmste Bergmann thut sich da, nach seinem Ausdrucke, eine Güte, d. h. er ist mit seiner recht zahlreichen Familie ein halbes Pfund Schweinebraten mit Erdäpfelbrei oder Sauerkraut und trinkt ein Glas Brantwein. Gegend Abend geht er zu Bier und zu Tanz und verjubelt lustig und froh die letzten, sauer verdienten Groschen; weiß er doch nicht, ob er morgen noch lebt oder zerfchmettert aus der Grube heraufgezogen wird.

Das Bergamt veranstaltet gewöhnlich einen Ball, woran der Rat, die Geistlichkeit und alle Honoratioren der Stadt Anteil nehmen, und wo es äußerst froh und vergnügt zugeht. Viel Fremde aus der umliegenden Gegend nehmen häufig teil an diesem Balle, sodaß die Fastnachtsfreude in Johannsgeorgenstadt seit mehreren Jahren sehr merkwürdig ist. So endigt sich oft mit dem Morgen des folgenden Tages ein Volksfest, das vom Bergmann dortiger Gegend heilig, für den stillen Beobachter aber äußerst lehrreich und interessant ist.“

Die Stimmung eines solchen „Fosnd“ feiernden Bergmanns hat Wild sehr gut wiedergegeben in seinem „Fosnd-Liedl“ das aus einer bis dahin unveröffentlichten Handschrift von Heinrich Köselitz in Heft 13 der „Gedichte und Geschichten in erzgeb. Mundart“ veröffentlicht worden ist, da heißt es:

D du liebe Fosnd du,
Machst mich su herzlich froh!
Hob' mich schu lang gefrat
Oßs neie Baarg-Gebaat.
D du liebe Fosnd du,
Machst mich su froh!

Aus der Aufzeichnung Wild's ersieht man, wie durch das Überwiegen bergmännischer Sitte die alten Festüberlieferungen, wie sie bei Lehmann noch erkennbar sind, vermischt worden sind. Im Liede spricht Wild wenigstens noch von den „Fosnd-Narr'n“. Das Volk hat diese Bräuche aber bis heute zäh bewahrt, das bezeugt uns das Bild der „spießeinredenden Rinderschar“, die in einer kleinen erzgebirgischen Stadt erst zur diesjährigen Fastnachtsfeier aufgenommen worden ist.

Der Geschichtschreiber erzgebirgischer Sitte, Dr. Moritz Spieß, hat über die erzgebirgische Fastnacht in seinem Osterprogramm von 1861 ausführlich berichtet. Die noch erhaltenen Volksbräuche der Fastnacht bestehen hauptsächlich aus zwei, für

die Kinderwelt bedeutsamen Vergnügen: dem „Spießeinreden“ oder „Kräppelschießen“ am Tage, und dem Umzuge der „Fastnachtsnarren“ am Abend. Der Erzgebirger spricht kurz von der „Fosnd“, seltner von der „Fosnocht.“

Kaum ist es Tag geworden, so verlassen die Kinder das Haus, meist warm eingehüllt, und — worauf der Erzgebirger besonders viel hält, den Kopf mit Tüchern verhüllt, und in große Mützen gepackt, damit „der Verstand nicht erfriert“, das Haus. Jedes trägt in der Hand einen „Spieß“, entweder eine einfache Rute oder ein Holzstäbchen, jetzt meist einen kleinen säbelartigen Spieß, den die größeren Geschwister für die kleineren aus Holz selbst fertigen. Mit dieser Ausrüstung versehen zieht die junge Schar in kleineren oder größeren Haufen nun von Haus zu Haus. Nachdem die eigenen Hausleute in Anspruch genommen worden sind, geht es zu den Bekannten, und vor allem zum Kaufmann, Bäcker und Fleischer. In den Familien hat man sich, wenn man nicht selbst „Kräppel“*) gebacken hat, mit Brezeln und Pfannfuchen von einem der herumgehenden Brezeljungen oder -mädchen versehen, um die Spieße damit bestecken zu können. Ehe es aber eine Gabe setzt, müssen die Spießeinrecker ihr Lied singen. Diese Gefänge sind örtlich verschieden, doch ähneln sie sich im großen Ganzen. In Zwönitz singen die Kinder:

Red' ich meinen Spieß ei
Übern Herrn sein Tiesch nei,
Stekt'r mer ä Krappel na,
Seid'r a a guter (oder: feiner) Ma,
Stekt'r mer lä Krappel na,
Seid'r a ä schlachter (oder: lä feiner) Ma.

Daran wird angeschlossen oder auch für sich allein gesungen:

Ich bi ein kleiner König,
Gebt m'r net zu wenig.
Laßt mich nich zu lange stehn,
Muß ä Häusel weiter gehn.

In der Grünhainer und Löbnitzer Gegend setzen die Kinder zu dem ersten Liede noch die Zeilen hinzu:

Seß ich mieh auf'n Haushürstä (stein),
Eß mei Kräppel mutterallä (allein).

*) Die Verkleinerungsform von Krapsen = Pfannfuchen.

Spieß bringt noch zwei kleine Liedchen bei:

Ich renn dreimal um's Haus.
Ach Du gute Frau im Haus,
Lange mir ä Kräppel raus.

oder:

Sie, Madame, Sie mein Leben,
Könnten mir ä Kräppel geben,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Daß ich könnt' zufrieden sein.

Die Kinder sind nun nicht wählerisch. Sie nehmen, was sie bekommen. Die vollbesetzten Spieße sehen oft wunderbar aus. Da steckt neben dem fastigen Kräppel ein Stück Bilderbogen, das der Buchbinder gespendet hat, oder eine Reihe Abziehbilder. Darauf folgt ein Stück Wurst, dann eine Brezel, dann vielleicht als köstliche Errungenschaft „ä warmes Würstel“ und neben ihm ein Stück Kuchen. Daß die Kinder keine Kostverächter sind, beweist der Thatbestand, daß hier und da auf einem Spieße auch ein schlichtes „Eckel Semmel“ steckt. Treffen sich dann etliche Scharen, wie dies auf unserm Bilde geschehen ist, so geht es an ein Beschauen und Vergleichen, und der am meisten Beschenkte erregt den Neid der Besitzlosen oder derer, die schlechter wegkommen. Oft huldigt man auch besonders unter Geschwistern und Hausgenossen einer ausgleichenden Gütergemeinschaft.

Wenn Spieß sagt, daß das Spießeinreden nur von „ärmeren Kindern“ getrieben werde, so stimmt das nicht ganz. Es wäre dem Verfasser ein leichtes gewesen, ein Bild beizubringen, wo die Töchterchen des Bürgermeisters und Pastors siegesbewußt ihre vollbesetzten Spieße heimwärts schaffen. Dagegen hat Spieß recht, wenn er erwähnt, daß auch diese Spießeinredner schon hier und da sich verkleiden. Trotz der Winterkälte sieht man vereinzelt Knaben und Mädchen in Bauern- oder Tiroleranzug und dgl. Die eigentliche Zeit des Verkleidens beginnt aber erst mit Einbruch der Dämmerung. Für etliche Pfennige kaufen sich die größeren Kinder, sowie die jungen Burichen und Mädchen Masken und Papiermützen und machen sich nun einen abenteuerlichen Staat zurecht. Je unkenntlicher sie sind, um so gelungener ist der Spaß. Man geht zu Nachbarn und Freunden, treibt unschuldigen Schabernack und ist dabei vor allem darauf bedacht, sich weder durch ein Wort noch ein anderes Erkennungszeichen zu verraten, während die Besuchten wieder sich alle erdenkliche Mühe geben, um einen „Fosnd-Narr'n“,

wie die Masken heißen, aus der Rolle zu bringen. Treten diese Fastnachts-Narren in Scharen auf, so singen sie wohl eines der Kuchenfängerliedchen und nehmen eben so dankbar, wie die kleinen Kinder des Morgens mit ihren Spießen, allerhand Gaben an Eßwaren und Geld in einem mitgeführten Korbe entgegen. Die Beute wird dann im Hause eines der Kinder, wo die Mutter eine große Kanne unschuldigsten Kaffee gekocht hat, verteilt und sofort verzehrt.

In Annaberg durchzogen früher verkleidete Brezeljungen mit ihren großen Schnarren am Fastnachtsdienstag die Stadt. Spieß schildert die Verkleidung folgendermaßen: geschminktes Gesicht, angeklebter Schnurrbart, auf dem Kopf ein dreieckiger Hut mit einem großen Busch roter Papierstreifen als Federstutz, schwarze Jack, auf der Brust eine weiße Schleife, weite Kniehosen, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe.

So hat auch das Erzgebirge seinen Fasching. Und von diesem Jugend-Karneval singt Wild:

Ei! es giebt noch Fosnd-Narrn
In dr Kutsch' un in Karrn;
Fosnd is in der Walt,
Narrn sieht mir fr'ich Gald (für das Geld)!

So eigenartig im Erzgebirge diese Bräuche gestaltet sind, so sind sie doch auch ähnlich in anderen Gegenden Deutschlands anzutreffen. Im Jahre 1896 brachte die Gartenlaube ein Bild (S. 69), worauf man eine Schar Kinder mit Ruten und Spießen in der Hand in einem Bäckerladen stehen sah. Es stellte das „Karideln“ am Sonntag vor Fastnacht in der Mark dar. Man nennt den Brauch dort auch noch Zempeln oder Hänjeln. Dort werden die Ruten erst zum Stäupen der Hausfrau, Töchter und Mägde gebraucht, ehe man sie mit den Gaben füllt. Der Anführer singt dabei:

Hahn, Appel, Hahn,
Fastelnacht geht an!
Der Kaufen (Kuchen) will nich rutschen,
Gebt mir ein Stückchen Speck,
Dann geh' ich von der Thüre weg.

Dann stimmt der Chor ein Lied an, dessen Rehrreim lautet:

Sie werden sich wohl bedenken
Und uns ein Fastelabend schenken!

Der märkische Brauch zeigt uns deutlich, daß die „Spieße“ der erzgebirgischen Kinder aus den Ruten hervorgegangen sind, mit denen in manchen

Gegenden zu Aschermittwoch, im Erzgebirge früher zu Weihnachten und zu Ostern bes. Knechte, Mägde und Kinder einander zu schlagen suchten, wohl auch aus den Betten trieben.

Das bringt uns darauf, überhaupt nach dem Ursprunge dieser Fastnachtsitten zu forschen. Dem Kenner fällt sofort eine gewisse Ähnlichkeit der Fastnachtsbräuche mit denen der Weihnachtszeit auf. In Bezug auf das Weihnachtsfest haben sich die wissenschaftlichen Anschauungen über seine Entstehung in den letzten Jahren sehr geändert. Die langgehegten Erklärungen von der altheidnischen Winter-Sonnenwendfeier sind Fabeln, die nur zu diesem Zwecke erfunden waren. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß gewisse Fastnachts- und Osterbräuche mit der Frühlingsfeier der alten Germanen zusammenhängen. Wir stimmen vollkommen dem Prof. Dr. E. Mogk zu, der in dem Kapitel „Sitten und Gebräuche im Kreislauf des Jahres“ (Sächsische Volkskunde) jagt: „Unsere Vorfahren haben erst dann die wiederkehrende Sonne begrüßt, als sie ihre Einwirkung auf die sie umgebende Natur wahrnahmen. Daß dies aber nicht Ende Dezember geschieht, wissen wir alle aus Erfahrung. — Sobald aber im Frühjahr die Tage länger und wärmer wurden und die Erde aus ihrem Winterschlaf erwachte, da jubelten unsere Vorfahren der wiederkehrenden Sonne entgegen, begrüßten sie mit allerlei sinnbildlichen Handlungen und mit ihr zugleich das neue Leben, das sich in der Natur und unter den Geschöpfen regte. In allen möglichen Scherzen machte man dieser Freude Lust. In den einfachen volkstümlichen Verkleidungen zu Fastnachten, in der Kostümierung der Brezeljungen und in den einfachen volkstümlichen

Maskeraden, haben wir Überbleibsel solcher kindlichen Lust aus alter Zeit.“

Jene obengeschilderte alte Bergmannsposse mit den wilden Männern, die tot eingebracht werden, hat unverkennbaren Zusammenhang mit der in manchen Gegenden Frankens und Thüringens erhaltenen Sitte „des Tодаustragens“ am Sonntag Lätare. Nach dem alten Volksglauben kamen mit der wiederkehrenden Sonne auch die krankheitbringenden Dämonen in das Land, und die mußten gleich beim Eintritt des Frühlings kräftig abgewehrt werden. Weiter sagte Mogk: „Zwischen Natur und Geschöpf, glaubte man, bestehe der engste Zusammenhang, und so mußten die ersten Keime der Natur auch die Fruchtbarkeit der lebenden Wesen bewirken. Aus diesem kindlichen Glauben erklärt sich der weiterverbreitete Schlag mit der Lebensrute, der am weiblichen Vieh und jungen Mädchen geübt wird. Durch diese Streiche teilt die Rute dem lebenden Wesen die sprossende Kraft mit. Mit besonderer Vorliebe wurden Birkenreiser und Weidenzweige mit Osterkätzchen zu solcher Lebensrute genommen. Die Zeit hat den Sinn dieser sinnbildlichen Handlungen vergessen lassen.“ Aber der Brauch besteht fort, und noch heute empfangen unsere spießeinreckenden Kinder in ihren Brezeln, Kuchen und Geldspenden die Geschenke für die Streiche mit der Lebensrute.

So wurzelt unser Volk in seinen Festbräuchen noch im Boden seiner Ahnen. Und wir wollen uns darüber freuen, daß das Erzgebirge noch seine „Fosdnarrn und Spießeinrecker“ bewahrt hat. Mögen diese Zeilen mit dazu beitragen, diese alten traulichen Sitten in unserer alles einebnenden Zeit zu pflegen und zu hüten!



Augustsburg.

Von Harig, Stadtpfarrer und Schloßprediger.

Obwohl ein wenig in den Hintergrund gedrängt, so doch waldumkleidet und um so höher in den blauen Himmel hinein ragend, steht vor uns auf dem Titelbilde „Unserer Heimat“ das Schloß Augustsburg.

Das war ein meisterhafter Griff, mit dem man unter den vielen bekannten und den vielen

leider noch unbekanntem Schönheiten des südlichen Sachsenlandes gerade die beiden Schlösser: das stolze, zierliche Kaiserschloß Mylau im Vogtlande und das mächtige, massige Kurfürstenschloß Augustsburg im Erzgebirge, diese Zeugen aus alter, großer Zeit, dahin gesetzt hat. Denn wer die echten Vogtländer und die rechten Erzgebirgler nur einigermaßen

kennt, der weiß es, „wie tief die Liebe zur Heimat und vor allem zu ihren Bergen in ihren Herzen eingewurzelt ist.“ Und in der That können sie stolz sein auf ihre schöne Heimat, der „das Mädchen aus dem Volke“ das Lied gesungen hat:

„Mein Erzgebirg' mit seinen grünen Tristen,
„O kommt und seht's! Es wird euch reichlich lohnen.
„Es ist und bleibt mit seinen Felsenklüften,
„Darauf verwiterte Ruinen thronen,
„Mit Sang und Klang und feinen Thälern, Schlüften,
„Darin zufried'ne, gute Menschen wohnen,
„Mit seinem Frohsinn, seiner Heid' und Halde,
„„Ein Stück vom alten deutschen Märchenwalde!““ —

Und was „Das Mädchen aus dem Volke“ gesungen hat, das versteht jeder, der unsere Burgen auf unsren Bergen kennt, — auch der Schreiber dieser Zeilen. Er stammt zwar aus dem Niederlande Sachsens — und ist dort aufgewachsen in einer Gegend ohne Berge und fast ohne Wälder —, aber um so unvergeßlicher wird ihm die Reise bleiben, zu der er von seinem Vater als Knabe mitgenommen wurde, und auf der ihm im Eisenbahnwagen während der Fahrt über die Höhen von Dederan sein Vater zurief: „Dort da drüben — das ist die

Augustusburg!“ Entschwinden sonst so leicht aus dem Gedächtnisse des Kindes die ihm gezeigten Natur Schönheiten wieder im Laufe der Jahre, — diesen imposanten Anblick des so majestätisch scheinbar aus der Ebene zum Himmel emporragenden Schellenbergs mit seiner vierzackigen Krone auf dem Haupte der Augustusburg — meilenweit und glänzendweiß und selbstbewußt hinaus in die Ferne schauend —, diesen Anblick der „Leuchte des Erzgebirges“ — hat er nie vergessen können. Wer hätte es damals gedacht, daß er nun selbst so glücklich ist, andere liebe Wanderer hierher zu führen und ihnen aus eigenem Augenscheine etwas davon erzählen zu dürfen, wie es um das Schloß und die Stadt Augustusburg bestellt ist! —

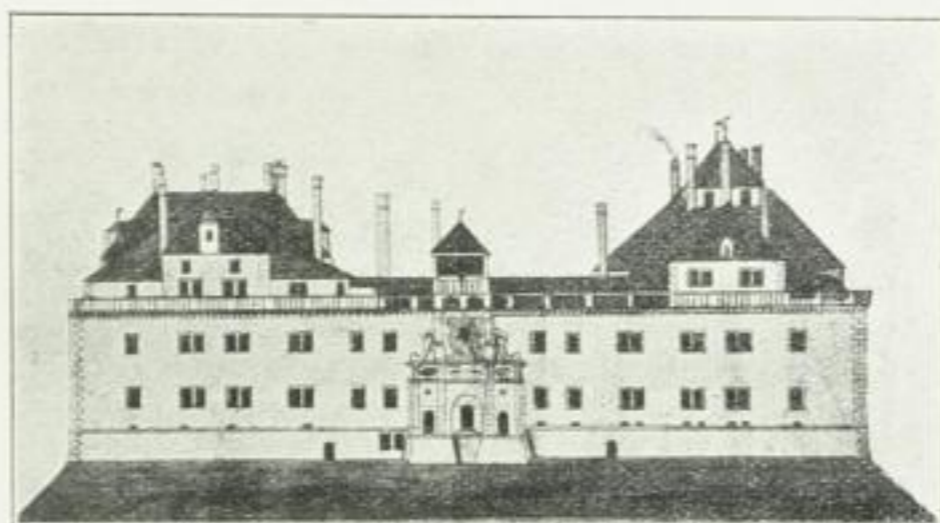
Da voraussichtlich später noch einzelne interessante Sehenswürdigkeiten des Schlosses und wohlthuende Vorzüge der Stadt eine besondere Behand-

lung in „Unserer Heimat“ finden sollen, sei es heute gestattet, einige allgemeine, mehr historische Bemerkungen voranzuschicken, und eine kurze, flüchtige Wanderung durch die jahrhundertlange Geschichte des mit dem „Städtlein“ eng verbundenen Schlosses „Schellenburg“, später „Augustusburg“, vorzunehmen.

Dort, wo jetzt die Augustusburg steht, — fast eben dort stand einst die alte Schellenburg — thronend auf dem zwischen Flöha und Zschopau eingezwängten Felskegel. Von hier oben aus beherrschte sie, umgeben von frischer Bergesluft und erquickendem Waldesdunst, stolz fast ganz Sachsens Gefilde im Umkreise von ca. 100 Quadratmeilen. Man sagt, daß schon Karl der Große diese Schellenburg zugleich mit Frankenberg und Sachsenburg erbaut habe; doch das ist wohl nur Sage. Viel wahrscheinlicher nach den neuesten Forschungen*) ist, daß „die Burg

frühestens im 11. Jahrhundert nach dem Aussterben des Liudolfinger erbaut und ihr der Name von einem Vasallengeschlechte, von den „Herren von Schellenberg“, die zuerst a. 1206 und späterhin öfters erwähnt werden, gegeben worden ist. Der Name Schellenberg ist abzuleiten von ahd. scelo, mhd. schële — Hengst,

Zuchthengst — ein Wort, das noch jetzt in den Formen Schälhengst, Weichaler, beschälen fortlebt und nicht bloß die Namen Schellenberg in Sachsen, Schwaben, Waldeck bildete, sondern auch solche wie Schellenfeld, Schellenbrunnen, Schellbach, Schildbach (= Rossbach.) In dieser Auffassung werden wir vor allem dadurch bestärkt, daß Schellenberg thatsächlich urkundlich in der Form Scellenberch (1292) vorkommt.“ — Gut und für das Schülergedächtnis praktisch erfunden ist die Sage über Schellenberg in Verbindung mit Lichtenwalde. Diese beiden Schlösser hätten sich gegenseitig durch Zeichen verständigt. Hier auf dem Schellenberge habe man beim Herannahen einer Kaufmannsfarawane eine Glocke geläutet, und daraus, daß es



*) Friedrich Klinkhard — „aus der Vergangenheit der Burg Schellenberg und der Schellenberger Pflanzung.“ Leipziger Zeitung, wissenschaftliche Beilage 1900 Nr. 16.

„schellt auf dem Berge“, sei „Schellenberg“ entstanden. Und drüben habe man ein weithin sichtbares Feuer angezündet, und daraus, daß es „licht im Walde wurde“, sei „Lichtenwalde“ hervorgegangen. Mehr wissenschaftliches Interesse beansprucht die freilich doch wohl unzutreffende Erklärung, daß Schellenberg seinen Namen von dem slavischen Worte „scölen“ d. h. „Felsenburg“ empfangen habe. Die Burg steht auf einem gewaltigen Porphyrfelsen. —

Die „Herren von Schellenberg“ scheinen Raubritter gewesen oder später wenigstens geworden und die Schellenburg selbst eine Zeit lang ein Raubnest gewesen zu sein. Jedenfalls haben sie die Umgegend fleißig beunruhigt. Sie hatten es besonders auf das Kloster Alt-Zella abgesehen, das auch a. 1319 von einem Heinrich von Schellenberg überfallen und geplündert worden sein soll. Dieser Fehdefucht aber wurde bald darauf ein Ende gesetzt. Denn a. 1324 wurde „Heinrich von Schellenberg auf dem Landdinge zu Altenburg vom deutlichen Kaiser Ludwig dem Bayer geächtet und seiner Lehen für verlustig erklärt, das Schloß Schellenberg aber dem Markgrafen von Meißen Friedrich II. übereignet.“ Bei dem Teilungsvertrage vom 13. November 1382 zu Chemnitz erhielten „die Söhne Friedrich's das Osterland (Leipzig und Altenburg) und das meißnische Vogtland, Balthasar Thüringen, Wilhelm I. Meißen, — und damit kam auch die Schellenburg und ihre Pflege in seinen Besitz.“

Aus der weiteren Geschichte der Schellenburg wäre kurz noch hervorzuheben, daß Herzog Georg der Bärtige das Schloß in den Jahren

1504—06 für sich als Zufluchtsstätte vor der Pest und in der Zeit von 1524 ab als Gefängnis benutzt hat und zwar für die Annaberger, die der Reformation zugethan sich gegen seinen Willen zu den evangelischen Gottesdiensten in Buchholz hielten. Unter seinem Bruder Heinrich dem Frommen wurde a. 1539 die Schellenburg samt dem darunterliegenden „Märklein“ lutherisch. Fast ein Jahrzehnt später brach über die Burg ein heftiges Unwetter herein, über das der Chronist*) berichtet: „Am 3. Tage nach der Schlacht bei Mühlberg, den 27. April 1547, zog ein erschreckliches Donnerwetter auf und schlug gegen Abend in das alte Schloß Schellenberg ein, hat dasselbige angezündet und über die Hälfte weggebrannt und eingeäschert, auch dabei den damaligen Schösser Franz Borrigel und sein Weib getroffen, darüber der Schösser alsbald tot geblieben, das Weib aber auf der einen Seite gelähmt und taub worden. Der Schösser liegt in der Städtleinkirche nicht ferne vom Altar mit einem großen Wappen auf dem Leichenstein im Chor, worauf diese Inschrift zu lesen steht: „anno 1547 am Tage Marci ist verschieden der erbare Franz Borrigel der Zeit Scheiser uffen Schellenbergk, dessen Sel. d. Barmherzig. G. Gne. sey.“

Das abgebrannte Schloß hat 20 Jahre wüste gelegen und wurde mit dem hohen Turme, der stehen geblieben war, 1567 auf Befehl des Kurfürsten „Vater“ August niedergelegt und 1568—72 vom berühmten Bau- und Bürger-

*) „Augustusburgische Chronik“ von R. Ernst Hermann, ungedrucktes Manuskript im Pfarrarchive 3 Bände; vollendet 1725.



Schloß Augustusburg.

meister von Leipzig: Hieronymus Lotter wieder aufgebaut — und nach dem Kurfürsten die „Augustusburg“ genannt, — als „ein Denk- und Dankmal der mit bewaffneter Hand und Gewalt vom Kurfürst Augusto glücklich getilgten Grumbach'schen Reichs-Rebellion, als ein Lust- und Jagdschloß zum Sommerhoflager der Prinzen und Prinzessinnen, ingleichen zum Herbsthoflager bei der Hirchheiste.“

Im Laufe der Zeiten ist die Augustusburg, auf der Vater August gerne weilte und von der er gesagt hat: „ich bin nirgends gesünder als auf meiner Augustusburg,“

benutzt worden: als Huldigungsschloß für 5 Ämter und 7 Städte; — als Sitz und Versammlungsort der erzgebirgischen Landstände bei Extrakonventionen; — als Sitz und Versammlungsort der Kommissarien bei General-Kirchenvisitationen (7 mal); — als „Logis für

honeste dimittirte Offiziers“ und kurf. Zivilbeamte; — als Logis für die erzgeb. Kreis-Kommissarien, die keine nahe gelegenen Güter besitzen“; — als Staatsgefängnis von 1617 ab; — als Hopfen- und Getreidemagazin 1775; — als Lazaret der kaiserl. französischen Armee 1813. —

Ausersehen hatte man das Schloß: zu einer Art Fürstenschule, um Lehrer der neuen „lutherischen Religion“ heranzubilden; zu einem „adligen Fräuleinstift“ a. 1720; — zu einem Schullehrerseminar; — zu einem „Soldaten-Knaben-Institut“ 1749; — zu einem „Spinnhause“ 1775; — zu einem Lazaret 1870—71. Diese Bestimmungen aber kamen alle nicht zur Ausführung.

Das alte Schloß Augustusburg mit seinen 4 Hauptgebäuden, dem sog. Hasen-, Linden-, Sommer- und Küchenhause, mit seinen 365 Fenstern, 52 hoch in die Lüfte ragenden Schornsteinen, 12 großen gewölbten Sälen, 4 Türmen, vielen Vorfällen, Kammern und Stuben, die bis 1630 bez. 1723 mit 1603 Stück Tierköpfen mit natürlichen, bez. künstlichen Geweihen geschmückt waren, mit seinen 25 trockenen und für „380 Stückfaß“ Raum gewährenden Kellern, dem 30 Stufen tief kasemattenähnlich eingebauten Gefängnisse, dem sog. „Prinz-Lieschen-gefängnisse“ und mit seinen zu Wirtschaftsräumen

bestimmten, umfangreichen Hintergebäuden — stand in seiner ursprünglichen äußern Gestalt (wie wir es auf unserem Bilde sehen) bis zum Jahre 1800.

Die innere Pracht und Herrlichkeit wurde ihm schon durch den 30-, bez. 7-jährigen Krieg geraubt. In den Jahren 1800—02 wurde das

obere Stockwerk abgetragen und das Schloß mit den einfachen, schlichten Satteldächern versehen, die es jetzt noch trägt.

Im Jahre 1831 wurde es fiskalisch.

Imposant sind heute noch die gewaltig starken, aus Porphyquadern und Bruchsteinen aufgerichteten Mauern, in deren einzelnen Fensterischen ein kleines Wohnzimmer bequem eingerichtet werden könnte. Das sind die Mauern, von denen Lotter am 30. März 1568 an den Kurfürsten berichtet hat: „Daß ist so fest gebaut, daß es nit schieben kan, es wollt denn der ganze Baw zugleich miteinander niedersitzen undt eingehen. Daß wird es mit Hülff göttlicher Gnadenn wohl müssen lassen



Schloß Augustusburg.

undt einen gueten Bestand haben bis uff dem jüngsten Tagk; darnach mag's gehen wie Gott will.“

Interessant sind heute noch die vielen Werkzeihen an Portalen, Thüren u. s. w. und die innen und außen unter dem Dache des Schloßgebäudes und um das ganze Gebäude herumlaufenden Träger der sog. „Schloßgalerie“. Die seinerzeit als Fußboden dieser Galerie dienenden Bleitafeln entfernte man 1669, weil sie, wie man thörichterweise glaubte, durchs Wetter zu Silber geworden seien. Infolgedessen wurde dieser Umgang sehr bald baufällig und 1776 ganz entfernt.

Kurzum: alles, was hier der Kurfürst August und sein bewährter, tüchtiger Baumeister Lotter geschaffen hatten, zeugt von bewundernswürdigen Kenntnissen in der Baukunst jener Zeit. Hat freilich nun dieser Prachtbau im Laufe der Jahrhunderte innen und außen von seinem ehemaligen Glanze viel verloren, so müssen wir doch heute der hohen Staatsregierung von Herzen dafür dankbar sein, daß sie sorgsam bemüht ist, unser Schloß vor weiterem Verfall zu bewahren. —

Bewundert wird es heute noch von zahlreichen Besuchern. Sind auch die wertvollen Bilder aus dem sog. „Kaisersaal“ verschwunden, sind auch die bunten Wandgemälde im sog. „Hasenhaus“ zum Teil wenigstens übertüncht oder verblaßt, — immerhin üben die turmlose Schloßkapelle mit dem unschätzbaren Altarbilde von Lucas Cranach d. J.; der 170 Meter tiefe, in harten Felsen gehauene Schloßbrunnen; die 1421 gepflanzte, weltberühmte Linde; der Kopf des letzten, im hiesigen Bärengarten gehegten und erlegten Bären im Eingangsthore; der vor dem Schlosse stehende „Pranger“ und endlich nicht zum mindesten die wunderbar schöne, weithintragende Aussicht vom sog. „Pavillon“ eine große Anziehungskraft auf die Fremden aus.

Aber nicht bloß das Schloß selbst zieht jährlich Tausende von Wanderern herbei, die Sinn und Verständnis für sehenswerte Werke unsrer Vorfahren

haben, — sondern auch die Stadt Augustusburg — früher „Städtlein“ Schellenberg; seit 1. Mai 1899 Stadt „Augustusburg i. Erzgeb.“ genannt — hat in den letzten Jahren alles aufgegeben, sowohl den Touristen als auch den längere Zeit hier weilenden Sommerfrischlern, deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst, den Aufenthalt auf unserem Berge und in unseren Wäldern so angenehm als möglich zu gestalten. Zwar ist die Stadt an und für sich schon mit ihrer gesunden Höhenluft (515 m über der Ostsee), mit ihren von Gassen und Straßen aus sich bietenden, lieblichen Ausblicken hinunter in die Thäler der Zschopau und Flöha und hinüber auf die umliegenden Berge und Hügel und mit ihrer durch Berg und Wald gegen ungesunde Winde geschützten Lage von der Mutter Natur als Sommerfrische — oder sagen wir — als „Luftkurort“ vor vielen andern Höhenlagen unseres Erzgebirges bevorzugt; dennoch können die 1900 erfolgte Erbauung einer Wasserleitung von den Höhen Börnichens bei Waldkirchen her, die Erschließung des am Südbhange der Burg gelegenen Waldareals und die Gründung der sog. „Villenkolonie“ für Sommerhäuser und ständige Wohnungen als Errungenschaften der neuesten Zeit nicht genug mit Freude und Dank begrüßt werden. Vergessen wollen wir nicht, noch am Schlusse zu erwähnen, daß man daran ist, durch eine Drahtseilbahn, verbunden mit einem Elektrizitätswerke, einen bequemeren Verkehr von der Bahnstation Erdmannsdorf (Chemnitz-Annaberger-Linie) nach unserem für viele doch zu steilen Berge zu schaffen. — — —

Wir wünschen von ganzem Herzen allen Unternehmungen zum Nutzen der Fremden, die hier oben eine nur vorübergehende oder bleibende „Heimat“ für ihren erholungsbedürftigen Leib und Geist nach des Werkeltages Mühe und Arbeit suchen und zu finden hoffen, und zum Wohle unserer heimatlichen Bürger in Stadt und Schloß Augustusburg den von ihnen allen ersehnten, reichen Erfolg! Glück auf!



Auerbach im Vogtlande.

Eine Skizze.

Auerbach ist unter den fast ohne Ausnahme schön gelegenen Städten des Vogtlandes eine der schönsten. Die Stadt ist an beiden Ufern der Göltzsch terrassenförmig erbaut und erscheint darum größer, als eine gleichgroße Stadt der Ebene. Der älteste Teil der

Stadt liegt auf dem rechten, ziemlich steil abfallenden Ufer des Flusses, der in früheren Zeiten wohl ansehnlicher gewesen sein dürfte, als heute. Der Blick vom unteren Bahnhof (Linie Zwickau-Ölsnitz) ist für den, der die Stadt zum erstenmal sieht, überraschend



I. Auerbach i. B.

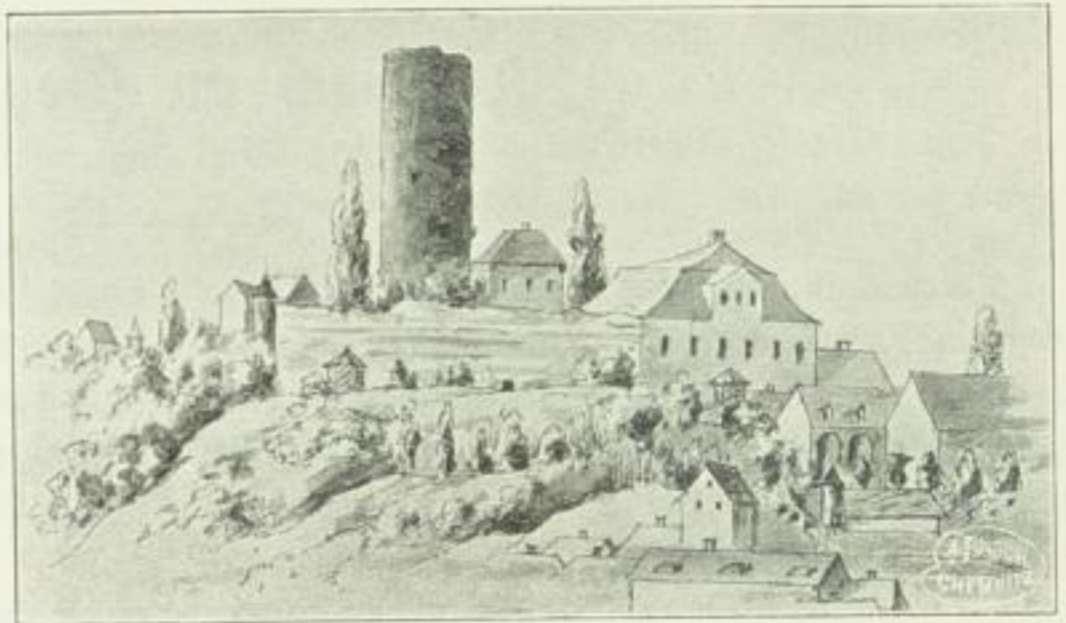
schön. Kein anderer Punkt bietet ein so schönes Gesamtbild der Stadt, dessen imposanten Anblick das obenstehende Bild nur annähernd wiedergibt, da sich wegen der großen Entfernung nur schwer eine scharfe photographische Aufnahme machen läßt. Ungefähr in der Mitte erhebt sich die kräftig wirkende Stadtkirche im gotischen Stil; das Äußere mit romanischen Zuthaten, das Innere in geschlossener Gotik namentlich an Orgel, Altar, Pfeilern und den Feldern der Emporen. Der Turm ist mit einer Kuppel gekrönt, die einen Renaissancebau vermuten läßt und weder zum romanischen, noch zum gotischen Stile recht passen will, das Gesamtbild aber in keiner Weise beeinträchtigt. Rechts im Bilde erblickt man die Ruinen der ehemaligen Burg. Die Trümmer einer Burg verleihen dem Orte, wo sie stehen, stets den Nimbus des Altertümlichen. Freilich sind nur noch der gewaltige Hauptturm, der Burgfried, der trozig über

die Trümmer emporragt, sowie weitausgreifende Grundmauern mit kühnen Strebepfeilern erhalten; doch läßt sich daraus der ungefähre einstige Umfang der Burg noch deutlich erkennen. Die Burg ist im 12. Jahrhundert, wahrscheinlich gegen die Einfälle der Slaven, die in noch früherer Zeit das ganze Gebiet zwischen Saale und Mulde beherrscht hatten, errichtet worden. Im Jahre 1402, den 22. Febr., kam Burg und Stadt unter die Herrschaft der Wettiner; es ist also seit jenem Tage ein Zeitraum von 500 Jahren vergangen. Die Mauern der Burg sind wie bei allen Burgen aus der romanischen Bauperiode ungemein stark, fast 3 m im Durchmesser. Da der Innenraum ebenfalls gegen 3 m breit ist, so ergibt sich ein Durchmesser von 8—9 m. Mehrere unterirdische Gänge sollen aus der Burg in die Stadt geführt haben, und es ist daran nicht zu zweifeln; daß aber ein Gang, eine halbe Stunde lang, in

einem Nachbarorte gemündet habe, dürfte schon mit Rücksicht auf die herrschenden Gesteinsverhältnisse nicht glaubhaft sein.

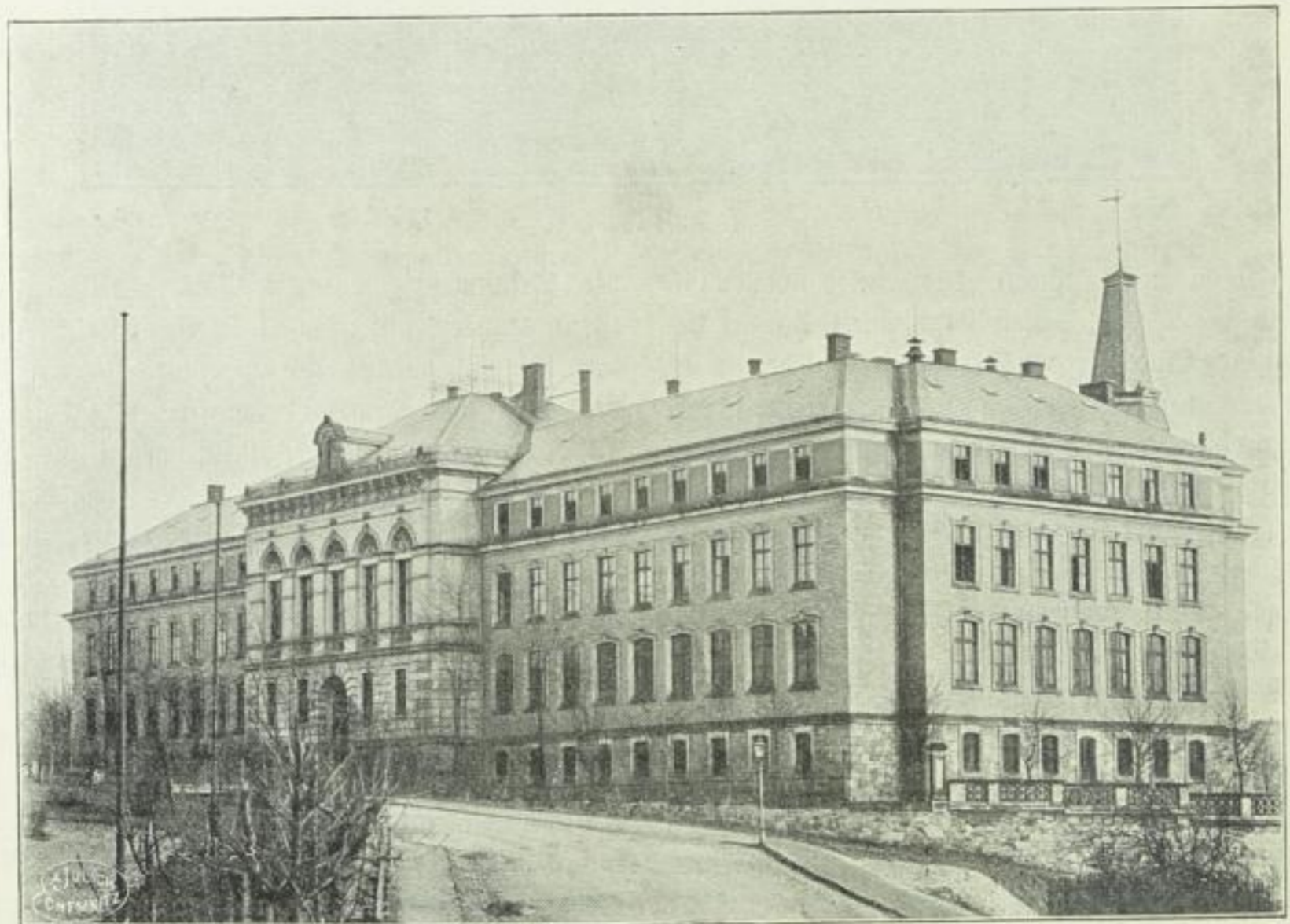
Bild II zeigt den Turm, von der Südseite gesehen, aus dem Jahre 1839. Eine spätere Zeit hat ihn mit einer Haube versehen, jedenfalls, um die schädlichen Witterungseinflüsse abzuhalten. Gewiß kann durch solche Maßnahme einem ähnlichen Schicksal, wie es der Lobdaburg bei Elsterberg beschieden zu sein scheint, vorgebeugt werden; doch wirkt der Turm ohne die Schutzdecke unterschieden malerischer. Bild IV zeigt die Burgruine in ihrer jetzigen Gestalt und zwar von der Westseite. Von der 22 m hohen Brüstung genießt man eine herrliche Aussicht.

Links vom Schloßturm, etwas zurückliegend, werden die Rittergutsgebäude sichtbar. Das Gut befindet sich in den Händen des Herrn Volkmar Dpiß, Bruder des Landtagsvicepräsidenten Geh. Hofrat Dpiß auf Treuen. Der Vater der beiden Brüder, Herr Johann Gottfried Dpiß, kaufte das Gut im Jahre 1873



II. Der Stadtturm (im Jahre 1839).

von den Edlen v. d. Planitz, in deren Familie es über 300 Jahre gewesen war. Joh. Gottfr. Dpiß schenkte auch den Platz zu dem im Jahre 1876 gegründeten Königl. Seminare, dessen Gebäude 1878 geweiht wurde. Das Seminar beherrscht mit seinen Türmen die ganze auf dem Ostufer gelegene Häusermasse und ist in Bezug auf Maßverhältnisse und Form (italienische Renaissance) das schönste Gebäude der Stadt.



III. Seminar, von Westen gesehen.

Nach einer Aufnahme von Photograph Brückner in Auerbach.

Was aber das Gesamtbild der Stadt noch ganz besonders hebt und seine Wirkung so wesentlich erhöht, das ist der, auf den Bildern nur zum Teil sichtbare, imposante Gebirgshintergrund, der in schöngeformten Linien den Horizont umsäumt: Im Nordwesten der Steinberg bei Vernesgrün, 661 m, weiter östlich der schon dem Erzgebirge angehörende Ruhberg bei Schönheide, 795 m, der Laubberg bei Schnarrtanne, 767 m, die Höhe, hinter welcher Bad Reiboldsgrün auf lauschigem, zum Muldenthal geneigtem Wiesengrunde versteckt liegt, und südlich davon die „goldene Höhe“, geschmückt mit dem Karlsturm. Wenn die



IV. Der Stadtturm.

(Nach einer Zeichnung 1902.)



V. Seminar, von Osten gesehen.

Nach einer Aufnahme des Lehrers Schönfelder, Leipzig.

Luft ganz klar ist, könnte man meinen, der Wald beginne unmittelbar hinter der Stadt; doch ist Stadt und Wald durch eine ziemlich ausgedehnte Fläche getrennt, die aber belebt wird durch erfrischende Wiesenthäler und idyllisch gelegene, als Sommerfrische besuchte Dörfchen. Von einem höher gelegenen Beobachtungspunkte, etwa vom oberen Bahnhof (Linie Klingenthal-Verlasgrün) aus gesehen, erscheint die sanft ansteigende Fläche als schmale Projektion; die Luftperspektive aber ergibt leicht die wirkliche, etwa $\frac{3}{4}$ Std. lange Ausdehnung. Die unmittelbare und weitere Umgebung Auerbachs ist reich an Naturschönheiten.

Ein kleiner Teil der alten Stadt liegt auf dem linken (West) Ufer der Gölsch. Doch sind hier in den letzten dreißig Jahren wegen der Nähe der Bahnhöfe und der weniger steil geneigten Bodenfläche eine Menge respektable Straßen und Fabrikanlagen nebst geschmackvollen Villen, sowie die im Jahre 1898 geweihte, riesige

Zentralschule mit prächtiger Aula entstanden, daß man voraussagen kann, die mächtig um sich greifende Bautätigkeit und vielleicht ab und zu auftretende Brände werden in absehbarer Zeit die letzten Häuser der alten Stadt ganz beseitigt haben.

Auerbach ist Sitz vieler Behörden und Anstalten; Amtshauptmannschaft, Amtsgericht, Superintendentur, Oberforstmeisterei, Forstrentamt, Bezirkssteuereinnahme, Seminar, Realschule mit Progymnasium u. s. w. Auch der Königl. Bezirksschulinspektor hat in Auerbach seinen Sitz.

Hauptindustriezweige sind Weißwarenstickerei und die Fabrikation englischer Gardinen, wovon wieder eine Menge anderer Beschäftigungen abhängig sind, wie Bleicherei, Wäscherei, Plätterei u. a. m. Auerbach ist daher und weil es inmitten vieler z. T. ansehnlicher, aufstrebender Ortschaften liegt, eine lebhaftere Stadt. Manche Mittelstadt hat diesen Verkehr nicht aufzuweisen. Möchte innerer und äußerer Friede nimmer von ihren Mauern weichen!

H.



Zur Heimatskunst.

Zu dem Bilde: A. Kampf „Einfegung“. (s. folgende Seite.)

„Die Kunst für alle“ ist zu einem Schlagwort der Gegenwart geworden. Sie soll kein Sonderbesitz weniger sein, auch nicht für den Sonntag aufgespart werden; sie soll vielmehr das Leben des ganzen Volkes durchdringen, es in all seinen Äußerungen beherrschen. Es regt sich in Deutschland, wie es heißt, das Verlangen nach einer künstlerischen Kultur.

So schreibt Prof. Dr. Karl Hille in dem soeben ausgegebenen Jahresbericht des Kgl. Gymnasiums zu Dresden-Neustadt, und wir fügen jenem Schlagwort die beiden anderen, ebenso oft gehörten und ebendasselbe heischenden Forderungen hinzu: „Die Kunst in die Schule!“ „Die Kunst ins Haus!“ Damit ist jenes rege Bestreben gekennzeichnet, dem gegenwärtig die berufensten Jünger und Freunde der Kunst ihr Wollen und Können widmen. Leistungsfähige Verlagsfirmen kommen, wie wir schon einmal im zweiten Hefte „Unserer Heimat“ weiter ausgeführt haben, jenem Verlangen mit liebevollem Verständnis entgegen: sie schaffen in ehrlichem Bemühen für billige Preise künstlerisch ausgeführte, gediegene Bilder, deren Motive dem Leben und der Geschichte der deutschen Heimat entnommen sind, Bilder, die geeignet sind, den öden Öldruckbildern gewöhnlicher Art den lange mit Unrecht behaupteten Platz mit sicherem Erfolg streitig zu machen. Besonders sind hier zwei große Verlags-handlungen zu nennen, B. G. Teubner und R. Vogtländer in Leipzig, die sich zu gemeinsamen Unternehmungen auf diesem Gebiete vereinigt haben, unterstützt von namhaften Künstlern, insbesondere den Mitgliedern des Karlsruher Künstlerbundes. „Farbige Steinzeichnungen

als künstlerischer Wandschmuck für Schule und Haus“ — so betitelt sich das schöne Unternehmen, von dem wir schon im zweiten Hefte „Unserer Heimat“ drei kleinere Nachbildungen zur Probe brachten, und von dem wir heute wieder eine aufgenommen haben. Natürlich können diese starkverkleinerten und schwarzen Nachbildungen nur einen schwachen Begriff von der Schönheit der großen, farbenfrohen Originale geben: es ist ja auch nur unsere Absicht, auf diese aufmerksam zu machen, in der Erwartung, daß man uns dafür dankbar sein wird. „Als Wandschmuck sind diese Bilder geeignet, das Auge zu erfreuen, das Gefühl für rechte Schönheit zu stärken und den Geschmack zu bilden.“ Dabei sind diese Bilder beispieslos billig — 3 bis 6 Mark kostet das einzelne Blatt, in einer Größe von 75:55 cm oder 100:70 cm. Auch liefern die genannten Firmen dazu nach Form und Farbe passende Rahmen. Das Bild „Einfegung“ von dem wir heute eine Nachbildung bringen, stammt von Arthur Kampf, der, am 26. September 1864 zu Aachen geboren, seine Ausbildung bei Janssen und Ed. von Gebhardt in Düsseldorf erhielt und jetzt als Professor an der Berliner Akademie wirkt.“ Die Düsseldorf-Historien-schule — so meldet Spemanns Goldnes Buch der Kunst — hat in ihm eine glänzende, vielversprechende Blüte getrieben, die Kraft seiner Charakterisierung hat manchmal etwas Altmeisterliches, die Gediegenheit seiner Zeichnung spottet jeder Schwierigkeit.“ —

Wir hoffen noch öfters in unserem Blatte auf die weiteren Erscheinungen auf diesem Gebiete des „künstlerischen Wandschmuckes“ zurückzukommen.

S.

Zur Heimatskunst: Artur Kampf: Einsegnung von Freiwilligen 1813.

Lied zur feierlichen Einsegnung des preussischen Freikorps
Gesungen in der Kirche zu Rogau in Schlesien am 28. Mai 1813.

Theodor Körner.

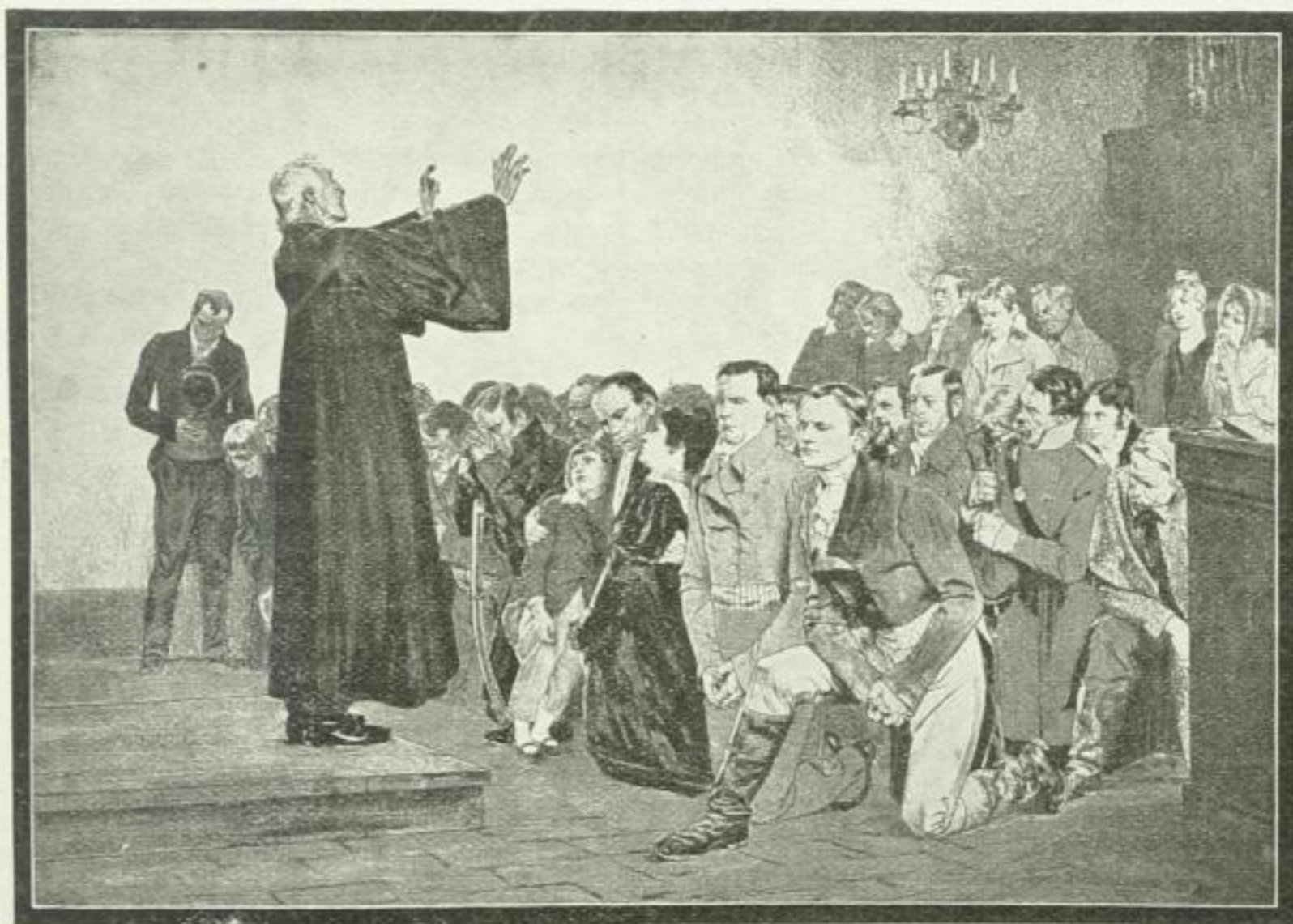
Nach der Weise: Ich will von meiner Missethat ic.

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland:
So that's der Herr durch unsre Hand,
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Übermut
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Glut
In allen Herzen flammen.
Drum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!



Artur Kampf: Einsegnung von Freiwilligen 1813.

Vermischtes.

Die ältesten Wege in Sachsen.

Über die ältesten Wege in Sachsen schreibt Pr. in der „Leipz. Zeitung“ vom 2. November 1901: Schon wiederholt haben Untersuchungen stattgefunden über die alten Wegezüge unseres Vaterlandes; Oberst v. Sühmlich-Hörnig, A. Simon, Dr. Schütz u. A. bemühten sich besonders für das Erzgebirge die Lage der alten Straßen und Übergänge über den sächsisch-böhmischen Gebirgskamm festzusetzen. Es werden in diesen Versuchen vorwiegend nur die historischen Nachrichten berücksichtigt und daher die Untersuchungen nur etwa bis zum 13. Jahrhundert zurückgeführt. Es erschien jedoch möglich, diese Untersuchungen weiter zurückzuführen und etwa auf die Zeit von 800 bis 1200 auszuweiten, wenn man die Spur der Vorzeit auf dem heutigen Antlitz des Landes verfolgt unter Beachtung der vielen noch im Gebrauche vorhandenen Lokalnamen. Für das Königreich Sachsen beziehungsweise die kursächsischen Lande im Jahre 1780 bietet hierfür eine ausgezeichnete Unterlage die Landesaufnahme des kursächsischen Ingenieur-Corps aus dieser Zeit und der auf Grund derselben hergestellte, vorzügliche sogenannte Oberreit'sche Atlas. Hr. Finanz- und Baurat Wiechel, Mitglied der kgl. Generaldirektion der sächs. Staatseisenbahnen, Verkehrsabteilung, hat in der ihm eigenen sachverständigen und eingehenden Weise für das Gebiet zwischen der Saale bei Halle, Merseburg, Weißenfels und Raumburg sowie zwischen Hof, Asch, Eger, dem Egerfluß, der Fier-Reißelinie, Senftenberg, Elsterwerda, Torgau und Eilenburg die in der Natur vorhandenen Reste alter Wegeanlagen durchforscht und die Angaben des Oberreit'schen Atlases einer genauen Prüfung unterworfen. Das Ergebnis ist zusammengestellt in einem Schriftchen: „Die ältesten Wege in Sachsen“, Dresden W. Baensch 1901, als Sonderabzug aus den Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden, in welcher der Verfasser seine Ergebnisse zum Teil am 18. April v. J. vorgetragen hatte, erschienen. Der gewählte Zeitraum (9. bis 13. Jahrh.) wird dadurch gerechtfertigt, daß etwa seit 800 v. Chr. die deutschen Stämme die in diesem Distrikt seit der Bronzezeit angesiedelten Slaven verdrängten. Es ist wohl anzunehmen, daß gegen Mitte des 13. Jahrhunderts die Rodung und Besiedelung des weiten Waldgebietes mit bezeichneten Grenzpunkten seine Vollendung gefunden und das Land die äußere Er-

scheinung erhalten hat, die es im großen und ganzen heute noch besitzt. Es werden sich daher die alten Wegezüge zum Teil allerdings nur auf untergeordneten Straßen, auf Feldwegen oder Rainen noch verfolgen lassen und die bei der Landesaufnahme vor etwa 120 Jahren ermittelten Bezeichnungen zu ihrer Bestimmung wesentlich beitragen. Auf Grund dieser Untersuchungen kann man nun die Momente zusammenstellen, welche für Anlegung der Haupt- und Nebenstraßen maßgebend waren, und die Lokalnamen sichten, wie dies durch Baurat Wiechel geschehen ist. Eine ganz hervorragende Bedeutung hat in dieser Periode der von Halle a. S. ausgehende Salztransport gehabt, und wir können in dem sächsischen Verkehrsgebiete eine Reihe alter nach Süden und Osten führender Straßenzüge verfolgen, welche für diesen Zweck erbaut wurden und lange Jahre hindurch vorwiegend dem Salztransport mit gedient haben. Der Verkehrshauptpunkt Prag hatte in dieser Periode eine solche Bedeutung, daß die dahin führenden Straßen besondere Beachtung verdienen. Sie fallen zum Teil zusammen mit den Straßenzügen über das Erzgebirge, welche erst durch den Bergbau zu besonderer Bedeutung gelangten. Außer der großen Hauptstraße von Hof über Chemnitz und Dresden nach Bautzen, welcher ziemlich genau auch eine der wichtigsten Hauptlinien des sächsischen Eisenbahnnetzes gefolgt ist, durchziehen noch Straßen von Ost nach West und von Nord nach Süd das Land schon in der 1000 Jahre zurückliegenden Periode, und die der Monographie beigelegte Karte läßt erkennen, daß die Verkehrsverhältnisse unseres Landes schon frühzeitig den Bedürfnissen recht wohl entsprochen haben werden. Daß die Beschaffenheit der Straßen aber sich bis auf unsere Tage immer mehr verbessert hat und jetzt zu einer hervorragend vorzüglichen wurde, ist ein Ruhm unseres Landes und seiner Verwaltung. In nicht geringem Maße ist dies bedingt worden durch die ausgedehnte lebhafteste Industrie in allen Teilen selbst bis zum Kamme des Erzgebirges; jedenfalls hat aber wesentlichen Anteil daran auch das Alter der Straßen, welches nach diesen neueren sachkundigen, auf prähistorischen Grundlagen ermittelten Darstellungen als ein recht ansehnliches und ehrwürdiges zu bezeichnen ist.

Die älteste Urkunde über die Familie Schnorr von Carolsfeld.

Die älteste Urkunde über die Familie Schnorr von Carolsfeld, welche am 4. April 1687 in der Person des berühmten erzgebirgischen Großindustriellen, des Hammerherrn Voit Hans Schnorr, in den erblichen Reichsadelsstand erhoben wurde, sich aber in der Regel des Partikelchens „von“ nicht bediente, befindet sich nach der Forschung des Chemnitzer Historikers Uhlmann-Uhlmannsdorff im Reichs-

archive zu München, unter den Bamberger Archivalien und datiert vom 21. August 1395 aus Voigtsberg.

Der Tenor dieses Pergaments ist nun folgender: Markgraf Wilhelm I. macht eine Sühne zwischen Burggraf Friedrich V. von Nürnberg, seinen Söhnen Johann III. und Friedrich VI., Ern Heinrich von Wisperg, den Koczowern (Koczauern), den Szedewikern (Schedewikern) und allen

ihren bei der Fehde beteiligten Mannen und Dienern einerseits und Rudolf von Meckow, Sigard von dem Bor, Swirfel Kortow, Nidel von Schidingen und Erhard Snurren, die niedergeworfen und gefangen waren, und ihren Freunden andererseits. Letztere leisteten den ersteren für sich und ihre Genossen, insbesondere für Ern Otto von Jsburg, Heinrich von Hayn, Eberhard Langenberg und Hans Behals Urfehde und geloben, daß der von ihnen, den man des Bruchs der Sühne beschuldigen würde, binnen 14 Tagen vor dem Amtmann zu Hof, oder vor dem Amtmann der Markgrafen, zu Delsnitz, sich mit seinem Eide rechtfertigen solle. „Geggin czu Boyczberg, Driezejn hundirt jar darnach in dem fünff und nunczigstjn jare am nebestjn Sunabende nach unstr libin frowwin tage wurczwihe.“

Hieraus geht aber zur Genüge hervor, daß schon damals, also 1395, die Familie ritterbürtig war. Zur Zeit der Re-

formation studierten mehrere Glieder des Geschlechts, sie widmeten sich mit wenigen Ausnahmen bis zu Veit Hans mit Vorliebe dem Richterstande. Der Name Snurre darf nicht irritieren, war doch zu jener Zeit das „Sch“ nicht so geläufig, wie die gleichaltrigen Urkunden z. B. über die Slymen (Schlieben), Slynitz (Schleinitz), Scuzii (Schütze) u. s. w. beweisen. Noch bis zu Beginn des 30jährigen Krieges war die Schreibweise mehrfach „Schnurr“, wie z. B. ein Eintrag vom 28. Februar 1617 im Wildenfels-Härtendorfer Kirchenbuche beweist, wo beim Sohne der Gräflin Solms'schen Rätin und Amtsrätin Beutnizer u. a. Gevatter stand „der Ehrenveste und wohlweise Herr Johan Schnur Senior, Borwalter der Graffschaft Wiefsenburgk“. — Wir beabsichtigen, in „Unserer Heimat“ die Geschichte sowohl dieser wie der andern adligen Familien unserer engeren Heimat ausführlicher zu bringen.



Kleine Chronik.

Auerbach. Der 22. Februar war für die Geschichte von Auerbach ein bedeutungsvoller Tag. Es vollendeten sich an diesem Tage 500 Jahre, seit die ersten Schritte zur Angliederung und Verbindung an das Herrscherhaus Wettin geschehen sind. Die Wettiner waren im 14. Jahrhundert bemüht in planmäßiger Weise die Reichsunmittelbarkeit der Bögte von Weida bez. Plauen und Gera, welche auch die Herren von Auerbach waren, zu beschränken und durch Erwerbung einer Reihe von Besitzungen innerhalb des Vogtlandes die allmähliche Einverleibung des zu teilenden Landes vorzubereiten. Die Markgrafen von Meißen wurden in ihren Bemühungen auf das Reichste belohnt. Ein großer Teil des Vogtlandes ward ihr Eigentum. Am 22. Februar 1402 gelangte Markgraf Wilhelm ganz in den Besitz von Auerbach, indem Vogt Heinrich VI. von Plauen für 5000 rheinische Gulden Auerbach Schloß und Stadt mit Pausa, Gefell und Röhrenbach (Dorf bei Lengenfeld) auf Wiederverkauf ihm verkaufte. Die Verkaufsurkunde (Pergament) befindet sich im Großherzoglichen Gesamt-Archiv zu Weimar, dieselbe ist nebst dem angehängten Siegel sehr wohl erhalten. Der Stadtrat von Auerbach hat von dem denkwürdigen Schriftstück eine wohlgelungene photographische Nachbildung anfertigen und im Ratszimmer gut sichtbar anbringen lassen. Der Gedentag wurde durch Zapfenstreich, Schulfeiern, Kirchenparade u. s. w. festlich begangen.

Wildenfels. Der 26. Februar ist einer der denkwürdigsten Tage in der Geschichte der Stadt und Herrschaft Wildenfels, denn am 26. Februar 1602 starb zu Prag ohne männliche Erben der letzte Besitzer dieser Herrschaft aus dem Stamme „von Wildenfels“, der Reichsfreiherr Anarg Friedrich von Wildenfels. Die Dynasten von Wildenfels hatten die gleichnamige, einst reichsunmittelbare Herrschaft ein halbes Jahrtausend besessen. Nun ging die Herrschaft in den Besitz der Reichsgrafen zu Solms über. Diese stammen von den Uragrafen des Lahngaus und der Wetterau und sind mit dem Grafen von Nassau einerlei Stammes und haben demnach mit dem großherzoglichen Hause Luxemburg und dem

holländischen Königshause gleichen Ursprung. Im Jahre 1706 traten die Grafen zu Solms die Landeshoheit über die bis dahin noch reichsunmittelbare Herrschaft Wildenfels an den sächsischen Kurfürsten August den Starken ab, behielten sich jedoch für sich und ihre Nachkommen noch gewisse Hoheitsrechte vor. Durch die Wiener Bundesakte wurde dem reichsgräflichen Hause Solms-Wildenfels als einer vormals deutschen regierenden Familie gleich den zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mediatisierten deutschen Fürstenhäusern das Recht der Ebenbürtigkeit mit allen noch jetzt regierenden deutschen Fürstenfamilien gewährleistet. Derzeitiger Besitzer der Herrschaft Wildenfels ist Friedrich Magnus Graf zu Solms-Wildenfels, erbliches Mitglied der Ersten Ständekammer des Königreichs Sachsen.

In **Leisnig** findet vom 1.—9. Juni ein Heimatsfest statt, dessen Glanzstücke die Festtafel, der Festzug und die Höhenbeleuchtung am 8. Juni bilden werden. —

Burgstädt. An Stelle des nach Baugen gewählten Bürgermeisters Dr. Zahn wurde der Ratsassessor Dr. Joh. Friedr. Roth gewählt.

Chemnitz. Mit der Deutschen Lehrerversammlung, die hier zu Pfingsten stattfindet, wird auch eine Lehrmittelausstellung verbunden sein, von deren vier Abteilungen eine der Kunst in der Schule gewidmet sein soll. — Der jüngst verstorbene Kommerzienrat Eugen Esche hat letztwillig 300 000 Mark zur Errichtung einer Stiftung angewiesen; der Betrag soll zur Erbauung und Erhaltung von Häusern verwendet werden, in denen würdige und bedürftige alte Leute unentgeltlich Wohnungen erhalten sollen. —

Freiberg. Hier starb am 12. März der hochverdiente Professor an der Bergakademie Berggrat Dr. Arnulf Schertel, eine Autorität auf dem Gebiete der Hüttenrauchschädenverhütung. Geboren am 24. Februar 1841 in München, wurde er 1893 als Vorstand des kgl. Hüttenlaboratoriums in Freiberg angestellt; Michaelis 1896 übernahm er die Professur für Hüttenkunde und erhielt 1899 den Titel Berggrat. —

In **Meerane** starb Anfang März der weit über die

Grenzen unseres Vaterlandes bekannte Entomologe Lehrbaum, dessen Sammlungen einen hohen Wert besitzen. Lehrbaum hat sich namentlich als Schmetterlingsforscher sehr um die Wissenschaft verdient gemacht, indem er von vielen Arten die noch unbekanntes Raupen entdeckte. —

Plauen i. B. Die Grundsteinlegung zur Bismarcksäule auf dem Kemmler soll am 1. April stattfinden. — Am 3. März fand die Wiederverpflichtung des auf Lebenszeit gewählten Herrn Oberbürgermeister Dr. Otto Schröder durch Herrn Kreishauptmann Dr. Forster-Schubauer statt. —

Plauen b. Dresden. Am 9. März wurde die von dem Architekten Biehweiger und Loffow erbaute neue Kirche eingeweiht.

Dresden. Der umfassende Umbau der 1287 urkundlich zum ersten Male erwähnten, seitdem bereits wiederholt umgebauten steinernen Elbbrücke, der Augustusbrücke, soll noch in diesem Jahre beginnen. Für diesen Umbau stehen weit über 3 Millionen Mark zur Verfügung. — Die am 1. Juli erfolgende Einverleibung von 11 Vororten vermehrt die Einwohnerzahl der Stadt um rund 69 200 Köpfe, sodaß Dresden an diesem Tage gegen 470 000 Einwohner zählen wird. —

Zwickau. Am 15. März fand die feierliche Grundsteinlegung zum Neubau der Ingenieurschule statt. Der Bau wird nach den Plänen des Architekten Dressel vom Baumeister Junghanns ausgeführt. Er erhält eine Renaissancefacade, die von einer monumentalen Kuppel gekrönt wird. —

Obernhan. Nach einer hier eingegangenen Verordnung des königl. Ministeriums des Innern ist für die Stadt Obernhan das Wappen — in blauem geteilten Schilde oben drei silberne (weiße) Tannen, unten Wellenschnitt, neun Mal geteilt von Silber (weiß und blau) — festgestellt worden, wonach die Stadt Silber (weiß) oben und Blau unten als Fahnenstreifen zu führen hat.

Johanngeorgenstadt. Unsere Stadt hat den Vorzug, die Ölgemälde sämtlicher erlauchter Fürsten aus dem Herrscherhause Wettin seit der Stadtgründung in ununterbrochener Reihe mit einer einzigen Ausnahme im hiesigen Rathhause aufweisen zu können. Die Bilder sind sämtlich von den Herrschern der Stadt verliehen worden. Se. Maj. der König hat nun nach einer hier eingegangenen Verordnung

sich auf Vortrag des vom Stadtrat eingereichten Immediatgesuches bewogen gefunden, der Stadt zur Vervollständigung der Reihe der Bildnisse der Landesfürsten ein weiland S. M. König Anton darstellendes Ölgemälde zu verleihen. In unserer Stadt herrscht berechtigte Freude über diese erneute königliche Guld.

Aus dem Erzgebirge. Der jetzt noch herrschende Lehrermangel wird jedenfalls in einer nicht langen Reihe von Jahren beseitigt sein, da die Zahl der Zöglinge der Seminare des Landes in vier Jahren um 522 gestiegen ist. Die Zunahme der Schulkinder um jährlich 16 000—18 000 will aber die Regierung veranlassen, auch dann, wenn im Jahre 1903 das neue Stollberger Seminar mit allen Klassen versehen sein wird, die Errichtung noch eines weiteren Seminars im Auge zu behalten. Parallelklassen bestehen zur Zeit 24. Zu Ostern werden neu errichtet je eine Parallelsexta in Baunzen und Plauen bei Dresden, an Stelle der wegfällenden Parallelsptimen, zwei Parallelsertzen in Grimma, eine davon als Ersatz für eine in Wegfall kommende Parallelsprima und eine Parallelsquarta für Realschulabiturienten in Rochlitz, als Ersatz für die wegfällende Parallelsprima. Beim neuen Seminar in Annaberg soll ebenfalls eine Parallelsquarta für Realschulabiturienten begründet werden.

Die Musikinstrumenten-Fabrikation, die sich im oberen Vogtlande ganz außerordentlich erfreulich entwickelt hat, und die im verflossenen Jahre Blas-, Streich-, Reiß- und sonstige Instrumente zum Werte von 11¼ Mill. Mark ins Ausland senden konnte, hat auch im nahen Böhmen, namentlich in der Gegend von Grasslitz, guten Boden gefunden. Es werden besonders Ziehharmonikas, Zithern, Geigen u. s. w. in großen Mengen hergestellt. Dort besteht eine Instrumentenmacher-Genossenschaft, die sich die Förderung des Instrumentenbaues durch die Kleinmeister vorgenommen hat. Behufs Beschaffung guter Modelle erhält sie von der österreichischen Regierung eine ansehnliche Beihilfe. Um nun die Ausbildung von Lehrlingen für den Instrumentenbau besser durchführen zu können, ist auch in Grasslitz eine Musikfachschule errichtet worden. Die gleichen Fachschulen in Markneukirchen und Klingenthal, die noch früher gegründet wurden, haben den Grasslitzer Instrumentenbauern als Muster gedient. (Leipz. Tagebl.)

Inhalts-Verzeichnis: 1. J. D. Walther: Der Alexanderstein. Gedicht. Mit 1 Bild. 2. B. Weichelt: Aus Graupen. Mit 1 Bild. 3. Was alles in Wald wächst. 4. Anton Dhorn: Aus tiefer Not . . . Eine alte Chemnitzer Geschichte. 5. —r—: Bilder aus Plauen i. B. I. Das Rathaus. Mit 1 Bild. II. Das Schloß. Mit 1 Bild. 6. Dr. Ludwig Grimm: Eine Totgesagte. Mit 5 Bildern. 7. Friedrich Herm. Löfcher: Erzgebirgische Fastnacht. Mit 1 Bild. 8. Harig: Augustsburg. Mit 3 Bildern. 9. H.: Auerbach im Vogtlande. Mit 5 Bildern. 10. S.: Zur Heimatskunst. Mit 1 Bild. 11. Vermischtes. 12. Kleine Chronik.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien, empfiehlt sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden Bildern u. s. w.; — erteilt auch **Einzel- und Privat-Unterricht.**

Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.



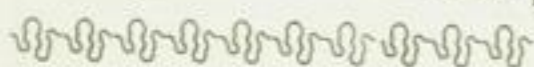
Augustusburg im Erzgeb.,

Bahnstation Erdmannsdorf, in ca. 1 Stunde von Chemnitz erreichbar, 500 m über der Ostsee, wird als Höhenluftkurort ausserordentlich geschätzt. Vom Schlosse Augustusburg bekrönt, unmittelbar von Nadel- und Laubwäldern begrenzt, reizende, geschützte Wald- und Promenadenwege und billige Wohnungen mitten im Walde.

Frequenz ca. 1400 Sommergäste, Tausende von Touristen. Auskünfte durch den Stadtrat.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

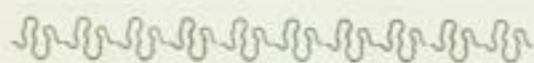
für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

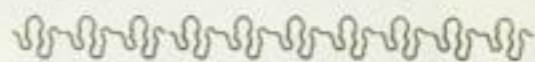
Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.



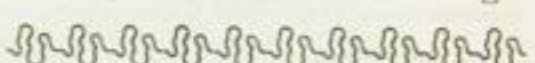
Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer

Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette- Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits.
echte Eau de Cologne.
Badeschwämme.
Alle Artikel
für
Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. **1. Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden;** Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller) Elektrische Ölöh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. **2. Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten;** Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.

== Prospekte auf Verlangen. ==

☛ Zwickauer Einjährigen - Institut ☛

Direktor: Dr. phil. Schröder in Zwickau, Sa., Richardstrasse 41 I.

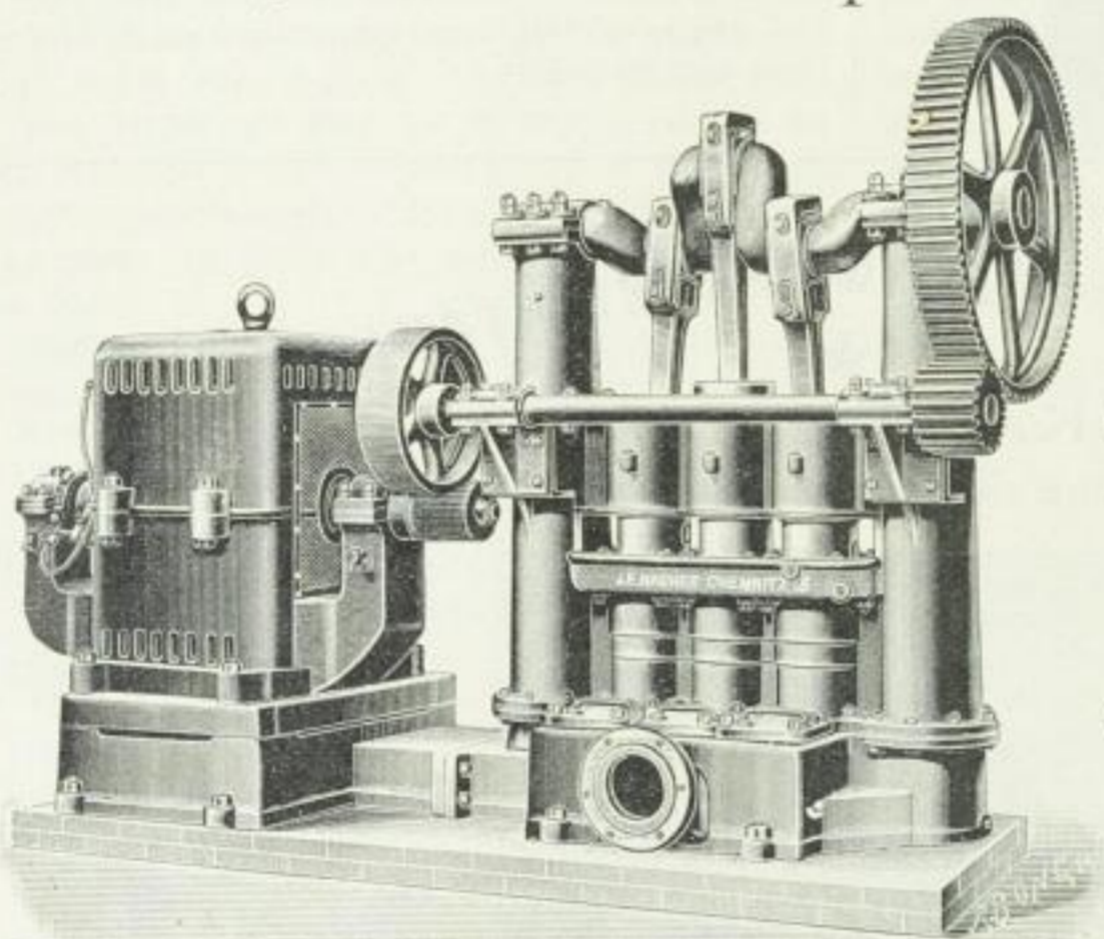
Schnelle und sichere Vorbereitung zum Einjähr.-Freiw.-Examen. Aufnahme auch von jungen Leuten ohne Vorkenntnisse in Fremdsprachen u. Mathematik in Tages- wie Abendkursen. Individ. Behandlung. Vorzügliche Pension. Eintritt jederzeit. Prosp. frei. Prüfungskommission am Orte. Privat- u. Arbeitsstunden in neueren Sprachen für Schüler sämtlicher Schulen. Ferner für den kaufm. Beruf. (Buchhalter, Korrespond., Expedient, Maschinenschreiber, Geschäftsstenograph etc.) Schnelle u. gründl. Ausbildung.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

~ Geschäftsgründung 1864. ~

Beckerstrasse 31.

Specialität: Pumpen-Anlagen



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampfbetrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung,
Markt 13.

Moritz Franz,

Spezialgeschäft für Gas- und Wasseranlagen.

Fabrik für Closet- und Badeeinrichtungen.

Zwickau i. S., innere Schneebergerstr. 31.

Grosses Lager in Kronleuchtern in allen Stylarten.

— Grosse Auswahl überraschender Festgeschenke. —



Braut-Leuten
empfehlen unser Spezialgeschäft für gut bürgerliche
Wohnungs-Einrichtungen
Kühn & Sonntag, Zwickau i. S.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.
Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 7.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

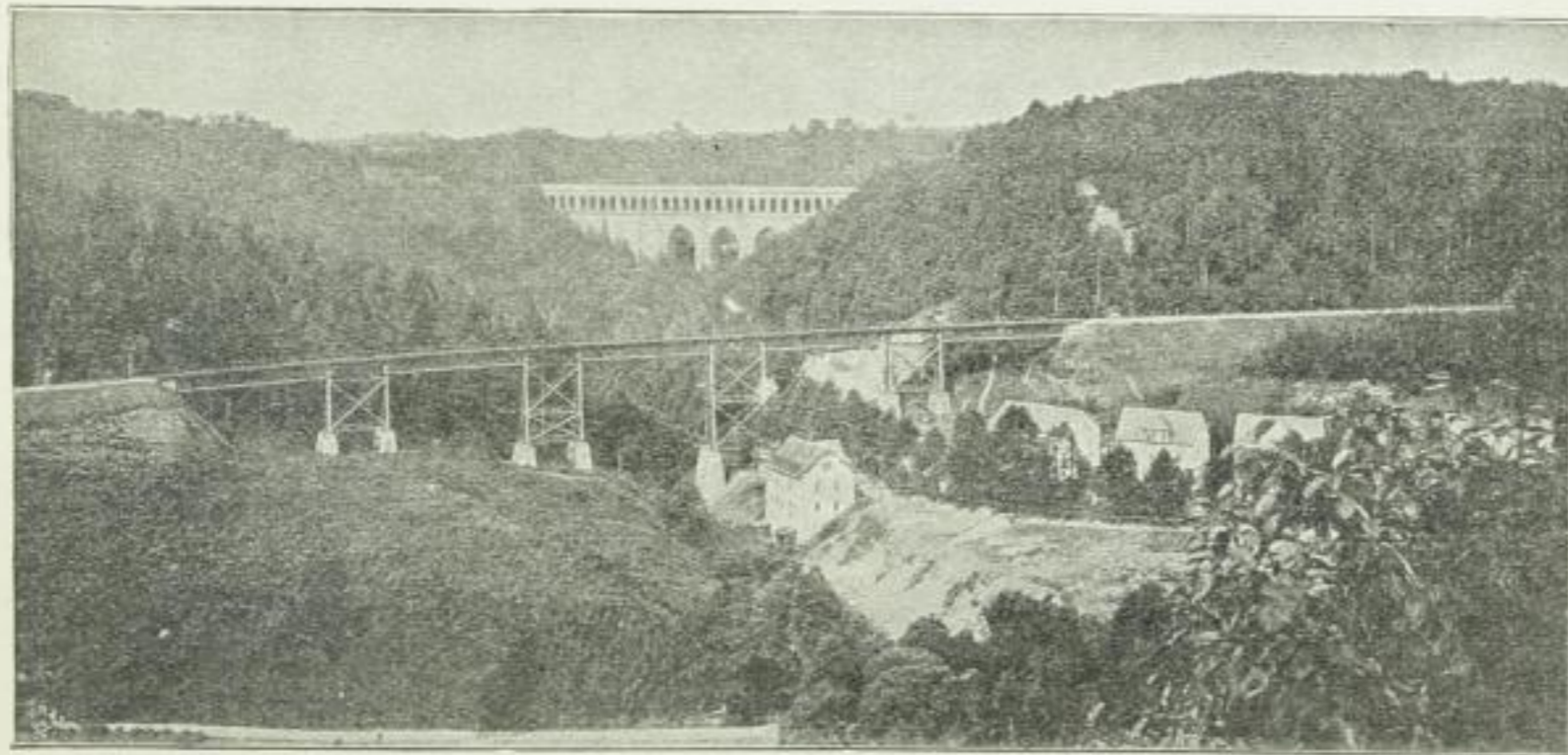
April 1902.

Ein Tag in Waldheim.

Es war ein heiterer Aprilmorgen — die Sonne stieg in strahlender Schönheit empor, den Wanderfrohnen hinauszulocken in die erwachende Natur, die

hier und da schon manchen lieben Frühlingsboten ausgesandt hatte.

Frisch gestärkt verließ ich das Hotel („Goldener



Blick von der „Goldenen Höhe“ auf den Heiligenborner Viadukt.

Löwe“,) um unter der liebenswürdigen Führung des rührigen Vorsitzenden des Verschönerungsvereines, Herrn Richard Bergmann, die herrlich gelegene Stadt Waldheim und ihre nächste Umgebung kennen zu lernen. Wir schritten aus der Stadt hinaus und suchten einige Höhen auf, von denen man überraschend schöne Ausblicke auf die Stadt selbst wie auf das Zschopautal und die Umgegend genießt. Die Albertshöhe war unser erstes Ziel; bequeme, wohlgepflegte Wege führen hinauf; an verschiedenen, aussichtsreichen Punkten sind Bänke aufgestellt. Hier und da waren noch Arbeiter beschäftigt, die Schäden, die der Winter verursacht hatte, wieder auszubessern.

Wir hatten die Albertshöhe bald erstiegen, und durch einen herrlichen Ausblick ward unsere kleine Mühe reichlich belohnt. Im weiten Halbkreis zieht sich um das liebliche Thalgelände eine ansehnliche Reihe von malerischen Hügeln und Bergen, an denen die letzten Häuser der Stadt empor klimmen. Die westlichen Höhen sind reicher mit Wäldern geschmückt, während die östlichen sich die Pflugchar in ausgedehnterer Weise dienstbar gemacht hat. Zur Rechten erhebt sich der mit einem mächtigen eisernen Kreuze gekrönte Kreuzberg mit seiner jäh in den Fluß abfallenden Felswand — im Volksmunde die Schinderflust genannt —; zur Linken die Hufe, die durch das



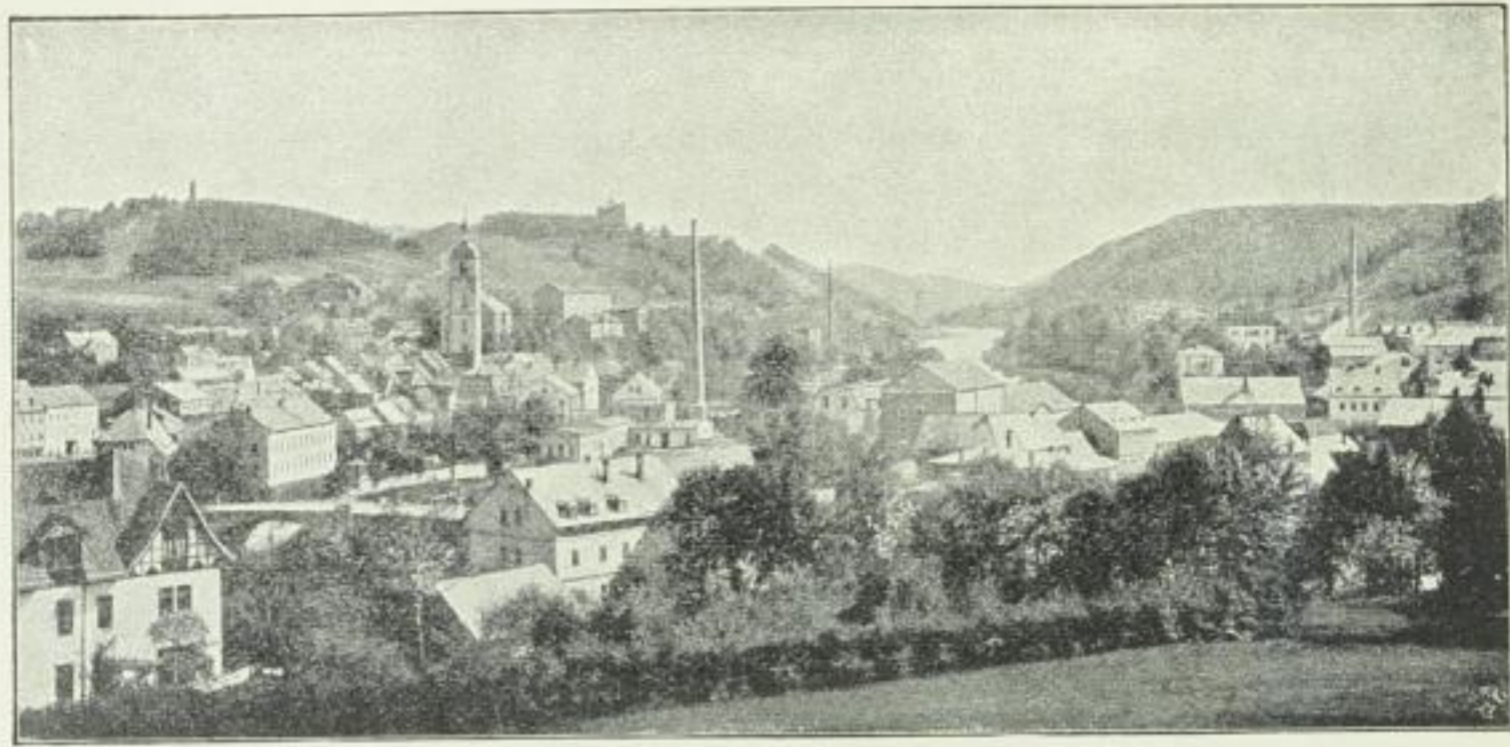
BLICK AUF WALDHEIM VON DER CAROLAHÖHE.

anmutige Gebersbachtal von dem Massaneier Berg getrennt wird. Weiterhin erblicken wir den Breitenberg, die Goldene Höhe, den Wachberg mit seinem Turme und die Höhen auf dem westlichen Ufer. Zu unseren Füßen breitet sich die Stadt auf beiden Ufern der Zschopau aus. Eine breite, schöne, belebte Brücke vermittelt den Verkehr zwischen dem alten Stadtteile auf dem rechten und dem neuen auf dem linken Ufer des Flusses.

Ungefähr in der Mitte erhebt sich, über die meist niedrigen Häuser der alten Stadt emporragend und seine Umgebung beherrschend, das neue, in modernem

Stile erbaute, helle, farbenfrohe Rathhaus mit seinen Erkern, feinen ausladenden Ecken und seinem originellen, hohen Turme. Fast unmittelbar am Fuße der Albertshöhe — ein wenig nach links — steht das alte, mächtige Schloß mit seinen vielen Nebengebäuden, großen Höfen und Gartenanlagen, die heutige Kgl. Landesanstalt. Seit 1716 wurde das Schloß seiner Bestimmung als „Zucht-, Armen- und Waisenhaus“, der es im wesentlichen jetzt noch dient, übergeben. Verschiedene Neu- und Anbauten haben sich im Laufe der Zeit nötig gemacht. Eine der ersten Gefangenen war „Prinz Lieschen“, jene





Waldheim vom Breitenberg aus gesehen.

Sophie Apitzsch aus Lunzenau, die längere Zeit in männlicher Kleidung im Lande umherzog und sich als eine vornehme Person ausgab. Viele Leute hielten sie sogar für den Kronprinzen, der im Lande incognito umherreiste und den Zustand seines Landes und den Geist seiner Unterthanen kennen lernen wollte. — Links von der Landesanstalt ragt ein hohes, kastenförmiges Gebäude empor, das alte Kornhaus, das heute als „Kleiderschrank“ für die Gefangenen dient.

Wir verlassen die Albertshöhe und steigen auf bequem angelegten Wegen hinab, um zunächst auf die „Goldene Höhe“ zu gelangen. Am Fuße

dieses steil aufsteigenden Felsens steht an der Straße nach Kriebethal ein historisch denkwürdiger, mächtiger Steinblock. Von hier aus leitete Napoleon I. den Übergang seiner auf dem Marsche von Großgörschen nach Dresden und Bautzen befindlichen Armee. An dem Steine liest man folgende Worte:

„Hier stand Napoleon I. am 6. Mai 1813.

Der Stein war Zeuge einer Zeit,

Die uns gebracht in großes Wehe.

Wohl uns! Er ward der Zeuge auch

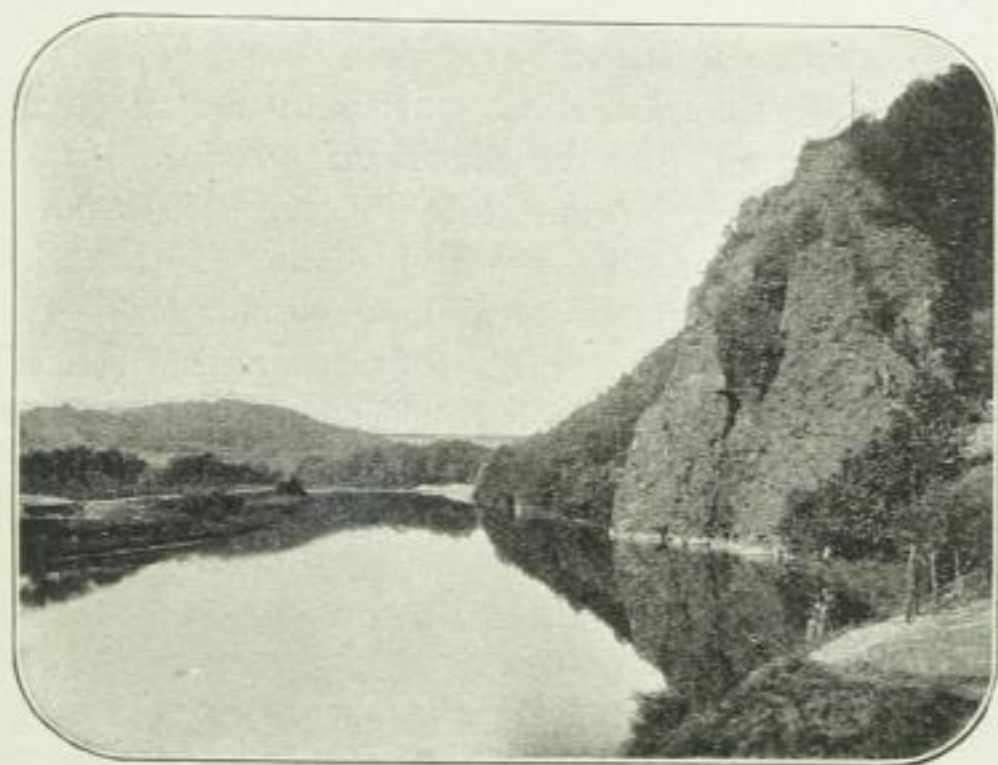
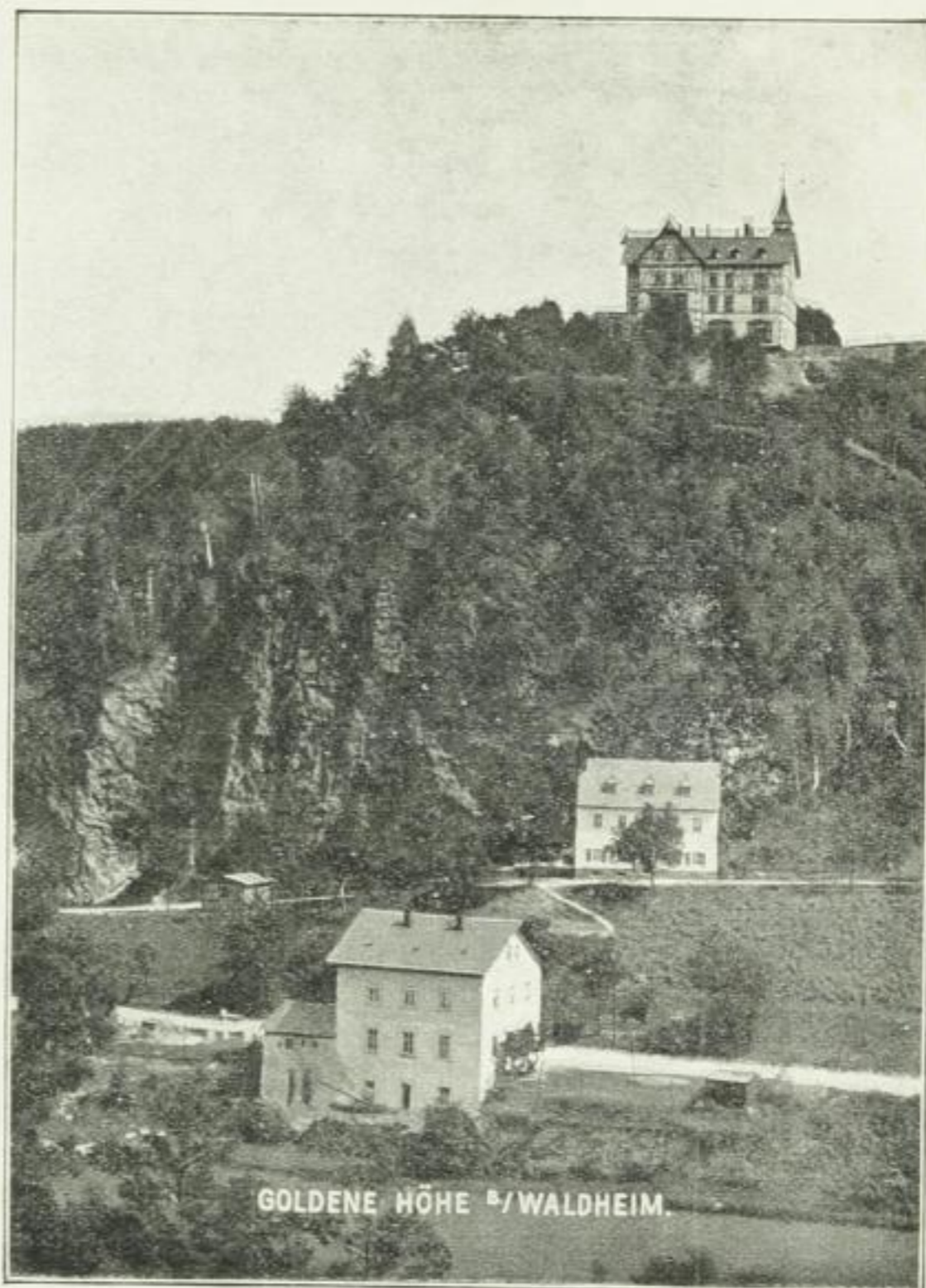
Von Deutschlands wahrer goldnen Höhe.“

Von da aus erreichen wir ohne Mühe den herrlichen Wachberg. „Wer heute die schönen Anlagen, die



Waldheim vom Eichberg aus gesehen.

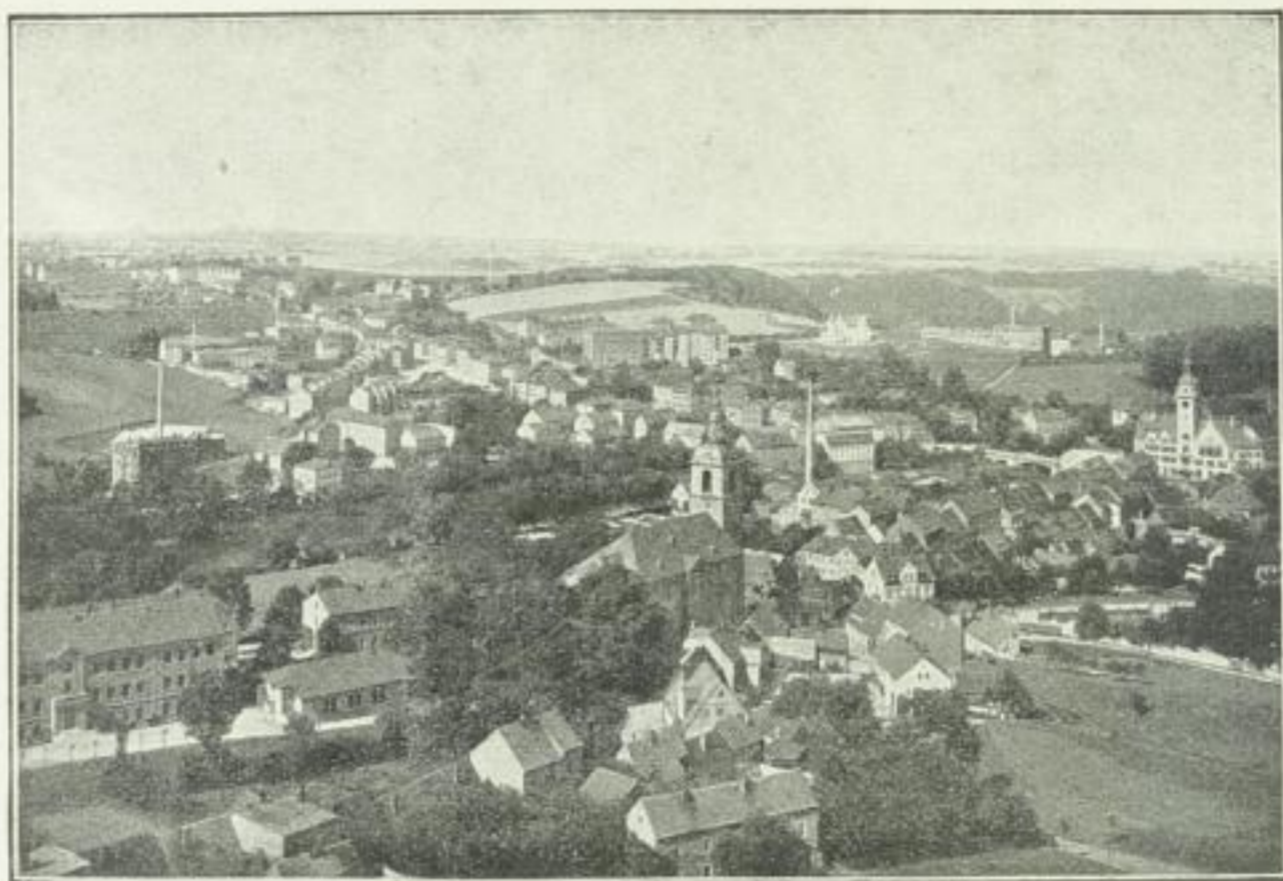
schon ziemlich hohen Bäume und Sträucher betrachtet, ahnt wohl kaum, welche unsägliche Mühe und bedeutenden Kosten der Verschönerungsverein aufzuwenden hatte, um diesen Berg zu verschönern. Denn der Boden ist unfruchtbar, und es mußte zum Teil erst der Felsen entfernt und gute Erde herbeigeschafft werden, bevor die Grundbedingung zum Wachstum gegeben war. Der Berg besteht durchweg aus Serpentin, welcher besonders auf der der Stadt zugekehrten Seite zu Tage tritt.“ Es dürfte daher hier wohl am Platze sein, wenn wir des Begründers des Verschönerungsvereins, des sel. Herrn Heinrich Bergmann, dankbar gedenken. Die rastlosen Bemühungen des Vereines, der im Jahre 1870 begründet wurde und nach 30 Jahren (im Jahre 1900) 466 Mitglieder zählte, haben segensreiche Erfolge erzielt. Seit seiner Begründung hat der Verein über 20000 Mark für neue Anlagen, für deren Pflege und Erhaltung aufgewendet und verfügt noch über ein Barkapital von ca. 1600 Mark — und das Alles bei einer Monatssteuer von 10 Pfg. für das Mitglied! Dank und Ehre solchen opferwilligen Männern, dem Begründer wie seinem



Kreuzberg bei Waldheim.

Bruder und Nachfolger, dem jetzigen Vorsitzenden, Herrn Richard Bergmann!

Der Wachberg bietet fast noch eine schönere, mannigfaltigere Aussicht, als die Albertshöhe; er ist „einer der schönsten Punkte in der Umgebung der Stadt, auch der das Thal am besten beherrschende.“ Auf der Höhe ist vom Verschönerungsverein ein Turm, größtenteils aus Serpentinsteinsblöcken, errichtet worden zur Erinnerung an den glorreichen deutschfranzösischen Krieg: er ist eins der ersten Siegesdenkmale in Deutschland, denn bereits am 2. September 1871 wurde er eingeweiht, später wurde noch das Medaillon Kaiser Wilhelm I. — nach dessen Tode — eingefügt.



Waldheim vom Wachberge aus gesehen.

Nach allen Seiten hin — herrliche Fernblicke! Vor uns wieder die Stadt, im Hintergrunde, jenseits der Zschopau, der vielbesuchte Eichberg, gegenüber die Carolahöhe, die Schillerhöhe und — ein überaus malerischer Anblick — der Heiligenborner Viadukt. „Hier beginnt — so sagt der „Führer“ — die unter der Bezeichnung „Bankrottmeile“ bekannte, an Kunst- und Felsarbeiten überaus reiche Bahnstrecke, welche der vormaligen Chemnitz-Niesauer Eisenbahn-Gesellschaft fertig zu stellen nicht möglich war, sodaß die Vollendung aus Staatsmitteln erfolgen mußte.“ —

Nach Süden öffnet sich eine äußerst liebliche Fernsicht — ein reizendes Thal, in welchem die Dörfer Kausenthal und Kriebethal sich ausbreiten. Im Hintergrunde zeigt sich Schloß Kriebstein. Das ihm gegenüberliegende moderne Schloß Ehrenberg überragt nur mit seiner höchsten Turmspitze den es dichtumringenden Wald.

Leider hatte sich inzwischen der Himmel geöffnet, und ein ziemlich ergiebiger, mit Schnee vermischter Regen strömte herab, der einen weiteren

Ausblick verhinderte. Bei klarem Himmel sieht man die Kirchtürme von Hartha und Mittweida, ja selbst den Rochlitzer Berg und den Colmberg bei Oschatz und die Höhen des oberen Erzgebirges. So leid es mir auch that, wir mußten auf die Ausdehnung unseres genußreichen Spazierganges verzichten und in die schützenden Häuser der Stadt zurückkehren.

Wir haben bei unserer Schilderung absichtlich vermieden, mehr historische Bemerkungen zu machen, da uns der Waldheimer Chronist versprochen hat, für „Unsere Heimat“ eine Anzahl ausführlicherer Artikel über Waldheim, seine Geschichte und Industrie zu liefern.

Alles in allem genommen: der Waldheimer kann auf seine an Naturreizen so reiche Vaterstadt stolz sein, die mit Recht eine der schönsten Perlen des Zschopauthales genannt wird. Aber auch die Fremden finden hier einen überaus angenehmen Aufenthalt. Darum, froh der vielen, herrlichen Eindrücke, rufen wir freudig: Auf baldiges Wiedersehen!

Dr. S. Spindler.



Aus tiefer Not....

Eine alte Chemnitzer Geschichte. Von Anton Thorn (Chemnitz).

II.

Am anderen Morgen schritt Meister Jakob durch die Gassen nach dem Rathause, um den Bürgermeister Kaspar Horn aufzusuchen. Es sah unheimlich genug aus in der Stadt. Überall lagerte trotz des Wintertages Kriegsvolk im Freien um brennende Feuer, zu den Fenstern der Häuser sahen vernarbte und gebräunte Gesichter heraus, und um das Rathaus standen in dichtem Knäuel Offiziere und dazwischen ängstliche Bürgerleute. Der Meister that es seinem Kinde zulieb, aber er hoffte nichts von seinem Gange, und je näher er am Gewandhaus vorüber dem Rathause kam, desto unbehaglicher wurde ihm zu Mute.

Er stieg die Treppen hinauf, aber im Vor-gemache des Bürgermeisters mußte er warten. Der Gestrenge war nicht allein, und in seinem Zimmer wurden heftige Worte gewechselt, welche Meister Triebel nicht verstehen konnte. Er unterschied nur die hohe Stimme Kaspar Horn's und eine tiefe, rauhe und polternde Stimme. Das wahrte eine geraume Weile, während welcher der Wartende auf den Markt hinauschaute und auf das lebhafteste Soldatengewühl da unten, an das man hier freilich schon einigermaßen gewöhnt war.

Jetzt wurde die Thür heftig aufgerissen, und aus dem Gemache des Bürgermeisters trat ein Offizier, breitschultrig, gebräunt, mit einer dunklen Narbe auf der ganzen rechten Wange, mit finsternen, lebhaften Augen, angethan mit einem dunkelblauen Wams, über dem das gelbe Lederbandelier seines Schwertes lag. Er stülpte den federgeschmückten Hut auf sein wirres, graues Haar, fuhr mit der Linken durch seinen struppigen Bart und sah sich einen Augenblick um. Jetzt bemerkte er Meister Jakob, blickte ihn forschend an und trat ihm näher.

„Das sollte doch wohl auch ein alter Bekannter sein!“ sprach er höhnisch mit rauher Stimme — „he, der Jakob Triebel, sieh doch! — Kennst mich wohl nicht mehr? — Hab' mich auch dem gestrengen Herrn Kaspar Horn erst in die Erinnerung bringen müssen, aber denke, zum andern Mal soll er mich nicht so leicht vergessen, wie Ihr allzusammen nicht. Will mich meiner lieben Vaterstadt, die mich vor

dreißig Jahren hinausgeworfen, ins Gedächtnis schreiben. . .“

„Heiliger Gott, der Schönickel!“ stöhnte der Meister.

„Ja der Schönickel! Bin freilich schöner geworden, seit wir uns zuletzt gesehen und du mir die Braut weggeschnappt hast. Hab' auch das nicht vergessen, Jakob, und werde nicht verfehlen, Dein Schweib, meine einstige Liebste, zu besuchen. Hat sie noch immer die hübschen, treulosen Augen? Vielleicht sieht sie den kaiserlichen Oberst Schönickel besser an, als einst den wilden Leineweberjungen. . .“

„Mein Weib schläft seit zehn Jahren auf dem Gottesacker, und treulos war sie nicht!“ sagte ruhig der Meister, und der Andere schaute ihn einige Sekunden fast verblüfft darüber an; dann lachte er roh:

„Dann will ich Dir meinen Besuch machen, denn schuldig bin ich Dir's, Ihr habt allzumal an mir gehandelt wie Schufte, und ich möcht' die alte Rechnung ausgleichen. Es wird hübsch werden, Jakob Triebel, darauf verlaß Dich!“

Die großen Reitersporen an den schweren Stulpstiefeln klirrten, wie der Oberst jetzt grinsend weiter ging; der Meister sah starr wie ein Steinbild hinter ihm drein. Dann raffte er sich auf und betrat, von einem Stadtknecht angekündigt, die Stube des Bürgermeisters.

Kaspar Horn war ein hagerer, grauhaariger Mann, jetzt zusammengebückt wie ein Greis. Seine sonst hellen Augen schauten trübe, und die Hände hatte er in einander gefaltet. Er kam dem eintretenden Jugendgenossen einen Schritt entgegen.

„Hast Du ihn gesehn, Jakob, den Fürchterlichen?“

„Ja, Euer Gestrengen!“ sagte der Gefragte.

„Ach, laß jetzt Titel und Redensarten! Mir ist unsere Jugend lebendiger geworden, als seit langem. Nun will er's uns heimzahlen, weil wir ihn als Jungen in meines Vaters Hof durchgebläut haben, und weil mein Vater ihn zuletzt wegen eines Galgenstreichs aus der Stadt peitschen ließ. . .“

„Und weil ich ihm seine Liebste abgewann und als Weib heimführte!“ fügte der Meister bei.

„Und er hat jetzt die Gewalt, und ist des Generals Contrares, der heut' noch einziehen soll,

rechte Hand. Was haben wir schon gelitten in diesem unheilvollen Krieg, und noch kein Ende! Aber das ist der größte Gräuel, wenn sich die Hand Eines erhebt gegen seine eigene Vaterstadt! — O Gott erbarme Dich! — Aber was willst Du, Jakob, ich habe wenig Zeit, muß einige Minuten in meinem Hause nach dem Rechten sehen und wieder allfort ins Rathhaus!“

„Trau' mich gar nicht davon zu reden! — Meine Trude hat sich versprochen mit Hans Dohnsorg, meinem Gesellen, einem braven Burschen . . .“

„Ja, ja, kenn' ich — ist jetzt schlimme Zeit zum Freien; meine Agathe ist ja auch verlobt, aber wann ist an Hochzeit zu denken? — Der Dohnsorg will wohl Meister werden?“

„Sitzt jetzt im roten Thurm, weil er einen Wallensteiner geworfen hat, der Hand an das Mägdelein legte und soll in das Landsknechtswams; wollt' im Namen meiner weinenden Trude bitten, daß Euer Gestrengen, lieber Kaspar, für ihn Einstand leistet — —“

Der Bürgermeister seufzte:

„Meinst Du, daß mein Wort gilt? — Wir sind jetzt alle zum Leiden da, und jeder muß tragen, was ihn trifft. Denkst Du, daß dem Schönickel und dem Contrares etwas abzubetteln ist, zumal wir leere Hände haben und keine Kontribution mehr leisten können. Stell's Gott anheim, Jakob, und sing mit uns allen: „Aus tiefster Not schrei ich zu Dir! Sollt' ich was können, will ich's thun, mehr kann ich nicht thun. Jetzt Gott befohlen!“

Er griff nach Hut und Stock, und schweigend, langsam schritt der Meister hinter ihm drein; seine Seele aber war furchtbar schwer und traurig.

Kaspar Horn vergaß seine Würde nicht; schon als er die Treppe hinabging, richtete er seine hagere Gestalt hoch auf, und über den Markt bewegte er sich langsam und gemessen und sah den Soldaten fest ins Gesicht, so daß mancher Landsknecht vor ihm fast respektvoll zur Seite wich.

Er schritt nach seinem Hause in der Langen Gasse. Mit breitem Giebel stand es da, ansehnlich und beinahe trübig; zwischen massiven Steinpfeilern hing das starke Eichenthor, aber es war jetzt offen, und im Flur trieb sich Kriegsvolk umher. Die Blicke des Bürgermeisters wurden finsterner, und er sagte beim Eintritt:

„Es wär' mir lieb, wenn hier der Zugang frei bliebe; ein wenig Recht und Zucht darf wohl

das Oberhaupt der Stadt verlangen; für das, was Bedarf ist, wird im Hofe und im Beihause gesorgt werden!“

Auch hier zogen sich die Kriegsleute zurück, und Kaspar Horn betrat seine Wohnung. Aufgeregt kam ihm sein Weib entgegen, klein, rund, lebendig, und seine Tochter Agathe, ein hübsches, blondes Mädchen mit den klaren, blauen Augen des Vaters. Der Bürgermeister ließ sich Hut und Stock abnehmen und setzte sich in einen großarmigen Lehnstuhl am Fenster, und nun war's ein Fragen hinüber und herüber, und auch von Schönickel wurde erzählt. Herr Kaspar aber begehrte nur eine kleine Abung, da ihn die Pflicht wieder nach dem Rathause rufe.

Die alte Magd brachte dieselbe, aber mit ihr kamen noch zwei Männer. Es war der Magister Sebastian Hommel, Diakonus zu St. Jakobi und sein Sohn Friedrich, der in Wittenberg und Leipzig die Rechtsstudien getrieben, und lange genug von daheim abwesend gewesen war. Es war ein prächtiges junges Blut mit blitzenden, blauen Augen und dunklem Gelock, und Geist und Mut standen ihm auf dem Gesicht.

Als Agathe, die im Vorraume den beiden begegnet war, Friedrich erblickte, schoß eine dunklere Blutwelle unter den blonden Flechten hervor, und auch der Jüngling stand einen Augenblick still, da er sie grüßte; als er in das Wohnzimmer eingetreten, presste sie die Hand auf's Herz.

Der Bürgermeister begrüßte freundlich die zwei Männer. „Was führt Euch am schlimmen Tage zu mir, ehrwürdiger Herr Magister?“

„Euer Gestrengen wollt' ich zunächst zu wissen thun, daß ich trotz der friedländischen Invasion nächsten Sonntag einen evangelischen Gottesdienst zu halten gedenke; was dünket Euch davon?“

„Ihr habt Mut, Ehrwürdiger. Fürchtet Ihr nicht, daß die Kroaten ins Gotteshaus brechen während Eurer Predigt und Euch herabzerren von der Kanzel, oder daß die Gemeinde aus Angst gar nicht in die Kirche zu kommen wagt?“

„Wer in der Furcht des Herrn ist, fürchtet die Kroaten nicht!“ sprach schlicht und würdig der Magister, und sein Auge leuchtete. „Und kämen auch nur zehn oder nur zwei, die nach dem Trostwort Gottes verlangen, so wollt' ich's Ihnen geben.“

„So thut, wozu Euch Eure Seele und Euer Amt drängen . . . Euer Sohn ist stattlich geworden, seit ich ihn nicht gesehen.“

„Er hat Euch besondere Mitteilung zu machen, Euer Gestrengen — mir aber erlaubt, zu gehen; es verlangt mancher nach einem Tröstelein!“

Der Magister entfernte sich, nachdem ihm Herr Kaspar Horn freundlich die Hand gedrückt hatte, und dieser wendete sich nun an Friedrich:

„Was ist's für Kunde?“

„Nicht die schlimmste, Euer Gestrengen. Spätestens morgen früh werden die Schweden vor dem Thore sein.“

Der Bürgermeister fuhr von seinem Sitze auf.

„Ist das sicher?“

„Ich hab's vom Herzog Bernhard von Weimar selbst. Sie kommen von Leipzig her über Penig und ziehen dem Wallenstein nach. Sie hatten mich als einen Fahrenden aufgegriffen und wohl für einen Spion erachtet, so führten sie mich zum Herzog. Er frug, wer ich sei und welches Weges ich gehe. Bin des Diafonus Hommel Sohn aus Kempnitz, der Rechtsgelahrtheit beflissen, und geh' nach meiner Vaterstadt. — „Eines evangelischen Predigers Sohn! Da sind wir wohl gute Freunde?“ — „Ei wohl, durchlauchtiger Herr!“ — Und so fragte er, wo man der Stadt am besten beikomme, falls sie von Kaiserlichen besetzt sei, und ob die Bürgerchaft zuverlässig. Ich hab' ihm Antwort gegeben nach Recht und Billigkeit, und er läßt Euch vermelden, wenn Wallensteiner hier lägen, solltet Ihr Euch nicht beeilen, ihnen die Kontribution zu zahlen, denn er wollt' in vierundzwanzig Stunden vor dem Thore sein. Das war das eine, und dann hab' ich vor, das junge Volk der Stadt zu einigen, damit wir im Rücken der Friedländer den Schweden einen Zugang schaffen, daß unnüt' Blutvergießen und großer Schaden vermieden werde.“

Das kam so frisch und sicher aus dem jungen Munde, und die Augen drüber leuchteten dazu, daß Herrn Kaspar Horn das Herz aufging:

„Vermeine, Ihr seid ein brav' Blut und Eures Vaters wert. So lang unser Kempnitz solche Söhne hat, ist's gut bestellt. Thut, was Ihr könnt, aber seid nicht unvorsichtig, auf daß Ihr nicht mehr schadet, denn nützt. Gott befohlen — ich muß in's Rathhaus!“

Friedrich Hommel ging, der Bürgermeister aber wendete sich flüchtig der unterbrochenen Abung zu, die freilich ohne die gewohnte Würde sich vollzog.

Im Vorzimmer draußen stieß der Rechtsbeflissene auf das blonde Haustöchterchen, und im

nächsten Augenblick standen sie beisammen und hielten sich an den Händen; es war so gekommen, ohne daß sie es selber recht wußten.

„Solange haben wir uns nicht gesehen!“ sagte der Jüngling, und das Mädchen nickte mit niedergeschlagenen Augen.

„Und Ihr kommt zu schlechter Zeit wieder!“ sagte sie leise.

„Gute Zeit will ich sie heißen, wenn ich alles finde, was ich hoffe!“

Die zitternde Mädchenhand entzog sich seiner Rechten. „Und was hofft Ihr?“ klang es zagend.

„Daß mir hier ein Herz schlägt, an das ich allfort gedacht, im Wachen und im Traum der Nächte; konnt' ich anders denken, als ich fortging und im Gärtlein hinter dem Rosenbusch die roten Lippen küßte, die damals „Du“ zu mir sagten?“

„Damals!“ Aus den hellen Augen Agathens schossen Thränen.

„Was ist? — Was bedeutet das?“

„Mein Vater hat mich verlobt, dem Sohne des Amtschöfers Hans Arnold . . .“

Der Jüngling prallte zurück und griff taumelnd nach der Wand.

„Dem Burkhard? Dem Schleicher . . . Dem schamlosen Frechling, der kein Mann ist . . .“

Das Mädchen schluchzte leise und legte die Hände über die Augen. Stürmisch zog er ihr dieselben weg, sah ihr tief in die blauen, feuchten Sterne und fragte: „Und Du?“

„Er ist mir zuwider an Leib und Seele!“

„Agathe!“ jauchzte der Jüngling, „dann ist alles gut!“ Er breitete weit die Arme aus, und das Mägdelein schmiegte sich stumm und warm hinein, wie ein gescheuchtes Vöglein, das ein schützendes Nestchen gefunden, und Friedrich küßte sie fort und fort auf den vor Jammer und Glück zugleich zuckenden Mund.

So sah die beiden der gestrenge Bürgermeister, als er aus seiner Thür trat. Eine Sekunde stand er wie versteinert, dann entfiel der Stock seiner Hand, und ein Stöhnen kam aus dem wortlosen Munde. Das scheuchte die zwei jungen Menschen auf, aber Friedrich war ohne Furcht. Er ließ das Mägdelein nicht frei, sondern sie an der Hand haltend, trat er einige Schritte vor und sagte:

„Euer Gestrengen, ich werbe in Ehren um Eure Tochter Agathe — wir haben uns lieb!“

Herr Kaspar Horn hat einen tiefen Athemzug,

dann riß er mit jähem Griffe sein Kind weg von dem jungen Manne und herrschte ihn an:

Sie ist verlobt, Herr Friedrich Hommel, und ich habe für Euch keine Tochter!“

„Ihr Herz gehört mir, d'rum hab' ich ein Recht zu werben, solange sie nicht eines andern Weib ist!“ sprach fest der Rechtsgelehrte.

„Ich aber verbiete Euch den Zutritt in mein Haus — und Du, schamvergeffene Dirne, hinein in Dein Stüblein, wir reden weiter!“

Das Mädchen schluchzte laut auf, aber Friedrich rief: „Sei getrost, Agathe — Gott und unser Mut werden helfen!“

Da schrie der Bürgermeister zornig: „Hinaus!“ und indem sich der Jüngling zum Gehen wendete, erschien Frau Elisabeth, die den lauten Wortwechsel gehört hatte. Erregt fragte sie, was es gäbe, und ihr Eheherr schrie ihr zu:

„Sieh zu Deiner Tochter, die hinter ihres Bräutigams Rücken süße Buhlschaft treibt! Herr des Lebens, hat man denn in diesen Tagen der Bitternis nicht genug des Elends und Jammers in der Stadt, muß das einzige Kind einem die Seele schwer machen und Schande ins Haus bringen?“

Auffschreiend warf sich Agathe an die Brust der Mutter, und während Herr Kaspar Horn sich zornig entfernte, zog die gutblickende Frau ihr Kind fest an sich und küßte sie; es sah fast so aus, als ob Frau Elisabeth ein Verständnis für das Herz ihres Mägdeleins habe, und als ob dies hier im besten Schutze von der Welt wäre.

Als der Bürgermeister auf die Straße kam, hörte er Trompetengeschmetter, und es stürzte auch schon ein Stadtknecht auf ihn zu mit der Meldung, daß jenseits der kaiserliche General Contrares einreite. Hastiger, als seine Würde es eigentlich gestatten sollte, eilte Herr Kaspar Horn nach dem Rathause. Vor demselben stieg eben der General, ein finsterblickender Kriegsmann, aus dem Sattel, begrüßt von dem Obersten Schönickel und anderen Offizieren.

„Da kommt der Bürgermeister eben!“ rief der Oberst, und der General wendete sich dem Oberhaupte der Stadt zu.

„Ich war mir eines andern Empfangs gewärtig, Euer Bestrengen!“ sagte er rauh und fuhr mit der Rechten durch seinen Spitzbart.

„Noch hatten wir Euer Kommen nicht vermutet, Herr General!“ erwiderte ruhig und mit

wiedergewonnener Würde Herr Horn, dann schritt er den andern voraus in das Rathaus. In der Ratsstube waren außer dem Amtschöffer Hans Arnold noch einige Herren vom Räte zugegen, die beim Eintritt des Generals mehr oder minder erregt waren. Contrares warf sich in einen Sitz.

„Ein Trunk aus Euerm Ratskeller sollte mir gut thun, Ihr Herrn, und ich vermeinte damit empfangen zu werden. Aber Ihr seid obstinat, weil Ihr vermeint, die Affäre von Lützen habe uns heruntergebracht. Werdet bald anderes erfahren; der Herzog von Friedland ist der Mann nicht, welcher besiegt werden kann. Heiliges Kreuz, und Respekt sollt Ihr behalten vor dem Wallensteinschen Wams!“ Er schlug mit der Faust, dröhnend auf den Tisch, der Oberst Schönickel spuckte höhnisch vor die Füße des Bürgermeisters aus, und der General sprach weiter:

„Eure Stadt ist nicht geplündert worden von den Kaiserlichen, dafür müßt Ihr erkenntlich sein; wir begehren darum eine Kontribution von 4000 Thaler, die bis morgen früh beschafft sein wird!“

„4000 Thaler!“ stöhnte erbleichend der Bürgermeister — „Herr General, das ist nicht möglich; wir haben schon so viel gelitten in diesem Kriege, sind gebrandschaft worden von Freund und Feind . .“

„Die Bürgerschaft ist verarmt und in Not!“ wagte auch der Amtschöffer zu sagen, Contrares aber fuhr auf:

„Mort de ma vie! Winseln hilft nichts! — Bestellt um die erste Mittagsstunde Rat und Bürgerschaft nach dem Rathause — das andere findet sich! — Nun schafft einen Trunk für mich und meine Offiziere, und seht zu, wie Ihr mein Kriegsvolk unterbringt! — Sputet Euch, Ihr Herrn, ein Friedländischer Reitergeneral hat eine kurze Geduld!“ . .

Um die Mittagsstunde drängte es sich in den Stuben und Gängen des Rathauses. Dann stand die Bürgerschaft Kopf an Kopf in dem großen Ratssaale, an ihrer Spitze die hochmögenden Herrn vom Räte mit bleichen, mutlosen Gesichtern, nur Herr Kaspar Horn hatte seine feste Würde.

Mit dröhnenden Schritten kam Contrares mit seinem Gefolge, höhnisch schaute Schönickel auf die Bürgerschaft, in der es bereits bekannt war, daß ein Kempnitzer Kind als kaiserlicher Oberst hier sei. Man hatte darauf ein Hoffen setzen wollen, aber wer den Schönickel ansah, dem verging die letzte Freudigkeit vor diesen schadenfrohen, haßerfüllten Augen in dem rotgedunsenen Gesichte. (Fortf. folgt.)

Zum Gedächtnisse Friedrich Straumers.

Friedrich Straumer wurde geboren am ersten Pfingstfeiertage, den 7. Juni 1840, in Buchholz. Dorthin war sein Vater, von Beruf ein Weißgerber, wenige Jahre zuvor von Stollberg aus übergesiedelt. Aber schon ein Jahr nach der Geburt des kleinen Friedrich zog die Familie wieder nach Stollberg zurück, wo der Vater den Gasthof „Zum weißen Roß“^{*)}



Der alte Gasthof „Zum weißen Roß“ in Stollberg.
Nach einer Aufnahme von Philipp Hofmann in Stollberg.

pachtweise übernommen hatte. Darum hat Friedrich Straumer auch diese Stadt unseres Erzgebirges stets als seine eigentliche Heimat angesehen. Hier hat er eine glückliche Kindheit verlebt, denn der Besuch der Volksschule und die wenigen Privatstunden, die der Vater ihm außerdem geben ließ, gewährten ihm Freiheit genug, um nach Jugendweise sich mit den Geschwistern und Kameraden zu tummeln. Am 9. April 1854 wurde er konfirmiert und am 24. April aus der Volksschule feierlich entlassen. Zu derselben Zeit wurde sein bisheriger Lehrer Thieme, Rektor an der Volksschule, als Diakonus nach Oderaun berufen. Thieme nahm den ihm liebgewordenen Schüler als Pensionär zu sich und bereitete ihn während des folgenden Sommers gründlich für die Fürstenschule in Grimma vor, wo dem jungen Straumer bereits vom Stollberger Stadtrat eine Freistelle zugesichert war. Von seinem geliebten Lehrer Thieme, der dann später Pfarrer in Greifendorf (Eph. Leisnig) wurde, hat Straumer allezeit mit der größten Verehrung gesprochen und ihm ein dankbares Andenken bewahrt.

^{*)} Der alte Gasthof „Zum weißen Roß“ ist 1888 abgebrannt; an seiner Stelle ist ein großer, schöner Neubau entstanden, ein Hotel, in dem man vorzüglich aufgehoben ist. —

Von Michaelis 1854 bis Dezember 1857 ist Straumer Schüler der Fürstenschule gewesen, von da ab besuchte er das Gymnasium zu Zwickau und wurde hier Ostern 1860 mit dem Reifezeugnis zur Universität entlassen. Es war der Herzenswunsch seiner Mutter, die eine Pfarrerstochter war, der Sohn möchte Theologie studieren, allein auf den Rat eines seiner Lehrer in Grimma, der des Jünglings Art und Begabung wohl richtig erkannt hatte, wählte Straumer das Studium der klassischen Philologie, eine Wahl, die er niemals zu bereuen gehabt hat. Kurz nach Straumers Abschied aus dem elterlichen Hause in Stollberg starb sein Vater. Die Witwe befand sich während des Sohnes Studienzeit in Folge dessen in wenig glänzenden Verhältnissen. So hat sich dieser als Student gar kümmerlich in Leipzig durchschlagen müssen, hat aber auch viel Freundlichkeit und mancherlei Hilfe erfahren von denen, die an des Jünglings frischem und doch bescheidenem Wesen Gefallen fanden.

Im November 1863 bestand Straumer die Staatsprüfung und erwarb sich wenige Tage darnach die philosophische Doktorwürde. Nach kurzer Probezeit am Nikolai-Gymnasium in Leipzig wurde er Ostern 1864 als provisorischer Oberlehrer an das Progymnasium nach Annaberg berufen. In Annaberg hat sich Straumer überaus wohl gefühlt. Ostmals, wenn er später von dieser Zeit erzählte, nannte er diese Stadt „sein liebes Annaberg“. Er hat eben allezeit für die Schönheiten der Natur ein offenes Auge und aufgeschlossenen Sinn gehabt, und Annaberg mit seiner herrlichen näheren und weiteren Umgebung bot dem jungen Lehrer reiche Gelegenheit zu Wanderungen im schönen Erzgebirge.

Ostern 1866 verließ er die ihm liebgewordene Stadt. Er wurde nach Freiberg versetzt; aber schon Michaelis 1868 ward dem jungen Lehrer der ehrenvolle Auftrag, unter Oberleitung des Realschuldirektors Kaspari in Chemnitz die erste Einrichtung und Leitung der in Chemnitz neu zu errichtenden Gymnasialklassen zu übernehmen. An dieser Anstalt ist Straumer (von 1872 an als 3. Oberlehrer, von 1876 an als Professor und von 1883 an als Konrektor) bis zum 1. April 1885 thätig gewesen.

Schon in Freiberg hatte er sich mit Elise

Landgraf, einer Pfarrerstochter aus Wildbach bei Schneeberg, verheiratet, aber bereits 1875 ward die Gattin ihm und seinen 5 Kindern, die sie ihm geschenkt hatte, durch den Tod entrissen. Der Vater führte den Kindern darnach als 2. Mutter Auguste Barkhausen, eines Kaufmanns Tochter aus Detmold, zu. Aus dieser zweiten Ehe stammen ebenfalls 5 Kinder.

Schon im Sommer 1886 traten die ersten Anzeichen jener schweren Krankheit auf, die Straumer so frühzeitig seinem Amte und dem öffentlichen Leben entzog. Ein 1½ jähriger Aufenthalt in Wiesbaden brachte keine Heilung, im Gegenteil kehrte Straumer



schwer krank in die Heimat zurück. Die Art seiner Krankheit hat sich niemals völlig feststellen lassen. Die Beine und der rechte Arm waren gelähmt, die Beine völlig kontrakt und bis zur Brust hochgezogen, so daß Straumer den Tag auf einem besonders für ihn konstruierten Bette halb sitzend, halb liegend zubringen mußte. In dieser Lage zeigt ihn das bestehende Bild. Im Winter 1889 suchte Straumer, da eine Heilung nunmehr nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen war, seine Pensionierung nach und wurde Ostern darnach aus dem Schuldienste entlassen. In Anerkennung seiner langjährigen verdienstlichen Wirksamkeit hatte Se. Maj. der König

kurz zuvor geruht, ihm das Ritterkreuz I. Kl. des Rgl. Sächs. Albrechtsorden zu verleihen. Was Straumer als Lehrer gewesen ist, das zeigt am kürzesten und besten wohl ein Ausspruch eines der höchsten Leiter des sächsischen Schulwesens, der von Straumer einst sagte, er sei „ein Lehrer von Gottes Gnaden“. Reiches Wissen, hohe Berufsfreudigkeit, die Freundlichkeit, die auf die Jugend so mächtig wirkende sonnige Heiterkeit seines Wesens und seine hervorragende Lehrgabe, die von allen seinen Schülern gerühmt ward, machten ihn für seinen Beruf ganz besonders geschickt. Was ihn außerdem aber auszeichnet, das war die väterlich herzliche Art im Verkehr mit seinen Schülern. Er war ein Freund der ihm anvertrauten Jugend, wie selten einer. Straumer hat darum auch bis in die letzten Zeiten ungezählte Beweise treuester Anhänglichkeit seitens seiner früheren Schüler erfahren.

Welche eminente Arbeitskraft Straumer besaß, welche hohe Opferfreudigkeit ihn erfüllte, zeigt am besten eine kurze Zusammenstellung dessen, was er neben seinem Schulamte noch im öffentlichen Leben geleistet hat. Fast 1½ Jahrzehnte hat er mit seltenem Geschick in Chemnitz den Deutschen Sprachverein geleitet. Weit hin bekannt geworden ist Straumer durch sein mannhaftes Eintreten für die konservative Sache. „Bethätigt hat er seine konservative Gesinnung, indem er in Chemnitz zu einer Zeit, wo niemand gern konservativ heißen wollte, mit gleichgesinnten Freunden den Konservativen Verein gründete, dem sich bald auch ein Konservativer Verein für das Erzgebirge anschloß.“ Das Vertrauen seiner Mitbürger rief ihn in das Stadtverordnetenkollegium, und vom Stollberger Landbezirk ward er 1883 in den Landtag gewählt, aus welchem er aber 1887 infolge seiner Erkrankung ausscheiden mußte. Vom gleichen Bezirk war Straumer zuvor schon als weltliches Mitglied in die ev. luth. Landessynode gewählt. Neben dieser vielseitigen Thätigkeit hat Straumer schon damals Zeit gefunden, mannigfach schriftstellerisch thätig zu sein. Für mehrere sächsische und zeitweise auch außer-sächsische Blätter ist er regelmäßiger Mitarbeiter gewesen, dessen Artikel und Aufsätze stets gern gelesen wurden. Dreimal hat er eine größere wissenschaftliche Abhandlung für das Osterprogramm seiner Anstalt geschrieben. Eine ganz eigenartige Schöpfung Straumers sind zwei kleine dramatische Arbeiten, welche er als sog.

Schulkomödien unter den Titeln: „Roland der Schildträger“ und „In Rübezahls Garten“ herausgab. Diese Schulkomödien sind seitdem in vielen Orten unseres Sachsenlandes aufgeführt worden an Anstalten oder von Vereinen und haben stets ungetheilten Beifall gefunden. Dem „Sächsischen Volkschriftenverein“ hat er mehrere dem Volke lieb gewordene Büchlein geliefert. Am bekanntesten sind aber wohl geworden die beiden kleinen Bändchen „Allerlei aus dem Erzgebirge“. Es wird wenige Schul- und Volksbibliotheken geben, in denen nicht diese beiden Büchlein mit am meisten verlangt und am liebsten gelesen werden. In diesen Werkchen zeigt sich am besten die ganze Eigenart Straumers, seine rührende Liebe zur Heimat, seine Beobachtungsgabe, sein Blick für die Schönheit der Natur, sein fröhliches Herz. In diesen Bändchen schildert uns Straumer in der gemütvollsten Weise, mit einem köstlichen Humor sein liebes Erzgebirge, die Berge und Thäler, die er durchstreift, Land und Leute, Sitten und Gebräuche. So schlicht und einfach nach ihrem Inhalt die Geschichtchen oft sind, sie zwingen einem förmlich die Thränen in die Augen und das Lachen auf die Lippen.

Wir haben versucht, so weit es der zugemessene Raum erlaubt, ein Bild Straumers zu zeichnen, würden aber unvollständig sein, wollten wir eins nicht noch hinzufügen. Am größten ist Straumer wohl gewesen als Christ; den Hauptzug seines

Wesens bildete eine schlichte, herzliche Frömmigkeit. Sein Glaube stand nicht in Worten, sondern in Thaten. Das hat er bewiesen auf seinem langen, schweren Leidenslager. „Er war, so hat einer seiner Freunde gesagt, „ein lebendiger und überzeugter Christ, der im Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Heiland den Frieden der Seele gefunden hatte. Bewundernswert war seine Kenntnis und sein Verständnis der heil. Schrift. Er nahm es mit manchem Theologen auf. Köstlich war es, ein Stündlein an seinem Krankenbette zu verweilen und zu sehen, mit welchem christlichem Heroismus er sein Leiden, das ihm oft die peinigendsten Schmerzen verursachte, trug. Da wurde kein Ton des Klagens oder Murrens laut. Manch einer, der gekommen war, um zu trösten, ist selbst getröstet über die eigenen kleinen Nöte hinweggegangen. Bei Straumers Schmerzenslager sind „die Werke Gottes offenbar geworden.“ An seinem Krankenbette konnte man lernen, was es heißt: „Ob unser äußerlicher Mensch verdirbet, so wird doch der innerliche von Tag zu Tage erneuert.“ (2. Kor. 4, 16.)

Am 12. Dezember 1900 brachte ein sanfter Tod dem armen Dulder die heiß herbeigesehnte Erlösung, und am 15. Dezember wurde die sterbliche Hülle unter Beteiligung einer ungezählten Menge, die von nah und fern herbeigekommen war, auf dem Schloßfriedhof zu Chemnitz zur Erde beisetzt.

F—



Kirchschullehrer und Pfarrer in Grünstädtel 1734.

Eine halbe Stunde ost-südöstlich von Schwarzenberg liegt in einem lieblichen Thalgrunde das Kirchdorf Grünstädtel, das mit dem eingepfarrten Pöhlitz jetzt 2327 Einwohner zählt. Am Portal der Kirche liest man 1724. In diesem Jahre, am 19. Sonntage nach Trinitatis, wurde die jetzige Kirche eingeweiht, „ein einschiffiger architekturloser Bau mit Holzdecke, östlich und westlich dreiseitig geschlossen, mit massivem Turm an der Südseite.“ Aus der katholischen Zeit ist ein charakteristisches Kunstwerk erhalten: an der Südwand des Schiffes steht ein Altar, dessen Mittelschrein die geschnitzte farbige Figur der heiligen Mutter Anna mit der Unterschrift: HILF SANT ANNA SELBDRIT zeigt; links die Figur der heiligen Katharina, rechts

die der heiligen Margareta. Auf den Flügeln sieht man die Verkündigung und die Kreuztragung gemalt, andachtslose Handwerkerarbeit aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Es ist bekannt, wie im ausgehenden Mittelalter die Verehrung der heiligen Anna, der Mutter der Jungfrau Maria, mit einer in der Kirchengeschichte geradezu beispiellosen Schnelligkeit sich verbreitete. In Wort und Schrift wurde sie überschwenglich gefeiert. Selbst die aufgeklärten Humanisten, wie Heinrich Bebel, Konrad Celtis und Cobanus Hesse, huldigten ihr. Überall schossen Bruderschaften auf, die sich unter ihren Schutz stellten, in Lübeck nicht weniger als fünf. Auch in Grünstädtel blühte der Annenkultus. Die Annenbruderschaft von Annaberg wallfahrtete hierher und sodann über die

1515 errichtete Oswalds- oder Dudelskirche unterhalb des Dorfes Waschleithe, von der jetzt noch Ruinen stehen, nach dem Kloster Grünhain. Doch nicht in das beginnende Reformationsjahrhundert soll sich der Leser versetzen, sondern ins Jahr 1734. Durch eine freundliche Vermittlung erhielt Schreiber dieser Zeilen einen Kalender für dieses Jahr, in den der damalige Grünstädtler Kirchschullehrer höchst interessante Notizen eingetragen hat. Den Namen des Jugendbändigers erfahren wir aus der „Neuen Sächsischen Kirchengalerie“, für die der jetzige Ortspfarrer kurz und pünktlich die Chronik seiner Parochie geschrieben hat: Karl Gottfried Schilling hieß der Mann, der 1720—1780 den Bafel schwang. Der pastor loci, mit dem er sich in so bedauerlicher Weise herumzankte, ist Daniel Illing (1712—1754), vorher Diaconus in Zwönitz. Der Kalender endlich, der jenes trübe Kulturbild vor uns aufsteigen läßt, trägt nach der Sitte der Zeit den langatmigen Titel: Nach Verbesserter Gregorianischer und Alter Zeit wohleingerichteter Ackerbau, Viehzucht, Schreib- und Kräuter-Calendar, aufs Jahr nach Christi Geburt M D CC XXX IV, Darbey absonderlich unterschiedliche bekandte Kräuter, und zwar alle Jahr andere, mit ihren rechten Beschreibungen, Krafft und Tugenden, auch zu welcher Zeit solche können eingesammelt werden. Heraus gegeben von Gottfried Güttnern, Art. Math. Cultor. St. Annaberg, gedruckt und verlegt durch Augustin Valentin Friesen.

Wie schon angedeutet, bezieht sich die große Mehrzahl der Einträge auf eine höchst ärgerliche Fehde zwischen dem Schullehrer und dem Pfarrer. Obgleich Schilling bestrebt ist, seine werthe Person ins günstigste Licht zu stellen, den Pfarrer dagegen und dessen Familie in düstere Nacht zu tauchen, und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, wo er diesem etwas am Zeuge flicken kann, erscheint er doch als der Hauptschuldige. Er ist ein so giftiger, kleinlicher, übelnehmerischer, argwöhnischer, verleumderischer, klatschfüchtiger, renitenter und intriganter Kerl, daß man schließlich nur mit Ekel und Entrüstung weiterlesen und umblättern kann. Geradezu schrecklich ist die alttestamentliche Rachgier, mit der Schilling immer und immer wieder Gottes Zorn und Strafe auf seinen Gegner herabwünscht und diabolisch triumphiert, wenn diesem ein Mißgeschick widerfährt. Freilich auch der Pfarrer scheint kein fleckenloser Charakter gewesen zu sein. Ganz erdichtet ist es wohl nicht, wenn Schilling davon berichtet, wie der

Pfarrer die Gemeinde gegen ihn aufzuheben und seine Einkünfte zu schmälern sucht und in den Predigten (angeblich sogar am offenen Grabe!) spitzige Pfeile gegen den Schullehrer entsendet. Inwieweit die Gemeinde in diesen unseligen Zank mit hineingezogen und ihr religiöses und kirchliches Leben dadurch geschädigt worden ist, entzieht sich unserer Beobachtung. — Damit sich nichts zwischen den Leser und die unter dem unmittelbaren Eindruck niedergeschriebenen, sehr affektvollen Notizen stelle, lasse ich diese in zweckmäßiger Auswahl ohne Zwischenbemerkungen folgen, indem ich die nötigen Erläuterungen in Fußnoten gebe:

„Den 7. Januar abends hat ein böser Bube und Gottesvergeßener Mensch sich unterstanden eine Pasquill wider mich an das hintere Pfarrthor-Pförtgen anzuschlagen, der Pfarrer hat sie vielen Leuten gewiesen, und sich darmit geküßelt, der Pfarrer ist darinnen sehr gelobet worden, aber der Pasquillante oder Schandbube hatte mich darinnen wollen beschuldigen, als wenn ich meinen Dienst nicht mit Fleiß verwaltete, da mir doch die ganze Kircharth das Zeugniß giebt, daß ich das Meine wohl versorge.

Den 10. Januar hat mir der Pfarrer den Brief wollen vorlesen und mich damit wollen prostituiren, allein ich sagte, er sollte mir den Brief oder Pasquille geben, er aber hat sich geweigert, und mir ihn nicht gegeben, sondern hat sich sowohl vor als Nachmittags mit mir gezanket, Gott sey es geklaget, daß dieser Mann nicht Ruhe haben kann und auch sogar den Sonntag nicht spart, Gott wird ihn und die Seinigen schon finden und ihn straffen, weil ihm, dem Pfarrer, hier sonst niemand etwas anhaben kann. Er hat sich nun mit der ganzen Kircharth rum gebissen, auch sogar seinen Beichtvater und andere benachbarte Priester nicht verspart, er ist wegen seiner üblen Aufführung in ganz Sachsenland bekandt. Wie die Communen alhier sagen, so sey der verfluchte Pasquillante und Pfarr-Informator Altmann von Zschopau nebst denen zwey größten Pfarr Töchtern, welche letztere, dem Pasquillanten, bald auf den Hals steigen und ihn unvorschämter Weise herzen und drücken, welches mir der Joh. Gotthülff Blechschmid gesagt, daß es die Christlieb Kesslerin selbst gesehen und sich nicht vor ihr gescheuet, die Christiana schneidet mit dem Gottlosen Bösen Buben Altmann Holz, und mögen also wohl andere böse Sachen mit einander vornehmen.

Am hohen Neuen Jahrestage hat der Pfarrer erst abgelesen, was am Neuen Jahrestag als am 1. Januar geschehen sollen, nämlich, wie viel copuliret, getaufft und begraben worden. Da hat er in allen weniger gesagt und sonderlich bey verstorbenen sagte er: Es wären nur 8 Leichenpredigten gewesen, da doch 11 Predigten gehalten worden, und also beleuget er die ganze Gemeinde, und beim Communicanten, es wären 2000 und etwas drüber, da doch 2735 Communicanten sind.

Den 25. Januar hat der Pfarrer den Meyen hier berichtet, hat des Meyens Frau verboten, daß sie nicht zu mir soll gehen und etwas vom berichten sagen, der Pfarrer hat ihr den Priesterrock nebst dem guten Kelche, welcher in der Kirche gebraucht wird, gegeben und hat hier den Bericht-Kelch nicht nehmen lassen, . . . Ach du lieber Gott, du wirst diesen Pfarrer schon drum finden, er will mir alles entziehen, . . .

Den 1. Februar hat der Pfarrer durch den bucklichten Hansen die 4 Tafeln in der Kirche lassen anschlagen, und nun soll ich die Lieder anschreiben.

Den 2. Februar als am Lichtmeßtag hat der Pfarrer unter andern in seiner abgelesenen Predigt mit vorgebracht, daß sich ein Schulmeister gehentet hätte und hätte selbiger einen Zettel auf dem Tisch liegen lassen, darauf diese Worte gestanden: Ihr lieben Schüler, ich befehl euch der Gnade Gottes, mir ist aber solche entnommen. Er, der Pfarrer, will mich nur bey den Leuten prostituiren. Eodem die predigte der Altmann zu mittage und hatte der Pfarrer zu mir gesagt, auf der Canzel sollte gesungen werden: was mein Gott will &c., aber der Altmann vermeldete: Herr, wie du wilt, so schicks mit mir, also suchet der Pfarrer nur mir einen Fallstrick zu legen, ich habe aber auch das vermeldete gesungen. Wie bald die Predigt aus war, kam der Pfarrer erst in die Kirche, daß er nur den Segen sprach. Eod. die ward des David Korbs allhier Kind begraben, da verglich er mich in der Abdankung mit dem Irwisch, welcher sich groß machte, aber nichts dahinter stecke, also machte es mancher Heuchler und Schmeichler, auch er machte sich groß und großweisen von sich, einen solchen Menschen trieb nicht der heilige Geist, sondern der Satan, denn er thäte nichts beim beten und singen, wo er könnte gottliche Ehr befördern, sondern er wolle es erst bezahlt haben. Er hatte erst das Thema vom Licht.¹⁾

¹⁾ Matth. 5, 14 ff.

Den 3. Februar bin zu mittag um halb 12 Uhr gieng unter Gottes Geleithe nach Annaberg²⁾, traf aber den H. Sup. nicht an, weil er in Marienberg zur Kirch-Rechnung, also mußte unverrichteter Sachen wieder nach Hause gehen, kam abends um halb 10 Uhr gesund heim.

Den 6. Februar bin ich zu mittag um halb 11 Uhr wieder nach Annaberg zu H. Sup., trafe ihn auch an, aber die Audienz bey ihm war gar schlecht, indem ihm der hiesige Pfarrer schon mochte gefüttert haben, daß er genug hatte, da sagte der Sup., der Pfarrer hätte wider mich eine Klage eingehoben, er wolte sie mir Communiciren, ich stellte meine Nothturfft, so viel als möglich war, vor, es halffe nicht viel, Gott sey es geklaget . . .

Den 7. Februar hat der Pfarrer mich in der Predigt wieder sehr hergenommen, daß ich die Lieder nicht anschriebe, und eben in dieser Predigt mußte zwey unbekandte Lieder singen, nemlich: Mache dich, mein Geist, bereit &c. und das andere, so aber auf diesen Sonntag nicht war, und auch nach der Melodien nicht ginge: Wir danken dir, Gott, für und für &c. Dieses ließ er auf der Canzel singen, nur damit die Leute nicht kuntten mitsingen, also daß die Leute darauf pfuen und speyen, daß der Pfarrer so rachgierig ist und mich prostituiren will.

Den 10. Februar ist der Pfarrer mit seiner Tochter Joh. Friederica nach Reichenbach gefahren und alda die Erbschaft wegen seiner Schwiegermutter abzuholen, aber wie ich von Gevatter Balger Heinrich höre, so hat er sehr wenig bekommen . . .

Eod. die ist der Pfarrer nach der Predigt wiederum sehr gegen den Kirchvater Hübschmann über mich hergewesen, daß es in die Kirche sehr regnet,³⁾ aber ich kann nicht vor den Schnee und Regen, daß es durchs Dach gehet, welches ihm der Hübschmann gleichfalls gesaget, der Pfarrer will mich nur kränken, Gott sey es geklaget, Gott wird ihn schon drum finden.

NB. hat der Pfarrer den 7. Februar das grüne Messgewandt lassen auf die Pfarre tragen, und hat zu denen Kirchvätern gesagt, das mit Gold gestickte Crucifix und die auf beyden seiten Dreßen wären nur doll, allein es ist nicht wahr, sondern

²⁾ Grünstädtel gehörte 1539—1835 und 1844—1878 zur Ephorie Annaberg, jetzt zu Schneeberg.

³⁾ In der That blieb die 1724 eingeweihte Kirche 100 Jahre lang unfertig: „Kein Anstrich, keine Decke, kein Turm!“

es ist lauter gut Gold und gute goldene Dreßen, zum wenigsten kann vor 6 Thaler Silber davon ausgebrand werden.

Dom. Estomihi habe müssen in der Kirche die Predigt aus Doct. Sarcers⁴⁾ Postill lesen, weil der Pfarrer in Breitenbrunn das Amt gehalten hat, er hat mir die Postill nicht gegeben, sondern solche gleich in die Kirche geschickt, ob der Pfarrer nun gedacht, ich würde im lesen fehlen, weil er mir das Buch nicht erstlich gegeben,^f weiß Gott am besten.

Den 9. Martii ist Bergpredigt gehalten worden, da hat er zu mir gesagt, als ich nachfragete, was vor Lieder solten gesungen werden, Es solte auf der Canzel gesungen werden: Weg mit allen Schätzen 2c., er aber sagte auf der Canzel: Reichthum und alle Schätze 2c. Da siehet man, wie so böß und garstig er gegen mich gesinnet ist, und meynet, ich solte etwa eine Sau machen, Gott aber wird diesen Mann in seiner Bosheit schon straffen. Noch eins bey dieser Bergpredigt zu gedenken, nemlich, der Pfarrer hat an den Knappschafts Laden Vater Joh. Christian Heberlin ein Briefgen geschrieben, die Knappschaft solte ihm, dem Pfarrer, 1 Thaler geben, dem Schulmeister möchten sie etwas geben oder nicht, denn es könnte ein jeglicher ein paar Lieder singen, und wenn ich nicht singen wollte, so wolte er schon einen andern kriegen, der sänge. Der Pfarrer aber hat doch von der Knappschaft 16 Gr. bekommen, und zwar noch vor der Bergpredigt, aber es war ihm nicht genug gewesen, da er doch auch 11 Gr. Einleggeld bekommen, und ist doch beim Pfarrer kein Genüge, ich aber habe bekommen 6 Gr. 6 Pf., und widerum 1 Gr. 6 Pf. und also von der Knappschaft zusammen 8 Gr., Gott segne sie reichlich davor.

Den 11. Martii hat der Pfarrer wiederum Gasterey gehalten, welches kaum in 4 Wochen das dritte Mal ist.

Den 24. Martii wurde Christian Heinrich Müllers, Schneiders, eines sehr armen Mannes, Kind aus der Pöhla mit einer Parentation beerdiget, da hatte er dem Pfarrer 21 Gr gut Geld geschickt, und mir 10 Gr. — ich war mit ihm zufrieden, weil ers nicht in Vermögen hat, der Pfarrer

⁴⁾ Erasmus Sarcerius, geboren 1501 zu Annaberg, gestorben 28. November 1559 als Prediger an der Johannis-Kirche zu Magdeburg Strenger Lutheraner. Litteratur über ihn s. Zeitschrift für Kirchengeschichte XX (1899) S. 39, Anm. 1.

aber hielte ihm keine Betstunde und die Parentation war so schlecht und darzu mit seinen bösen Privat Affecten angefüllet, daß es nicht zu beschreiben. Der Vater des verstorbenen Kindes sagte zu mir: Es wäre Gott zu erbarmen, daß man zu seinem Gelde nichts besseres bekäme.

Den 24. Martii ist früh eine Pasquill an das vördere Pfarrthor angeschlagen gewesen, da sich denn solche Pasquill angefangen: Guten Morgen, Pfarr Magd, und sind die beyden Pfarrtöchter recht mit lebendigen Farben wegen ihres Courtesirens abgemahlet worden, und die andere Pfarrtochter ist nur in solcher die grüne Magd genant worden, und zwar, wie sich beyde so übel aufführten und so gar in der Kirche der Kerl nemlich Student Altmann die beyden herzete, dieser letztere machte sich so groß auf sein bißgen Geigen und Pfeiffen, da er doch sonst nichts könnte, als nur mit seinem Fernglaße in der Kirche herumgaffete . . . und andere Dinge waren darinnen, so die Leute Ehrendwegen nicht sagen wolten. Hieraus siehet man Gottes heilige Gerichte, wie er zuläset, daß dem Pfarrer und seinen beyden Töchtern und dem Altmann mit gleichem maß wieder gemeßen wird, da sie sich so übel an mir vergriffen haben. Nun Gott, du wirst mir weiter helfen!

Den 11. Julii ist der Student Altmann von hiesiger Pfarre nach Annaberg gezogen, und ist also die Herrlichkeit mit denen Pfarrjungfern einmahl aus.

Den 22. Julii kam der Superintendentur Bothe von Annaberg und brachte die Intimation wegen des Convents auf den 27. Julii, wie nichts weniger brachte er auch mir eine Citation von Herrn Sup. mit, daß ich auf 24. August auf der Superintendentur erscheinen solte, weil der hiesige Pfarrer einige Beschwerden über mich geführt hätte.

Den 4. August bin ich nach Annaberg in größten Regen und üblen Weg gereiset und habe den Termin mit dem hiesigen Pfarrer abgewartet, da denn derselbe wieder mich eingegeben: 1. ich solte die Kelche, Hostien, Schachteln, Deckel und andere darzugehörigen in den Kasten, wie nichts weniger die Kanne mit dem Wein in die Kirche tragen, 2. Vors andere die 4 Tafeln, so in der Empor aufgehänget sind, solte ich anschreiben und nichts davor bekommen, 3. ich setze mich in die Schenken und zun Tauffmahlen, machte Brüderschaft, rauchte Taback, 4. ich informirte nicht fleißig.

Darauf antwortete ich: 1. daß mein sel. Vorfahrer solches nicht gethan hätte. (Die Antwort auf den 2., 3. und 4. Anklagepunkt fehlt.)

Den 29. August ist die Webefrau Juliane Veigelin begraben worden, da denn der Pfarrer seinen Circular Text zur Leichenpredigt genommen, unter andern brachte der Pfarrer mit vor, in denen Schulen würden zu viel Hundstage gegeben, und es würde auch das Schulgeld gesteigert, welches aber beydes nicht wahr, denn ich habe heuer meinen Schulkindern keinen Hundstag gegeben. Der Pfarrer hat auch diese Predigt zu seiner Circular Predigt in Annaberg gethan und zwar von Wort zu Wort, ohne daß er das Schulgeld und Hundstage weggelassen, welche Predigt der Herr Gevatter Ludwig Richter aus Raschau in Annaberg mit angehört und mir vor gewiß referiret hat.

Dom. 14. p. Trin. hatte der Pfarrer das Laster von der Undankbarkeit, da sagte er in seiner Predigt unter andern auch, daß ein Pfarrer einem geholfen, daß er Schulmeister geworden wäre, der Schulmeister aber hätte sich nachgehends übel aufgeführt und wäre zu Bier gegangen und das Vesperläuten versehen, also daß der Pfarrer genöthigt worden, selber zu läuten, da wäre der Schulmeister gerannt kommen, die Schlüssel genommen und dem Pfarrer über den Kopf geschmissen, daß der Pfarrer drüber sterben müssen. Noch eins: Er erzählte auch die Fabel Aesopi von der Schlange und Igel, inaleichen von Fuchs und der Gans und Hunde.

Den 4. October hat der Pfarrer denenjenigen so um das Altar gegangen und die Hostien bekommen,

wiederum auf der andern Seite die Hostie statt des Weins reichen wollen, die Leute giengen aber nicht hinan, endlich besann er sich und nahm den Wein und schenkte den Leuten aus dem Becher, solches habe ich mit meinen Augen gesehen und die ganze versammelte Gemeinde.

Den 27. November ist die Frau M. Illingin eines Sohnes genesen und wurde solches den 30. November Dienstags drauff getauffet, ich mußte ihm viel Bittbriefe und auch einen Gevatterbrief an die Keilin schreiben, er stelte sich gar freundlich, Gott weiß, wie es ihm um Herzen ist, ich und meine Frau wurden auch von ihm schriftlich gebeten, und waren wir beyde auch bey dem Tauffmahl (es ging aber bey dem letztern gar knapp zu) und die beyden großen Pfarrtöchter warn gar ungehalten, daß ihre Stiefmutter wieder tauffen lassen, haben auch gar unverständige Reden wieder ihn ausgestoßen. Der Herr Pfarrer M. Zeißig aus Schlettau blieb die Nacht bey uns und hatte sein Nacht Quartir bey uns, es hat ihm gar wohl bey uns gefallen.

Den 2. Advent ist der hiesige D. Pfarrer mit den Seinigen zum heiligen Abendmahl gewesen, die Pfarrfrau aber, weil sie in Wochen gelegen, ist im Hause abgewiseet worden, Er der Pfarrer ließ uns zu seiner Mahlzeit zu Mittag bitten, aber weder ich noch meine Frau sind zu ihm gekommen, weil wir wissen, daß er uns keinen bißen Eßen gönnet.

Ob sich das Verhältnis zwischen den beiden später gebessert hat, wissen wir nicht. Hoffentlich! — Die „gute, alte Zeit“! O. C.



Bergmannslied vom Jahre 1540.

Bei Petrus Albinus, Meißnische Land- und Bergchronik, Ausgabe von 1589, findet sich folgendes Bergmannslied, das auf die große Ausbeute im Quartal Trinitatis 1540 in den Marienberger Zechen Bezug hat. Als Dichter wird Simon Köhler genannt.

Ausbeut hat man gegeben
Trinitatis im vierzigsten Jahr
Hundertmaltausend Gulden
Und dreizehntausend fürwahr
Zweihundert zweiundsechzig
Gab man auf ein Quartal.
Es wurden sehr erfreuet
Der Gewerken eine große Zahl.

Desgleichen ist nicht geschehen
Wohl in St. Jochimsthal,
Daß man soviel hätt' geben
Ausbeut auf ein Quartal.
St. Annaberg desgleichen,
Und Freiberg auch dazu,
Thät solches nicht erreichen —
Sind doch guter Bergstadt zwo.

Den Schneeberg lassen wir bleiben,
Dort brach's gewaltiglich;
Gott thu' sein Gnad verleihen,
Daß es hie auch so bricht.
Thu' lange Zeit verharren,
So wird manch Bergmann froh;
Gott thuh' sie all erfreuen
Und die da bauen alldo!

Mancher Mann hat verlassen
Sein Handwerk und desgleich,
Loffen auf allen Straßen,
Zu sehen das Bergwerk reich,

Ram auf Marienberg mit Schalle
Biel mancher fremde Mann;
Gott woll' erfreuen alle
Aus seinem höchsten Thron!

Mitgeteilt von Hans Siegert.

Fedor Flinzer,

ein vogtländischer Künstler.

Am 4. April feierte unter allgemeiner und lebhafter Teilnahme der Professor Fedor Flinzer zu Leipzig seinen 70. Geburtstag — in geistiger, wie körperlicher Frische und Rüstigkeit. Flinzer, berühmt als Maler und vorzüglich als Illustrator so vieler



Märchen- und Jugendbücher, der Freund der deutschen Familie und namentlich der Kinderwelt, ward im Jahre 1832 zu Reichenbach im Vogtlande geboren, wo sein Vater Kaufmann war. 1870 siedelten seine Eltern nach Dresden über, und hier besuchte er in einem Alter von 17 Jahren die Akademie der bildenden Künste und ward ein eifriger Schüler Ludwig Richters und Schnorr von Carolsfelds, deren Einfluß auf sein künstlerisches Wirken und Schaffen nachhaltig und bestimmend einwirkte. 1859 übernahm er eine Stelle als Zeichenlehrer in Chemnitz, in der er bis 1872 mit dem besten Erfolge thätig war. Hier gründete er auch einen eigenen Herd, indem er in einer Großnichte Richard Wagners eine gleichgestimmte, feinfühligere Lebensgefährtin fand, die ihm

erst am Tage vor dem letztjährigen Weihnachtsfeste durch den Tod entrißen wurde.

Der Chemnitzer Aufenthalt sollte noch in einer anderen Beziehung für Flinzer wichtig und für seine Zukunft entscheidend werden. Hier sah er aus eigener Anschauung, wie der Zeichenunterricht in dem Lehrplane der Schulen nur wenig berücksichtigt, ja arg vernachlässigt wurde. Daher suchte er reformierend auf diesen Unterrichtsweig einzuwirken und schuf sein epochemachendes „Lehrbuch des Zeichenunterrichtes an deutschen Schulen“, in dem er ein reiches, methodisches Wissen und Können niederlegte.

„Auf Herbarts pädagogische Grundsätze gestellt, ging er davon aus: Wenn der ganze Schulunterricht darauf hinausläuft, das Kind geistig zu entwickeln, so muß das im tiefsten Grunde auch der Zweck des Zeichenunterrichtes werden, wenn er mehr als ein überflüssiges Anhängsel, wenn er ein wirklicher und wesentlicher Bestandteil des Gesamtunterrichtes werden soll.“ — Zweck des Zeichenunterrichtes sei die bewußte, verstandene Ausbildung des Sehens. — „Die Entwicklung des Blickes für die Formenwelt im Zusammenhang mit wachsendem Verständnis derselben, stufenweise, gemäß der Allgemeinsteigerung der Geistesausbildung — das ist das Grundgesetz der Methode Flinzers.“*) —

Die Erfolge seiner reformierenden Thätigkeit sind nicht ausgeblieben. Ihm selbst brachte sie einen ehrenvollen Ruf als städtischer Zeicheninspektor nach Leipzig, wo er heute noch rüstig schafft und wirkt, zugleich auch als Oberlehrer am Realgymnasium. Königliche Guld verlieh ihm in Anerkennung seiner großen Verdienste den Titel und Rang als Professor.

Flinzers Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der Illustrationskunst, von der wir in dem vorliegenden Hefte „Unsere Heimat“ ein paar Proben geben. „Sein eigentliches Studiengebiet sind die Tiere, und mit einer gewissen Vorliebe Löwen, Hunde, Gänse, Haushühner und vor allem Katzen, wie er denn schon jung „der sächsische Katzenraffael“ hieß.“ So hat er eine ansehnliche Reihe herrlicher Bilderbücher für die Jugend ge-

*) Weiteres siehe „Illust. Ztg.“ Nr. 3066. 3. April 1902.



Aus dem Verlage von Alphonse Bäcker in Leipzig.

Eine Probe Flinzer'scher Zeichenkunst.

schaffen, eine Menge trefflichster Illustrationen zu den Dichtungen eines Julius Lohmeyer, Viktor Blüthgen, Edwin Bormann u. a. Wir nennen hier nur „Lachende Kinder“, „Jugendbrunnen“, „Der Tierstruwelpeter“, „Reinecke Fuchs“, „Die Puppeninsel“, „Kater Murr's Tagebuch“. Das Bedeutendste sind wohl seine Illustrationen zu Lohmeyers „König Nobel“.

In allen seinen Bildern erkennen wir sein tiefes Verständnis für die Welt und das Leben der

Tiere, ihre Charaktereigenschaften und Eigentümlichkeiten; ein sonniger Humor lacht uns aus all seinen Zeichnungen entgegen. Die Frische und Natürlichkeit seiner Darstellungskunst, die seine Beobachtungsgabe, sie sichern seinen Jugendbilderbüchern einen dauernden Wert, wie ihn nur wenige besitzen. Noch manche schöne Gabe können wir von dem unermüdet Schaffenden erwarten, und daher wünschen wir dem Jubilar einen heiteren, reichgesegneten Lebensabend. —*).



Der neue Tag.

Eine Skizze aus der Gegenwart von K. Reuhäuser.

Er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Noch diesen vergnügten Abend im Kreise seiner Freunde — und nun den Strich unter die Rechnung gemacht! Pah — was war das ganze Leben? Ein Possenspiel — nichts weiter! Wenn man's satt hatte, fand sich ja eine mitleidige Kugel. Die Triebkraft im ganzen Dasein, das einzig Wertvolle war das Geld. Arm-jeligste aller Kreaturen, die die nötigste Daseinsbedingung entbehren mußte! Teufel, noch mal! Er

war nicht gewöhnt, die Pfennige umzudrehen! Sein ganzes Vermögen war dahin, durch den Zusammenbruch der Bank verloren. Die hundertundfünfzig Mark, die ihm seine Stellung als Kaufmann, da man doch einmal eine Beschäftigung haben mußte, monatlich einbrachten, langten ja kaum für Handschuhe und Cigarren. Lohnte es sich zu leben? Nein, und tausendmal nein! Er trat ab von der Bühne des Lebens! Ein letzter, lustiger Abend, ein kräftiger

Schluck Sekt, eine Kugel in die Schläfe, — die Posse war zu Ende! Es war alles gut vorbereitet daheim. Die Briefe geschrieben, ein Kouvert mit dem klingenden Inhalt und der Aufschrift: „Für mein Begräbnis!“ lag bereit. Sogar der Sekt war da. Auf dem Schreibtische standen zwei Leuchter mit weißen Kerzen, dazwischen das Etui mit der Waffe. Ordentlich feierlich hatte es ausgesehen. Gedankenvoll schritt Kurt dahin. Fast unbewußt hatte er die Straßen der Großstadt verlassen, und seine Schritte ins Freie gelenkt. Noch einmal wollte er draußen im Grünen wandeln, noch einmal den Mondschein genießen . . . Die Sonne würde ihn morgen nicht mehr unter den Lebenden finden. Nur nicht sentimental werden, alter Junge! — Er wanderte still und gelassen hinaus zum Ostragehege. Ihm zur Seite rauschten die Fluten der Elbe. Plötzlich fielen seine Blicke auf eine vor ihm her schreitende Frauengestalt. Wo war sie hergekommen? Er hatte es nicht beachtet. Sie ging langsam unter der Last eines anscheinend schweren Packetes, das sie trug. Über die flatternden Haare war ein leichtes Tuch gebunden. Der Herbstwind zerrte an ihrem Kleide und ließ die feinen Linien ihrer Gestalt erkennen. Sein Interesse wurde rege. Er beschleunigte seine Schritte. Zwischen dem zerrissenen Gewölk kam der Mond hervor. Die Fremde wandte das Gesicht zur Seite; Kurt erhaschte im Fluge ein anmutiges Profil, ein sanftgerundetes Kinn. Die Frau trug ein Kind auf dem Arme. Hollah, so viel verstand Kurt doch auch von Kindererziehung, daß man ein so kleines, zartes Wesen nicht in stürmischen Herbstnächten spazieren trägt. Hier hieß es, aufpassen! Die Frau schritt dicht am Flußufer dahin. Die Mondstrahlen malten sich in dem zitternden Wasserpiegel. War das vielleicht das Ziel der Einsamen? Plötzlich war sie verschwunden, als hätte sie die Erde verschluckt. Kurt strich sich über die Augen; hatte seine erregte Phantasie ihn genarrt? Er hatte sie doch eben lebhaftig gesehen. Aha, hier ging eine schmale Steintreppe hinunter zum Flusse. Er stieg hinab. Da stand die Frau. Ein tiefer Seufzer verzitterte eben in der Luft, das feine Gesicht hatte sie in unbewußtem Grauen halb abgewendet. Schon hatte Kurt sie am Arme erfaßt.

„Um Gotteswillen, was wollen Sie thun?“

Erstrocken war die Frau zusammengezuckt

„Ach lassen sie mich!“

Die Stimme war müde, schmerz bewegt.

„Kommen Sie, Sie sind noch so jung, und die Welt ist groß und hat Platz für uns alle.“

Er hatte den Arm um sie gelegt und führte sie sanft und sorgsam die Stufen empor.

„Wer wird denn gleich verzagen? Wenn morgen die Sonne scheint, hat das Leben ein anderes Gesicht.“

War das derselbe Kurt, der mit dem Leben abgeschlossen hatte? Auf den daheim die Kugel wartete?

Er sprach sanft und gütig auf die Frau ein. Die Worte flogen ihm zu. Ein tiefes Erbarmen hatte ihn erfaßt. Die Frau schritt zitternd neben ihm. Er bemerkte, wie die Kräfte sie verließen, und nahm ihr das Kind ab. Sorgsam stützte er sie mit dem anderen Arme. Eine Droschke kam herangerollt; Kurt gab dem Kutscher ein Zeichen. Dann trat er mit abgezogenem Hut an den Wagenschlag. Ein alter Herr beugte sich aus dem Fenster.

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Kurt, „daß ich unbekannter Weise Ihre Güte in Anspruch nehme, mein Herr. Diese Dame ist plötzlich erkrankt; es ist ihr unmöglich, ihren Weg zu Fuß weiter fortzusetzen . . .“

Der Herr hatte schon die Thür geöffnet und stieg aus.

„Ich bitte sehr; der Wagen steht zu Ihrer Verfügung.“

Er half selbst der vollständig Erschöpften in den Wagen. Kurt nannte seinen Namen.

„Sie verpflichten mich zu größtem Danke!“

„Schon gut, schon gut,“ brummte der Weißbärtige, „mir thut ohnehin ein kleiner Spaziergang noch ganz gut.“

Kurt rief dem Kutscher seine Adresse zu, und der Wagen rasselte über das Pflaster.

„Sie sind so gut,“ sprach die Frau mit bebender Stimme; doch er bat sie, sich nicht zu erregen.

Schweigend lehnte sie in der Wagenecke. Als sie durch belebtere Straßen fuhr, sah Kurt beim Scheine vereinzelt brennender Laternen große Thränen über die Wangen seiner Fahrgenossin rollen.

Der Wagen hielt. Kurt führte die Frau, das Kind auf dem Arme, in seine elegant eingerichtete Junggesellenwohnung. Als er den Leuchter auf dem Schreibtische anzündete, fiel sein Blick auf die Briefe, das Kästchen mit der Waffe, den Sekt . . .

„Lächerliche Komödie,“ murmelte er zwischen den Zähnen. Doch halt, der Sekt . . . Er würde

der Erschöpften gut thun. Er entforchte die Flasche und reichte der Frau das Glas. Sie nippte, er redete ihr zu, wie einem franken Kinde. Langsam kam etwas Farbe in ihre Wangen. Dann nahm er das Kind von ihrem Arme. Es war ein ungefähr ein Jahr altes Bübchen, ein schönes, rosiges Kind. Fest war der Kleine in warme Tücher verpackt. Kurt sah's, und tiefe Rührung bemächtigte sich seiner. O Mutterliebe, bis zum letzten Atemzuge um den Liebling besorgt! Selbst auf dem Todeswege sollte das runde, warme Körperchen kein kalter Lufthauch treffen! Das Kind fing leise an zu weinen.

„Was ist?“ wandte er sich besorgt an die Frau.

„Wenn ein wenig Milch da wäre; er hat Hunger,“ entgegnete diese.

„Hollab, Frau Keller! Aufstehen, Milch wärmen für das Kind!“ weckte er seine Wirtin.

„Legen Sie sich schlafen, Herr Werner,“ entgegnete diese, im Glauben, ihr Herr habe ein Häufchen mit heimgebracht.

„Beste Frau Keller, es ist mein Ernst; ich bringe Ihnen Einquartierung!“

Die Frau fing an zu rumoren und erschien bald im Zimmer ihres Logisherrn.

„Sorgen Sie für diese Dame und das Kind! Morgen mit dem Frühesten bin ich wieder da.“

Er strich dem Kinde leicht über die silberblonden Härchen, nickte der jungen Frau, die wie im Traume dafuß, freundlich zu und verließ das Zimmer. Seine Wirtsfrau folgte ihm.



Eine Probe Hlinzerischer Zeichenkunst. (Zu Artikel S. 212.)
Aus dem Verlage von Alphonse Dürr in Leipzig.

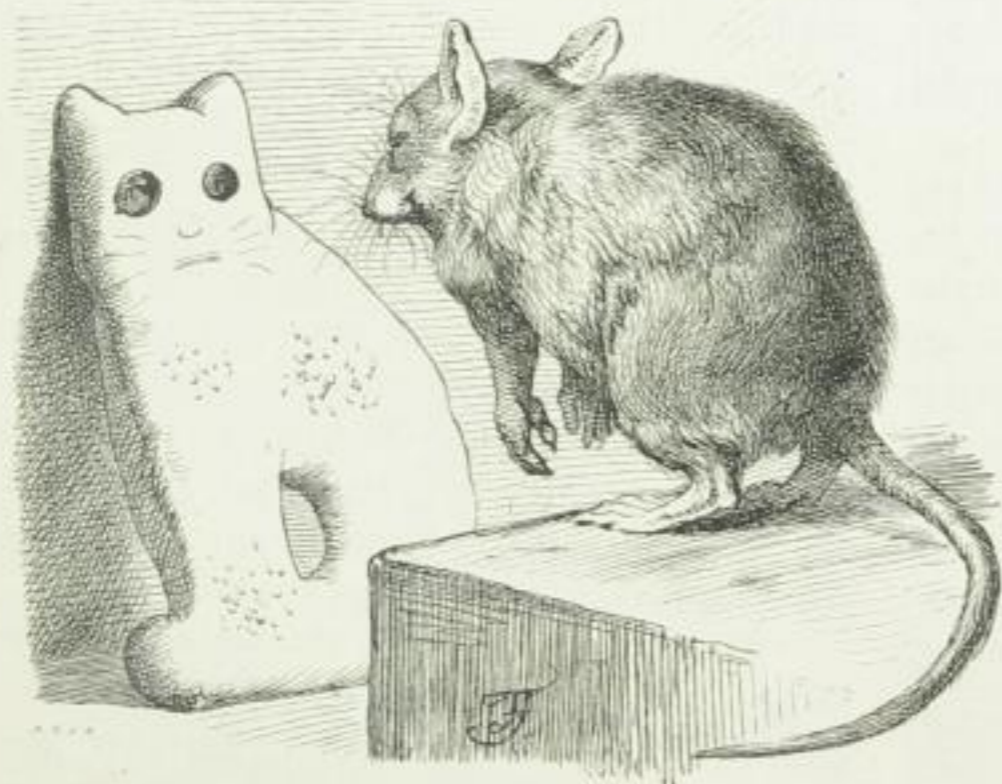
„Bist, Frau Keller, nur Ruhe und nichts fragen.

... Bringen Sie die Dame zu Bett, versorgen Sie das Kind, es soll Ihr Schade nicht sein.“

Er zog den Überzieher an. In der Brusttasche raschelte es. Es waren seine Abschiedsbriefe und das Rouvert mit dem Begräbnisgeld. Den Revolver hatte er verschlossen.

Die Nacht brachte Kurt in einem Hotel zu, doch fand er wenig Schlaf. Nun galt's, zu arbeiten und zu sorgen. Man rettet nicht zwei Menschen vom Tode, um sie von neuem der Verlassenheit und Verzweiflung zu überlassen. Diese Geschöpfe waren nun sein und seiner Sorge anvertraut. Tausend Gedanken durchkreuzten sein Hirn. Man konnte arbeiten, man konnte sparen, man konnte vorwärts kommen. Er fühlte eine mächtige Schaffenskraft in sich. Das Wenige, was von seinem Vermögen übrig geblieben war, erschien ihm als ein großes Gut. Sein Gehalt war auch nicht zu verachten. Wunderbar! Was ihm für sich allein zu wenig dünkte, schien ihm nun ausreichend für Drei.

Noch vor Tagesgrauen betrat er seine Wohnung. Aus Frau Kellers Küche drang der Geruch von frischem Kaffee. Sie kam so schnell, als es ihr behäbiger Körperumfang zuließ, herbeigeeilt, als sie ihn kommen hörte.



Ein Probe Hlinzerischer Zeichenkunst. (Zu Artikel S. 212.)
Aus dem Verlage von Alphonse Dürr in Leipzig.

„Wie ist es gegangen?“ fragte er.

„Jetzt schlafen sie beide prachtvoll. Doch erst konnte das Frauchen nicht zur Ruhe kommen. Vor einem halben Jahre den Mann verloren und jetzt bei der Bank die paar Spargroschen, die ihr Leben fristeten. Arm und schwach, zu stolz zum Betteln, zu gewissenhaft zum Borgen . . . Lieber Gott, das Herz könnte einem zerbrechen . . .“ Sie senkte tief auf

Kurt betrat auf den Fußspitzen das Zimmer. Da lagen in süßem Schlummer Mutter und Kind. Das zarte Madonnengesicht der Mutter war rosig angehaucht, es lag fast der leichte Schimmer eines Lächelns um den weichen Mund. Um des Kindes Schläfe kräuselten sich die Locken. Kurt stand und

schaute und konnte sich nicht satt sehen. Ohne sein Dazukommen trieben jetzt beide kalt und starr in dem unsauberen Wasser des Großstadtflusses. Der Gedanke durchschauerte ihn. War's möglich, daß auch er sein Leben einmal hatte von sich werfen wollen? Das Leben, daß so unsäglich reich und glücklich machen konnte? Dies gottbegnadete Leben, daß ihm vergönnte, zwei junge Seelen von Tod und Verderben zu erretten?

Erschüttert trat er ans Fenster. Der ganze Himmel war goldrot überflammt. Die ersten Sonnenstrahlen huschten über Giebel und Dächer. Kurt faltete stumm die Hände. Eine tiefe Daseinsfreude, eine reine Glückseligkeit durchflutete ihn. Der neue Tag brach an. —



Zum 150. Geburtstage des Akustikers Kauffmann aus Siegmars.

Ein Beitrag zur Geschichte der Spieluhren.

Im Museum des Vereins für Chemnitzer Geschichte ist seit einiger Zeit dank der Freundlichkeit des Herrn Lippmann eine sogenannte Klötenuhr aufgestellt, die nach Ablauf jeder Stunde ein Stückchen spielt. Wenn auch das Werk verhältnismäßig einfacher Bauart ist und mit seinen Leistungen nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht, so muß es doch das Interesse unserer einheimischen Bevölkerung gewinnen, weil es vielleicht zu den ersten seiner Art gehört und an eine Familie unserer Landschaft zu erinnern vermag, die auf dem Gebiete des Baues ähnlicher, zum Teil viel vollkommenerer selbstspielender Musikinstrumente Hervorragendes geleistet und weithin Anerkennung gefunden hat.

Die Familie, um die es sich handelt, führt den Namen Kauffmann und stammt in dem ältesten der berühmt gewordenen Glieder aus dem Nachbarorte Siegmars. Der Umstand, daß am 12. April der 150. Geburtstag Kauffmanns des Vaters wiederkehrt, giebt den Anlaß, das Gedenken an ihn und seine Mitarbeiter zu erneuern.

Vater, Sohn und Enkel Kauffmann sind es, die sich auf dem bezeichneten Gebiete bethätigt haben, das jüngere Glied dem älteren immer ein treuer Gehilfe und Förderer.

Kauffmann, der Vater, war, wie dem Verfasser auf eine Bitte hin durch das Pfarramt zu Reichenbrand freundlichst mitgeteilt wurde, am 12. April 1752

zu Siegmars geboren und hatte die Namen Johann Gottfried beigelegt erhalten. Alle Angaben, die auf den 14. April und auf das Jahr 1751 als Geburtszeit lauten — zum Beispiel auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie, der wir sonst verschiedene Nachrichten entnommen haben — sind darnach richtig zu stellen. Nur als Taufstag kommt der 14. April in Frage. Die Eltern Kauffmanns, der erbangeheiratete Bauer Gottfried Kauffmann und Rosina geb. Windler aus Limbach, ließen ihren Sohn zunächst Strumpfwirker werden. Bald aber brach der schon am Knaben beobachtete Drang nach Ausübung des Mechanikergewerbes mit Macht hervor, sodaß sich der Jüngling ein anderes Unterkommen suchen mußte. Er wendete sich nach Dresden, wo er in das Haus eines Mannes kam, der sich mit Ausbessern von Uhren und ähnlichen Arbeiten beschäftigte. Nach dem Tode seines Lehrmeisters übernahm er als etwa Zwanzigjähriger auf Rechnung der Witwe das Geschäft und wurde 1779 der Schwiegersohn seiner bisherigen Herrin. Am 10. April 1818 starb er zu Frankfurt a. M. auf einer Kunstreise, weithin gekannt und geehrt.

Der Sohn Friedrich Kauffmann war den Eltern am 5. Februar 1785 — zu Dresden — geschenkt worden und starb am 1. Dezember 1866. Von Haus aus Uhrmacher, vertiefte und erweiterte er seine Allgemeinbildung durch musikalische Studien

und durch fleißiges Umschauen in der Welt, während der Jahre 1803 bis 1806, die ihn durch Deutschland, nach Frankreich und in die Schweiz führten.

Der Enkel endlich, Friedrich Theodor geheiß, lebte von 1823 (9. April) bis 1872 (5. Februar).

Welcher Art waren nun die Werke? Ange deutet ist, daß sie in mechanischen Musikinstrumenten bestanden, aber einige Einzelheiten müssen doch hinzugefügt werden: Schon als „Vater Kauffmann“ noch in der Lehre stand, konnte er sich nicht daran begnügen, Uhren gewöhnlicher Art zu bauen, oder gar nur auszubessern. Sein Sinnen ging darauf, die Triebkraft des Uhrwerkes zur Hervorbringung von Tönen und Musikstücken zu benutzen. Und das Wort „Fleiß bringt Preis“ sollte sich auch ihm bewähren. Obwohl Kauffmann nie Unterricht in der Musik genossen hatte, gelang es ihm doch rasch, Spieluhren, vorzüglich Harfenuhren, gesuchter Art zu bauen. Bald verfertigte er auch Flötenuhren und ruhte nun nicht eher, bis er beide verbunden hatte. Ein weiter Kreis von Abnehmern unterstützte seine Bestrebungen. Größer noch wurde die Unternehmungslust, als der gleichstrebende Sohn als Gehilfe in das Geschäft eintrat. Nicht nur, daß die beiden ihre Werke immer mehr vervollkommen hatten, sondern sie entfalteten ein großes Erfindertalent und schufen immer neue Instrumente. Als erstes wird das sogenannte Belloneon oder Bellonion (1806) aufgezählt, das mit Pauken und Trompeten ausgestattet war und seinen Namen von bellum (= Krieg) erhalten hat, weil es „viestimmige Kriegsmusik“ ertönen ließ. Im Jahre 1810 war das Harmonichord fertig, das eine Art aufrechtstehendes Flügelpianoforte ist, „dessen Saiten jedoch nicht durch Hammer Schlag, sondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Kolophonium durchgearbeiteten Cylinders zum Ertönen gebracht werden“. Der Klang wird als „eigentümlich, äolsharfenartig und von großer Tragweite“ geschildert. Weitere Musikwerke Kauffmannscher Herkunft, die indes erst nach Lebzeiten des „alten“ Künstlers entstanden, waren das Chordaulodion, das Symphonion und — kurz vor 1850 — das Orchestrion.

Möchten die Instrumente aber heißen, wie sie wollten, sie dienten, wie Fürstenau etwa sagt, dem Ziele: „menschliche Herzen durch ihre freundlichen, nie ermüdenden Klänge besonders da zu erfreuen,

wo alle Kunstleistungen unmöglich oder doch sehr erschwert sind“. So fanden sie denn gute Aufnahme überall: in Rußland, Indien, Amerika und anderorts. Schon 1800 genossen Kauffmanns des Älteren Werke in Italien, Osterreich u. s. w. einen Auf. Sie einzuführen, waren die „Kauffmänner“ aber auch thätig, indem sie Kunstreisen in der Nähe und nach der Ferne unternahmen. So treffen wir die beiden Älteren 1810 bis 1812, dann wieder nach 1815 auf der Kunde. Sie besuchten Deutschland, Osterreich, Holland und Frankreich. Auf der letzten dieser Umfahrten starb, wie erwähnt, Johann Gottfried. Später bereiste Friedrich Kauffmann erst allein, dann mit seinem Sohne, verschiedene Länder. Ein Besuch Dänemarks 1844 sollte jedoch verhängnisvoll auslaufen, denn auf der Rückfahrt von Kopenhagen erlitten die Reisenden Schiffbruch. Zwar wurden Vater und Sohn gerettet, aber sie hatten den Verlust sämtlicher Instrumente zu beklagen, so daß sie daran gehen mußten, das Untergegangene zu ersetzen. Nachdem dies geschehen und auch noch manches Neue hinzugefügt war, begann 1851 das Wanderleben von neuem nach England, Irland und Schottland. 1852 jedoch fand es seinen Abschluß, und nur der Bereicherung des sogenannten akustischen Kabinettes in Dresden galt — soviel bekannt — die weitere Lebensarbeit der zwei jüngeren „Kauffmänner“.

Wer aber etwa glauben wollte, daß die Verehrer der Kauffmannschen Künste nur aus den tiefer stehenden Schichten der Bevölkerung gekommen seien, würde im Irrtum leben. Bis in die höchsten Kreise fanden sich Liebhaber. Kaufte doch die erste der Kauffmannschen Spieluhren Kurfürst Friedrich August, um seine Gemahlin damit zu erfreuen. Wenn die „Allgemeine Encyclopädie“ recht hat, ist das Werk heute noch im Besitze König Alberts. Ein Belloneon erwarb Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Folgender kleine Zwischenfall gab aber auch Anlaß, daß Napoleon I. mit dem Instrumente bekannt ward: Nach der Schlacht von Jena wohnte der Kaiser in Charlottenburg. Raun hatte er sich zur Ruhe begeben, als die „preußische Kavallerie-Attacke“ durch die Luft schmetterte. Napoleon wähnte, überfallen worden zu sein und ließ Alarm schlagen. Jedoch bald zeigte es sich, daß die Töne aus dem Marmorsaale des Schlosses kamen, in welchem das mit 12 Trompeten ausgerüstete Belloneon durch einen unvorsichtigen Anstoß in Be-

wegung gesetzt worden war. Daß selbst musikalische Größen die Leistungen der Kauffmannschen Werke würdigten, geht wohl am besten daraus hervor, daß K. M. von Weber für das Harmonichord ein Adagio und Rondo komponierte. Den zweiten Kauffmann hat vielleicht auch Goethe aufgesucht, wie folgender Briefwechsel zwischen Zelter und Goethe aus dem Jahre 1810 vermuten läßt. Es schreibt am 30. Juni Zelter: „Ich nehme die Gelegenheit, durch Herrn Kaufmann aus Dresden, Ihnen beygehendes Portefeuille mit sechs Zeichnungen zu Ihrem Faust zu senden. . . Herr Kaufmann ist der Erfinder eines Instruments, welches er Harmonichord nennt. Dieses Instrument hat viele Ähnlichkeit mit der bekannten Harmonika und zugleich mit der Orgel; es kommt mir jedoch weit vollkommener vor. . . In gemessener Entfernung, besonders Abends in freyer Luft, muß es von unendlich schöner Wirkung seyn, und ich habe daher nicht ermangeln wollen, diesen braven jungen Mann an Sie zu adressieren. Mann kann nichts Reineres hören als die schönen Töne des Instruments“ Goethe antwortet

darauf unter dem 4. Juli von Karlsbad aus u. a.: „Den Meister des Harmonichords will ich auf seine Einladung besuchen, und ihm andere Musikfreunde zuführen.“ Ob es dazu gekommen ist, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht bekannt. In den Tagebüchern des Dichters hat er bis jetzt keinen Vermerk gefunden. Sollte Goethe bei Friedrich Kauffmann Einkehr gehalten haben, dann ist wohl auch ein Zusammentreffen mit dem Vater Johann Gottfried, dem dies Gedenkblatt zunächst gewidmet sein soll, nicht ausgeschlossen.

Möge dem aber sein, wie ihm wolle: das Eine geht aus dem Gesagten — das sich unschwer hätte erweitern lassen — hervor, daß das Dreigestirn Kauffmann in der Geschichte der Mechanik, Akustik und Musik eine wichtige Rolle spielt, und daß wir guten Anlaß haben, uns seiner zu erinnern. Vielleicht daß die Gemeinde Siegmars das Andenken an ihren bedeutenden Sohn durch die Benennung einer Straße nach ihm ehrt..

Aus d. Chemnitzer Tagebl. 1902, No. 165.



Gruß an die Heimat.

Nur in der Heimat wohnt die Liebe,
Nur in der Heimat ist das Glück,
Du kehrest von allen deinen Wegen
Zu deiner Heimat froh zurück.

Da draußen in der fremden Menge,
Wie ist der Blick für dich so kalt. —
Nur in der Heimat wohnt die Liebe,
Nur in der Heimat rauscht der Wald.

Ich war ein Fremdling in der Fremde,
Fremd war mir alles, weit wie nah,
Doch als ich kam zu deinen Bergen,
Die alte Heimat wieder sah —

Da wollt' es mir das Herz verschnüren
Und voller Wehmut war die Brust,
Da konnte ich so recht verspüren
Der alten Heimat süße Lust.

Das ist das Beste doch auf Erden,
Wenn man die Heimat wieder sieht.
D'rum grüß' ich dich von ganzem Herzen
Mein Heimatland mit diesem Lied.

Mag Schreyer-Pöhl.



Der „Filialgaul“.

Aus Stollberg's Vergangenheit von † Friedrich Straumer.

Auf dem Höhenrücken zwischen Stollberg und Zwönitz, seitwärts von der diese Städte jetzt miteinander verbindenden schönen Straße, liegt in einer Falte des Gebirgs das ansehnliche Dorf Brünloß. Das Dorf gehört als Tochtergemeinde oder Filiale zur Parochie Stollberg, und der dortige Diakonus amtiert zugleich als Pfarrer von Brünloß und erfreut sich als solcher eines gewissen Ansehens. Das Amt hat aber nicht bloß seine Würde, sondern auch seine Bürde, denn von Stollberg bis Brünloß ist es mindestens anderthalb Stunde und der Weg ist beschwerlich, weil er hoch in die Berge hineinführt. Da ist's denn nun natürlich, daß man dem Herrn Diakonus behufs besseren Fortkommens ein Geschirr zur Verfügung stellt, und so kann man ihn allsonntäglich, wenn er zu predigen hat, oder auch an Werkeltagen, wenn einmal eine andere dringende Amtshandlung ihn in sein Dorf führt, in einem leichten Wägelchen den Berg hinauffahren sehen. Früher schenkten die Herren Diakonen dem Wirt im „weißen Roß“ das Vertrauen, sich von ihm kutschieren zu lassen, und so bin ich vor etlichen vierzig Jahren als Sohn des damaligen Wirtes zum „weißen Roß“ selber manchmal, auf dem Kutschbock sitzend, mit hinausgefahren. Noch früher aber, um den Anfang unseres Jahrhunderts, reiste der Diakonus so bequem nicht, denn damals wurde demselben, dem Herrn „Kaplan“, wie man mit Vorliebe ihn nannte, nur ein Reitpferd, nicht aber ein Wagen gestellt.

Das erklärte sich denn nun einfach genug aus der damaligen Beschaffenheit des Wegs. Die Kunststraße, die heute im weiten Bogen den Berg hinaufklettert, existierte damals noch nicht. Ein steiler Weg führte direkt über Felsen und nacktes Gestein zum Schloß Hoheneck, der ehemaligen „Stallburg“, von der Stollberg seinen Namen hat, hinauf und dann weiter nach Brünloß. Er glich mehr einem Saumpfad in den Alpen, als einer fahrbaren Straße im kultiviertesten aller Länder, in unserem lieben Sachsen. Auf solchen Wegen ist schlecht fahren, wer es dennoch that, spannte Ochsen vor, wie der selige Herr Bürgermeister Liebe, als er mit seiner kürzlich ihm angetrauten Gattin anno 1830 von

Stollberg, wo er damals mit großer Strenge zwar, aber auch gerecht regierte, in eigener Staatskarosse zur Kur und auch zum Vergnügen nach Karlsbad fuhr. So wohl aber ward's dem Herrn Kaplan nicht, denn dem hatten die Bauern von Brünloß zu seiner sonntäglichen Fahrt damals noch nicht eine Kutsche, und wäre sie auch mit Ochsen bespannt gewesen, zu stellen, sondern ein bloßes Reitpferd, und auch dieses stellten sie nicht einmal gern. Sie wären diese lästige Verpflichtung am liebsten ganz losgewesen und ergriffen dazu, das ihnen verhaßte Joch abzuschütteln, mehr als einmal die Gelegenheit.

Um den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, vielleicht um die Zeit der großen französischen Revolution, wo ohnedies alles nach Freiheit dürstete, und die Menschen von Pflichten und Leistungen, und wären sie auch noch so gut im alten Herkommen und Gesetzen begründet gewesen, durchaus nichts wissen wollten, geschah es, daß in Stollberg als Diakonus ein Mann seinen Einzug hielt, der ein rechter Bücherwurm war, eine sanfte, stille Natur, allen Leibesübungen abhold und insbesondere im Reiten gänzlich unerfahren. Kaum hatten das die Bauern von Brünloß gemerkt, so stand ihr Plan fest, und Sonntags, als der kleine Herr zur Kirche abgeholt werden sollte, fand er vor seiner Amtswohnung in der Pfarrgasse das störrischste Pferd, das die Bauern im Dorfe nur hatten austreiben können. Als das der Kaplan sah, erschrak er davor, wie weiland die Römer vor den Elephanten des Pyrrhus, und lieber wäre er, wie s. Z. die Griechen vor Troja, in den Bauch des Pferdes hineingetrochen, wenn nämlich dieses, wie das der Griechen, von Holz und innen hohl gewesen wäre, als daß er sich auf seinen Rücken hinaufgeschwungen hätte. Zudem fing auch das Roß, dem der dasselbe begleitende Knecht zu allem Überfluß eben noch etwas brennenden Schwamm unter die Nase gehalten hatte, an aufzubäumen und gewaltig auszuschlagen, und da war's denn begreiflicherweise mit dem Mute des Herrn Kaplan nun vollends gar aus. Er beschloß also zu Fuß zu gehn, hieß den Knecht an seiner Statt das Pferd besteigen und trabte selber mühselig und beschwert neben her.

Als er nun so in das Dorf kam, stellten sich die Bauern, die schon zu seinem Empfange bereit waren, fuchswild an. Sie sprachen von einer Beleidigung, die er ihnen zugefügt habe, indem er ihr Roß, das beste, was sie gehabt hätten, zurückgewiesen. Als aber der Herr Diakonus auf seine Unfähigkeit, zu reiten, verwies und anzudeuten wagte, daß sie ja von der Stellung des Rosses absehen und ihn durch Zahlung einer geringen Geldsumme entschädigen könnten, da lehnten sie dies ganz entschieden ab und bestanden nur noch mehr darauf, daß er reite. Dies wäre seine Pflicht, wie es ihre wäre, das Pferd, den „Fialgaul“, wie es damals allgemein hieß, zu stellen. Eins wurden sie an diesem Sonntag nicht, doch versprach der Herr Kaplan, um nur nicht in den Verlust des Rechts zu geraten, das nächste Mal einen Versuch zu wagen.

Am nächsten Sonntag wiederholte sich die Geschichte vom vorigen. Die Brünlofer schickten denselben störrischen und bockigen Gaul wieder, und als der Herr Kaplan, der inzwischen auf dem lammfrommen Abergaul des Stollberger Pfarrpächters im Reiten sich ein wenig geübt hatte, den Fialgaul doch besteigen wollte, wobei ihm der Brünlofer Knecht mit übergroßem Eifer und merkwürdigem Ungeschick half, da kam er nicht so bald auf der einen Seite hinauf, als er auch schon auf der anderen Seite hinunterfiel. Nach Brünloß kam der Kaplan trotzdem auch noch an diesem Sonntag, aber wieder zu Fuß und nicht zu Roß, und diesmal verzichtete er feierlich und ausdrücklich auf sein Recht der Abholung und bat sich auch keine Entschädigung aus. So waren's die Brünlofer zufrieden, glaubten ihre Sache gut gemacht zu haben und meinten, der lästigen Pflicht nun ein für allemal ledig zu sein. Es kam aber anders.

Ein paar Jährchen gingen ins Land, dann ward der pferdescheue Kaplan auf seinem beschwerlichen Posten abgelöst und auf eine ihm zusagendere Stelle im Niederland versetzt. In Stollberg aber ersetzte ihn mein Großvater selig, ein junger that-



Ein Probe Hinzerscher Zeichenkunst. (Zu Artikel S. 212.)
Aus dem Verlage von Alphonse Dürr in Leipzig.

kräftiger Mann, der vorher mehrere Jahre Feldprediger bei einem der sächsischen Regimenter gewesen war, die anno 1795 mit am Rhein gegen die Franzosen im Felde standen. Der hatte nun bei den Soldaten mancherlei gelernt, wie man mit Soldaten umgeht, wenn sie nicht parieren wollen, und auch mit Pferden, und war ein Reiter comme il faut. Kein Roß war ihm zu wild, das er nicht gebändigt, keines zu bockig, das er nicht zurecht geritten hätte, und saß er einmal darauf, so brachte ihn keins wieder herunter. Das konnten aber die Brünlofer nun freilich nicht wissen, sie gedachten es ihm wie seinem Vorgänger zu machen, schickten

ihm am Sonntag den bekannten störrischen Gaul und freuten sich schon im voraus der kommenden Dinge.

Als es in Brünloß zur Kirche läutete und man der Ankunft des neuen Diaconus gewärtig war, standen die Bauern alle vor dem Dorfe auf der Straße, kicherten heimlich vor sich hin und hielten es kaum noch für nötig zu fragen, ob der Knecht oder der Pfarrer oben auf sitze, denn sie nahmen das erstere für ganz gewiß an. Wer aber diesmal oben auf saß, das war nicht der Knecht, sondern der Pfarrer. Das Pferd hatte seinen Meister gefunden, es war geduldig wie ein Lamm und folgte dem leiftesten Druck des Zügels oder der Schenkel. Da machten die Bauern wohl anfangs sehr verdutzte Gesichter, zu ihrer Ehre aber müssen wir sagen, daß sie sich bald mit der Sachlage ausöhnten, so daß sie schließlich sogar darauf stolz waren, einen Pfarrer zu haben, der so ausgezeichnet zu reiten verstand. Seine Vorwürfe aber, warum sie ihm

einen so elenden Gaul geschickt und ob sie denn keinen besseren hätten, hörten sie nicht bloß ruhig an, sondern sie nahmen sie sich auch zu Herzen. Sie schickten ihm später ein Reitpferd, das zwar auch noch nicht zu den besten, doch aber zu den leidlichen gehörte, und der „Brünloßer Filialgaul“ kam, nachdem er mehrere Jahre sehr in Verruf und ein Gespött der Leute gewesen war, nun wieder zu Ehren. „Der versteht's!“ pflegten die Brünloßer zu sagen, indem sie schmunzelnd auf meinen Großvater selig zeigten, und meinten damit nicht bloß das Reiten, sondern auch alles andere, was man von einem guten Pastor verlangt, Predigt, Seelsorge u. s. w.

Das Reiten war aber doch der Anfang seines Glückes und seiner Erfolge bei den Bauern. Dieser Kunst verdankte er mit zuerst seine Beliebtheit, und daß er nachher meines Urgroßvaters Schwiegersohn und somit mein Großvater wurde.



Vermischtes.

Plauen. Der hiesige Oberbürgermeister Dr. Schroeder ist zum Ministerialdirektor im Finanzministerium ernannt worden. Dr. Schroeder hat seine hiesige Stellung erst seit 2½ Jahren inne. Seine Einführung erfolgte am 16. Oktober 1899. Er ist ein ehemaliger Schüler der Fürstenschule zu Meißen, die er von 1873 bis 1879 besuchte, studierte dann bis 1883 in Leipzig und Berlin, legte 1888 seine zweite juristische Staatsprüfung ab und ließ sich darauf als Rechtsanwalt in Zwickau und seit 1891 in Crimmitschau als Rechtsanwalt und Notar nieder. Er verfügte bald über eine ausgedehnte Praxis, war Syndikus und Aufsichtsratsmitglied verschiedener industrieller Unternehmungen und dann auch Mitglied des Stadtverordnetenkollegiums. Seine Vorliebe für die Verwaltungsthätigkeit war für ihn ausschlaggebend, trotz seiner günstigen Stellung in Crimmitschau und trotz wesentlicher Verringerung seines Einkommens einem an ihn ergangenen Ruf als Bürgermeister von Freiberg zu folgen. In Freiberg wurde er am 21. Oktober 1896 gewählt. Am 30. September 1897 wurde er als Mitglied in die erste Kammer des sächsischen Landtages berufen. Wie sehr seine Thätigkeit in

Freiberg geschätzt wurde, war daraus ersichtlich, daß die städtischen Kollegien bereits im Februar 1898 sein Amtseinkommen um ein volles Viertel erhöhten und daß sie ihn am 30. Dezember 1898 auf Lebenszeit wählten. Am 1. August 1899 wurde Herr Dr. Schroeder in Plauen zum Nachfolger des Herrn Oberbürgermeister Dr. Dittrich gewählt und füllte seine Stellung in der Weise aus, daß schon nach seinem zweijährigen Wirken an der Spitze der städtischen Verwaltung seine Wahl auf Lebenszeit erfolgte.

Zwickau. Im großen Saale der Ratschulbibliothek hängen gegen 20 Oelbilder, lebensgroße Porträts von Männern, die in dieser oder jener Beziehung zur Geschichte unserer Stadt stehen. Darunter sind Bilder von Luther und Melancthon, wir finden Stephan Roth, den Freund jener beiden, der sich um die Einführung der Reformation in Zwickau große Verdienste erworben hat. Von anderen seien Zehendorf und Daum aus der Zahl der Gymnasialdirektoren genannt, die mit Roth zusammen auch für die Geschichte der Ratschulbibliothek von Bedeutung sind, sowie der Superintendent Veit Wolfrum und der Archidiaconus

zu St. Marien Tobias Schmidt, der Chronist unserer Stadt. Diese Bilder, die weniger ihres künstlerischen Wertes als eben ihrer ortsgeschichtlichen Bedeutung halber erhalten zu werden verdienen, haben im Laufe der Zeit von Ruß und Feuchtigkeit arg gelitten. Es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß unsere städtischen Behörden jetzt Mittel und Wege suchen, diese Bilder vor weiterer Verderbnis zu schützen. Zu diesem Zwecke fand in der Osterwoche seitens des städtischen Bibliothekausschusses eine eingehende Besichtigung derselben statt; man hatte dazu als Sachverständigen aus Leipzig Herrn Walther Kühn, einen als Wiederhersteller alter Bilder in Sachsen schon vielfach bewährten Künstler, kommen lassen. Da dieser Herr auf das bestimmteste erklärte, daß die Bilder sich recht gut wiederherstellen lassen würden, beschloß man, ihm zur probeweisen Erneuerung ein besonders arg mitgenommenes Porträt nach Leipzig mitzugeben. Wir werden seiner Zeit, wenn dasselbe wieder hierher gelangt ist, auf die Sache zurückkommen.

Schloß Altfranken. 13. April. Seit heute weht vom Turme des auf lustiger Höhe im Süd-Westen Dresdens gelegenen Schlosses die weiß-rote Standarte mit schwarz-blauem Felde halbmast: Graf Luckner ist tot. Eine der bekanntesten Adelsfamilien Sachsens ist mit dem Heimgange ihres Hauptes in tiefe Trauer versetzt worden. Der Verstorbene war insonderheit in der sächsischen Residenz und seiner Umgebung eine von vielen gekannte Persönlichkeit. Die Popularität des Grafen ist zurückzuführen auf die Jahre seiner Sturm- und Drangperiode, da er in jugendlichem Übermut durch allerlei kühne Streiche und tolle Episoden gar oft von sich reden machte. Seit Jahren jedoch hörte man so gut wie nichts mehr von ihm, da er still und zurückgezogen von allen rauschenden Festen nur seinem häuslichen Glück lebte. Graf von Luckner hat ein Alter von nur 52 Jahren 10 Monaten erreicht. Er wurde in der Schweiz erzogen, kam später ins Kadettenhaus und trat als Avantageur beim königl. Gardereiter-Regiment ein. Bald darauf wurde er zu den Dschager Ulanen versetzt. Mit diesem Ulanenregiment zog er auch 1870 als Leutnant mit in den französischen Krieg und zeichnete sich dort wiederholt durch kühne Reiterstückchen aus. An der bekannten Kavallerie-attacke bei Doucy im August 1870 nahm er ebenso teil, wie bei späteren kleineren Gefechten und gefährlichen Patrouillenreiten. Ein Ölgemälde der

genannten Attacke, das der Graf malen ließ, schmückt jetzt den Kasinoaal des Dschager Offizierskorps. Während des Feldzuges erhielt Graf Luckner das Eiserne Kreuz. 1886 vermählte sich der Graf mit der Prima ballerina Zink von der Königl. Hofoper zu Dresden. Viel besprochen wurde in damaliger Zeit das Duell des Grafen mit dem russischen Grafen von Kogebue. Letzterer hatte den Grafen Luckner auf Pistolen gefordert. Das Duell verlief aber unblutig. v. Luckner schoß seinem Gegner eine Kugel durch den Hut. Er wollte seinen Gegner nicht töten; um so verwegener war dieser Schuß, der einem Tell Ehre gemacht hatte. Nach dem Duell gab der Graf ein opulentes Mahl, bei dem es ungemain lustig zging. Zum Schlusse wurde das Eis in Gestalt eines durchschossenen Hutes serviert. Luckners halbjähriges Verweilen auf der Festung Königstein als Gefangener hat darauf zu vielen Übertreibungen der Extravaganzen, die sich der junge Offizier gestattete, Anlaß gegeben. Bekanntlich war Graf Luckner auch königlicher Kammerherr, doch erschien er bei Festlichkeiten des Hofes nur selten, und es liegt auch die Zeit weit zurück, da auf Altfranken rauschende Feste mit Entfaltung großen Pompes gefeiert wurden. Beim 800jährigen Regierungsjubiläum der Wettiner ritt er im Festzuge als mittelalterlicher Edelmann in einem voll Diamanten vollständig überhäuten Kostüme. Die schwere Krankheit des Grafen Luckner (Darm-Krebs) konnte durch eine Operation nicht aufgehoben werden. Sein einziger Sohn ist beinahe 18 Jahre alt, besucht das v. Bismarcksche Gymnasium und beabsichtigt, im Herbst beim Gardereiter-Regiment als Avantageur einzutreten. Die Beisetzung des Verstorbenen ist Donnerstag, den 17. April, im Erbbegräbnis der Grafen v. Luckner, auf dem Pesterwitzer Kirchhofe erfolgt. Sein Urgroßvater war französischer Feldmarschall und wurde nach der französischen Revolution im Jahre 1784 erschossen und seine Güter konfisziert. Seine Mutter war eine Prinzessin von Reichenbach-Löbmitz, die im Jahre 1857 in Dresden starb, und sein Vater erschloß sich infolge von Schwermut, nachdem er durch den amerikanischen Krieg große Verluste erlitten hatte.

Über **Julius Schanz** schreibt der „Vogtl. Anz.“: Julius Schanz, als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Uli Schanz, ist am Sonntag, den 13. April, in der Universitätsklinik zu Leipzig gestorben. Er hat ein Alter von 74 Jahren erreicht.

Schanz war in Delsnig i. B. geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Plauen und studierte in Leipzig. Als 21jähriger Mann beteiligte er sich lebhaft an der Bewegung von 1849, wurde deshalb gefänglich eingezogen und saß längere Zeit in Vogtsberg in Haft. Gleichwohl verstattete man ihm, als wegen der Erschießung Robert Blums eine tiefe Erregung das Volk ergriffen hatte, bei der Totenfeier, die in Plauen zu Ehren Blums veranstaltet wurde, die Rede zu halten. Seinen zündenden Worten lauschte damals eine Kopf an Kopf gedrängte Menge im alten Schützenhause. Die gegen Schanz eingeleitete Untersuchung nahm einen sehr ernsten Charakter an, so daß Schanz, der eine große dichterische Formgewandtheit besaß, um sein Leben besorgt, ein Gedicht verfaßte, dessen einzelne Strophen mit den Worten schlossen: „Mein König, laß mich nicht so

jung schon sterben!“ Das Gedicht gelangte zur Kenntnis Sr. Majestät, und Schanz wurde begnadigt. Da jedoch seine früheren Freunde mancherlei an seiner Haltung auszufetzen gefunden hatten, so wandte er sich bald darauf nach Italien und hat dort an verschiedenen Lehranstalten Unterricht erteilt. Gedichte sind von ihm mehrere Bändchen erschienen. In seinen letzten Lebensjahren mag er manchmal in äußerer Bedrängnis gewesen sein.

Aus **Mylau** wird uns gemeldet: Längs der Gölsch giebt es am Fuße der Thalhänge viele alte Erzschorfstollen. Gelegentlich des Bahnbauens Lengensfeld-Mylau, ist vor einigen Wochen unweit der Schotenmühle wieder ein solcher Stollen aufgedeckt worden. Der Schacht ist mannhoch und in einer ungefähren Länge von 40 Metern in Maunschiefergebirge getrieben.

R. M.



Kleine Chronik.

Augustsburg. Errichtung einer Privatreal-
schule mit Progymnasium. Um den hier während des
Sommers Erholung suchenden Familien auch Gelegenheit zu
geben, ihre Kinder hier unterrichten zu lassen, hat der hiesige
Schulvorstand beschlossen, auf die hiesige Volksschule vom
1. Juli d. J. ab eine mittlere Abteilung mit fremdsprach-
lichem Unterricht aufzusetzen. Außerdem soll aber noch vom
1. Juni d. J. ab mit Unterstützung der städtischen Behörden
eine Privatreal-
schule mit Progymnasium ins Leben
gerufen werden.

Aus **Adorf** wird gemeldet, daß die Stadt eine neue
Hochdruckwasserleitung baut; die Arbeiten haben am 7. April
im Quellgebiet des Ameislobbachs ihren Anfang genommen.

In **Dohna** findet aus Anlaß des Jubiläums der
500jährigen Zugehörigkeit der Stadt zum Hause Wettin am
21. Juni ein Festkommers auf dem Markt, am 22. Juni
Festgottesdienst, Festzug und Darstellung lebender Bilder
aus der Zeit der alten Burggrafen, am 23. Juni ein Kinder-
fest statt.

Dresden. Das dortige Bismarckdenkmal kommt an
die Ring- und Seestraße vor das jetzige Amtsgebäude des
Ministeriums des Innern zu stehen; für den Umgebungsbau
des Denkmals sind 75 000 Mk. von den Stadtverordneten
bewilligt worden.

In **Glauchau** ward am 7. April die mit einem Kosten-
aufwand von rund 200 000 Mk. erbaute Pestalozzischule ein-
geweiht, die in 3 Stockwerken insgesamt 35 Lehrzimmer,
außerdem einen Zeichensaal, ein Naturlehrzimmer etc. hat;
außerdem befinden sich im hochgelegenen Kellergehoß Lehr-
räume für Handfertigkeitsunterricht und für eine Kochschule.

In **Lichtenwalder** Flur stieß man dieser Tage auf eine
Steinkohlenschicht. Die Kohle ist von guter Beschaffenheit;

das Abbaurecht hat der Bergwerksunternehmer Dr. Schinkel
in Teplitz-Schönau erworben.

In **Weißeritz** ist am 8. April Realschuldirektor Professor
Dr. Loose in den Ruhestand getreten; sein Nachfolger ward
Professor Schirlich aus Frankenberg. Wenn möglich, wird
noch dies Jahr mit dem Realschulneubau begonnen werden.

In **Mittweida** ist dieser Tage in den Parttererräumen
des alten Pfarrhauses das Museum der dortigen Ortsgruppe
des Vereins für sächsische Volkskunde eröffnet worden. —
Dem um das städtische Gemeinwesen durch seine langjährige
und selbstlose Verwaltung verschiedener Ämter hochverdienten
Justizrat Martin Schneider wurde das Ehrenbürgerrecht
der Stadt Mittweida verliehen.

Plauen. Jahresbericht des Altertumsvereins
zu Plauen. Der rege Altertumsverein in Plauen i. B.,
von welchem seit seiner Gründung im Jahre 1875 bereits
14 Jahresschriften herausgegeben worden sind, hat auch jetzt
wieder eine Jahresschrift veröffentlicht, die schätzbare kleinere
Beiträge zur vogtländischen Geschichte von Pfarrer Illing,
Prof. Dr. W. Fischer und E. v. Raab enthält. Als Beigabe
hierzu ist eine größere Arbeit erschienen: Das Amt Plauen
im Anfang des 16. Jahrhunderts und das Erbbuch vom
Jahre 1506, bearbeitet und herausgegeben von dem Ehren-
mitglied des Plauenschen Altertumsvereins, dem in Dresden
lebenden General a. D. E. von Raab. Der Verfasser gehört
zu den fleißigsten und kenntnisreichsten Erforschern der vogt-
ländischen Geschichte. Besonders hervorzuheben sind seine
Beiträge zur Geschichte des vogtländischen Adels und die
Regesten zu der Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes,
die gleichfalls von dem Plauenschen Altertumsverein ver-
öffentlicht worden sind. Die vorliegende umfangreiche neue
Schrift (20 Bogen stark) verdient die besondere Aufmerksam-

keit aller Freunde der sächsischen Geschichte und namentlich der Kulturgeschichte. Das zum ersten mal herausgegebene Amtserbbuch v. J. 1506 ist das früheste, das bisher aus Sachsen bekannt geworden ist. Es gewährt uns einen überraschenden Einblick in die damaligen wirtschaftlichen Verhältnisse, ist auch für die Ortsgeschichte von Plauen und Umgebung bedeutsam. Der Verfasser begnügt sich nicht mit dem bloßen Abdruck des Erbbuches, sondern schickt eine gründliche, umfassende Abhandlung über das Amt Plauen im 16. Jahrhundert voraus, in der namentlich die Lehen, die Gerichtsverhältnisse, Zinsen, Fronen, Verwaltung und Güter des Amtes und der Kriegsdienst besprochen werden. Ein sorgfältiges Verzeichnis der Orts- und Personennamen schließt die außerordentlich dankenswerte Arbeit ab.

Plauen i. Vogtl. Charfreitag früh, den 28. März, ist hier Dr. phil. Beez, Professor und Konrektor emer. am königlichen Gymnasium, im Alter von 75 Jahren gestorben. Professor Dr. Beez hat über 40 Jahre an hiesigen höheren Schulen gewirkt, 1894 trat er in den Ruhestand. — Am 1. April fand die feierliche Grundsteinlegung der Vogtländischen Bismarcksäule auf dem Kemmler statt. Die Festrede hielt Herr Sap. Lieschke.

Plauen i. Vogtl. Auf einer zum Rittergute Möschwitz gehörigen Wiese hat man anfangs April einen Münzenfund gemacht. Die Münzen, etwa 30 Silberstücke, sind, der Zeit der Prägung nach zu schließen, anscheinend während des Dreißigjährigen Krieges dort vergraben worden.

In **Plauen** ist auf dem Kasernenbaugrundstücke nunmehr mit dem Bau zweier Familienwohngebäude für Unteroffiziere begonnen worden; mit dem Bau der Schießstände zwischen Zwoschwitz und Schneckengrün wird in den nächsten Tagen begonnen werden.

In **Plauen** ist die Eisterregulierung, an der seit mehreren Jahren gearbeitet worden ist, nunmehr in der Hauptsache fertig.

In **Pirna** erfolgte am 15. April die Übergabe des neuen Dienstgebäudes der königl. Amtshauptmannschaft; das Gebäude besteht aus einem umgebauten größeren Hause und einem stattlichen Anbau, der in den alten Wallgraben der ehemaligen Stadtbefestigung zu stehen gekommen ist.

Prohlis. In der Ziegelei des Herrn Mag. Pahlisch hier wurde anfangs April in einer Tiefe von 4 bis 5 Metern in feuchter, fetter Lehmlage ein Knochengebilde bloßgelegt. Es war sehr weich, morsch und schabte sich wie Seife. Eine vorgenommene mikroskopische Untersuchung ergab das Strukturgebilde des Elfenbeins. Und nun, nachdem das Gebilde vorsichtig herausgehoben ist, zeigte es sich tatsächlich, daß man es mit einem etwa 90 Centimeter langen Bruchstücke eines Stoßzahnes eines Mammuth zu thun hat.

Rochlitz. In unserer Stadt, seiner Vaterstadt, soll dem berühmten Johann Mathejus im Sommer 1904 zu seinem 400jährigen Geburtstag ein Denkmal errichtet werden; zu gleicher Zeit wird die Abhaltung eines Heimatsfestes geplant.

In **Rodewisch** halten dies Jahr die Vogtländischen Gebirgsvereine ihren Verbandstag ab.

Der **Werdauer** Gewerbeverein feierte am 13. April sein 25jähriges Jubiläum, aus welchem Anlaß auch zwei Stiftungen zu 500 bzw. 300 Mk. errichtet worden sind.

Werdau. Der frühere hiesige Realschuldirektor Professor Dr. Alfred Mating-Sammler, geb. 1842 in Altenfals bei Plauen, ist am 11. April bei seinem Sohne in Chemnitz verstorben. Er hat den Ruhestand nur zwei Jahre hindurch genossen.

In **Zwidau** wurde am 14. April der mit einem Aufwand von 300 000 Mk. hergestellte Anbau an das Amtsgericht in Benutzung genommen; zunächst wurden in dem Anbau die Grundbuchabteilung und die Gerichtsvollzieherei untergebracht, auch befinden sich in dem Anbau die Dienstwohnungen des Amtsgerichtsvorstandes sowie des Hausmeisters.

Litteratur.

Auf einzelne der eingegangenen Schriften näher einzugehen, behalten wir uns vor.

— **Carl von Meysch-Reichenbach**, die interessantesten alten Schlösser, Burgen und Ruinen Sachsens. Mit 46 Abbildungen. Dresden, Verlag v. Wilhelm Baensch 1902. Preis 6 Mk.

— **Album von Waldheim i. Sa.** Verlag von Friedrich Gaebisch in Waldheim. Es enthält 12 sehr gute, klare Reproduktionen der schönsten Ansichten der Stadt. In demselben Verlage ist außerdem eine große Reihe trefflich ausgeführter Ansichtskarten erschienen.

— **Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwidau und Umgegend.** VII. Heft. Druck von H. Zückler in Zwidau 1902. Aus dem Inhalte seien erwähnt die geschichtlichen Beiträge: 1. Johannes Sylvius Egramus. 2. Teil. —

2. Die Protokolle der zweiten Kirchenvisitation zu Zwidau 1533 und der ersten Kirchenvisitation zu Schneeberg 1534 (nebst Register).

— **Weltall und Menschheit.** Naturwunder und Menschenwerke, Geschichte der Erforschung der Natur und Verwertung der Naturkräfte. Herausgegeben von Hans Kraemer. Erscheint in 100 Lieferungen à 60 Pf. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin.

— **Dr. W. C. Piau:** Grundzüge der älteren Geschichte des Dorfes Seelitz und seiner Kirche. Einzelheiten aus dem Gebiet der Rochlitzer Geschichte. 2. Lieferung. Rochlitz i. S., M. Bode 1902. (Die erste Lieferung enthielt: Bericht eines Augenzeugen über die Vorgänge in Rochlitz um 1813 — Wirtschaftliches aus der Rochlitzer Pflanz im 16. und 17. Jahrhundert. — Rochlitz i. S., M. Bode 1901.)

Inhalts-Verzeichnis: 1. Dr. S. Spindler: Ein Tag in Waldheim. Mit 9 Bildern. 2. Anton Ohorn: Aus tiefer Not... (Fortsetzung). 3. F.—: Zum Gedächtnisse Friedrich Straumers. Mit 2 Bildern. 4. O. C.: Kirchschullehrer und Pfarrer in Grünstädtel 1734. 5. Hans Siegert: Bergmannslied vom Jahre 1540. 6. —*: Fedor Flinker, ein vogtländischer Künstler. Mit 5 Bildern. 7. A. Neuhäuser: Der neue Tag. Eine Skizze aus der Gegenwart. 8. Zum 150. Geburtstage des Musiklers Kauffmann aus Siegmars. Ein Beitrag zur Geschichte der Spieluhren. 9. Max Schreyer-Pöbla: Gruß an die Heimat. Gedicht. 10. Friedrich Straumer: Der „Filiatgaut“. Aus Stollbergs Vergangenheit. 11. Vermischtes. 12. Kleine Chronik. 13. Litteratur.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien,

empfehlte sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden Bildern u. s. w.; — ertheilt auch **Einzel- und Privat-Unterricht.**

Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr



Augustusburg im Erzgeb.,

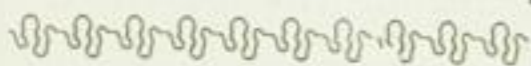
Bahnstation Erdmannsdorf, in ca. 1 Stunde von Chemnitz erreichbar 503 m über der Ostsee, wird als Höhenluftkurort ausserordentlich geschätzt. Vom Schlosse Augustusburg bekrönt, unmittelbar von Nadel- und Laubwäldern begrenzt, reizende, geschützte Wald- und Promenadenwege und billige Wohnungen mitten im Walde.

Frequenz ca. 1400 Sommergäste, Tausende von Touristen. Auskünfte durch den Stadtrat.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.

Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

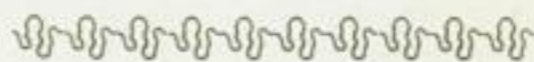
Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.



Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer

Weine.

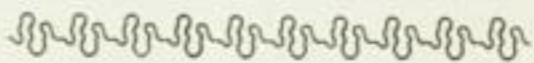
Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette- Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits,
echte Eau de Cologne.
Badeschwämme.

Alle Artikel
für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. **1. Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden;** Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller) Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“-Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. **2. Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten;** Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hilfeleistungen.

Prospekte auf Verlangen.

➔ Zwickauer Einjährigen - Institut ➔

Direktor: Dr. phil. Schröder in Zwickau, Sa., Richardstrasse 41 I.

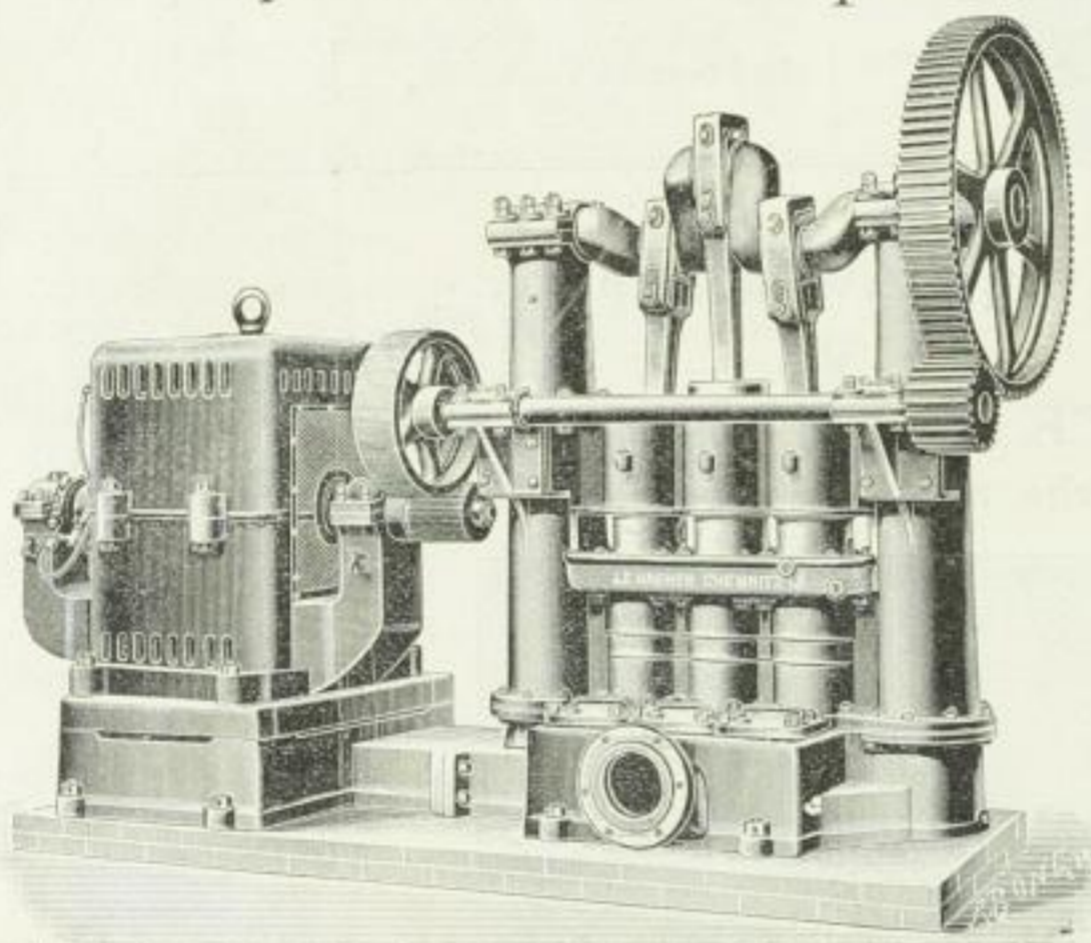
Schnelle und sichere Vorbereitung zum Einjähr.-Freiw.-Examen. Aufnahme auch von jungen Leuten ohne Vorkenntnisse in Fremdsprachen u. Mathematik in Tages- wie Abendkursen. Individ. Behandlung. Vorzügliche Pension. Eintritt jederzeit. Prosp. frei. Prüfungskommission am Orte. Privat- u. Arbeitsstunden in neueren Sprachen für Schüler sämtlicher Schulen. Ferner für den kaufm. Beruf. (Buchhalter, Korrespond., Expedient, Maschinenschreiber, Geschäftsstenograph etc.) Schnelle u. gründl. Ausbildung.

J. E. Naeher, Maschinenfabrik, Chemnitz

~ Geschäftsgründung 1864. ~

Beckerstrasse 31.

Specialität: Pumpen-Anlagen



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampftrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
Markt 13.

Moritz Franz,

Spezialgeschäft für Gas- und Wasseranlagen.

Fabrik für Closet- und Badeeinrichtungen.

Zwickau i. S., innere Schneebergerstr. 31.

Grosses Lager in Kronleuchtern in allen Stylarten.

Grosse Auswahl überraschender Festgeschenke.



Braut-Leuten

empfehlen unser Spezialgeschäft für gut bürgerliche

Wohnungs-Einrichtungen

Kühn & Sonntag, Zwickau i. S.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 8.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Mai 1902.

Fürst Heinrich XXII. Reuß ä. L. †.

Am 9. April verschied zu Greiz der Landesherr dadurch das Hohe Fürstenhaus und Seine getreuen von Reuß ä. L., Heinrich XXII. Das Greizer Reußenländer in tiefe Trauer versetzt.

„Amtsblatt“ widmete dem Fürsten folgenden in warmen Worten gehaltenen Nachruf:

„Heute in der 6. Abendstunde hat der Herr über Leben und Tod unsern allverehrten, gnädigsten Fürsten und Landesherrn, Herrn Heinrich XXII. Alterer Linie souveränen Fürsten Reuß, Grafen und Herrn von Plauen pp. pp. von Seinem langen, schweren Leiden im 57. Lebensjahre in der Fürstlichen Neuen Burg durch einen sanften Tod erlöst und



Fürst Heinrich XXII. Reuß ä. L.

Nach einem mehrmonatigen Aufenthalt in Südtirol, wo der Hohe Verbliebene Heilung Seiner Leiden suchte, ist der schwererkrankte Landesfürst in heißer Sehnsucht nach der geliebten Heimat und nach Seinen Angehörigen am Palmsonntag, im Vorgefühl seines herannahenden Endes nach hier zurückgekehrt, von dem Wunsche befeelt, in Seinem lieben Greiz, im Kreise Seiner geliebten Kinder, Seine letzten Lebenstage zu verbringen und an der Seite

Seiner vor 11 Jahren im Tode Ihm vorangegangenen, unvergeßlichen Durchlauchtigsten Gemahlin in dem Mausoleum zu Idawaldhaus zu ruhen.

Mit dem für den schwer geprüften Fürsten und Seine damals noch unerwachsenen Fürstlichen Kinder leider allzufrühen Heimgang Seiner innigstgeliebten Gemahlin war alle Lebensfreude für den Durchlauchtigsten Fürsten für immer verstiegt. — —

In dem Hohen Berewigten hat das Land einen Fürsten verloren, der während Seiner 35jährigen Regierungszeit es Sich zur pflichtgetreuen Lebensaufgabe gemacht hatte, für das Ihm von Gottes Gnaden anvertraute Wohl Seiner getreuen Landesfinder nach Seinen besten Kräften segensreich zu wirken.

Dem Geringsten Seiner Unterthanen war es jederzeit gestattet, seine Bitten und Beschwerden persönlich zu Gehör des Fürsten zu bringen, der stets ein warmes Herz für die Freuden und Leiden derselben hatte.

Der unerbittliche Tod hat mit rauher Hand in unserem teuren Landesfürsten einen treuen und mutigen Vertreter des göttlichen Rechtes hinweggerafft, für dessen Grundsätze Er in allen Lagen des Lebens unerschrocken und warm eintrat.

Die dem Hohen Verbliebenen von Seinem Herrn und Erlöser, unter dessen Kreuz Er gestanden, auferlegten Prüfungen und schweren Leiden hat Er in christlicher Demut und stiller Ergebenheit getragen.“

Heinrich XXII wurde zu Greiz am 28. März 1846 als Sohn des Fürsten Heinrich XX. geboren. Er folgte seinem Vater am 8. November 1859 (bis zu seiner Volljährigkeit unter der Vormundschaft seiner Mutter Karoline geb. Prinzessin von Hessen-Homburg) in der Regierung. Er war preussischer General der Infanterie und Chef des 2. Bataillons 7. Thür. Inf.-Regts. 96, Ritter des Schwarzen Adler-Ordens usw. Am 8. Oktober 1872 vermählte er sich zu Bückeburg mit der Prinzessin Ida zu

Schaumburg-Lippe, die im 1891 (am 28. September) im Tode vorangegangen ist. Der Fürst hinterläßt zwar sechs Kinder, aber nur einen Sohn, den geisteschwachen Erbprinzen, nunmehrigen Heinrich XXIV., geb. zu Greiz am 20. März 1878. Für diesen übernahm die Regentschaft Fürst Heinrich XIV. Neuß j. L.

Mit Heinrich XXII. ist eine interessante Persönlichkeit in das Reich der Schatten hinabgestiegen. Er war ein „unentwegter“ Vertreter des starren Legimitätsgrundsatzes, ein unversöhnlicher Haßer Preußens. Lebhaft aber verwahrte er sich gegen die oft ausgesprochene Behauptung, daß er ein Reichsfeind sei. „Ich bin ein deutscher Fürst“, pflegte der Heimgegangene auf solche Bemerkungen

zu sagen. „Man weise mir nach, daß ich im Geringsten gegen die Reichsverfassung und gegen die mit dem Reiche geschlossenen Verträge gehandelt habe. Ich wahrte mir das Recht selbständiger Entscheidung in jedem einzelnen Falle!“ Um die Wohlfahrt des Landes war der Fürst stets besorgt. Das Land hat nicht nur keine Staatsschulden, vielmehr stets baren Überchuß in der Staatskasse. Auch stiftete der Fürst viel Gutes. Viele Maßnahmen des Fürsten, die für das Gefühl des Reichsdeutschen befremdlich sind, werden durch seinen



Fürst Heinrich XIV. Neuß j. L.
Regent von Neuß ä. L.

Lebensgang verständlich. Über ein Gebiet von nur 5 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen erstreckt sich das Fürstentum, das 66000 Seelen zählt und somit zu den dichtbevölkertsten Staaten Deutschlands gehört. Das Ländchen wurde seit dem 8. November 1859 von dem jetzt Verstorbenen regiert. Freilich führte bis zu seiner Mündigkeitserklärung die Mutter, die weithin im deutschen Reiche bekannte Fürstin Karoline, die erbitterteste Widersacherin Bismarcks, die Zügel der Regierung. Immerhin mußte der Fürstin-Witwe zugegeben werden, daß sie eine zielbewusste, kluge Frau war, die ihr Amt nicht als einen Zeitvertreib betrachtete, sondern ehrlich ihrem Volke durch Werke

des Friedens zu nützen suchte. Freilich stand ein Schatten an ihrer Seite: die Preußenfurcht. Neuß ä. L. fürchtete, eines schönen Tages von Bismarck bez. Preußen annektiert zu werden. Plötzlich sah sich Karoline von Neuß mitten im Kriegsgestümmel. Der Sturmwind von 1866 segte über das Land; Neuß ä. L. machte mobil und stellte alle Mann auf Grund der bestehenden Verträge Österreich zur Verfügung. Inzwischen war der jugendliche Fürst des Landes von der Rückkehr in die Heimat abgeschnitten. Er war mit seinem Adjutanten, Oberleutnant v. Schütz, der später bei Roncourt den Heldentod starb, auf der Rückreise von

ihnen entgegenbrachte, großer Beliebtheit, obwohl er — wenigstens seit dem Tode seiner heißgeliebten Gemahlin — den Geist der Zeit nicht recht verstand und die Entwicklung seiner Residenz zu einer Industriestadt wenn nicht gerade hinderte, so doch auch nicht förderte. Er, dem schon in jungen Jahren ein Hang zur Einsamkeit eigen war, hat sich von dem schlimmen Schlage, als ihm seine Gemahlin Ida nach neunzehnjähriger Ehe durch den Tod entzogen wurde, seelisch nie wieder recht erholt, und als bald darauf sein einziger Sohn, der Erbprinz, unheilbarer Geistesumnachtung zum Opfer fiel, da wurde er erst recht ein gar einsamer Mann, dem



Elise Erbprinzessin von Neuß j. L.
geb. Prinzessin Hohenlohe-Langenburg.
geb. 4. September 1864.



Erbprinz Heinrich XXVII. Neuß j. L.
geb. 10. November 1858.

Paris begriffen, als die Kriegstrompete ertönte. Der Adjutant eilte zu der Fahne; der junge Fürst aber wartete in dem sicheren Lindau am Bodensee die weitere Entwicklung der Dinge ab. Damals schlug die unüberwindliche Abneigung gegen Preußen in der Seele des Jünglings Wurzel für alle Zeiten. Der Thron seiner Väter war aufs höchste bedroht; das Land durch preussische Truppen besetzt. Endlich kam es zum Friedensschluß. Das Fürstentum behielt seine politische Selbständigkeit, mußte aber eine Kriegsteuer von 300 000 Mark an Preußen zahlen.

Bei seinen Unterthanen erfreute sich Fürst Heinrich XXII. wegen des Wohlwollens, das er

seelische und bald auch körperliche Leiden ihre Spuren tief ins Antlitz gruben. Welch' tiefer Seelenschmerz das Gemüt des Fürsten seit jener Zeit erschütterte, geht aus den Worten hervor, die er einige Tage nach dem Tode seiner Gemahlin (28. September 1891) bei Eröffnung des Landtages sprach: „Sollte ich am 28. März nächsten Jahres noch leben, würde ich auf eine 25 jährige Regierungszeit zurückzublicken haben. Ich vermeide absichtlich, vom Jubiläum zu sprechen, denn mit gebrochenem Herzen feiert man keine Jubiläen.“

Seine blühenden, jugendschönen Töchter vermochten ihn nicht zu erheitern. Er, der einen aus-

geprägten Familiensinn hatte, schien mit dem Tode der Gattin auch die Freude an seinen Angehörigen zu verlieren. Nur dem Angedenken an die Verbliebene lebte er; noch wenige Tage vor seinem Tode, dessen Nahen er fühlte, ließ er sich an den Platz im stillen Jda-Waldhaus führen, wo sie die letzte Ruhestätte gefunden hat. Nun ruht er selbst an der Seite der geliebten Frau.

Am 25. April wurde seine sterbliche Hülle in dem von ihm selbst erbauten Mausoleum zu Jda-Waldhaus (zwischen Verdau und Teichwolframsdorf) feierlich beigesetzt.

* * *

Die Regentschaft für den geisteskranken Fürsten Heinrich XXIV. übernahm Fürst Heinrich XIV. Neuß j. L., der am 29. April den feierlichen Eid auf die Verfassung ablegte. Folgendes, die Regentschaft betreffende Patent wurde an demselben Tage bekannt gegeben:

„Wir Heinrich XIV., von Gottes Gnaden Jüngerer Linie Regierender Fürst Neuß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein etc. etc. thun hiermit kund:

Durch den schmerzlichen Heimgang Sr. Durchlaucht des Fürsten Heinrich XXII. Neuß ä. Linie, Unseres geliebten Veters, ist Unser ganzes Haus und mit ihm die gesamte Bevölkerung des Fürstentums in tiefe Trauer versetzt worden.

Sein Sohn, der nunmehrige Fürst Heinrich XXIV., ist leider behindert, die Regierung Selbst zu führen.

Wir übernehmen deshalb für Dieselben die Regentschaft, zu der Wir als nächster Agnat nach den bestehenden Hausgesetzen und gemäß der Verfassungs-Urkunde berufen sind.

Alle Beamten und Diener des Hochseligen Fürsten bestätigen Wir hiermit in ihren Ämtern, und Wir erwarten von ihnen pflichtmäßige Treue und gesetzhches Beharren in ihren sämtlichen Werken.

Zu allen Angehörigen des Fürstentums versehen Wir uns, daß Sie ihre Liebe für den entschlafenen hochverehrten Fürsten dadurch bethätigen werden, daß sie Uns, dem berufenen Regenten, treue Ergebenheit bezeigen und willigen Gehorsam leisten.

Der Sorge um das Wohl des Landes und eines jeden seiner Bewohner wird Unser unausgesetztes Bestreben gewidmet sein.“ —

Über den neuen Regenten giebt der Gothaer Hofkalender folgenden Aufschluß: Heinrich XIV. Jüngerer Linie, regierender Fürst Neuß, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein etc. etc. Durchlaucht geb. Coburg 28. Mai 1832, Sohn des Fürsten Heinrich LXVII, geb. 20. Okt. 1789, † 11. Juli 1867, und seiner Gemahlin Adelheid geb. Prinzessin Neuß-Ebersdorf, geb. 28. Mai 1800, verm. 18. April 1820, † 25. Juli 1880, folgte seinem Vater; Kgl. preuß. General der Infanterie, Chef des magdeb. Jägerbat. Nr. 4, des 2. Bat. 7. Thüring. Inf.-Rgts. Nr. 96 und des Königl. sächs. 2. Jägerbat. Nr. 13, Ritter des Schwarzen Adlerordens etc.; vermählt zu Karlsruhe, Schlefien, am 6. Februar 1858 mit Agnes Herzogin von Württemberg, geb. 13. Okt. 1835, † 10. Juli 1886.

Wir geben in dem vorliegenden Hefte das Porträt des Regierungsverweisers Heinrich XIV. wieder, sowie die Bildnisse des Erbprinzenpaares von Neuß-Gera, Heinrichs XXVII., und seiner Hohen Gemahlin, Elise, Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg

In froher Zuversicht schlagen dem neuen Regenten die Herzen seiner Neußen entgegen; sie fühlen sich in treuer, deutscher Gesinnung mit ihm eins und bringen ihm die Zuneigung und die alte reußische Ergebenheit an das angestammte Neuß-Plauische Haus entgegen, gewiß, daß dem Lande aus der mit großem Vertrauen willkommen geheißenen neuen Leitung ferneres Blühen und Gedeihen entspringen werde. Das walte Gott!



Aus tiefer Not . . .

Eine alte Chemnitzer Geschichte. Von Anton Chorn (Chemnitz).

3. Fortsetzung.

Der General sah mit ingrimmigen Blicken auf die Versammelten, strich sich den grauen Bart und herrschte sie an:

„Habe Euch hier zusammenrufen lassen, um Euch allen insgesamt meine Meinung und meinen Willen kundzutun. 4000 Thaler Kontribution habe ich begehrt, und Euer Bürgermeister hat sie verweigert. So will ich Euch mürbe machen, damit Ihr die verborgenen Säcke hervorholt und aufthut. Bürgerchaft und Rat haften mir so lange, bis das Geld herein ist bei Heller und Pfennig. Ihr alle bleibt hier, dem Bürgermeister und dem Amtschöffer soll es einzig nachgelassen sein, das Rathhaus zu verlassen, und von jedem Handwerk so für das Kriegsvolk arbeiten kann, sollen drei Meister nach ihrem Hause gehen; die andern mögen hier hungern und frieren, daß sie erkennen, daß es nicht gut thut, Andreas de Contrares zu reizen.“

Eine Bewegung ging durch die Bürger, ein leises Murren ward vernehmlich, und der General stieß klirrend sein Schwert gegen den Boden.

„Hat hier einer Lust zu meutern? — Rings um das Rathhaus stehen meine Kriegsleute, es kostet einen Wink, und sie brechen herein, um Euch schonungslos niederzuhauen!“

Es wurde totenstill, aber in die Stille hinein klang das Wort des Bürgermeisters:

„Aht Großmut, Herr General — wir können nicht mehr leisten, als schon geschehen ist!“

Zugleich trat aus den Bürgern noch ein Greis hervor, er ging am Stocke, aber nun erhob er sein von weißem Haar umrahmtes Gesicht und sagte:

„Ruft nicht den Zorn Gottes auf Euch herab! Schon hat er bei Lügen Euch getroffen, und sein Arm wird mit uns sein!“

Die Erinnerung an Lügen brachte Contrares in Wut, und auch seine Begleiter schrieen zornig auf. Er sprang vom Sitz empor und ging mit geballter Faust auf den alten Mann zu; vor diesen aber trat Herr Kaspar Horn und sprach fest:

„Achtzigjährige mißhandelt ein braver Soldat nicht — schlägt her, wenn Ihr einen dazu braucht!“ Contrares stand verblüfft vor dem Bürgermeister und ließ langsam den Arm sinken; ehe er aber ein

Wort hervorbringen konnte, drängte sich ein Offizier durch die Bürger und meldete laut:

„Die Schweden sind im Anzuge von Penig her!“

Allgemeine Bewegung entstand. Der General rief:

„Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Alle bis auf die Bezeichneten dürfen das Rathhaus nicht verlassen. Ihr, Oberst Vollbrecht — wandte er sich zu einem aus seinem Gefolge — schickt sogleich einen Trupp leichter Reiter auf Rundschaft!“

Mit raschen, dröhnenden Schritten ging er, begleitet von den Offizieren, zum Saale hinaus. Hier herrschte einige Augenblicke tiefes Schweigen, besorgt und fragend schauten sich die zurückgebliebenen Männer an, dann sagte der Bürgermeister:

„Mut, liebe Bürger, Gott wird uns nicht verlassen!“ Dann schickte auch er sich an, fortzugehen, in demselben Augenblicke aber hob eine kräftige Stimme an zu singen:

Aus tiefer Not schrei ich zu Dir!

Das trostvolle Luther-Lied erfaßte die Gemüter mächtig; hunderte stimmten ein, und die Friedländer, die rings um das Rathhaus standen in Waffen und Wehr, hörten erstaunt den volltönigen Gesang und schwiegen. Durch ihre Reihen aber schritt hochauferichtet der Bürgermeister Kaspar Horn, und sein Herz war voll wunderbarer Zuversicht.

III.

Im Hause des Meisters Triebel war kein Sonnenschein; er fehlte zwar allenthalben in Kempnitz, aber das Herz Trude's glaubte, ihn am schwersten entbehren zu können. Als der Vater vom Rathause gekommen war, ohne Trost und Hilfe, hatte das Mädchen laut geweint, und nun war es der Feldweibel Lamprecht Fahrgut, welcher zu ihr sprach. Er war ein wunderlicher Geselle, rauh in seinem äußeren Wesen, und doch von einem guten, ehrlichen und weichen Herzen. Er vermahnnte sie, sie möge die Sache nicht allzuschlimm ansehen, es könne alles auch noch gut ablaufen, und was er selber dazu thun könne, das solle auch geschehen. Da wischte Trude ihre Thränen ab, lächelte sogar still den Kriegsmann an, und diesem wiederum ging es gut im Hause des Schlossermeisters, soweit das eben sein konnte.

Jakob Triebel hatte ihn auch nach dem Schönickel gefragt, denn dessen Worte hatten ihn in heimliche Angst versetzt, und der Feldweibel sagte:

„Der Schönickel ist kein Guter — 's ist zwar mein Oberster, und ich soll nicht schlimm reden von ihm, aber besser ist's dem, der nichts mit ihm zu thun hat; er schont das Kind nicht im Mutterleib, und wenn er einen Span mit Euch hat, Meister, so nehmt Euch in Acht und geht ihm aus dem Wege!“

Ja, wenn sich das aber so thun ließe. Um die Mittagszeit war auch der Meister nach dem Rathause entboten worden, und er merkte es wohl, wie ihn des Schönickels böse Augen herausuchten unter den Bürgern und ihn immer wieder höhnisch und drohend anschauten. Dann war er als ein Handwerker, den man brauchte, entlassen worden, aber er hatte daheim keine Ruh, sondern suchte seine Schwester auf, deren Mann auf dem Rathause zurückgehalten wurde, und wollte ihr ein Trostwort bringen. Wie er von ihr fortging, kam aber eine Schar Reiter zum nahen Thore herein. Sie war nicht in der besten Ordnung. Einige hingen nur lose in den Sätteln und hatten wohl Arm oder Stirn mit blutigen Tüchern und Feldbinden umwunden, als ob sie eben aus dem Gefecht kämen.

Das waren die Kundschafter, die gegen die Schweden geritten waren, und die nun mit zerhauenen Köpfen wieder hereinkamen. Die Sache war offenbar nicht gut gegangen, und die Männer sahen auch so finster und zornig drein, daß, wer etwa auf der Gasse war, scheu zur Seite wich, aber hinter ihnen flüsterte und raunte es: „Die Schweden kommen! Die Schweden müssen schon ganz nahe sein!“

Das hörte auch Meister Triebel, und er wußte selber nicht, warum ihm bei der Nachricht eigentlich gar nicht sonderlich wohl und behaglich war; es ging im Gegenteil durch die Seele des Mannes eine Ahnung wie von neuem Unheil. Die Dämmerung lag in den Gassen, und er hastete schneller dahin und war froh, als er sein Haus wieder betrat, in dessen Wohnstube der Feldweibel behaglich am Tische saß bei einem Krüge, den Trude ihm vorgesetzt hatte. Er erzählte der Dirne von seinen Kriegsfahrten und Erlebnissen, und die hörte schauernd zu und dachte an den Liebsten, der im Turme lag.

Der Meister trat ein und sagte:

„Die Schweden müssen nahe sein, eben sind

Eure Kundschafter übel zugerichtet eingeritten!“ Der Feldweibel fuhr auf:

„Dann giebt's böse Tage! Gnad' Gott der guten Stadt Kempnitz, denn der General Contrares hält fest, was er hat. Wird wohl mancher Stein nicht auf dem andern bleiben! Ich wollt' um Euretwillen, wir wären erst hinausgewesen!“

Er redete davon, wie man um andere Städte gestritten, so lange, bis daß ein Trümmerhaufen geblieben war, der für Freund und Feind keinen Wert hatte, und dachte dabei garnicht, wie sehr er seine Gastfreunde ängstigte, als mit einmal auf der Straße Fackelglanz aufleuchtete.

Lamprecht Fahrgut trat ans Fenster und sah draußen Kroaten mit ihren blutroten Mänteln, und ihm ahnte nichts Gutes; ehe er aber noch etwas zu sagen vermochte, wurde die Thür ungestüm aufgerissen, und der Schönickel trat herein. Der Lichtschein von draußen legte einen mattroten Schimmer um die Gestalt, und er lachte schauerlich, als er sagte:

„Nun, Jakob Triebel, ich will mein Wort halten und Dir meinen Besuch machen! Freu' Dich doch der Ehre, zünd' ein Licht an, und setze mir das Beste vor von Deinem Gebräu!“

Dem Meister grauste es, aber er faßte sich, nahm die Aufforderung für Ernst und gebot Trude, einen Trunk herbeizuschaffen. Diese hatte mit einem Rienspan vom Herde die Lampe angezündet, und nun schaute der Oberst sie an und schien einige Augenblicke verdutzt.

„Das ist Deine Dirne? — Sauber, und mit den Augen ihrer Mutter! — Hei, daran hätt' sie mich just nicht erinnern sollen — wär' Dir besser, Jakob Triebel!“

Jetzt fiel sein Blick auf den Feldweibel.

„Hei, der Lamprecht Fahrgut! — Hast Dich in ein behaglich Nest gesetzt, Feldweibel, und willst Dich wohl bei dem Dirnlein in Gunst bringen? Schade, daß ich stören muß! Thu mir den Gefallen, Gesell, und such' Dir ein ander' Losement — ich hab' mit dem Jakob Triebel zu reden!“ Er schaute den Kriegsmann durchdringend an, und dieser wagte keinen Widerspruch; langsam ging er nach der Thüre. Da fühlte er die Hand des Mädchens in der seinen und hörte eine bittende Stimme: „Um Gott, verlaßt uns nicht!“

Der brave Kriegsmann flüsterte: „Ich bleib' in der Nähe, hab' Mut, Dirnlein!“ — Dann schritt er fürbaß.

Schönickel stützte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch.

„Also hier hauste die Lene Hübnerin! Ist ein ganz behaglich' Nest, und Du hast warm gefessen mit ihr lange Jahre, indeß ich in der Welt herumgeworfen, zerzaust und zerschlagen wurde. Hab' manchmal hierher gedacht und nicht mit Segenswünschen für Dich, Jakob Triebel! Und nun bin ich da . . . was meinst Du, was nun werden wird?“

„Du wirst Erbarmen üben an Deiner Vaterstadt und sie bewahren vor Gräueln,“ sprach der Meister, der seine Fassung wiedergewonnen hatte.

„Erbarmen!“ lachte roh der Kriegsmann und schlug dröhnend auf die Tischplatte — „wann hat denn meine Vaterstadt mit mir Erbarmen gehabt? Du hast mir die Braut gestohlen . . .!“

„Das hab' ich nicht — die Lene wurde aus freien Stücken mein!“

„Und der alte Horn hat mich unter Mißhandlungen hinausgeworfen aus der Vaterstadt, und keine Hand hat sich für mich gerührt. 's ist mir schlecht gegangen, Jakob Triebel, ich habe vor Hunger die Rinde von den Bäumen genagt, habe manche Winternacht durchgefroren, ohne Obdach und Futter, der Frost hat mir einige Zehen vom Fuße gebissen . . . nun will ich Böses mit Gutem vergelten. Ihr habt mich frieren lassen, ich will Euch dafür einheizen und warm machen, und bei Dir fängt's an, Jakob. Die Schweden kommen, ihr freut Euch doch d'rüber — aber sie sollen sich nicht festsetzen in den Vorstädten, darum sollen diese in einem lustigen Feuer aufgehen. Schau' hinaus zum Fenster, draußen seh'n die Kroaten, und sie versteh'n ihr Handwerk. Ein Pechkranz auf das Dach . . .“

Der Meister und seine Tochter schrien zugleich auf.

„Das ist ein leeres Wort. Das kannst Du nicht!“ sagte bebend vor Erregung und Zorn der Meister, und das Mädchen konnte nur wie zu stummer Bitte die Hände falten.

„Der Schönickel macht keine leeren Worte!“ lachte der rohe Gesell wieder — „das soll Dir gleich kund werden. Wenn Du obdachlos geworden bist, wie ich, Jakob Triebel, dann ist unsere Rechnung ausgeglichen!“

Er schritt der Thüre zu, und die beiden anderen folgten ihm. Draußen brüllte und johlte die wilde Soldateska und schwang unheimlich die lodernden Feuerbrände. Der Meister legte seinen Arm auf

den des Obersten und bat noch einmal: „Thu's nicht!“ und das Mädchen weinte laut auf. Schönickel aber rief den Kroaten zu: „Laßt den roten Hahn fliegen!“

Im nächsten Augenblick fauste ein Pechkranz durch die Luft, Jakob Triebel aber rief den Jugendgenossen zu: „Glender Nordbrenner!“ und griff ihm zornig nach der Kehle. Der Oberst stieß ihn zurück und verfezte ihm einen Faustschlag über den Kopf, daß er zusammenbrach, zu gleicher Zeit aber züngelte schon die Flamme über dem Giebel, und durch die Gasse rief es grauenhaft: „Feuerjo! Feuerjo!“

„Vorwärts — nieder mit der Johannisvorstadt!“ schrie Schönickel, und schon flog ein zweiter Feuerbrand gegen das Nachbarhaus. Geängstigte Leute stürzten weinend und schreiend aus allen Thüren, Trude aber sank bewusstlos an der Seite ihres Vaters nieder. Da war auch der Feldweibel Fahrgut zur Stelle; sein altes verwettertes Gesicht zuckte vor verhaltenem Zorn, in seinen Augen leuchtete es seltsam. Er hob den Kopf des Mädchens auf und hielt ihn in seinem Arm, indeß er ihm das Gesicht mit dem kalten Schnee benetzte. Zärtlich, wie ein Vater mit seinem Kinde, ging er mit dem Dirnlein um, bis das die Augen wieder aufschlug und starr und entsetzt um sich schaute, als es die Flammen aus dem Dache des Vaterhauses aufleuchten sah. Unheimlich schwirrten die Funken durch die Winterluft, das Gebälk knarrte und prasselte, und Trude schlug die Hände vor das Gesicht.

„Wo ist mein Vater!“ fragte sie dann, und als sie den alten Mann liegen sah, schleppte sie sich, auf den Feldweibel gestützt, heran und kniete bei ihm nieder, und beide rieben nun auch des Meisters Gesicht, bis er wieder zu sich kam. Da fuhr Trude erschrocken auf: „Um Christi willen, wo ist der Großvater?“

Lamprecht Fahrgut schaute sie befremdet an. „Wo soll er sein?“

„Im Hause — unter dem brennenden Dache — der alte, halbgelähmte Mann!“

Da war auch der Feldweibel schon aufgesprungen. Seinen Mantel wälzte er im Schnee, hing ihn um die Schultern, und im nächsten Augenblicke verschwand er in dem brennenden, raucherfüllten Hause. Auf der Gasse aber herrschte das Entsetzen, Weiber und Kinder weinten und rangen die Hände, Männer ballten in ohnmächtiger Wut die Fäuste, und wider-

standslos fraß das Feuer weiter von Haus zu Haus. Hier gab es kein Helfen und Retten. Wohl schleppte man Hab und Gut in wahlloser Hast heraus und warf es in den Schnee und Schmutz der Gasse, ohne zu denken, daß man nur für die wilden Räuber rettete. Keiner kümmerte sich dabei um den anderen, jeder hatte genug zu thun mit der eigenen Not.

Meister Jakob hielt sich den schmerzenden Kopf, sein Kind war bei ihm niedergekauert und weinte zu seinen Füßen und sah nach dem Hause, in dem der Feldweibel verschwunden war. Die Minuten gingen langsam wie auf bleiernen Sohlen. . . endlich kam eine Gestalt aus dem Gebäude, rauchgeschwärzt mit versenktem Bart, verbranntem Mantel und Brandmalen an Gesicht und Händen. Das war der brave Lamprecht Fahrgut, und er trug in seinen Armen einen anderen — nicht einen Menschen, sondern ein zusammengeschrumpftes Häuflein Gliedmaßen, das er jetzt zur Erde sinken ließ. Ein toter, halbverbrannter, alter Mann! Der greise Hans Triebel hatte sein Ende gefunden. Trude schrie auf vor Jammer, der Meister war stumm mit zusammengebissenen Zähnen, der Feldweibel aber sagte: „Ich bin zu spät gekommen“ und steckte dann seine verbrannten Hände in den kühlenden Schnee. Da fiel das Mädchen ihm an die Brust und küßte ihm zwischen dem versengten Barte auf den Mund, sie konnte in dem Augenblick nicht anders, hatte auch nichts weiter zu geben, als ihre frischen Lippen, aber Lamprecht Fahrgut mochte zufrieden sein, denn er lächelte in all' seinen Schmerzen. Dann ging er fort, hinter dem Schönickel drein, denn es konnte anderswo für den wackeren Kriegsmann auch noch zu thun geben.

Zur selben unseligen Abendstunde schritt Friedrich Hommel durch die Gassen. Er dachte an Agathe, und es war ihm wohl zu Mute beim Gedanken an den Sonnenschein ihrer Liebe trotz aller Wolken, die noch rings umher hingen. Da kam ihm der Sohn des Amtschöffers, Burkhardt Arnold, entgegen. Beim Anblick des langsam hertrottenden Gefellen, in dessen von rötlichem Haar umrahmten Gesicht zwei blinzelnde Augen schläfrig in die Welt schauten, faßte ihn ein Ingrim. Dieser verwachsene jämmerliche Bursche, der mit seinem schlottrigen Gestell als Vogelscheuche dienen konnte, sollte das frische Mädchen besitzen? — Niemals. Friedrich trat auf ihn zu und schlug ihn mit der Hand auf die Schulter, daß er zusammenknickte.

„Hei, Burkhardt — thust ja, als ob's bei Dir jetzt Schlafenszeit wär'! Kennst mich wohl noch?“

„Der Friedrich Hommel!“ jagte der andere verdrossen und verzog das Gesicht.

„Ja, Friedrich Hommel, mein Gefell, und 's ist gut, daß er da ist! Höre seltsame Geschichten in Kempnitz und möcht' ein Wörtlein dreinreden!“

Er schloß sich Burkhardt an, der an dem feinen Tuchrock wischte, wo die Hand des anderen gelegen, als fühle er dieselbe noch.

„Du hast eine derbe Faust!“

„Heutzutage kein schlecht' Erbteil, besser als ein Scheffel Gold, den die Kroaten stehlen können. — Du willst freien in solcher Zeit?“

„Mein Vater will's“, war die Antwort, und um die Lippen des Burischen ging dabei ein fast frivoles Lächeln, das Friedrich die Hornröte ins Gesicht jagte.

„Du selber liebst Agathe nicht?“

„Lieben?“ — Er grinste aufs neue. — „Ich liebe alle Mädlein, so sie schön und begehrllich sind, und Agathe ist's!“

„Dann rat' ich Dir, Burkhardt, such' Dir eine andere, denn ich lieb' nicht alle, sondern nur eine, und das ist just die Agathe, und ich hab' mir vorgenommen, daß sie mein Weib wird.“

Nun wurde der Blick des rothaarigen giftig, seine Augen kniffen sich noch mehr zusammen, und spöttisch sprach er:

„Such' Du Dir was anderes, Friedrich Hommel, hier kommst Du zu spät . . .“

„Das findet sich, und ich hab' Dir's ehrlich gesagt, und wenn Du mich noch nicht kennst, so soll's noch werden!“

In dem Augenblicke flirrte etwas zu des Redenden Füßen, er bückte sich danach und hob einen ziemlich großen, etwas gekrümmten Eisennagel auf, den er beinahe gedankenlos in die Tasche seines Wamjes steckte, dann fuhr er fort:

„Aber vorerst wollen wir nicht um die Braut streiten, unsere Mutter, unsere Vaterstadt braucht uns beide. Burkhardt, wenn noch etwas vom Manne in Dir ist, jetzt kannst Du's zeigen. Die Schweden werden in kurzem vor dem Thore stehen; sie kommen als Fremde. Soll unsere arme Stadt vor dem Widerstand der Friedländischen in Trümmer geh'n? Wir, die Jugend von Kempnitz, wollen es verhüten, wir wollen den Schweden heimlich hier die Bahn

brechen und den Contrares werfen helfen. Verstehst Du, was ich meine, Burkhardt?"

Verdroffen und mit spöttischem Lächeln sah der andere den Redenden an, aber noch ehe er erwidern konnte, zuckte ein röthlicher Schein durch die Gasse.

„Was ist das?“ schrie Friedrich, „in der Johannisvorstadt brennt's — die Elenden, die Nordbrenner!“

Rasch eilte er fort, und Burkhardt folgte schon aus Neugier ihm nach. Bald sahen sie, was geschehen war, den ganzen Gräuel und Jammer, die brennenden Dächer, die weinenden Leute, und sie hörten das Johlen der wilden Banden.

Nun standen sie bei der St. Georgskirche, welche an der Ecke der heutigen äußeren Johannisstraße und Brückenstraße sich befand. Auf ihrem Gemäuer leuchtete blutrot der Widerschein des nahen Feuers, und eben eilte der Schönickel mit seiner lärmenden Horde vorbei. Hoch schlangen die Kroaten ihre Brandfackeln und ließen sie durch die Luft wirbeln, daß die Funken stoben wie Tausende von goldenen Bienen.

Dem jungen Rechtsgelehrten trieb der Jorn das heiße Blut in die Wangen; er trat dem Obersten entgegen, und dumpfes Grollen klang aus seiner Stimme, da er sagte:

„Herr Oberster, das ist ein Haus des Herrn — wehrt hier Euern Leuten! Genug, daß an wehrlosen Menschen gesündigt wird!“

Der Schönickel mit seinem wilden, rotbraunen Gesicht sah den Sprecher höhnisch und grimmig an.

„Was will der Gelbschnabel?“ schrie er ihn an. — „Haus des Herrn! — Ein feyerisch' Haus ist's, darum soll's vertilgt werden, damit es nicht zum Himmel stinkt. — Holla, laßt fliegen! Hojoh, der rote Hahn!“

Die Soldaten brüllten, die Fackeln flogen gegen das Kirchlein, eine Feuerzunge leckte an dem Vordach des Eingangs, Friedrich aber riß in blindem Jorn die Waffe, die er an der Seite trug, aus der Scheide und wollte auf Schönickel eindringen. Da fühlte er von rückwärts seine Arme von kräftigen Fäusten gepackt und eine raube, gutmütige Stimme sagte: „Keine Dummheiten machen, junges Blut!“

„Ja, halt ihn fest, Lamprecht Fahrgut!“ schrie der Oberst, „wollen ihm den Kizel vertreiben!“

Dabei zog er sein Eisen blank, um es Friedrich durch die Brust zu rennen, aber da stand auch der

der alte Feldweibel mit seinem versengten Gesichte, fürchterlich anzuschauen, schon vor diesem und sprach:

„Laßt sein, Herr Oberster — es ist keine Ehr' für Euch, sich an dem zu vergreifen! Will ihn in Gewahrsam bringen und dem Feldprofoß überantworten, so Ihr's wollt; für eines so tapferen Helden Schwert giebt's bessere Feinde!“

Das mochte dem Schönickel schmeicheln, er lachte roh: „Hast Recht, Kumpan! So bringe den Kecken nach dem Turme und seinen Gefellen da, den Rotkopf mit seinem dummdreisten Gesicht, nimm auch gleich mit!“

Burkhardt hatte mit hämischer Schadenfreude bisher zur Seite gestanden, jetzt wollte er davon eilen, aber der Oberst selber packte ihn fest:

„Der hat kein gut Gewissen. In den Turm mit ihm!“

Burkhardt knickte widerstandslos zusammen, der Schönickel aber warf ihn dem Feldweibel zu, und dieser sagte zu den beiden:

„Kommt! Vorwärts und sträubt Euch nicht — kann Euch nichts helfen!“

Der brave Lamprecht Fahrgut war den Kroaten nachgehumpelt und eben zurecht gekommen, um zum zweiten Male an diesem trübseligen Novembertage ein gutes Werk zu thun. Seine verbrannten Hände schmerzten ihm zwar tüchtig, aber er lachte doch vergnügt, als er die zwei Jünglinge so vor sich her gehen ließ. Der eine schritt aufrecht und trozig, der andere wie geknickt, eine erbärmliche Jammergestalt, dem der alte Kriegsknecht am liebsten einen kräftigen Fußtritt versetzt hätte. Er redete darum auch so für sich hin, in Wirklichkeit freilich zu Friedrich:

„Heißes, thörichtes Blut! — Wenn unsereins nicht dazwischen käme! — Der Schönickel führt eine gute, schwere Klinge, da thut's so ein Zahustocher nicht, wie ein fahrender Schüler führt. — Na, im roten Turm liegt's sich besser als in einem nassen, kalten Grabloch, wo man nicht mehr heraus kann.

„Heiliges Kreuz Christi — da brennt die Kirche wahrhaftig!“

Hinter den Dreien schlug die rote Lohe glühender auf, wie eine Fackel leuchtete der hölzerne Kirchturm, und ein zorniger Wehschrei kam von Friedrich's Lippen.

„Glaub's — es thut nicht wohl — aber das ist der Krieg!“ sagte der Feldweibel, und es lag in dem rauhen Ton seiner Stimme eine seltsam weiche Färbung.

Das schien Burkhardt Mut zu machen, denn er wendete sich um und sagte bittend:

„Herr Feldweibel, laßt mich gehn! Bin des Amtschöffers Hans Arnold Sohn, habe nichts Schlimmes verübt und will Euch auch die zwei Thaler geben, so ich bei mir trage.“

Der Kriegsmann sah den Burschen finster an.

„Was soll das? Vermeint Ihr, Lamprecht Fahrgut sei lüftern nach Euerm Gelde und lasse sich seine Pflicht abkaufen? Es ist mir befohlen, Euch nach dem Turme zu bringen, das thu' ich, und ob Ihr des Bürgermeisters Sohn wäret!“

„Bin auch daran, sein Eidam zu werden!“ jagte Burkhardt schmeichelnd und mit einem trotz seiner Angst höhnischen Seitenblick auf seinen Gefährten, dem nur ein verächtliches Lächeln um die frischhen Lippen zuckte. Als der Feldweibel schwieg, begann der Bursche, den der Ausdruck auf Friedrich's Gesicht reizen und ärgern mochte, aufs neue:

„Ich will Euch auch etwas sagen, was wohl die Freiheit wert wäre, denn ich bin nicht Euer Feind. Der da mit mir geht, hat mich verleiten wollen, den Schweden hinter Eurem Rücken einen Weg in die Stadt zu machen . . .“

„Eclender!“ schrie Friedrich, aber zu gleicher Zeit verlegte auch schon der Feldweibel Burkhardt einen heftigen Stoß, daß er zusammenknickte und unter seinem halbabgesengten, struppigen Barte kam es hervor:

„Schäbiger Hund! Dein Geselle ist ein ehrliches, tapferes Blut, Du aber bist einer, vor dem ein braver Kriegsmann nicht einmal mehr ausspuckt. Amtschöffer ist Dein Vater? — Und Du schämst Dich nicht? — Kenne keine elendere Kreatur, als so einen!“

Und wieder stieß er den Burschen in den Rücken, daß dieser aufschrie und nach vorn taumelte.

Da bogen eben um die nächste Ecke der Bürgermeister und Hans Arnold. Als dieser seinen Sohn erblickte, der beinahe niederstürzte, sprang er rasch gegen ihn heran und rief: „Um Christi willen — was bedeutet das?“ —

„Vater, Vater — ach hilf mir!“ jammerte Burkhardt — „sie wollen mich in den Turm werfen, und ich habe doch nichts gethan!“

(Fortsetzung folgt.)



Enthüllung des König-Albert-Gedenksteines in Augustusburg.

Der 27. April 1902 wird fortan ein Gedenktag in der Ortsgeschichte Augustusburgs sein, und zwar wegen der an diesem Tage veranstalteten Nachfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs und der damit verbundenen Enthüllung eines Gedenksteines.

In der Schloßkirche fand die kirchliche Mitfeier des königlichen Geburtstages statt, und der Gesang der Gemeinde wie die Predigt und Gebete des Herrn Pfarrers waren diesem Festtage angepaßt.

Nach Schluß dieses Gottesdienstes versammelten sich auf dem Schloßhofe die Kirchenbesucher, um sich zu einem Festzuge zu ordnen. An demselben nahmen teil: die Schuljugend unter Führung der Lehrer, das hiesige Stadtmusikchor, die Schützengesellschaft, die Spitzen der hiesigen Behörden wie auch der Herr Amtshauptmann Dr. Morgenstern aus Flöha, der Stadtgemeinderat hier, der Gemeinderat aus Hennersdorf, der Königl. Sächsische

Militärverein Augustusburg, der hiesige Turnverein, die hiesige Feuerwehr u. s. w. An der jungen Wettin-Eiche gegenüber der Zöllnerischen Gärtnerei angekommen, grupperten sich der Festzug und die oberen Knaben- und Mädchenklassen der hiesigen Schule mit ihren Lehrern um diesen Platz, in dessen Mitte der verhüllte König-Albert-Gedenkstein stand. Unter Musikbegleitung wurden zunächst 2 Verse vom Danklied: „Nun danket alle Gott“ gesungen, worauf Herr Schloß- und Stadtpfarrer Harig die improvisierte Kanzel betrat und die Weiherede hielt, welche in folgendem wiedergegeben sei:

Hochansehnliche Festversammlung!

Es war am 27. April des Jahres 1547 — also genau heute vor 455 Jahren — da schien die Sonne nicht so hell und freundlich über Berg und Thal wie heute, sondern die Blitze zuckten durch die Lüfte —, da zog ein gewaltiger Gewittersturm über diese Höhe, ein Blitzstrahl traf die alte

Schellenburg da droben, der Amtschöffer Vorriegel wurde erschlagen, und das entflammte Feuer zerstörte jenes Denkmal aus alter Zeit.

Aber ob auch das Alte stürzte — neues Leben blühte aus den Ruinen. 20 Jahre später erbaute fast an derselben Stelle dort oben ein Ahne unseres Königs Albert, der Kurfürst August, die Augustusburg, als ein „Dank- und Denkmal“, wie er sagte, als „ein Eben-Ezer wegen Endschast der Grumbach'schen Händel“, und dahinein das Gotteshaus, aus dem wir soeben herniedergestiegen sind, und in dem wir nachträglich, wie es sich für rechte christliche Unterthanen geziemt, unsere Geburtstagswünsche für unseren teureren König auch am Throne des Königs aller Könige niedergelegt haben — für unseren König Albert, der auf seinem silberweißen Haare trägt die goldene Krone; für unseren König Albert, der allein noch von den großen Miterbauern des einigen deutschen Reiches unter uns lebt, deren Brust das Großkreuz des eisernen Kreuzes schmückte, der — ich möchte sagen — unter seinem Volke hervorragt als ein lebendiges Denkmal aus großer Zeit.

Und was wollen wir nun hier auf diesem Plage, der von heute ab den Namen „Wettinplatz“ in der Stadt tragen soll? Ein Denkmal gilt's zu enthüllen — nicht ein Denkmal, wie es große, reiche Städte zu setzen vermögen, sondern nur einen Gedenkstein, wie es unsere bescheidenen Verhältnisse hier oben auf unserem Berge gebieten, da keine Millionen zu verdienen sind, aber doch ein Denkmal — und darin liegt der größte Wert! — das unserm Könige Albert gesetzt hat unsre allzeit gut königstreue Stadt Augustusburg — ein Denkmal der Dankbarkeit!

Es ist ein Kennzeichen unsrer Zeit, das Alte nicht wegzumerfen, sondern zu erhalten und ehren! Und ob das Alte stürzt — neues Leben blüht aus den Ruinen! Und so hat man denn einen alten Postmeilenstein, der dort am Straßengraben lag, nicht liegen lassen, sondern hat ihn hervorgezogen und ihn der Hand des Künstlers anvertraut, auf daß er trage in Zukunft auf seinem Haupte das sächsische Wappen und an seiner Stirn das Bild unseres Königs Albert, und auf daß er erzähle mit seiner Inschrift, was diese am 23. April 1898 von der Schule gepflanzte Eiche hier uns sagen will vom 70. Geburtstage und 25 jährigen Regierungsjubiläum unseres Landesherrn.



Auf dem alten Postmeilensteine standen verzeichnet die Meilen und Stunden, die der Wanderer zurückzulegen hatte von Ort zu Ort, und so war er in alter Zeit ein Wegweiser. Aber was er war, das soll er wieder werden und soll's in Zukunft bleiben. Es falle die Hülle!

Im Namen des dreieinigen Gottes und im Auftrage der Stadt Augustusburg weihe ich dich, du schöner, alter Stein im neuen Gewande, daß du fortan tragen mögest den Namen „König-Albert-Gedenkstein“, und übergebe dich deiner Bestimmung:

„was du warst, das sollst du wieder werden und bleiben: — ein Wegweiser für jeden, der an dir vorübergeht und die Worte liest, die du trägst, und das Bild unsers Königs Albert schaut, das dich ziirt — ein Wegweiser nicht von Ort zu Ort, sondern ein Wegweiser zum treuen Herzen unseres von allen geliebten Königs und Herrn! Das walte Gott! Amen!“

Hierauf stieg in die blauen Lüfte die Sachsenhymne: „Den König segne Gott!“ Das Vaterunser und der Schlußvers des Liedes: „Nun danket alle Gott!“ beendigten die schlichte, würdige Feier!

Der Felsensturz am Scheibenberg.

Von A. Heinicke, Chemnitz.

„Im Steinbruch am Scheibenberg haben am 27. April vormittags 10 Uhr große Felsstürze stattgefunden. Die niedergegangenen Steinmassen schätzt man auf 3—4000 Kubikmeter. Der Königin-Carola-Aussichtsturm sowie das Unterkunftsbaus sind durch die Niedergänge nicht gefährdet.“

So meldeten die Zeitungen. Um dieses interessante Naturereignis in Augenschein zu nehmen und im Bilde für die Leser „Unserer Heimat“ festzuhalten, machte ich mich eilig auf den Weg und fuhr nach Scheibenberg, von Zwönitz aus die neue

Gebirgsbahn über Bernsbach, Grünhain, Elterlein und Hermannsdorf benutzend. Vom Scheibengerger Bahnhofe noch ein kurzer Marsch — und bald zeigte sich unseren Blicken die Bruchstelle, die einen großartigen Eindruck auf uns machte. Mächtige, mit Titanenhand geschleuderte Blöcke und Felsmassen vor uns, auch noch am Berge hängend, jederzeit zum Absturz bereit. Einen reizvollen Anblick gewährt die Stelle, an der sich der große Fels losgetrennt hat. Feststehende Säulen im Hintergrund und vor diesen ebensolche schräg liegend, die auch noch zur



Nach einer Photographie von A. Heinicke in Chemnitz.

Tiefe möchten und nur durch die kolossale Masse Gestein zurückgehalten werden. Es befanden sich Blöcke darunter, die 2—3 Meter und mehr noch maßen. Die ganze herabgestürzte Masse wird heute auf ungefähr 4000 Kubikmeter geschätzt. Sonderbare Felsbildungen hat dieser Sturz gezeitigt, so fanden wir beim Aufstieg aus den Felsmassen ragend einen Hundekopf ohne große Phantasie heraus. Eine Gefahr für den Aussichtsturm, für die Restauration und die Unterkunfts-halle besteht nicht, doch ist bei Besichtigung der Bruchstelle äußerste Vorsicht anzuraten. Ein großes Glück war es zu nennen, daß

der Bruch an einem Sonntagmorgen niederging, da sonst wohl alle in der davorliegenden Sandgrube beschäftigten Arbeiter zermalmt worden wären. Nachdem die nötigen photographischen Aufnahmen gemacht waren, bestiegen wir den Berg, um die verschiedenen Basaltformationen noch näher zu besichtigen.

Noch ein kurzes Wort über den Scheibenberg selbst. Der Scheibenberg gehörte zur Zeit der Reformation nicht zu Sachsen, sondern zu den ausgedehnten Schönburgischen Besitzungen der Grafschaft Hartenstein unter dem Amte Crottendorf. Schon

1515 hatte der Fundgräbner Kaspar Klinger zu Elsterlein einige reiche Silbergänge im Scheibenberg entdeckt, und dadurch Scheibenberg zu einer Bergstadt gemacht. Noch heute zeugen verlassene Stollen und Gänge von der einstigen Bergwerksherrlichkeit. Den Scheibenberg nennt der Geognost Naumann den unbezweifeltesten interessantesten unter den Basaltbergen Sachsens. Wie kaum an einem anderen Basaltberge dieses Gebietes ist hier die säulenförmige Absonderung ausgeprägt. An der nördlichen Kuppe sind die Säulen durchschnittlich 1 bis 3 Meter stark, gegen 50 Meter lang, meist vertikal und regelmäßig neben einander geordnet. An der südlichen Kuppe sind die Säulen schwächer und vielfach geneigt. Die Säulen sind stumpfkantig und sechsseitig. Dem Freiburger Professor Abraham Werner gab der Scheibenberg Veranlassung, die Frage über den neptunischen oder vulkanischen Ursprung des Basalts anzuregen, und diese Frage ist zu Gunsten des letzteren entschieden worden.

Christian Lehmann, der Scheibener Chronist spricht über den Scheibenberg: „Den Pöhlberg halten die annabergischen Musen für ihren Parnassum und Olympum. Und machet dieser Berg mit denen ganz benachbarten Bergen, Bärenstein und Scheibenberg, auf eine Meilwegs einen lustigen Triangel. (Lehmann, Histor. Schaupl. 1699. S. 41.) Die Basaltberge mit ihren hochliegenden, tertiären Flußsandsteinen gehören zu den am deutlichsten und kunstvoll geschriebenen Seiten im großen Buche Natur.“ —

Von der Höhe des Scheibenerges, noch mehr von dem Königin-Carola-Turm aus genießt man eine großartige Aussicht. Wahrlich der Verfasser der Wanderungen durch das sächsische Erzgebirge, der bereits 1840 über die herrliche Rundschau schrieb, behält Recht, wenn er sagt:

„Die gemischten Bilder romantischer Wildnis,

„gewerblichen Fleißes und ländlicher Einfalt lagen vor mir Hochwälder und Buchenhaine, Berg und Hügel auf der einen Seite in ansteigender Erhöhung, auf der andern in niedergehender Abdachung Die tafelförmigen Höhen des Pöhlbergs und Bärensteins gönnten einen mächtigen Zwischenraum zum Durchblick — weithin bis an den böhmischen Saßberg; nordwärts über die Granitsäulen des Greifensteins hinaus. — Nicht nennen kann ich die Ortschaften alle, die ich hier sah Die vielen Teiche, die einst zu der alten Abtei Grünhain gehörten, blühten hervor auf der grünen Landschaft Alles verherrlichte der frohe Sonnenglanz des Tages.“ —

Eine Reise nach dem freundlichen Städtchen Scheibenberg und seinem interessanten Basaltberge ist überaus lohnend. Daher den Wanderstab zur Hand und auf nach Scheibenberg!



Nach einer Photographie von A. Heimke in Chemnitz.



Heimatsgefühl.

„Beim Einfahren in das Dorf (Schönhausen) fühlte ich, wohl nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimat zu haben, und eine Heimat, mit der man durch Geburt, Erinnerung und Liebe verwachsen ist.“ —

v. Bismarck, Briefe an seine Braut und Gattin. — S. 10.

Das älteste Wappen der Familie Leibnitz im Rochlitzer Museum.

Rochlitz, das kleine, freundliche Städtchen auf dem linken Ufer der schäumenden Mulde, am Fuße jenes weithin sichtbaren Berges, dessen uralter, schon im Dunkel altheidnischer Tage erschlossener Steinbetrieb ehemals im ganzen heiligen römischen Reich einen guten Ruf hatte, ist eng verknüpft mit der Geschichte zahlreicher bedeutender Männer, vor allem vieler Gelehrter und Künstler: hier stand die Wiege von so manchem Knäblein, das später durch seine hervorragenden Arbeiten berechtigtes Aufsehen erregen sollte; hier auf der alten Lateinschule lernte so mancher Jüngling, der bald seine Lehrer überragen sollte; hier wirkte so mancher gereifte Mann, dessen Werke noch heute, nach Jahrhunderten, ihren Wert haben. Jener berühmte Erzieher zweier sächsischer, in dem Reformationsjahrhundert hervorragender Fürsten, Moritz und August, erblickte in Rochlitz das Licht der Welt: Martin Oberdörfer, Luthers Freund, der berühmte Theolog, Dichter und Komponist, der böhmische Reformator Johannes Mathesius (Matz) nennt Rochlitz die Stätte seiner Geburt. Er wirkte hauptsächlich in Joachimsthal, dort, wo zu seiner Zeit ein Nicolaus Hermann, ein geborener Rochlitzer, seine herrlichen Kirchenlieder dichtete, von denen unser Gesangbuch noch jetzt sechs abdruckt. Um dieselbe Zeit blühte in Rochlitz die vielgliedrige Gelehrtenfamilie Pabst, deren bedeutendster Sproß Michael in Sachsen das erste Philantropin gründete und zahlreiche medizinische, geschichtliche Werke und sonstige Abhandlungen wissenschaftlicher Art herausgab. Er starb als Pfarrer zu Mohorn bei Freiberg, 1603. Eine alte Rochlitzer Familie ist ferner diejenige der Carpsov, aus deren Schoß mehrere bedeutende Gelehrte hervorgingen, zumal jener weitberühmte Friedrich Benedict Carpsov, der bekannte Polyhistor. Um die Pflege der Dichtkunst und der alten Philologie erwarb sich besonders ein großes Verdienst die Familie Ernesti, deren Stammvater der Rochlitzer Rektor Daniel Ernesti ist. Als Rochlitzer Komponisten seien angeführt Eulogius Pfnost und Deutrich, welche beide dem 16. Jahrhundert angehören. Apian-Bennewitz, der berühmte Geograph, Mathematiker, Astronom, der Günstling Karls V., hatte die Rochlitzer Lateinschule besucht; er starb, nachdem er vom Kaiser zahlreiche Ehrungen

erfahren hatte, z. B. von ihm in den Reichsritterstand erhoben worden war, als Professor in Ingolstadt. Andere bedeutende Männer, die nur vorübergehend in Rochlitz gewirkt haben, sind z. B. Cornelius Becker und Michael Hunold, beides Dichter, von denen unser Gesangbuch noch verschiedene Lieder aufweist. Auch die Urahnen des berühmten Gelehrten G. Wilhelm Leibnitz, eines der scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, lebten in unserem Rochlitz.

Die 1719 erschienene Rochlitzer Chronik von Heine nennt bereits für 1518 einen Kantor Joseph Leubnitz. Nach der Leipziger Universitätsmatrikel wurde im Sommer 1533 ein Josephus Leybenitz de Rochlitz in Leipzig eingeschrieben, und nach dem Wittenberger Ordinierbuch ordiniert Bugenhagen 1544 Joseph Leupnitz von Rochlitz, Kantor daselbst, zum Priester, der sein Amt in Frohburg antritt.

Die Familie Leibnitz (Leipnitz, Leubnitz, Läubnitz u. s. w.) läßt sich im ganzen 16. Jahrhundert für Rochlitz nachweisen; ein Glied derselben war Bürgermeister, ein anderes Geleitsmann u. s. w. Die Familie gab sogar einer Stelle in der Stadt eine volkstümliche Bezeichnung: Leubnitz Ecke; beispielsweise bucht die Stadtrechnung von 1587 die Ausgabe: „4 gr vor Pech in die Pflamme an Leubnitz Ecke, als frembde Herrschaft alhier gewesen“. Daß diese Rochlitzer Leibnize wirklich die Vorfahren des großen Gelehrten sind, ist wissenschaftlich erwiesen; doch kann hier nicht näher auf diese Angelegenheit eingegangen werden. Höchst erfreulich ist es, daß sich in Rochlitz das älteste Wappen der Leibnitz aus dem 16. Jahrhundert erhalten hat. Wir bilden dasselbe hier ab.



Das Schild befindet sich in einer Füllung, die aus einem Stück Holz geschnitten ist. Das Ganze lehrt recht anschaulich, mit welchem Geschick man in wappenkundiger Zeit heraldische Motive selbst in solche Rahmen unterzubringen wußte, welche ihrer Gestaltung nach der Wappenform recht wenig entsprachen: Ein reich gebildeter Delphin speit den Wappenhalter aus, welcher das Schild in seiner erhabenen Linken zeigt, während die Rechte ungezwungen ein kräftiges Fruchtstück trägt. Mit großem Verständnis wird ferner auf der Tafel jede unschöne Leere vermieden, ohne daß irgend welche Einzelheit des Entwurfs als gesucht oder kleinlich auffiele, wenn schon manches Liniestück etwas steif wirkt. Das Wappen selbst enthält neben den Buchstaben J. L. (offenbar Joseph Leubnitz!) eine großblättrige Laubstaude auf herzförmigem Berg. Leider lassen sich die Farben nicht mehr genügend erkennen; augenscheinlich war das Laub grün, das Feld golden, der Berg rot gemalt. Die Familie hatte sich also wohl ein redendes oder sprechendes Wappen gewählt; in volksetymologischer Weise leitete sie ihren Namen offenbar ab von Laub: Läubnitz.

Die besprochene Füllung ist ein Überrest vom alten Orgelgehäuse der Rochlitzer Kunigundenkirche, in welcher Joseph Leibnitz oft genug seines Amtes als Kantor und Organist gewaltet haben mag. Leider ist von diesem Gehäuse sonst fast nichts erhalten. Es trug zwar die Jahreszahl 1515, doch soll damit nicht gesagt sein, daß dasselbe in seinem ganzen Bau mit allen seinen Verzierungen in diesem

Jahre entstanden ist. Es wäre wohl möglich, daß die geschilderte Wappentafel, die doch vollständige Renaissanceform zeigt, aus etwas späterer Zeit als von 1515 stammt.

Die alte Orgel samt dem Gehäuse, welches außer der Wappenfüllung noch verschiedene bildliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte zeigte, befand sich noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts an ihrem ursprünglichen Platz; doch war das ehrwürdige Werk im Laufe der Jahrhunderte fast unbrauchbar geworden. Deshalb wurden in der Gemeinde um 1840 Stimmen laut, die auf Abbruch der alten Orgel und auf Anschaffung einer neuen drangen. Der damalige Organist Zind gab bei dieser Gelegenheit 1844 eine Studie über die Geschichte des in Rede stehenden Instruments heraus und wies darin u. a. darauf hin, daß vom Orgelgehäuse die Bildertafeln und die Wappenfüllung, die er übrigens nicht erklärt, bei einem etwaigen Abbruch „als Antiken aufbewahrt“ werden möchten. Dieser Vorschlag fand damals, als für derartige Kunstaltertümer kaum ein besonderes Verständnis in kleineren Städten vorhanden war, nicht die gewünschte Berücksichtigung: Bei der „Restaurierung“ der Kirche um 1864 verfiel das prächtige Orgelgehäuse schließlich der Art des Holzhackers. Glücklicherweise fand dieser Gefallen an der Wappenfüllung, weshalb er sie mit heim nahm und in seine Laube nagelte! Von dort fand sie nach Jahrzehnten ihren Weg in das Museum des Rochlitzer Geschichtsvereins.

Dr. Clemens Pfau.



Die Chemnitzer Thalsperre bei Einsiedel.

Wir leben in einer Zeit der Regulierung der Wasserläufe und Flußbetten, um den „Wassernöten“ jederzeit in wirksamer Weise entgegenzutreten zu können, mag es sich nun um drohende Überschwemmungen oder um Wassermangel handeln. Daher ist man eifrig bemüht, Thalsperren zu schaffen, d. h. große Wasserbehälter, in denen nicht nur für wasserarme Zeiten ein Vorrat aufgesammelt werden soll, der auch industriellen Zwecken dienstbar gemacht werden kann, sondern die auch sichere Abhilfe schaffen sollen gegen eine drohende Überschwemmungsgefahr. So

werden zur Zeit große Anstrengungen und Vorarbeiten gemacht, um für das Flußgebiet der Zwickauer Mulde, der Gottleuba und anderer Flüsse unseres Vaterlandes solche Thalsperren zu erbauen.

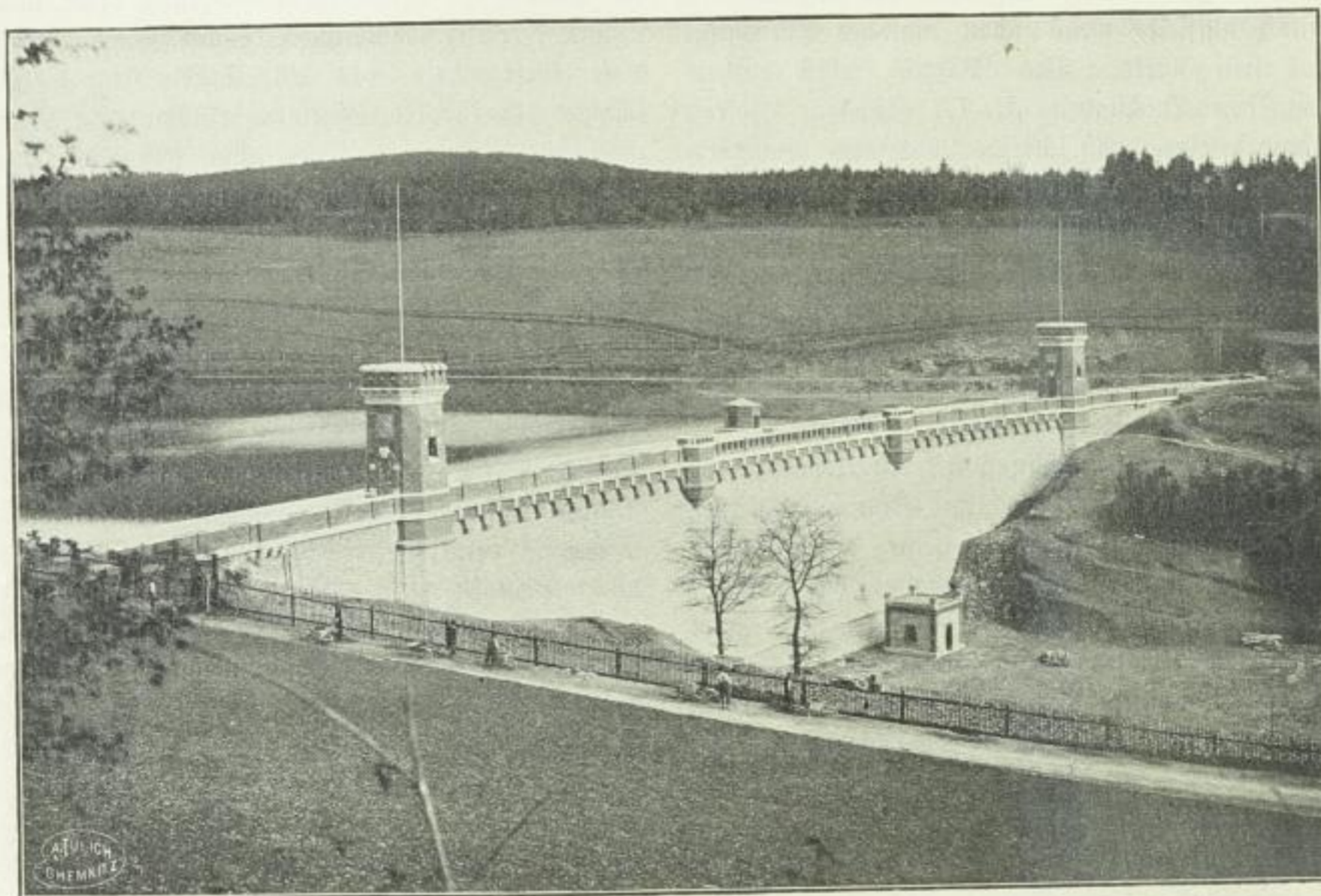
Eins der größten derartigen Bauwerke, die in unserem Sachsenlande errichtet worden sind, ist die Chemnitzer Thalsperre bei Einsiedel, die wir auf Grund amtlichen Materials unsern Lesern heute in Wort und Bild vorführen.

Vom Bahnhof Einsiedel aus führt der Weg nach der Thalsperre zunächst rechts am Bahnhof-

Restaurant vorüber. Hier wenden wir uns, die Richtung „Altenhain-Bettinshöhe“ einschlagend, bei dem Wegweiser nach links und überschreiten die Zwönitzbrücke, indem wir immer der Telephonleitung nachgehen. Nach ungefähr 10 Minuten sind wir bereits an Ort und Stelle: vor uns liegt, im Sonnenlichte glänzend, der Wasserspiegel der Thalsperre. Um diese in ihrer ganzen Ausdehnung besser übersehen zu können, betreten wir die Brücke des Abflusses. Mit Bewunderung erfüllt uns der Anblick dieses imponierenden Bauwerks.

Das Thal ist durch eine gewaltige Mauer von 180 m Länge und 20 m Höhe abgesperrt, um die Wald- und Niederschlagsgewässer aufzufangen. An der tiefsten Stelle ist sie 8 m unter der Erdoberfläche gegründet und hat im Fundamente eine Stärke von 20 m, an der Erdoberfläche 14 m und an der Krone 4 m.

Der Mauerkörper ist aus Bruchsteinen ausgeführt. Im Innern des unteren Mauerteiles wurde der an Ort und Stelle gebrochene Thonschiefer, an den Außenseiten und in dem oberen



Teile der Mauer dagegen Quarzit- und Hornblende-schiefer aus den eine Stunde entfernten Brüchen in Dittersdorf verwendet.

Der Mörtelverbrauch betrug etwa $\frac{1}{3}$ des Gesamtmauerinhaltes von rund 23 600 cbm. Ge-gründet wurde die Mauer auf festen Thonschiefer-felsen, wobei 18 400 cbm Erd- und Felsmassen auszusachten waren. Auf der Gründungssohle wurden die Felsflächen mit Cementbrei eingeschlänmt, alle Felspalten sorgfältig ausgewaschen und mit Cementmörtel ausgegossen oder mit Cementbeton

ausgestampft. Die Unebenheiten der Sohle wurden mit einer durchschnittlich $\frac{1}{2}$ m starken Cementbeton-schicht ausgeglichen.

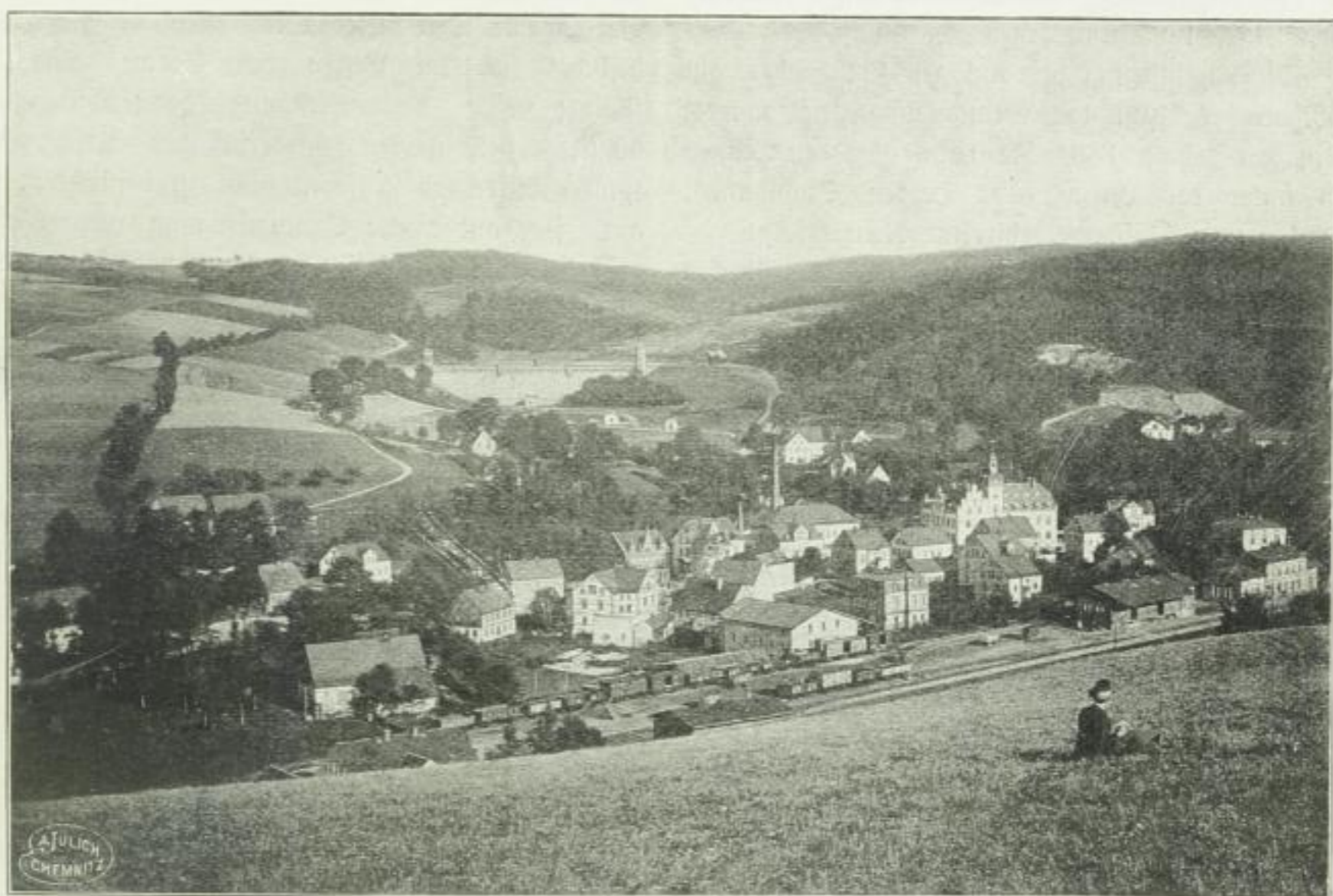
Jeder Überlastung des Beckens durch plötzlich eintretende besonders starke Niederschläge und einen durch solche veranlaßten, zu hohen Wasseranstau ist durch Anlage eines 25 m breiten Überfallwehres mit anschließendem Hochwasserkanal von $8\frac{1}{2}$ m Breite und $1\frac{1}{2}$ m Tiefe, der imstande ist, 30 cbm Wasser in der Sekunde abzuführen, vorgebeugt. Dieser Abflußkanal hat 1 : 100 Gefälle.

Abgelassen wird das Wasser durch zwei in verschiedenen Höhen liegende, mit Schiebern versehene Öffnungen des Einlaßschachtes, welcher in der Mitte der Mauer aus Cementstampfbeton in der ganzen Mauerhöhe vorgebaut ist, während ein dritter Schieber als Grundablaß dient. Vom Inneren des Schachtes aus wird das Wasser geschlossen in zwei Rohrleitungen von je 450 mm lichter Weite durch die Mauer nach den Filtern oder dem Grundablaßkanale geführt.

Diese Rohrleitungen liegen in einem aus

Granitquadern hergestellten Kanale, sind an der Wasserseite auf 5 m Länge in dem Kanale fest vermauert, auf der übrigen Strecke aber freiliegend und jederzeit zugänglich, und können gegen den Einlaßschacht durch je einen Flachschieber abgeschlossen werden. Weitere Schieber zur Regulierung des Wasserabflusses sind in dem am Fuße der Sperrmauer angelegten Schachthause untergebracht.

Die Architektur der Thalsperrenmauer, sowie der übrigen zugehörigen Anlagen, der Eingänge zu den Filtern, der Schachtgebäude und des Gebäudes



Dorf Einsiedel mit der Thalsperre.

für die Sandwäsche ist in kräftiger Weise gehalten. Sämtliches Mauerwerk ist als Cyclopmauerwerk hergestellt, während im übrigen dunkelrote Ziegel, Granit und Sandstein Verwendung gefunden haben. Die Mauer wächst als wuchtige Steinmasse zwischen den beiderseitigen Abhängen empor und wird zu beiden Seiten durch kräftige Warttürme mit Zinnenbekrönung flankiert, während der obere Mauerabluß durch einen stark hervortretenden, auf Konsolen ruhenden Bogenfries mit Brüstung aus roten Ziegeln und Gesimsen aus Granit und Sand-

stein gebildet wird. Die Brüstung ist ferner durch Erkervorbauten unterbrochen.

Das gesammelte Wasser wird in drei überwölbten Filtern mit zusammen 2050 qm Filterfläche gereinigt, gelangt dann in den 2200 cbm fassenden Reinwasserbehälter, der aus 5 neben einander liegenden, unter sich verbundenen, überwölbten Kammern besteht, und wird von hier aus durch die in den Jahren 1887 bis 1889 erbaute Stollenleitung mit natürlichem Gefälle der Stadt zugeführt.

Auf diesem Wege nimmt die Stollenleitung noch Quellwasser aus den durchkreuzten Seitenthälern auf. Das Wasser vereinigt sich mit dem von der älteren, in den Jahren 1872—1875 an dem Zwönitzflusse in Altchemnitz-Erfenschlag erbauten Wasserwerksanlage durch Maschinenkraft geförderten Wasser und fließt dann gemeinschaftlich mit dem letzteren in den Hochbehälter der Stadt.

Zwischen dem Behälter und der Stollenleitung für die Wasserzuführung nach der Stadt befindet sich ein überbautes Schachtgebäude, von welchem aus der Behälter zugänglich ist, und in dem die für die Regulierung des Wasserabflusses erforderlichen Einrichtungen untergebracht sind.

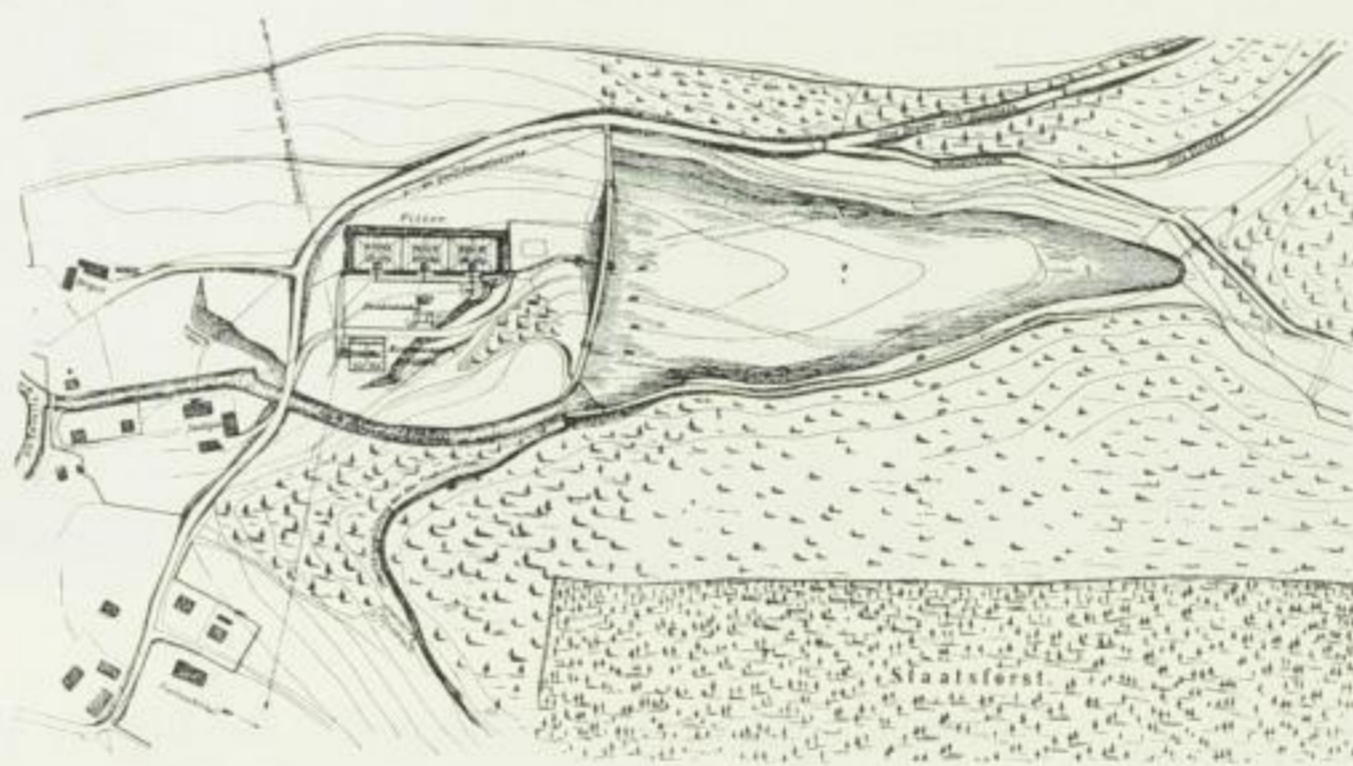
Die Ausführung der Anlage, zu welcher am 7. November 1890 der Grundstein gelegt wurde, ist in den Jahren 1891 bis 1893 nach den Plänen und unter der Leitung der Herren Stadtbaurat Hechler und Wasserwerksdirektor Nau erfolgt.

Anfang Juni 1894 hatte das Sammelbecken erstmals seine volle Wasserfüllung erreicht. Im Laufe des Jahres 1895 ist die gesamte Anlage in allen Teilen vollendet worden, während die Inbetriebnahme der Anlage bereits Anfang April 1895

stattgefunden hat. Der Kostenaufwand für die Thalsperre und die gesamten Nebenanlagen beläuft sich annähernd auf 1 250 000 Mark.

Durch die Thalsperrenmauer wird ein Sammelbecken abgeschlossen von etwa 300 000 bis 330 000 cbm Fassungsraum bei 20,5 m größter Wassertiefe und einer Wasserfläche von 4 ha.

Das Niederschlagsgebiet für das Sammelbecken umfaßt im Stadtgutthale 180 ha und ist durch Hinzunahme des nebenliegenden Seitenthales, des sogenannten Fischzuchtthales, auf 270 ha erweitert. Die Abflussmenge beträgt nach den vorliegenden Beobachtungen durchschnittlich jährlich 800 000 cbm. Der größte Teil dieses Gebietes ist bewaldet und befindet sich im Besitze des Staates und der Stadt; eine Verunreinigung des abfließenden Wassers bei starken Niederschlägen durch abgepflühtes Ackerland ist somit nicht zu befürchten, wie auch jede anderweite Verunreinigung ausgeschlossen erscheint. Das Wasser, welches vor seiner Verwendung durch Sandfilter gereinigt wird, kann nach den wiederholt vorgenommenen bakteriologischen und chemischen Untersuchungen als ein in jeder Hinsicht vorzügliches Trinkwasser bezeichnet werden.



Plan der Thalsperre bei Einsiedel.

Komm' mit!

Gedicht von Julius Sturm.

Es zwitschert ein Uöglein: Komm' mit! Komm' mit!
Zu fröhlichem Wandern beflügele den Schritt!
Die Welt ist so schön, die Welt ist so weit,
Und auf rastlosen Flügeln enteilet die Zeit.

Wohl wandert's sich lustig, den Stab in der Hand,
Und doch bleibt mein Sinn an die Heimat gebannt,

Die blumigen Auen, die ragenden Höh'n,
Es kann sich mein Auge nicht müde dran sehn:
Der schimmernde Stern und der rauschende Wald, —
Stets fast er mein Herz mit erneuter Gewalt.

Da schlägt mir ein Herz, und das Herz ist so reich,
Und es schenkt mir die Welt und den Himmel zugleich.

Eine geologische Wanderung

auf der Grenze von Bayern und Sachsen.

Von Hugo Christoph Heinrich Meyer.

Es war an einem herrlichen Junimorgen, als wir — ein halbes Duzend fideles Musensöhne — gegen Sonnenaufgang den Hirschsprung, einen gewaltigen Granitfelsen auf dem Kornberge, dem nördlichsten Hochgipfel des Fichtelgebirges, erreicht hatten. Diese Bergpartie sollte das Ende unserer Fichtelgebirgsreise bilden. Im Laufe des Tages gedachten wir die für uns nächsten Bahnstationen zu erreichen, um nach allen Windrichtungen der Heimat oder unseren Hochschulen wieder zuzueilen. Wir hatten die Mineralogie zum Steckenpferd erkoren und trugen neben dem Bergkompaß, Meißel und Hammer interessante Mineralien aus den Steinbrüchen und Gruben, welche wir auf unserer Wanderung aufgespürt hatten, im ledernen Ranzen: gewichtige Schätze, welche allerdings auch den Schweiß reichlicher von der Stirne perlen ließen. Denn Steine sind schwer. Doch wir achteten's nicht. Im Gegenteile: eine noch um vieles reichere Ausbeute hatten wir ja erwartet! — Mit lautem Gelächter und Scherzen erreichten wir die oberste Felsplatte der gigantischen Granitmasse des Hirschsprungs und achteten bei der überraschenden Umschau, die wir schon von hier aus genossen, gar nicht eines älteren Herrn, der hinter einigen zwerghaften Fichten still auf einem Felsblock saß und eine Karte auf seinen Knien vor sich ausgebreitet hatte. Als sich daher unter uns ein Streit über das Vorkommen des beliebten und von uns auf unserer weiten Wanderung vergeblich gesuchten Eklogites entsponnen hatte und eine genaue geologische Karte schmerzlich vermißt wurde, fiel unser Blick unwillkürlich auf jenen Herrn auf dem Felsblock, der unserem Streite, nach seinen Blicken zu schließen, einige Aufmerksamkeit geschenkt haben mußte. Wir baten denselben unter Hinweis auf seine kostbare Karte bescheiden um einen Aufschluß. Bald war der freundliche und mitteil-same Herr von uns Gelbschnäbeln umringt und völlig mit Beschlag belegt. Wir bestiegen hierauf gemeinschaftlich mit unserem neuen Reisegefährten noch den Gipfel des Kornberges, von welchem aus zwar die Aussicht nach S. und SW. durch die Haupterhebungen des Fichtelgebirgs begrenzt, aber

nach allen übrigen Richtungen frei ist. Wir waren überglücklich, vom Rücken dieser mächtigen Graniterhebung, einer Hochwarte des alten Pariskerfuges, aus nochmals das schöne Gebirge überschauen zu können. Wie auf einer Karte überflog dann das Auge das ganze Münchberger Gneisgebiet und die fernen Höhen des Franken- und Thüringerwaldes, sowie das weite Gelände, das sich nach N. und NW. bis tief in's Sächsische hinein ausbreitet, das interessante Vogtland. Wenn wir uns umwendeten und den Lauf der Köslau und des Egerflüßchens verfolgten, verloren sich die Blicke ins Egerland und in das Böhmisches Gebiet, zwischen den Höhen gegen Hof zu und dem Egerländchen aber schob sich zu unseren Füßen der Nonnenwald und weiter nordöstlich hinter Rehau der Rehauer Forst ein, und dieser verlor sich allmählich in die südlichen Partien des Elstergebirges.

Bald erfuhren wir, daß auch unser interessanter Reisegefährte das Fichtelgebirge kreuz und quer durchwandert hatte und auf der Weiterreise nach Thüringen begriffen war. Wir leisteten der Aufforderung des freundlichen Herrn, ihn auf seiner geologischen Wanderung einen Tag lang zu begleiten, um so lieber Folge, als es uns immer schwerer wurde, die so gelungen verlaufene Tour schon jetzt zu beenden. Aber nun hieß es Augen und Ohren aufmachen. Denn der alte Herr vor uns verfügte über ein seltenes Wissen. Uralte Erdenbilder ließ er vor uns ersiehn, und ich mußte der schönen Strophen in dem Liede „Bergmannsleben“ von Novalis gedenken:

„Der Vorwelt heil'ge Lüfte
umweh'n sein Angesicht,
und in die Nacht der Klüfte
strahlt ihm ein ew'ges Licht.“

Nun erst erlangten wir das rechte Verständnis für die geologische Eigenart des alten „Fichtelberges“, über den wir in den letztvergangenen Tagen schier gedankenlos hinweggestolpert waren, nur darauf bedacht, einige glänzende Krystalle unserer eignen zu nennen. Wie verschwanden die Schätze in unserer Tasche in Nichts gegen diese Geistes-schätze unseres Geologen! —

Das Alter der Gebirgsbewegungen kam uns zum Bewußtsein. Wir staunten, daß die gletscherstarrenden Alpen erst in der gegenwärtigen unmittelbar vorangegangenen geologischen Periode, nämlich der Tertiärzeit entstanden sein sollten, also unser jüngstes Gebirge darstellten, daß dagegen schon gegen das Ende der Silurzeit, also zur Zeit der Ablagerungen der ältesten, längst verschwundenen Erdenmeere, einige Teile des mitteleuropäischen Festlandes zu Gebirgshebungen gefaltet worden sein mußten. Unser Mentor machte uns auf die devonischen Ablagerungen des Schottischen Hochlandes und Irlands und auf den bayrischen und Böhmerwald aufmerksam. Jedenfalls schon vor Beginn der Kohlenformation, also in einer der frühesten geologischen Perioden entstanden, sind sie sehr stark denudiert und bis auf den Sockel abgetragen worden.

Diese Bruchstücke urältester Gebirge, die ohne jeden Zusammenhang mit ihrer Umgebung — wie die Reste eines alten Volksstammes unter einer jüngeren Nation — in die Gegenwart hereinragen, erzählen uns eine schwer zu deutende Geschichte der ersten Erdkrusten, welche sich auf viele Millionen Jahre, also auf eine Zeit erstreckt, für welche uns jede Vorstellungsmöglichkeit mangelt. Nach dieser ältesten Faltung der Erdkruste stiegen die weiteren Gebirge Europas empor und verschwanden dann zum Teil wieder in unmeßbaren Zeiten bis auf die Sockel, welche z. B. heute noch unser europäisches Mittelgebirge ausmachen.

Nach der Entstehung derjenigen Gebirge, von welchen u. a. der Böhmerwald Zeugnis giebt, und um welche die krystallinischen Schiefer und andere älteste Sedimente sich gelagert haben, sehen wir eine zweite Gebirgsgruppe sich emporheben und zwar in der Periode der Kohlenformation nach der folgenden permischen zu. Sie setzt sich aus jenen Gebirgsketten zusammen, welche jetzt zwar zum Teil bis zu niedrigen Hügeln abgetragen, aber teilweise doch noch recht gewaltig aufragend u. a. das Riesengebirge, Erzgebirge, Fichtelgebirge, den Franken- und Thüringer Wald, den Harz, das rheinische Schiefergebirge, die Ardennen, den Schwarzwald und die Vogesen bilden. Die Hauptmassen dieses Gebirgszuges liegen in dessen südwestlichem Teile, während im rheinischen Schiefergebirge, dem Harz, Thüringerwald und Frankenwald mehr die jüngere paläozoische Ablagerung vorherrscht. Unsere Phantasie war auf das Lebhafteste beschäftigt, die abgetragenen Gebirgsteile im Geiste zu rekonstru-

ieren. Riesengebirge entstanden vor dem inneren Auge. Allein unser Geologe hatte uns bald wieder in die Gegenwart versetzt. Er legte seine Karte auf den Rasenplatz hin, der sich mitten in dem Jungholz, welches den Bergesgipfel umsäumte, gleichsam zur Morgenrast einladend, vor uns ausbreitete. Zunächst machte er uns auf die große Ausdehnung des Granitsockels des Fichtelgebirges aufmerksam. Wir bemerkten zu unserem Erstaunen, daß wir gerade an geologisch hochinteressanten Stellen achtlos vorübergegangen waren. Auch wichtige Mineralienfundorte waren uns entgangen. Doch unser neuer Reisegefährte tröstete uns mit der Aussicht auf neue Funde. Er erörterte uns zunächst geologisch die Umgebung des Kornberges. Nach SW., nach S. und SO. setzt sich sein Massiv nach dem Hauptstock des Gebirges fort, wird aber zunächst in den Thälern und zwar bei Kirchenlamitz von fleckigen Gneisen und von Phylliten, dann nach S. und SO. von Glimmerschiefern, welchen sich Gneise anschließen, überlagert. Im N. gliedert sich wieder Phyllit an, welcher in nordöstlicher Richtung in breitem Streifen bis weit über die böhmische Grenze sich hineinzieht. Im W. folgen dann fleckige Glimmerschiefer und Phyllite. Den letzteren schließen sich untere cambrische und Phylodenschichten an, welche von da aus in nordöstlicher Richtung sich stets erweiternd über einen weiten Landstrich sich erstrecken. Dieser Landstrich wird im NO. von Rehau vom Rehauer und Pfaffenwald überdeckt. Dann sehen wir diesen Gebirgszug nur noch durch schmale Streifen des unteren und oberen Silurs, sowie des Bergfalke vom Münchberger Gneisgebiete getrennt. Dorthin führte uns der Weg, den unser Geologe unter allgemeinem Jubel vorgeschlagen. Schon eilten wir den Kornberg hinab und dem Saalthale zu. Bald befanden wir uns in Schwarzenbach a. S., welches Städtchen auf Chloritschiefer und Serpentin erbaut ist. Auf dem kurzen Wege vom Kornberge bis hierher hatten wir die unterste bis zur jüngsten Urthonschieferformation in lang gestreckten, aber schmalen Schichten neben einander gesehen und waren den Ablagerungen ältester Meere der Kohlenformation nahe gekommen, um wieder das Gebiet der krystallinischen Schiefer zu betreten, welche sich wie dem rechten, so auch dem linken Saaluser entlang in der Richtung von SW. nach NO. — etwa bei Bernsdorf beginnend — bis in die Gegend von Hof hinziehen.

Das Münchberger Gneisbecken, ein uralter Gebirgsstock, ist ein ausgedehntes Hügelgelände, welches im Süden bei Gefrees, Berneck, Marktichörgast, Wiersberg und Kupferberg endet, im NW. bei Grafengehaig und Schauenstein allmählig in den Frankenwald übergeht und sich im N. bis gegen Hof erstreckt. In seinem westlichen und nordwestlichen Teile herrschen reine Gneise vor, während im übrigen der Hornblendegneis vorwiegt, aber auch andere Gesteine, wie Pegmatit, Augengneis, Granit und vor allem Eklogit an zahlreichen Stellen vertreten sind. Vornehmlich letzterem Gesteine galt unsere geheime Sehnsucht. Bald hatten wir dem Chloritschiefer und auch dem Serpentin von Schwarzenbach a. S. — noch zum Abschied in einem Serpentinbruche grünliche Topazolithkristalle und schönen Asbest mitnehmend — den Rücken gewendet. Der Weg führte uns über erst steil ansteigende, dann aber auf halber Höhe sich gemächlich rundende Gneishügel hinweg.

Zwei Seitenthäler des Saalgrundes durchquerend, gelangten wir hinter Autengrün auf den ersten Eklogitfelsen, den wir jubelnd stürmten und mit Hammer und Meißel bearbeiteten, daß es in den waldigen Thalgründen wiederhallte. Aber das herrliche, grünlänzende Smaragdgestein mit den braunroten Granaten und den weißen, glänzenden Glimmerstückchen, welches den Namen Eklogit führt, sah auch gar zu verlockend aus! Auf dem Dösch wiederholte sich der Sturm auf Eklogitfelsen, welche in ihrer Zusammenfügung unter sich sehr verschieden waren. Hier, auf dem Dösch fand sich auch der schöne blaue, perlmutterglänzende Cyanit, ferner Desmine und Strahlsteine. Die Granaten traten oft in recht ansehnlicher Größe auf. Als wir dann einen mit verwitterten Eklogitbrocken beschotterten Waldweg entlang schritten, konnten wir die ausgewitterten Granatkristalle mit den Händen auffassen, so massenhaft waren sie umhergestreut. Leider sind sie nicht verwendbar, außer in gestoßenem Zustande zur Spiegel schleiferei. Aber für den Sammler bleiben sie in ihrer markanten Krystallisation immer eine Augenweide. Vom Döschbühl, einer der letzten größeren nördlichen Erhebungen des Münchberger Gneisgebietes, der, mit dichtem Hochwald bedeckt, uns gewaltig imponiert hatte, ging es auf steilem Gehänge hinab in das schmale Wiesenthal des Dösnitzbaches, dessen bräunliche und doch klare Wellen, im starken Gefälle dahin

sprudelnd, eine große Menge Forellen bargen. Dann wieder stiegen wir nach Eppenreuth empor. Von hier aus sahen wir das eigentliche Vogtland bis weit hinein nach Sachsen vor uns ausgebreitet, ein interessantes Panorama. Mit kurzen Worten erläuterte unser Geologe den Charakter der Gegend. Die Reste ältester Vulkane sehen wir in diesen meist grüngrauen, harten, mäßig hohe Kuppen bildenden Eruptivgesteinen des Diabas, Proterobas, Keratophyr, Leucophyr, Paläopikrit u. a., welche die Umgebung von Hof bis nach Sachsen hinein charakterisieren, und von welchen älteste, hochinteressante Sedimente gehoben und oft eigentümlich verworfen und umgebildet worden sind. Doch unserer Begierde, sofort in dieses vulkanische Gebiet einzudringen und gleich die nordöstlich hingelagerten Keratophyrfelsen des Alsenbergs mit ihren interessanten Citrineinschlüssen zu stürmen, wurde nicht sogleich befriedigt. Vielmehr lenkte unser Mentor seinen Weg hart auf der Grenze von Gneis und Keratophyr nach den devonischen Schichten unterhalb des Rosenbühls bei Hof, wo die kunstgerechte Zerkleinerung der hervortretenden schwärzlichen Schiefer-schichten die interessantesten Dinge, vor allem versteinerte Trilobiten — eine Art von Urtrebs — und auch Pflanzeneinschlüsse zu Tage förderte: alles Reste ältesten Tier- und Pflanzenlebens auf Erden! Solchen Resten sollten wir nun öfter begegnen. Schon in dem Devonkalksteinbruch auf der „Hohen Straße“ (Richtung Hof-Helmbrechts) fanden sich interessante Clymenien-, Brachiopoden- und andere Muscheln. Hier wurde auch die eigentümliche Erscheinung der durch vulkanische Kraft nach aufwärts gebogenen und vielfach gewundenen Kalkbänke beobachtet.

Nun führte der Weg nach Hof hinein, welches auf hügelartig emporgehobenen Silurschichten aufgebaut ist und mit seinen oft steil ansteigenden Straßen ganz dem wechselvollen Niveau der Umgebung entspricht. Die älteren Häuser von Hof sind meist aus dem zwar widerstandsfähigen, aber für Wohnzwecke weniger geeigneten Grünsteinen erbaut, während die neueren Bauten dieser aufblühenden Stadt meist aus Ziegeln hergestellt sind, welche durch Ausbeutung der nach O. und S. zu gelegenen quartären Lehmschichten gewonnen werden. Die Mittagsstunde war längst vorüber. Der Nachmittag mußte uns trennen, und das Interessanteste lag doch noch vor uns! Der Labyrinthberg, ein alter Diabasvulkan, erhob vor uns sein mächtiges Haupt, und rechts von ihm

breiteten sich die Leimitiger Tremadocschichten aus, jene weltberühmten, ersten Meeresablagerungen, welche für die paläontologischen Forschungen von so außerordentlicher Bedeutung sind und mit gleich interessanten Tier- und Pflanzeneinschlüssen sich nur noch an wenigen Stellen der Erde vorfinden. Doch

die Zeit war abgelaufen. Die letzten Züge mußten wir zur Abreise benutzen, aber nicht ohne die beglückende Aussicht, im nächsten Jahre mit unserem treuen Mentor in der althehrwürdigen curia regnitiana wieder zusammentreffen zu dürfen.



Das Kaiserschloß Mylau.

Das Titelbild „Unsere Heimat“ enthält in seinem unteren Teile eine Abbildung des Mylauer Kaiserschlosses und der bekannten Göltzschtalbrücke: beide Bauwerke sind, jedes in seiner Art, lautberedte Zeugen ihrer Zeit; jenes, noch immer stolz hineinragend in unsere Tage, erzählt uns von einer großen Vergangenheit unseres schönen Vogtlandes, und diese ist ein imposantes Zeichen und Denkmal des hoch entwickelten Handels und Verkehrslebens der Gegenwart. Der Anblick des Schlosses zaubert mannigfaltige Bilder aus der Zeit des stolzen Rittertums in unsere Erinnerung, der Anblick der Brücke, einer der höchsten und größten Eisenbahnbrücken Deutschlands, auf deren hohen, gewaltigen Bogen die Züge herüber und hinüber brausen, den Norden mit dem Süden verbindend, erfüllt uns mit Bewunderung über die großartige Entwicklung moderner Baukunst und Technik und über den gewaltigen Aufschwung des Verkehrs, wie ihn die mächtige Steigerung der

Industrie, des Handels und der — Reiselust zur Folge haben.

Heute führen wir unsern Lesern zunächst das alte, ehrwürdige Kaiserschloß in Bild und Wort vor. Das eine Bild, das wir nach einem dem Reichenbacher Museum gehörigen, uns zum Zwecke des Wiederabdrucks freil. überlassenen farbigen Drucke haben herstellen lassen, zeigt den Anblick, den das Kaiserschloß und ein Teil der Stadt Mylau im Jahre 1855 von südwestlicher Seite aus gewährte. Das andere Bild giebt eine Ansicht des Kaiserschlosses in seiner jetzigen Gestalt und zwar vom östlichen Flügel, in welchem im Jahre 1895 das prachtvolle Rathaus eingebaut worden ist, und von dem nördlichen Flügel mit dem schön ausgebauten viereckigen Turm. Dieser Turm ist mit dem Rathause durch eine vom Schloßbauvereine aus Rochlitzer Sandstein hergestellte, sehr breite Ballustradenmauer verbunden. —

Sp.



Das Kaiserschloß Mylau.

I.

Die Burg zu Mylau, auch das Kaiserschloß genannt, ist eine der wenigen Burgen des Vogtlandes, an welcher die Stürme und Wogen der früheren Zeit spurlos vorübergegangen sind, und welche heute noch alle Merkmale einer alten Ritterburg aufweist. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Gründung der Burg und des Ortes sorben-wendischen Ursprunges, fällt also in die Zeit vom 6.—12. Jahrhundert. Im Laufe der Zeit hat sie sehr viele Besitzer gehabt und war dem Verfall immer näher gebracht worden. Da kaufte — vor nunmehr 10 Jahren — am 23. Januar 1892 die Stadtgemeinde Mylau das Schloß und Gut Mylau. Da die vorletzten Besitzer das alte Schloß nur als eine Last betrachteten und zur pfleglichen Unterhaltung so gut wie gar nichts mehr aufgebieten hatten, forderte die Wiederherstellung des verfallenden, umfangreichen Bauwerkes schier unerschwingliche Opfer. Weil nun die Stadt nicht die nötigen Mittel zu einer Renovation befaß, so traten infolge eines von Herrn Fabrikbesitzer Robert Merkel erlassenen Aufrufs 40 Mylauer Bürger zusammen und gründeten am 10. Juni 1891 den Schloßbau-Verein. Dieser stellte sich die anfänglich wenig aussichtsvolle Aufgabe, die ehrwürdige Kaiserburg, dieses Denkmal längst verschwundener Zeiten, mit ihren nahezu 3 m starken Mauern, ihren gotischen Thoren und Ausfallspforten, ihrem durch den Felsen gehauenen Zwinger, ihren Türmen und ihrer Kapelle als ein ehrwürdiges Wahrzeichen des Vogtlandes durch freiwilliges Eingreifen dem drohenden Verfall zu entreißen. Binnen wenigen Wochen zählte der neubegründete Verein gegen 500 zahlende Mitglieder.

Außerdem aber fanden sich unter den Fabrikarbeitern und Kleingewerbetreibenden der Stadt viele tüchtige Hände, die nach der Tagesarbeit in den Feierabendstunden ohne Entgelt arbeiteten und unermüdet schafften. Zunächst wurde ein Rundgang unmittelbar an der Außenseite der Schloßmauer geschaffen, von welchem aus man eine prachtvolle Aussicht auf die rund am Fuße des Schlosses herumliegende Stadt Mylau, sowie auf die Städte Reichenbach und Neyschau genießt, sodann wurden die baufälligen Mauern, Thorbogen, Fenster etc. ausgebessert, die kahlen Abhänge unmittelbar am Zwinger mit Weinranken, Bäumen und Ziersträuchern bepflanzt, aus dem Wallgraben der stellenweise meterhoch liegende Schutt entfernt und hier Promenaden-

wege geschaffen, der verschüttete frühere Haupteingang ins Schloß vom Markte aus von dem Schutte befreit und eine Brücke über den Wallgraben gebaut. An Stelle des früheren, holperigen und schmalen Aufstiegs vom Haine aus schuf man eine breite Fahrstraße mit an beiden Seiten befindlichen, bequemen Fußwegen. Die Hauptarbeit des Schloßbauvereins aber war, den südöstlichen, gegen das obere Gölschthal vorspringenden Teil des Schloßkomplexes, die arg verfallenen Räume des ehemaligen Herren- und Frauenhauses in eine altdeutsche Schloßschänke umzuwandeln. An dieselbe schließen sich nach Süden hin die Räume des Museums an. In letzter Zeit hat man auch den nördlichen Teil des Schloßgartens mit großer Mühe und vielen Geldopfern in einen herrlichen Park umgewandelt. Wer das alte, baufällige Schloß früher gesehen hat, als es kaum zugänglich war, und es jetzt wieder sieht, muß erstaunen, über das, was in der kurzen Zeit der Schloßbauverein alles geschaffen hat.

Mit strengster Gewissenhaftigkeit und in vollster Pietät für das Altertum, hat es der Schloßbauverein verstanden, die Formen und äußeren Farben des Schlosses zu erhalten, zerstörte Stücke stilgerecht zu ersetzen und alles Baufällige wieder zu befestigen und zu erneuern.

Ein Teil der Arbeiten wurde dem Schloßbauverein durch den Stadtgemeinderat abgenommen, indem derselbe den östlichen Flügel zum Rathause umbauen ließ. Trotzdem bleibt dem Vereine noch ein großes Feld für seine Thätigkeit, aber wie er unter der Leitung seines aufopfernden, nie ermüden Gründers, des Herrn Stadtrat Robert Merkel seine schwere Aufgabe bisher vorzüglich gelöst hat, so wird er sie auch mit Gottes Hilfe zu einem glücklichen Ende führen. Dem wackeren Schloßbauvereine, der den ehrwürdigen Bau vor dem Verfall bewahrt hat, sei auch an dieser Stelle herzlicher Dank dargebracht. —

* * *

Das Kaiserschloß liegt inmitten der Stadt auf einem freistehenden Bergkegel, der nach drei Seiten hin steil abfällt, nach der vierten, der Ostseite, jedoch sich allmählich abdacht. Auf dieser Seite führt heute eine breite und sehr bequeme Fahrstraße zum jetzigen Haupteingange, dem Burgthore mit seinem Nebenspörtchen; früher soll diese Straße sehr schmal

gewesen sein und kaum für einen Reiter Platz gelassen haben. Am Haupteingange sehen wir zur Linken und Rechten den ehemaligen, tiefen Wallgraben; der Burggraben vor dem Thor ist ausgefüllt.

Wir gelangen durch das Thor in den großen, westlichen Burghof, auch Vorhof genannt. Zur Rechten (W.) desselben stehen zwei hohe, viereckige Türme, die durch einen massiven Zwischenbau, der Wohnräume enthält, mit einander verbunden sind. Nach Süd-Westen war dieser Hof teilweise von einer hohen Ringmauer umschlossen, auf welcher im Anfange unseres Jahrhunderts, als das Schloß hauptsächlich gewerblichen Zwecken diente, ein in Fachwerk ausgeführter Zwischenbau errichtet worden ist. Der ehemalige Haupteingang vom Marktplatz her, welcher um diese Zeit verschüttet und vermauert wurde, ist erst 1892 wieder ausgegraben und gangbar gemacht worden. Über dem Portale zu diesem

Haupteingange ist an der äußeren Seite in erhabener Sandsteinarbeit das sehr verwitterte und arg verstümmelte Wappenbild des böhmischen Löwen angebracht; es zeigt uns, daß das Myslauer Schloß früher zum Königreich Böhmen gehört hat. Nach Osten ist der Burghof durch eine starke Wehrmauer mit Wehrgang abgeschlossen und mit der östlichen Burg verbunden. In dieser Wehrmauer liegt auch der jetzige Haupteingang. Nach Süden zu wird der Burg- oder Vorhof durch eine sehr starke Mauer, auf welcher ein Verbindungsgang hinführt, vom zweiten Burghofe, dem sogenannten Kaiserhofe, geschieden.

Durch eine große Spitzbogenpforte in dieser letzten Mauer gelangen wir in den kleineren, südlichen Burghof, den sogenannten „Kaiserhof“, welcher von Wohngebäuden umgeben ist, die wohl die ältesten Teile der Burg bilden. Das allerälteste Gebäude davon ist der Bergfried. Derselbe ist ein auf dem höchsten Punkte des Bergrückens sich erhebender, mächtiger Rundturm. Westlich davon war ein zweiter Rundturm, welcher im 15. Jahrhundert zum Teil abgebrochen wurde, um Wohnräumen Platz zu machen. Die untere Mauerstärke des östlichen Rundturmes beträgt 2,50 m. Der einzige Eingang liegt 6 m über dem Erdboden im jetzigen 2. Stockwerke des vom Schloßbauverein im Jahre 1892 eingefügten Zwischenbaues. In der größten Gefahr stiegen die Burgbewohner auf einer Leiter in diesen Rundturm, die sie dann emporzogen. Der Rundturm hatte mehrere Räume unter einander. Der

eine diente als Vorratsraum, der andere als Schatzkammer, und der unterste enthielt das Burgverließ, welches öfters als Gefängnis diente.

An den Rundturm schloß sich westlich ein Saalbau mit einem Treppenhause an. In diesem alten Saalbau waren aber nur noch wenige Spuren von der alten Pracht enthalten; die einzigen Zeugen derselben waren einige erhabene Wappenschilder der Herren von Melsch, von Schönberg und von Bose. Unter dem Saalbau an der nordwestlichen Ecke des Kaiserhofes befand sich im Erdgeschoß die ehemalige Kapelle. Die gewölbte Decke zeigte noch



Das Kaiserschloß Mýslau im Jahre 1855.

einige Reste gemalter Blumen und Engelsfiguren, eine Inschrift und zwei Wappen. Altar und Kanzel sind abgebrochen. Von dem sogenannten „Kaiser-Saale“ aus führt der schon erwähnte Verbindungsgang zu dem ehemaligen Herren- und Frauenhause und durch einen Treppenturm in den großen Burghof. Die arg verfallenen Räume des früheren Herren- und Frauenhauses sind durch die Schaffenskraft und Opferwilligkeit des Mylauer Schloßbauvereins zu einer sehr viel gesuchten, altdeutschen Schänke umgewandelt worden. In diesen Räumen erhält man recht deutlich einen Begriff von der Stärke der Mauern; denn in den Fensternischen, wo früher die Ritter nach der Mahlzeit mit den Edelfrauen weilten, um in das Land hinauszuschauen, kann eine ganze Familie von 12 Personen um einen Tisch Platz finden.

Nun haben wir noch dem architektonisch überaus wirksamen Rathause einen kurzen Besuch abzustatten.

Beim Eintritt in das Rathaus erblicken wir ein herrliches buntes Fenster, geliefert von der Zettler'schen Hofglasmalerei in München. Rechts ist der Eingang zur Polizeiwache mit dem dahinterliegenden Arrestlokal. Links treten wir ein in den Warteraum zur Sparkasse. Von diesem aus gelangen wir in das Standesamt. Das Deckengemälde in diesem Räume, in matten Farben ausgeführt, ist eine Kopie des aus dem 17. Jahrhunderte stammenden Gemäldes, das früher dieselbe Decke zierte, als der Raum noch als Schloßkapelle in Gebrauch war. Zwei alt- und eine neutestamentliche Bibelstelle geben als Inschrift an den Wandflächen dem Räume eine gewisse Weihe.

Eine Treppe hoch gelangen wir in den Expeditionstraum, der in seiner stilvollen Ausstattung einen sehr schönen Anblick gewährt. Aus der Expedition gelangt man in das Bürgermeisterzimmer. Hier sieht man beim Eintritte an der gegenüberliegenden Wand ein Bild unserer Stadt aus dem Jahre 1837, welches von einer Frauengestalt, der Beschützerin der Industrie, umrahmt wird. An den übrigen Wänden sind eine Anzahl Schriften von geschichtlichem Werte angebracht, wie: „Das alte Mylauer Schloß ist sorbischen wendischen Ursprungs. Seine Anfänge entfallen in die Zeit der Errichtung des Bistums Zeitz, welches anno 950 vom Kaiser

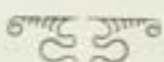
Otto I. gegründet wurde. Kaiser Ludwig der Bayer befehlete 1323 Heinrich den Jüngeren, Vogt zu Plauen, genannt Reuffe, mit dem Schlosse Mylau und dem Städtchen Rychenbach mit allen denselbigen Zugehörigen. Kaiser Karl IV., der damalige Besitzer des Schloßes, verlieh Mylau anno 1367 die Stadtgerechtigkeit. 1892 erwarb die Stadt Mylau Schloß und Rittergut.“

Der am reichsten und schönsten ausgestattete Raum ist der 2 Treppen hoch gelegene große Sitzungssaal, dessen Ausstattungsgegenstände sämtlich in gotischem Stile ausgeführt sind. An einer Hohlkehle des Saales befinden sich die Wappen sämtlicher Besitzer des Schloßes. In der Mitte des Saales hängt der prächtige Kronleuchter, der 31 Glühlampen trägt und ein Geschenk des Stadtgemeinderates ist. An 12 Kapitälern der Decke befinden sich gleichfalls Glühlampen, deren schützende Hülle Eiszapfen ähnlich sind. An der einen Wand befinden sich die in Stein gehauenen Bildnisse Kaiser Wilhelm I. und des Altreichskanzlers Fürsten Bismarck. Außerdem hat eine Marmorbüste Sr. Majestät Königs Albert, ein Geschenk des Kriegervereins, hier Aufstellung gefunden. Darunter befindet sich das königliche Wappen. Neben diesem großen Sitzungssaal befindet sich noch ein Sitzungszimmer.

Nachdem wir uns den Kaiser- und Burghof noch einmal angesehen, gelangen wir durch den früher verschütteten und vom Schloßbauverein wieder ausgegrabenen Haupteingang auf einer neu angelegten Brücke über den in Fels gehauenen Wallgraben in die Vorkbefestigung. Dieselbe besteht in einer hohen, breiten Mauer, die einen ziemlich großen Raum auf drei Seiten umschließt und auf der sich zwei Personen bequem ausweichen können. An der Westseite dieser Mauer bildet eine Spitzbogenpforte den Eingang; über dieser ist ebenfalls an der Außenseite die in Stein gehauene, verstümmelte Figur eines Ritters angebracht. Dank den Baumeistern der alten Burg, denen es mehr um die Festigkeit und Stärke, als um die Bequemlichkeit der inneren Räume zu thun war, ragt noch heute das Mylauer Schloß als ein Zeuge längst entschwundener Tage in unsere Zeit hinein, ein altherwürdiges Zeichen des sächsischen Vogtlandes!

(Fortf. folgt.)

Schuldirektor Göpel, Mylau.



Zwickauer Theaterbrief.



Benno Koebke.

* Mit „Figaros Hochzeit“ schloß am 10. Mai die diesjährige Theater-Spielzeit des Zwickauer Stadttheaters, und am gleichen Tage schied Herr Benno Koebke von der Leitung des Musenheims im alten, ehrwürdigen Zwickauer Gewandhause. Wir denken, daß einige Worte der Erinnerung gerade in unserem Blatte dem Manne gebühren, der sieben Jahre hindurch deutsche Kunst im besten Sinne gepflegt hat.

Benno Koebke ist Hallenser, und schon frühzeitig wiesen ihn seine glänzenden Stimmittel auf den Beruf hin, in welchem er Jahrzehnte hindurch mit großem Erfolge thätig gewesen ist. Auf dem Konservatorium zu Leipzig erhielt er seine erste Ausbildung als Sänger und Pianist, studierte dann privatim bei Lamperti und Hey und begann seine Bühnenlaufbahn als erster Tenor an der großen deutschen Oper in Rotterdam. Nacheinander war er dann in Regensburg, Königsberg, Zürich, Straßburg, Coburg, Köln und Halle in festem Engagement, bis er in Gemeinschaft mit dem im vorigen Jahre verstorbenen Jantsch im Jahre 1886 die Leitung des neuerbauten Stadttheaters zu Halle übernahm. Drei Jahre war er hier künstlerisch thätig, dann entschloß er sich, die Laufbahn eines Konzertsängers einzuschlagen.

In Berlin trat er zum ersten Male im Jahre 1892 in der Singakademie auf, und dieser Liederabend machte ihn — so heißt es in einer zeitgenössischen Kritik — mit einem Schlage zu einem unserer vornehmsten Liederfänger. Übereinstimmend stellte die Berliner Kritik fest, daß er im Besitze einer sympathischen, umfangreichen und ergiebigen Tenorstimme sei, über eine vorzügliche Tonbildung und eine tadellose Aussprache verfüge und den seelischen Gehalt der von ihm gewählten Lieder durch eine feine und intelligente Vortragskunst zum vollen Ausdruck zu bringen verstehe. Während seiner umfangreichen Thätigkeit als Konzertsänger gehörte er die Wintermonate hindurch zugleich als ständiger Gast dem Neustrelitzer Hoftheater an, wo er sich gleichfalls des vorzüglichsten Ansehens beim Hofe, beim Publikum und bei der Presse erfreute. 1895 trat er an die Spitze des Stadttheaters zu Zwickau, dessen Leitung er bis jetzt 1902 inne hatte, um nunmehr als Direktor des Stadttheaters zu Erfurt im gleichen Wirkungskreise weiter künstlerisch thätig zu sein. Bei einer so vielseitigen und anerkennungs-vollen Wirksamkeit hat es Herrn Koebke an Auszeichnungen nicht gemangelt. Abgesehen von den Dekorationen für den Krieg von 1870/71 — Koebke hat als Einjährig-Freiwilliger beim 12. thüringischen Husaren-Regiment den französischen Feldzug mitgemacht — ernannte ihn 1885 der Herzog von Coburg-Gotha zum Kammerfänger, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz verlieh ihm das goldene Verdienstkreuz des Hausordens der Wendischen Krone, und 1901 zeichnete ihn der obengenannte Landesfürst durch die Verleihung des Hofrats-Titels aus. Seine größte Anerkennung aber fand Herr Koebke überall wo er wirkte, durch die sich gleichbleibende Teilnahme aller Kreise an seinen Leistungen, seien diese rein gesanglicher oder direktorialer Art, und im Besonderen in Zwickau wurde ihm bei seinem Scheiden vom Räte der Stadt sowohl wie vom Publikum und der Presse in schmeichelhaftester Weise bestätigt, daß er in den sieben Jahren seiner Direktionsführung es verstanden habe, die theatralische Kunst auf einer Höhe zu halten, wie sie auch in Mittelstädten zu den Ausnahmen gehört. In einem Resumé über seine Thätigkeit sagt — um nur eine Stimme an-

zuführen — das „Zwickauer Wochenblatt“: „Benno Koebke gehört zu den Naturen, die sich streng ihren künstlerischen Weg vorgezeichnet haben, die aber gleichwohl der Zeitströmung dort Konzessionen machen, wo es das Gehen mit seiner Zeit erfordert. Er hat in den sieben Jahren ihrer Direktionsführung hier alles gepflegt, was man von der Bühne einer deutschen Mittelstadt billigerweise verlangen darf, von der leichtesten Berliner Posse bis zu Goethe und Shakespeare, von der dümmsten Operette bis zu den großen Werken Wagners, Beethovens und Mozarts, vom klassischen Idealismus bis zum nacktesten, modernen Realismus, von Schiller bis zu Björnson und Strindberg — Nichts haben wir vermisst, jeder konnte nach seinem Willen und nach seinem litterarischen Glauben selig werden. Wenn in neuester Zeit die moderne Richtung das klassische Erbe überwuchert, so mußte dies, wie überall, auch bei uns zu Tage treten. Aber alle die, die in der heutigen Arme-Leut-Dramatik oder in dem spekulativen Nervenkitzel der Haupt- und anderen Männer nicht das Heil unserer Zeit erblicken, konnten Befriedigung finden in Vorstellungen, die reichste Poesie atmeten, und die Herz und Gemüt in idealer Richtung erquickten. Wir können nicht auf die sieben Jahre zurückgehen und chronistisch die Thätigkeit Koebkes verfolgen, wer aber nur die letzte Spielzeit überdenkt, wer sich an Wilbrandt's „Meister von Palmyra“, an Ludwigs „Erbförster“ oder an Hebbels „Maria Magdalena“ erinnert, und wer daneben „Johannisfeuer“, „Ehre“, „Jugend“ und „Rosenmontag“ hält, wird der Vielseitigkeit des Repertoires und vor allem der künstlerischen Arbeit Koebkes seine Anerkennung nicht versagen. Und auf dem Gebiete der Oper, wenn sie sich auch nur auf die vielberufene Monatsoper beschränken konnte,

welche hehren Eindrücke haben auf uns nicht in zum Teil geradezu vollendeten Vorstellungen gewirkt! . . . Wer sich nur einigermaßen eine gewisse Bescheidenheit bewahrt hat, wer sich vor Augen hält, daß er in Zwickau und nicht in Berlin und Dresden lebt, und wer einen Blick in sein Portemonnaie thut und die hiesigen Preise mit denen der oben erwähnten Städte in Beziehung setzt, wird sicherlich der Aera Koebke nachsagen müssen, daß sie alles gethan hat, um uns in künstlerischer Hinsicht zufrieden zu stellen. . . . Wir meinen, wer für das Theater wie für das Leben nur Menschliches, allzu Menschliches vorsieht, wird unserem geschiedenen Direktor die Anerkennung nicht versagen, daß ihm die rein künstlerische Wirkung allzeit Ansporn zu seinem Thun war, daß er unbeschadet materieller Anforderungen stets bestrebt war, uns nicht nur das Beste, sondern auch das Neueste in nach Möglichkeit so geleiteten Aufführungen zu bieten, daß wir wohl zufrieden sein konnten. Und so dürfen wir wohl sagen, daß wir alle Herrn Koebke mit Bedauern aus den Mauern unserer Stadt scheiden sehen. Was wir an ihm verlieren, steht vor aller Augen, was wir an seiner Stelle erhalten, liegt trotz aller Hoffnungen und trotz bester Voraussicht im Schooße der unbestimmten Zukunft. Von denjenigen aber, die mit Herrn Koebke in persönlichem Verkehr treten durften, scheidet nicht nur der Direktor, sondern auch der Mensch Koebke, der immer lebenswürdige, entgegenkommende, vornehme Mann, die Künstlernatur, die aufging in ihrem Berufe, die den vielen Widerwärtigkeiten zum Troß sich nicht beirren ließ in der wahrhaft idealen Auffassung ihrer künstlerischen Mission. Und diese Eigenschaft wiegt vielleicht noch schwerer als die erstere.“ F.



Vereinsnachrichten.

Verband sächsischer Verkehrsvereine.

Der Verband sächsischer Verkehrsvereine hielt am 8. Mai unter Teilnahme von Vertretern aus den verschiedensten Gegenden Sachsens seine zweite Jahresversammlung in Augustsburg ab. Nach Eröffnung desselben durch den Vorsitzenden, Herrn Landtagsabgeordneten Behrens-Dresden, hieß Bürgermeister Rosenfeld den Verband namens der Gemeinde in längerer Begrüßungsrede willkommen und betonte

dabei, daß die Verkehrsvereinsbewegung von eminenter Bedeutung sei und alle Würdigung verdiene. Alsdann erfolgte die Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten. Aus dem Geschäftsbericht war zu ersehen, daß der Vorstand im abgelaufenen Jahr vier Sitzungen abgehalten hat und sich hauptsächlich mit der weiteren Organisation des Verbandes sowie der Werbung von Mitgliedern beschäftigt, im übrigen aber auch seine Thätigkeit auf die Wiedereröffnung

der Beste Königstein für das Publikum, die Erschließung von Staatswäldungen, die Herausgabe eines „Reisebuchs für das Königreich Sachsen“, den Austausch von Drucksachen zwischen den Verkehrsvereinen, die Maßnahmen zur Beseitigung von störenden Reklamen in landschaftlich hervorragenden Gegenden und auf die Verbesserung von Eisenbahnverbindungen gerichtet hat. Dem Vorstand wurde einstimmig Entlastung erteilt. Sodann fand ein durch einen Antrag des Herrn Direktors Otto Winkler-Leipzig modifizierter Antrag des Herrn Oberbürgermeisters a. D. am Ende-Dresden Annahme, wonach ausnahmsweise gegen Erlegung des Jahresbeitrags von 10 Mk. Einzelpersonen aus Orten, wo kein Verkehrsverein existiert, als Verbandsmitglieder Aufnahme finden können. Ein von Herrn Direktor Otto Winkler-Leipzig vertretener Antrag des Verkehrsvereins Leipzig, betreffend die Aufstellung von Grundjäten und Erfahrungen im Nachweise von Sommerwohnungen, wurde nach längerer Debatte dem Antragsteller zur Bearbeitung und Berichterstattung auf der nächsten Hauptversammlung überwiesen. Weiter wurden Erörterungen gepflogen über die Herbeiführung einheitlicher Bestimmungen, welche die Verunstaltung landschaftlich hervorragender Gegenden durch Anbringung von Reklameschildern und sonstigen Aufschriften und Abbildungen, die das Landschaftsbild verunzieren, außerhalb der geschlossenen Ortschaften in Sachsen verbieten. Hierzu gab Herr Prof. Dr. Schumann-Dresden ein Referat, in welchem er zunächst die Thatsache der häufigen Anbringung von derartigen Reklamen konstatierte und auf einen Erlaß des königl. Ministeriums des Innern hinwies, welches die Entschliebung über den Erlaß eines entsprechenden Verweises den Polizeibehörden anheim gab. Dieser Erlaß sei außerordentlich dankenswert. Die Versammlung erklärte sich mit dem bisherigen Vorgehen des Vorstandes auf diesem Gebiete einverstanden. Einen weiteren interessanten Punkt der Tagesordnung bildete das Referat des Herrn Oberbürgermeisters a. D. am Ende aus Dresden über die Herausgabe eines Reisebuchs für das Königreich Sachsen. Den Ausführungen des Referenten war

zu entnehmen, daß der Gesamtvorstand des Verbandes sächsischer Verkehrsvereine die Herausgabe eines „Reisebuchs für das Königreich Sachsen“ beabsichtigt, welches in der Weise bearbeitet werden soll, daß die Bereisung der sächsischen Lande im Zusammenhange möglich ist, daß aber auch einzelne Staatsgebiete abgeschlossen für sich zweckmäßig bereist werden können. Dem Buche soll daher eine Gliederung in vier Abschnitte gegeben werden und zwar soll je einer derselben umfassen das Vogtland, das Gebiet mit dem Erzgebirge, das Gebiet mit der Lausitz und das Gebiet mit der sächsischen Schweiz und das Meißner Hochland. Der Text soll in knapper Form, aber in genauester Weise abgefaßt und durch Kartenbeilagen verständlicher gemacht werden. Ein kurz zu fassendes Vorwort soll über Anlage und Zweck des Buches Aufschluß geben unter ausdrücklicher Betonung, daß dasselbe die für einzelne Bezirke bestehenden Führer keineswegs verdrängen oder überflüssig machen will, daß derartige Führer vielmehr das „Reisebuch für das Königreich Sachsen“ in wertvoller Weise ergänzen sollen. Das Vorwort ist nicht nur dem Gesamtwerke, sondern auch jedem als Sonderausgabe erscheinenden einzelnen Teil desselben voranzustellen. Um den Fremdenverkehr in erheblicher Steigerung nach Sachsen zu ziehen, soll das Reisebuch nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande eine große Verbreitung erhalten. Der Verband hofft, daß das vom Verbandsvorstande geplante „Reisebuch für das Königreich Sachsen“, das vorzugsweise agitatorischen Zwecken dienen und daher unentgeltlich abgegeben werden soll, von allen interessierten Kreisen im Lande eine auch in finanzieller Hinsicht wirkungsvolle Förderung erfahren wird. In der Besprechung der ganzen Frage wurde die Notwendigkeit der Herausgabe eines solchen Buches anerkannt und besonders die Schönheit des Erzgebirges gepriesen, dabei aber auch betont, daß in diesem herrlichen Stück Land für eine bessere leibliche Versorgung der Reisenden gesorgt werden müsse. Man beschloß, den Gesamtvorstand zu beauftragen, an die Schaffung des Reiseführers heranzugehen. Nach verschiedenen weiteren Mitteilungen wurde die Versammlung geschlossen. E.



Kleine Chronik.

Luc. Die Wäschefabrik J. Cassler (Gebr. Simon), die 2500 Arbeiter beschäftigt, hat in diesem Jahre (7. Febr.) ihr 25jähriges Geschäftsjubiläum gefeiert. —

Chemnitz. Der weitbekannte Dichter Dr. Anton Dorn, Professor an den technischen Lehranstalten zu Chemnitz, der geschätzte Mitarbeiter „Unserer Heimat“, erhielt bei den diesjährigen Kölner Blumenspielen für sein patriotisches Gedicht „In der Neujahrsnacht 1814“ den ersten Preis zuerkannt. —

Chemnitz. Die hiesige Landwirtschaftliche Schule feiert am 20. November ihr 25jähriges Jubiläum.

Chemnitz. Im hiesigen Stadtteil Altendorf soll demnächst der Bau einer königl. Landesanstalt für Schwachveranlagte beginnen; in der Anstalt sollen zunächst etwa 100 Personen Aufnahme finden.

In **Döbeln** ernannten die städtischen Kollegien den Bürgermeister Thiele, der am 5. Mai sein 40jähriges Amtsjubiläum feierte, zum Ehrenbürger. Kreishauptmann Dr. v. Ehrenstein überreichte am 5. Mai mittags im Rathause dem Jubilar den von Sr. Majestät dem König verliehenen Verdienstorden 1. Klasse. Nachmittags fand zu Ehren des Jubilars ein Festmahl statt, an dem 160 Herren, darunter Kreishauptmann Dr. v. Ehrenstein, Amtshauptmann Schmalz und Regimentskommandeur Oberst Weigel, teilnahmen und Kreishauptmann Dr. v. Ehrenstein auf Se. Majestät den König und der Stadtverordnetenvorsteher Johnson auf den Jubilar und seine Familie toastete. — Als Döbelns neuer Bürgermeister ist Stadtrat Dr. Lehmann seitens der Kreishauptmannschaft bestätigt worden.

Döbeln. Auch hier wird die Errichtung einer Bismarcksäule geplant. Herr Bauschullehrer Architekt Born hat dem Städt. Verein zwei Entwürfe kostenlos zur Verfügung gestellt.

Dresden. Der Rat beschloß, Ostern 1903 im Osten der Stadt ein neues Reformgymnasium zu errichten und dabei von Untersekunda an eine Gabelung in ein humanistisches und ein Realgymnasium vorzusehen. — Das unter dem Schutze Ihrer Majestät der Königin stehende Pestalozzistift zählte im vorigen Jahre 62 Zöglinge, darunter 45 Waisen; mit der Anstalt ist auch eine Mädchenbeschäftigungsanstalt verbunden, die von 120 Kindern besucht ward. Das Stift hatte im vorigen Jahr eine Gesamtausgabe von 41662 Mk., eine Gesamteinnahme dagegen von 45282 Mk., so daß der Jahresabschluß einen Barbestand von 3620 Mk. aufwies.

In **Dohna-Heidenau** ist das neuerrichtete Johanniter-Krankenhaus nunmehr fertiggestellt und wird noch diesen Monat eingeweiht werden. Die für die neue Anlage in Betracht kommende Gesamtfläche umfaßt 14000 Quadratmeter, von denen 1500 bebaut sind und die übrige Fläche als Hof, Gemüse-, Obst- und Ziergarten Verwendung gefunden hat.

In **Elsterberg** ist auf Kosten des dortigen Gebirgsvereins eine im Westen der alten Burgruine befindliche Mauer, die dem Einsturz nahe war, jüngstens untermauert worden. Siehe dazu Heft 6 „Unserer Heimat“, in welchem ein eingehender Artikel über die Ruine enthalten ist.

In **Falkenstein** starb 68 Jahre alt am 28. April Baumeister Alvil Wenzel, der sich um die Entwicklung und Verschönerung der Stadt sehr verdient gemacht hat. — Der hiesige Kirchplatz wird zur Zeit mit schönen Anlagen versehen.

Die **Frankenberger** Schuhmacherrinnung beging am 28. April in einfach-schöner Weise ihr 400jähriges Jubiläum.

Freiberg. Infolge von Erdabtragungen auf dem Areal, auf welchem sich die ehemalige Klosterkirche zu Freiberg befand, hat man Funde von höchstem Interesse gemacht. Man stieß auf eine Gruft, in der sich ein eisener Sarg befand. In dem Sarge lag das gut erhaltene Skelett einer weiblichen Person. An den über die Brust gelegten Händen derselben befand sich ein goldener Ring mit der Aufschrift: „Peter Schmohl, 3. Februar 1635“. Peter Schmohl ist der berühmte Verteidiger des Mauerturmes am Petersthor gegen den Schwedengeneral Torstenson im Februar 1643. Eine im Jahre 1866 angebrachte Gedenktafel bezeichnet noch heute die Stätte der Thätigkeit Schmohls.

Großenhain. Für das Heimatsfest, das in diesem Jahre am 12., 13. und 14. Juli hier stattfinden soll, ist folgendes Programm festgesetzt worden: Sonnabend: Festkommers im Garten der „Goldenen Krone“. Sonntag: Gemeinschaftlicher Kirchgang, großer Festzug, Park- und Sportfest im Stadtpark. Montag: Kirchenkonzert und ev. Ausflüge in die Umgebung. Der etwaige Reingewinn des Festes soll dem unter dem Protektorate des Prinzen Friedrich August stehenden Volksbadeverein „Carola-Stiftung“ zufließen. Den Ehrenvorsitz des Festes hat Herr Bürgermeister Herrmann übernommen.

Großenhain. Das Komitee für das König Johann-Denkmal hat als Platz der Denkmalsaufstellung das Kosarium in der Promenade vor der Realschule in Aussicht genommen. Das Denkmal soll aus einem mit einer schriedeisenen Königskrone bekrönten Bierkant bestehen, an dem das jetzt am Gaslandelaber auf dem Markte befindliche Reliefbildnis König Johann's angebracht werden soll.

In **Leisnig** findet in den Tagen vom 7. bis 9. Juni ebenfalls ein Heimatsfest statt.

Der **Wylauer** Bürgermeister Jacob tritt aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand. Es wird nunmehr beabsichtigt, um Einführung der Revidierten Städteordnung nachzusuchen, so daß die Bürgermeisterstelle dann mit einem Juristen zu besetzen sein würde, der das Richteregamen gemacht hat.

Elbernhau. Hier wird die Errichtung eines dauernden Altertums-Museums geplant.

In **Plauen** bei Dresden feierte am 1. Mai die Firma Gebr. Bienert ihr 50jähriges Geschäftsjubiläum. Aus diesem Anlaß stiftete dieselbe hochherzig wiederum ihren Arbeitern 55 000 Mk. und der Gemeinde Plauen zu Verschönerungszwecken 50 000 Mk. Zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken sind von der Familie Bienert der Gemeinde nunmehr insgesamt über 300 000 Mk. überwiesen worden. Gem.-Vorstand Liebig im Verein mit den Gem.-

Ältesten überbrachte den Dank und die Glückwünsche der Gemeinde.

Plauen i. V. Der aus Plauen gebürtige Chemiker Karl Höppner ist von der Neu-Guinea-Kompagnie zur Leitung einer wissenschaftlichen Expedition nach Neu-Guinea berufen worden, deren Zweck Bodenerforschung ist.

Aus **Plauen** wird gemeldet, daß die dortige Johannis-Kirchengemeinde an die Tochterkirchengemeinde, die sich zu Neujahr 1903 selbständig macht, eine Abfindungssumme von 30 000 Mk. zahlt. — Die Handelsschule in Plauen wird zur Zeit von 22 Schülerinnen und 386 Schülern, insgesamt also von 408 jungen Leuten besucht, das ist eine bisher unerreicht hohe Zahl.

Auch in **Scheibenberg** ist ein Zweigverein des Erzgebirgsvereins begründet worden. Nunmehr umfaßt dieser 59 Zweigvereine mit mehr als 7000 Mitgliedern.

Siebnethen. Hier findet in den Tagen vom 21. bis 23. Juni d. J. das erste Heimatsfest statt, und zwar soll dasselbe gefeiert werden durch einen Kommerz, durch Festgottesdienst, Festkonzert auf dem Marktplatz, Volksfest mit Festzug und durch einen gemeinschaftlichen Spaziergang.

In **Treuen i. V.** feierte am 30. April Schuldirektor Hildner sein 40jähriges Dienstjubiläum.

In **Waldheim** hat die freiwillige Feuerwehr ihr 40jähriges Jubiläum gefeiert.

In **Wolfenstein** findet, wie wir von berufener Seite erfahren, die Feier des 330jährigen Jubiläums der Privilegierten Schützengilde in der Zeit vom 27. bis 30. Juli statt.

Zschopau. Mit dem Um- und Erweiterungsbau des königl. Seminars, für den der Landtag rund 250 000 Mk. bewilligt hat, ist nunmehr begonnen worden.

In **Zwickau** ist am 29. April der Geh. Regierungsrat Ficker gestorben, und zwar im Alter von 68 Jahren. Er war bis zu seiner Pensionierung, 1. März 1896, erster Rat und Stellvertreter des Kreishauptmanns bei der Kreishauptmannschaft Zwickau und Komthur 2. Klasse des Albrechtsordens, sowie Ritter 1. Klasse des königl. sächs. Verdienstordens und Komthur des Sachsen-Ernestinischen Hausordens. — Direktor Alex. Schunack ist, nachdem er fast 30 Jahre die höhere Bürgerschule geleitet, am 4. Mai in den Ruhestand getreten.

In **Zwickau** beginnt demnächst der Bau der Lutherkirche nach dem Entwurf der Architekten Gräbner und Schilling.

Litteratur.

— Von „Weltall und Menschheit“ sind die 2. und 3. Lieferung (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Preis pro Lieferung 60 Pf.) erschienen. Sie rechtfertigen die hochgestellten Erwartungen, denen man sich nach den so überaus günstigen Eindrücken des Probeheftes hingeben durfte, in geradezu glänzender Weise. Fließend und klar ist der Stil, anschaulich und faßlich für einen jeden wird der umfangreiche Stoff von ersten Autoritäten behandelt, sodaß sich den weitesten Kreisen des Volkes die langgesuchte Möglichkeit giebt, fast spielend und sich unterhaltend den interessantesten Problemen der Naturwissenschaften nahe zu kommen und sie zu verstehen. Eine hervorragende Rolle spielen hierbei die nach neuem System hergestellten genial erfundenen Beilagen. Wie in dem Probehefte das Entstehen eines Gewitters dem Leser und Beschauer geradezu zum Greifen deutlich vor die Augen geführt wurde, so machen wir mit Hilfe einer 4teiligen Klappenbeilage mit Erläuterungen der Theorien von Madenzie, Bunsen und Lang in dem neuen Hefte die Bekanntschaft mit einem Geyserausbruch, so wird uns durch eine Transparentdarstellung mit Erklärungstafel das Entstehen der Mondphasen zum vollen Verständnis gebracht. — In der 3. Lieferung gelangt die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den Vulkanen und dem glühenden Erdkerne, die angesichts der Katastrophe auf der Insel Martinique allgemeines Interesse beanspruchen darf, zur Erörterung. Das neue Hefte bringt ferner eine getreue Nachbildung eines Kupferstiches aus dem 18. Jahrhundert „Zusammenstoß eines Kometen mit der Sonne“, der nach der Annahme Buffons, eines der berühmtesten Naturforscher des 18. Jahrhunderts, die Entstehung der Erde aus den abgesprengten Teilen des Sonnenballes herbeigeführt haben sollte. Die gleich den früheren glänzend ausgestattete

Lieferung, die uns immer mehr in der Überzeugung befestigt, daß hier ein einzigartiges Werk entsteht, enthält außerdem eine große bunte Reproduktion der zu Anfang des Jahrhunderts in ganz Europa Aufsehen erregenden, von Humboldt und anderen Größen jener Tage bearbeiteten, höchst lehrreichen „Vergleichenden Darstellung der höchsten Berge, größten Ströme und Wasserfälle der Erde“.

— Sommerfrischen im Erzgebirge. Das soeben erschienene neue „Verzeichnis von Sommerwohnungen im Erzgebirge“, das wieder eine ganze Anzahl charakteristischer Abbildungen enthält, weist unter genauer Angabe von Lage, Bahn- und Postverhältnissen, Arzt und Apotheke eine große Anzahl empfehlenswerter Sommerfrischen auf. Das Verzeichnis wird unentgeltlich verabfolgt in den Auskunftsstellen des Leipziger Erzgebirgs-Zweigvereins. Auch nach auswärts wird es gegen Portoerstattung von 10 Pf. versandt durch die Geschäftsstelle des Verkehrs-Vereins Leipzig, Kupfergasse 5/6, und im Buchhandel ist es erhältlich zum Preise von 15 Pf. (Kommissionsverlag von Herm. Grafer [Nich. Liesche] in Annaberg i. Erzgeb.). Auch auf die „Wanderungen im Erzgebirge“ mit gr. Übersichtskarte (Preis 25 Pf.) sei empfehlend hingewiesen.

— Führer durch Plauen und die Vogtländische Schweiz. Kurze Schilderung der Stadt Plauen, Wanderungen durch ihre Umgebung und in der Vogtländischen Schweiz. Von Karl Rauch, Lehrer in Plauen i. V. Mit einem Stadtplan und 10 Ansichtspostkarten in Lichtdruck. — Plauen i. V. Verlag von Rudolf Neupert jr., Bahnhofstraße 4.

Ein kleines, handliches, hübsch ausgestattetes Buch, das seinen Zweck vollkommen erfüllt. Die beigegebenen Ansichtspostkarten (zum Abtrennen!) sind gut ausgeführt.



Augustusburg im Erzgeb.,

Bahnstation Erdmannsdorf, in ca. 1 Stunde von Chemnitz erreichbar 500 m über der Ostsee, wird als Höhenluftkurort ausserordentlich geschätzt. Vom Schlosse Augustusburg bekrönt, unmittelbar von Nadel- und Laubwäldern begrenzt, reizende, geschützte Wald- und Promenadenwege und billige Wohnungen mitten im Walde.

Frequenz ca. 1400 Sommergäste, Tausende von Touristen. Auskünfte durch den Stadtrat.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.

Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.

Gutgepflegte Lager

italien., französ. und spanischer

Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.

Medicinische Weine.

Champagner.

Medicinische und Toilette-

Seifen

in grösster Auswahl.

Hochfeine Extrakte,

echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel

für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. 1. Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden; Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlen-saure Bäder nach patent. System von F. Keller). Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. 2. Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten; Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.

— Prospekte auf Verlangen. —

Inhalts-Verzeichnis: 1. Fürst Heinrich XXII. Neuf a. 2. f. Mit 4 Bildern. 2. Anton Dhorn: Aus tiefer Not . . . (Fortsetzung). 3. Enthüllung des König-Albert-Gedenksteins in Augustusburg. Mit 1 Bild. 4. A. Heinicke: Der Felsensturz am Scheibenberg. Mit 2 Bildern. 5. Dr. Clemens Pfau: Das älteste Wappen der Familie Leibnitz im Rochlitzer Museum. Mit 1 Bild. 6. Die Chemnitzer Thalsperre bei Einsiedel. Mit 3 Bildern. 7. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Eine geologische Wanderung auf der Grenze von Bayern und Sachsen. 8. Sp. — Schuldirektor Göpel, Rylau: Das Kaiserthloß Rylau. Mit 2 Bildern. 9. Köbke: Zwickauer Theaterbrief. Mit 1 Bild. 10. Vereinsnachrichten. 11. Kleine Chronik. 12. Litteratur.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien,
empfehlte sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden
Bildern u. s. w.; — erteilt auch **Einzel-** und **Privat-Unterricht**.

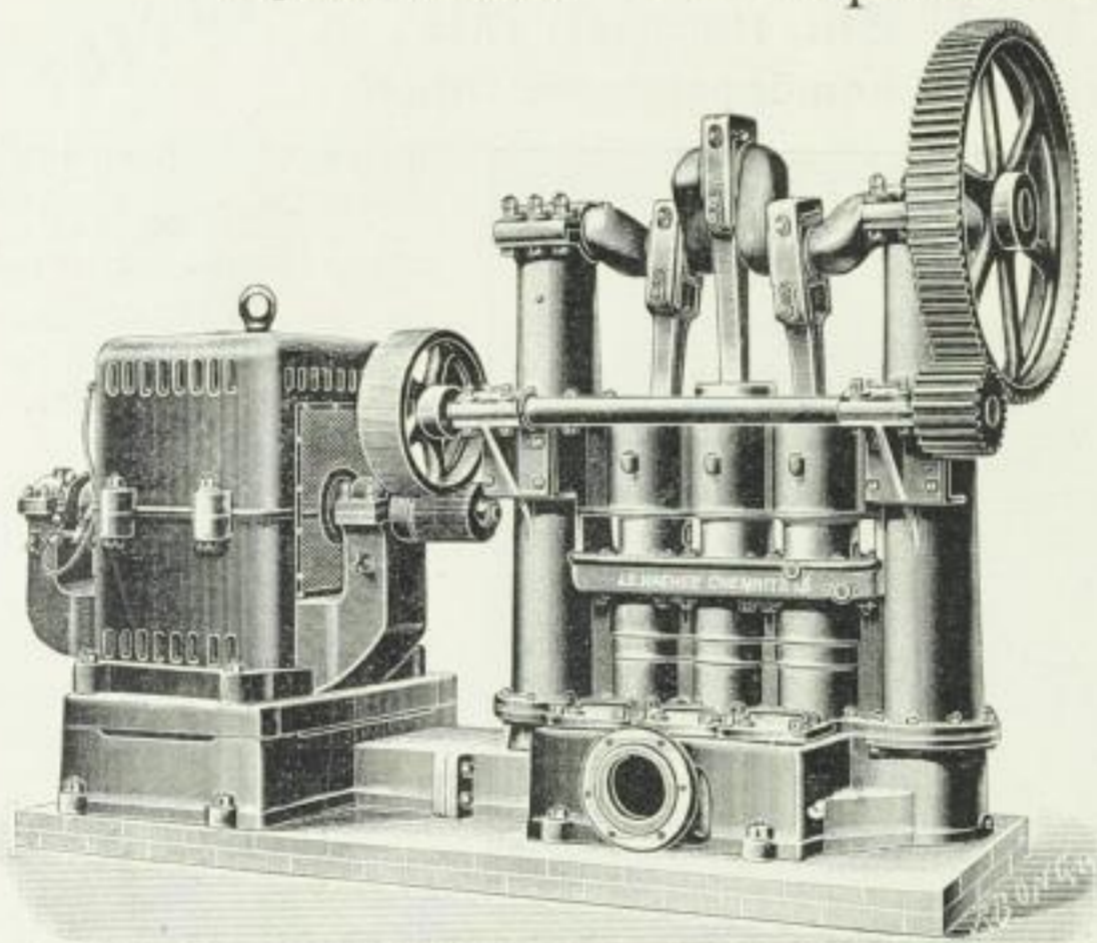
Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: **Pumpen-Anlagen**



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampftrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
Markt 13.

Moritz Franz,

Spezialgeschäft für Gas- und Wasseranlagen.

Fabrik für Closet- und Badeeinrichtungen.

Zwickau i. S., innere Schneebergerstr. 31.

Grosses Lager in **Kronleuchtern** in allen Stylarten.

— Grosse Auswahl überraschender Festgeschenke. —

Erste Zwickauer Sirocco-Kaffee-Gross-Rösterei C. F. Leichsenring, Zwickau i. S.

Empfehle meine in verschiedenen, aus sorgfältig ausgewählten Sorten zusammengestellten

Sirocco-Kaffee-Mischungen, à Pfd. 100—200 Pfg.

geröstet auf dem allein höchst prämierten Röstapparat „Sirocco“, wodurch eine vollständige Aufschliessung
der aromatischen Bestandteile der Kaffeebohne und Entwicklung eines bisher in gleichem Maasse nicht
erreichten, feinsten, kräftigsten Aromas und Wohlgeschmacks des Kaffees erzielt wird.

Versand von Postkolli = 9 Pfd., franko per Nachnahme.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.
Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 9.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Juni 1902.

König Albert †.

Es ist vorbei! Von Mund zu Munde
 Gilt schmerzbewegt das Trauerwort . . .
 Es kam, wie wir gebangt, die Stunde,
 Die dunkle, auf Sibyllenort:
 Ein Königsaug' hat sich geschlossen,
 Das liebend auf sein Volk geschaut,
 Und schweres Leid hat sich ergossen,
 Soweit der Himmel Deutschlands blaut.

Der stets, umstrahlt vom hellsten Schimmer,
 Für deutsche Ehre stand zur Wacht,
 Entzissen ist er uns für immer,
 Versenkt in ew'ge, stumme Nacht;
 Die Edel-Giche sank zur Erde,
 Uns lösch ein Stern am Himmel aus . . .
 Sei Gott mit der verwaisen Herde
 Und mit dem teuern Königshaus!

Es weint an ihres Liebings Bahre
 Die trauernde Teutonia,
 Es flieht in seine Silberhaare
 Den letzten Kranz Saxonica;
 Umflorte Fahnen sinken nieder
 Auf das geliebte, weiße Haupt,
 Das niemals mehr ein Frühling wieder
 Mit seinem Blüten schmuck umlaubt.

O klaget, denen er entzissen,
 Schlingt um sein teures Bild den Flor,
 Wir alle, die ihn liebten, wissen,
 Was unser Herz an ihm verlor:
 Er war ein Held im blut'gen Streite,
 Des Reiches bester Paladin,
 Der Eckart an des Kaisers Seite,
 Ein König, deutsch von Stamm und Sinn.

Ein Vater war er seinem Volke,
 Daß er, von Unlust nie berührt,
 Durch Sonnenschein und Wetterwolke
 Mit treuer, sichrer Hand geführt;
 Er war gerecht und mild und weise,
 Sein Herz war reich, sein Sinn war schlicht,
 Und schon bereit zur letzten Reise,
 Übt' er noch sterbend seine Pflicht.

Nun schlief er ein — bei Sturm und Regen
 Hat er zur Ruhe sich gelegt,
 Ihm aber folgt zur Gruft der Segen:
 Es reißt die Saat, die er gehegt. —
 Schlaf' sanft! Die Mautenfahnen flüstern
 Verträumt Dir noch den letzten Gruß,
 Wir aber beugen uns dem düstern,
 Dem gottgewollten Schicksalschluß.

Anton Oborn.

König Albert von Sachsen †.

Sibyllenort, 19. Juni. 8 Uhr 5 Minuten abends ist unser allgeliebter König Albert seinem Leiden erlegen.

Ein tiefes, schweres Leid lagert über dem Sachsenlande. König Albert, der letzte von den großen Heerführern jenes ruhmvollen Krieges, der unserem deutschen Vaterlande die so lang ersehnte Einheit brachte, ist heimgegangen. Und mit dem Sachsenvolke, das in dem Heimgegangenen einen Landesvater im edelsten Sinne des Wortes beweint, trauert das ganze deutsche Vaterland; denn König Albert war nicht nur Herrscher seines Volkes, sondern er war auch durch und durch ein deutscher Fürst, kerndeutsch in seinem ganzen Denken und Fühlen. Der Tod des unvergeßlichen Herrschers lenkt von selbst die Blicke rückwärts auf sein thatenreiches Leben, in dem sich nicht nur die Entwicklung und Blüte unseres eigenen Vaterlandes, sondern auch die kraftvolle Entfaltung und Neugestaltung Deutschlands widerspiegelt, und läßt es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir auch in dem engen Rahmen dieser Zeitschrift noch einmal die Laufbahn unseres verewigten Landesvaters in aller Kürze betrachten.

Am 23. April 1828 in Dresden als ältester Sohn des Prinzen und nachmaligen Königs Johann geboren, genoß Prinz Albert eine ganz vorzügliche Erziehung, deren Oberleitung dem hochverdienten nachmaligen Geheimen Rat und Präsidenten des Oberappellationsgerichts Friedrich Albert von Langenn, einem Protestanten, oblag. Unter der Leitung seiner trefflichen Lehrer, von denen Oberstleutnant von Windwitz und später Generalmajor von Engel die militärische Ausbildung in den Händen hatten, wurde er in allen Zweigen der Wissenschaft heimisch, ganz besonders aber zeigte er Interesse für Geschichte und militärische Angelegenheiten. Rasch verflog dem Prinzen unter strenger Arbeit und gewissenhaftem Streben die goldene Jugendzeit. Am 24. Oktober 1843 trat er als Leutnant in das vaterländische Heer ein. Am 22. März führte ihn sein verdienter Lehrer von Langenn, der, nachdem er 1845 sein Amt als Erzieher nach Erledigung seiner Aufgabe niedergelegt hatte, 1847 Präsident des Oberappellationsgerichts geworden war, in diesen obersten Gerichtshof ein, an dessen Arbeiten der Prinz fortan teilnehmen sollte. Er schloß seine treffliche Rede, indem er auf die außergewöhnliche militärische Begabung des Prinzen Bezug nahm, mit den geradezu prophetischen Worten: „Late signa feres Saxoniae tuae“ — „Weithin wirst Du die



König Albert von Sachsen †.

Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Veisched aus der „Leipziger Kunst“.

Banner Deines Sachsenlandes tragen.“ Im Jahre 1847 sollten auch die Studien des Prinzen Albert zum Abschluß gebracht werden. Im November bezog er die Universität Bonn, wo er mit besonderer Vorliebe die Vorträge Dahlmanns, des berühmten Geschichtslehrers, hörte. Aber nur ein Semester war es ihm vergönnt, in der rheinischen Alma mater zu weilen, die Frühlingsstürme des sogenannten tollen Jahres 1848 riefen ihn in die Heimat zurück, wo er sich zunächst vor allem seinen militärischen Pflichten widmete. Als dann 1849 eine sächsische Brigade unter General von Heinz nach Schleswig abrückte, um die bereits im März 1848 aufgestandenen Elbherzogtümer Schleswig-Holstein gegen die Einverleibungsversuche der Dänen sicher zu stellen, da zog auch der jugendliche 21jährige Prinz Albert mit ins Feld und empfing in den blutigen Kämpfen um die dänische Hauptstellung in Schleswig, die Düppeler Schanzen, die Feuertaufe. Welche Gedanken schon damals den jungen Prinzen bewegten, spricht er deutlich in einem Briefe aus dem Feldlager in Schleswig an einen Freund in der Heimat aus: „Dieser Krieg hat für mich eine höhere Bedeutung; es ist das erste Zusammenwirken der deutschen Stämme zu einem Ziele, es ist dies der wahre Weg zur Einigung, und diese Bahn zu eröffnen, ist es Pflicht, namentlich des Fürsten, vorauszugehen und gelte es selbst das Leben; denn, liebster Freund, die Monarchie stirbt nicht durch den Tod eines Gliedes, aber Deutschland geht zu Grunde, wagt es nicht durchzukämpfen.“

Nachdem Prinz Albert in verhältnismäßig kurzer Zeit alle Staffeln der militärischen Stufenleiter erstiegen hatte und von den Kaisern von Österreich und Rußland zum Regimentsinhaber in ihren Armeen ernannt worden war, bot ihm das Jahr 1866 Gelegenheit, sich neuen Kriegsrühm zu erwerben. Zwar war es ihm nicht vergönnt, den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, trotzdem aber werden doch allezeit die Namen Münchengrätz, Gitschin und Königgrätz in der Geschichte des sächsischen Heeres und seines trefflichen Führers, des Kronprinzen Albert, einen ehrenden Klang behalten. War es doch Kronprinz Albert, der durch seine geschickte Führung des linken Flügels und durch seine Besonnenheit während des Rückzuges das österreichische Heer vor völliger Vernichtung rettete. Und nach diesem Kriege von 1866, der unserem deutschen Vaterlande eine neue Gestalt gab und die langersehnte Einheit vorbereitete, erließ er an seine Truppen einen Armeebefehl, in dem es u. a. lautete: „Neue Pflichten erwarten uns in neuen Verhältnissen.“ Bedeutend allerdings war auch die Aufgabe, die seiner unter den neuen Verhältnissen wartete. Nachdem Sachsen infolge des Friedens dem Norddeutschen Bunde beigetreten war, dessen XII. Armeekorps fortan die sächsischen Truppen bilden sollten, da war es des aus dem Felde heimgekehrten Kronprinzen erste Sorge, die Umbildung des Heeres auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht möglichst schnell durchzuführen und die sächsischen Truppen den neuen Bundesgenossen in würdigster Weise anzugliedern. In welch' glänzender Weise ihm das gelungen ist, das bewies wenige Jahre später der Krieg gegen Frankreich, der in gewaltigem, erhebendem Sturm und Drang das deutsche Nationalgefühl mächtig aufstimmen ließ und der erstaunten Mitwelt das erhabene Schauspiel zeigte, daß Tausende und Abertausende von Deutschen, die noch wenige Jahre vorher in verhängnisvollem Bruderkriege mit einander um die Siegespalme gerungen hatten, jetzt Schulter an Schulter in herrlicher Waffenbrüderschaft den Erbfeind niederzwangen und dem deutschen Volke die längst ersehnte Einheit erkämpften. Auch das sächsische Heer hatte seinen rühmlichen Anteil an den errungenen Lorbeeren. Auf blutgetränkter fränkischer Aue heftete Kronprinz Albert Sieg auf Sieg an die sächsischen Fahnen, und an dem ewig denkwürdigen Tage von St. Privat starben Tausende von Sachsen und preussischen Garden gemeinsam den Heldentod, und das Blut dieser Tapferen wurde der Kitt, der Sachsen mit Preußen und dem übrigen Deutschland für ewige Zeiten verband. Nach der siegreichen Schlacht bei St. Privat, die die Feldherrnbegabung des Kronprinzen Albert in glänzendstem Lichte gezeigt hatte, übertrug ihm König Wilhelm den Oberbefehl über die neugebildete IV. oder Maasarmee. Und wie hat Kronprinz Albert dieses in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt! An den Ufern der Maas, in den Schlachten von Beaumont und Sedan hat sich unter seiner Führung die IV. Armee einen wahrhaft glänzenden Namen erkämpft, sie hat ihre Banner getragen bis an die Ufer der Seine und Marne. Gleich ihren Waffenbrüdern von der III. Armee hat sie, wie es in einem nach Beendigung des Feldzugs von dem kronprinzlichen Oberbefehlshaber erlassenen Tagesbefehl hieß, die feindliche Hauptstadt mit eisernen Armen umfassen, in gleicher Umgebung im feind-

lichen Geschützfeuer ausgeharrt, mit todesmutiger Tapferkeit jeden Ausfall und Durchbruchversuch zurückgewiesen und, unterstützt von der Kühnheit und Energie der Artillerie wie dem unermüdblichen Schaffen der Pioniere keinen Fuß breit Erde der von Anfang an besetzten Linie dem Feinde überlassen. So hat die Maasarmee fast auf jedem Punkte des weiten, blutgetränkten Bogens von den Höhen von Villiers über die vorgeschobenen Posten von Mout Avron und Le Bourget bis zum Fuße des Valerien bleibende Denkmale des Heldennuts ihrer Söhne errichtet und redlich das Ihre dazu beigetragen, den hartnäckigen Widerstand des stolzen Feindes zu brechen. Solche Leistungen waren aber nur möglich unter einem Führer, der ein geborener Feldherr und in aufopferungsvoller Pflichterfüllung seinen Soldaten ein erhabenes Vorbild war. Wie groß auch die äußeren Ehren waren, die dem Kronprinzen infolge seiner glänzenden Heerführung zuteil wurden, so ist doch das schönste Zeugnis für seine Verdienste als Feldherr, das ihm der unvergleichliche Schlachtenlenker Moltke mit den Worten ausstellte: „Es giebt im deutschen Heere viele gute Generale, aber nur einen Feldherrn wie den Kronprinzen von Sachsen.“ War es da ein Wunder, daß das Sachsenvolk zu seinem Kronprinzen, der das neue Reich mit erstritten, der die Söhne des Landes von Sieg zu Sieg auf fränkischer Erde geführt hatte, mit freudigem Stolze aufblickte? Als am 16. Juni 1871 das Gardekorps mit Abordnungen sämtlicher deutschen Truppenteile seinen Einzug in der Reichshauptstadt Berlin hielt, da ritt auch, geschmückt mit dem Großkreuz des eisernen Kreuzes, hinter dem greisen Kaiser Wilhelm I. Kronprinz Albert in einer Reihe mit den übrigen Führern selbständiger Armeen, umbraust von dem Jubel von Hunderttausenden, und einen Monat später, am 11. Juli, hielt er selbst als neuer Generalfeldmarschall des Reiches seinen triumphierenden Einzug durch die reichgeschmückten und von donnerndem Jubel wiederhallenden Straßen der Residenzstadt Dresden. Tausende von Landeskindern sahen die Heimat nicht wieder, sie ruhten draußen auf fränkischer Erde unter dem grünen Rasen; aber ihr Blut ist nicht umsonst geflossen. Sie haben den Bau des Deutschen Reiches mit errichten und Elsaß-Lothringen wiedererobern helfen. Und wenn es dennoch versucht werden sollte, diesen unter strömenden Blutes errungenen Boden Deutschland wieder zu entreißen, so werden diese Opfer nach den Worten des Kronprinzen Albert bei der Einweihung des Sachsendenkmals von St. Privat am 31. Juli 1873 „auch ein Unterpfand sein, daß die Sachsen wieder Schulter an Schulter mit den anderen deutschen Stämmen stehen und ihr Blut vergießen werden für Kaiser und Reich, für das geliebte deutsche Vaterland.“

Als Kronprinz Albert nach dem Hinscheiden seines vielbetrauten Vaters, des weisen und gütigen Königs Johann, am 29. Oktober 1873 den sächsischen Königsthron bestieg, da nahm er auch mit derselben Treue, derselben Gewissenhaftigkeit, mit der er in drei Kriegen seiner militärischen Pflicht obgelegen hatte, die Sorgen der Regierung auf seine Schultern und gelobte „seine landesväterliche Fürsorge unausgesetzt auf die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit, die Beförderung der Wohlfahrt und des Besten des Landes zu richten und die Verfassung in allen Stücken und in allen ihren Bestimmungen zu beobachten, aufrecht zu erhalten und zu beschützen.“ Und dieses Gelübde hat König Albert in einer fast 30jährigen Regierung getreulich gehalten. Seit er den Herrscherstab in die Hand genommen hat, hat er die Angelegenheiten des Landes als die seinen betrachtet und niemals persönliche Wünsche den allgemeinen Interessen des Landes vorangestellt. Denn es ist ihm zu aller Zeit ein Herzensbedürfnis gewesen, sich eins zu wissen mit seinem Volke. Wohl konnte der persönliche Anteil des Monarchen an den Regierungsgeschäften nach konstitutionellem Brauche in der Regel nur wenig sichtbar hervortreten, aber sein Volk wußte, daß er seine vielseitigen Aufgaben als Landesherr mit dem lebhaftesten Interesse, mit nüchternem, unbefangenen und gerechtem Urteil, mit sicherem Blick für das Ganze erfüllte und daß er unter Umständen auch, wie es ja sein gutes Recht war, seinen monarchischen Willen, wenn er es zum Besten seines Landes für vorteilhaft erkannt hatte, mit Entschiedenheit Nachachtung zu verschaffen wußte. Es würde hier zu weit führen, wenn wir auf die reichgesegnete Regententhätigkeit unseres dahingeshiedenen Landesvaters auf dem weitverzweigten Gebiete der Gesetzgebung im einzelnen eingehen, wenn wir all' die Verdienste, die sich König Albert um die Wohlfahrt seines Sachsenlandes erworben hat, aufzählen wollten. Liegt doch deutlich vor unser aller Augen, was er geschaffen hat! Mit Freude und Stolz konnten wir sehen, wie unter seiner sicheren, zielbewußten

und wohlwollenden Herrschaft Handel und Industrie sich zu ungeahnter Blüte entfalteten, wie durch neue Verkehrslinien von Jahr zu Jahr auch die entlegenen Gegenden in den großen Zusammenhang hineingezogen wurden, wie sächsischer Gewerbefleiß immer weitere Absatzgebiete eroberte, wie Sachsen am deutschen Geistesleben den lebendigsten Anteil nahm, wie für Kunst und Kunstgewerbe eine neue Zeit des Glanzes heraufstieg, wie das Unterrichtswesen, in dem unser Sachsen schon seit Jahrhunderten als ein Musterstaat gegolten hatte, ein Gegenstand der ganz besonderen Fürsorge des erhabenen Monarchen war, wie er mit ängstlicher Besorgnis darüber wachte, daß nicht der Hader religiösen Parteiwesens das Leben, den konfessionellen Frieden seines Volkes vergiftete.

Sachsen als ein überwiegend industrielles Land ist ganz besonders von dem Absatz nach dem Auslande, mit anderen Worten von den Verhältnissen des Weltmarktes abhängig. Um so mehr muß ihm aber auch daran gelegen sein, daß die Machtstellung des Reiches sich immer kraftvoller entfalte. Und niemand hat es klarer erkannt, als König Albert, daß Sachsen nur unter dem mächtigen Schutze des Reiches sein hochentwickeltes Kulturleben sicher und ungestört entwickeln könne. Er lebte und handelte nach der festen, unumstößlichen Überzeugung, daß, wie das Wohl des Ganzen nur auf der Blüte der Teile beruhen, so auch andererseits der Teil nur in der Macht des Ganzen Schutz und Gedeihen finden könne. Nimmt er schon unter den Begründern des Reichs eine der ersten Stellen ein, so ist er auch allen vorangegangen mit der Einordnung in das große Ganze. Daher hat er auch mit nie rastender Sorgfalt an der Schlagfertigkeit seines Heeres gearbeitet und es dahin gebracht, daß die zwei sächsischen Armeekorps sich ebenbürtig in die übrigen Glieder des Reichsheeres einreihen. Und dieser Treue, mit der er für die Erklämpfung und Festigung der deutschen Einheit zu aller Zeit eingetreten ist, hat er bei jeder nur möglichen Gelegenheit öffentlichen Ausdruck gegeben. Ein festes Verhältnis gegenseitigen Vertrauens verband ihn mit dem unvergeßlichen Kaiser Wilhelm I. So oft der Kaiser einen seiner Ehrentage feierte, hat ihn an der Spitze der deutschen Fürsten König Albert begrüßt, er hat ihm auch das letzte Geleit gegeben, wie 3 Monate nachher seinem unglücklichen Nachfolger, dem kaiserlichen Dulder Friedrich, der noch auf dem Sterbebette den königlichen Freund bat, seinem jugendlichen Sohne Wilhelm II. mit seinem bewährten Räte und seiner reichen Erfahrung treu zur Seite zu stehen. Und wer möchte sich nicht mit freudigem Stolze jenes Tages erinnern, da unter König Alberts Führung Deutschlands Fürsten sich um das neue jugendliche Oberhaupt des Reiches, Kaiser Wilhelm II., scharten, um der auf den Zerfall des Reiches spekulierenden Außenwelt den Beweis zu liefern, daß Deutschlands Fürsten und Völker einig seien, daß die Säulen des Reiches noch festständen und die guten Freunde jenseits der Grenzpfähle keine Aussicht hätten, ihre stillen Wünsche in Erfüllung gehen zu sehen. Durch die einzig dastehende Lauterkeit seines Charakters, durch das unbedingte, rückhaltslose Vertrauen, das man König Albert wie im Königschlosse in Berlin, so in der Hofburg zu Wien entgegenbrachte, war er die geeignetste Persönlichkeit, die früheren Gegner, Hohenzollern und Habsburger, zu einen großen Friedensbunde zu einen.

Wie König Albert ein erhabenes Vorbild dafür gewesen ist, daß echte Sachsentreue und ferndeutsche Gesinnung sich sehr wohl vereinigen lassen, so hat sich auch unter seinen Unterthanen die warme Liebe zur engeren Heimat mit deutschnationaler Gesinnung aufs glücklichste verbunden. Das Sachsenvolk aber hat es an Beweisen von seiner unverbrüchlichen Treue gegen seinen erhabenen Herrscher, der ihm in allen Dingen ein leuchtendes Vorbild war, niemals mangeln lassen. Die jährlichen Geburtstagsfeiern, die silberne Hochzeit des Königspaares 1878, die 800jährige Jubelfeier des Hauses Wettin 1889, das 50jährige Militärjubiläum des Königs 1893, sein 70. Geburtstag und sein 25jähriges Regierungsjubiläum gaben dem Sachsenvolke reichliche und freudig begrüßte Gelegenheit, dem allverehrten Landesvater seine unbegrenzte Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen. Und mit ihm teilte des dankbaren Volkes Liebe die treue Lebensgefährtin, Königin Carola, mit der ihn fast 50 Jahre einer überaus glücklichen Ehe verbanden und mit der vereint er unablässig thätig war, wenn es galt, die Not und das Elend leidender Mitmenschen zu lindern. Das warme Mitgefühl, das der König einzelnen Persönlichkeiten oder ganzen Orten und Bezirken, wenn sie von schwerem Unheil betroffen waren, bewies, sein ruhiges, anspruchsloses und leutseliges Wesen ließen ihn dem Herzen seines Volkes immer näher treten und machten ihn zu einem

der vollstümlichsten Herrscher aller Zeiten. Darum ist aber auch die Trauer um das Hinscheiden eines solchen Herrschers um so tiefer gehend. Wie sonst in allen Teilen des Landes, im Palaste des Reichen wie in der Hütte des Armen das Bild des geliebten Landesherrn, sei es ein kostbares Gemälde in prunkvoller Umrahmung, sei es ein schlichter Holzschnitt, liebevoll umkränzt wurde und allerorten der Ruf erschallte: „Dem König Albert Heil!“, so steht heute nicht nur das gesamte Sachsenvolk, sondern auch ganz Deutschland voll tiefen Schmerzes an der Gruft des Mannes, der so Großes, Unvergängliches als sieggekronter Feldherr, als weiser und gerechter Regent und Landesvater vollbracht hat. Das Bild König Alberts wird allezeit in unseren Herzen fortleben, sein Name gehört der Unsterblichkeit an. „Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“. Auch wenn alle, die jetzt noch auf Erden wandeln, nicht mehr sind, wird doch die Nachwelt dankbaren Herzens singen und sagen von den unvergänglichen Verdiensten dieses unvergleichlichen Sachsenfürsten, der auch zugleich mit allen Fasern seines treuen Herzens an dem großen deutschen Vaterlande hing. Wenn von irgend einem Sterblichen, so gilt auch von ihm das Wort unsers Altmeisters Goethe:

„Es wird die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Klonen untergehn“.

Aber ob auch tiefe, gerechte Trauer unsere Herzen bewegt, so haben wir doch keinen Grund zu verzagen, namentlich wenn wir auf des Dahingeshiedenen Bruder und Nachfolger, König Georg, hinstarren, der gleich seinem Vorgänger ein leuchtendes Beispiel von Pflichttreue und ernster Arbeit ist, und der schon oft Gelegenheit genommen hat, das regste Interesse für alle das Wohl des Vaterlandes betreffenden Bestrebungen an den Tag zu legen. Und nun, da wir uns noch einmal das von hellem Ruhmesglanze umflossene Bild seines unvergesslichen Vorgängers vor Augen geführt haben, geloben wir, die Treue, die wir ihm gehalten, auch auf seinen Nachfolger zu übertragen. Fürwahr nicht besser können wir das Andenken unsers von uns gegangenen Landesvaters König Albert ehren, als dadurch, daß wir die Liebe, die ihm in so reichem Maße zuteil geworden ist, auch seinem Bruder und Nachfolger, König Georg, entgegenbringen, von dem wir überzeugt sein dürfen, daß er, wie er es ja auch bereits ausgesprochen hat, seines Amtes immer im Sinne und Geiste seines verewigten Bruders walten werde.

Gott schütze und segne unsern König Georg und lasse sein Walten zu einem
gesegneten werden zum Heile des sächsischen und deutschen Vaterlandes!

E. F.



Aus tiefer Not

Eine alte Chemnitzer Geschichte. Von Anton Thorn (Chemnitz).

4. Fortsetzung.

Nun kam auch Kaspar Horn herbei; sein Blick streifte fragend Friedrich, da sagte auch schon der Feldweibel in seinem rauhesten Soldatenton:

„Aus dem Wege, ihr Herrn! — Ich führe den Befehl des Obersten Schönikel aus, an ihn wendet Euch, so Ihr eine Beschwerde habt!“

Die beiden Männer sahen einander an, und jeder wußte, daß von dem Schönikel nichts zu erreichen war, wenn er erst seine Hand auf die zwei gelegt hatte. Den Bürgermeister faßte ein Mitgefühl: der eine war ja sein künftiger Eidam, und der andere der Sohn eines geachteten Mannes, und so sehr sich Herr Kaspar Horn gegen den Gedanken wehren mochte, in diesem Augenblicke ihm weit sympathischer als Burkhardt, der wie eine Jammergestalt schlotterte. Auch er frug den Feldweibel höflich und ruhig, mit der Würde, die ihm eigen war:

„Es sind brave Bürgersöhne, und ich habe als Bürgermeister wohl ein kleines Recht, zu fragen: Was ist ihr Vergeh'n?“

Lamprecht Fahrgut stand still und nahm dabei den Sohn des Amtschöfners beim Kragen, denn er mochte wohl meinen, daß er entweichen wollte, dann sprach er:

„Der da — er zeigte auf Friedrich — hat seine Waffe erhoben gegen den Obersten — zuviel Courage am unrechten Platz! Der andre — er schüttelte Burkhardt — kommt nicht wegen seiner Courage mit, denn er hat so viel wie ein Feldhase, aber der Oberst wollte es so!“ —

„Laßt meinen Sohn!“ bat jetzt der Amtschöfner, der Feldweibel aber lachte grimmig:

„'s ist nicht viel Ehr' dabei, sein Vater zu sein — ich möcht's nicht!“ Er spuckte aus. — „Eine niederträchtige Kreatur, Euer Sohn, Herr Amtschöfner — hätt' ich ihn in meiner Rolle, ich ließ ihn hinauspeitschen. Er verkauft, wenn's sein Fell gilt, die eigene Vaterstadt! — Vorwärts!“ Er stieß wieder Burkhardt vor sich her, unbekümmert um die zwei Männer; Friedrich aber wendete sich um und sagte:

„Beruhigt meinen Vater, Herr Bürgermeister!“

„Will's thun!“ sprach Kaspar Horn nicht unfreundlich und sah wiederum noch einmal den beiden

nach, die vor dem Feldweibel schritten, und Friedrich Hommel erschien ihm nun erst recht als ein prächtiger Bursche.

Aber jetzt war keine Zeit zu Vergleichen und Erwägungen. Heller glühte der Feuerschein aus der Johannisvorstadt, man hörte das Krachen des Gebälks, Schreien und Lärm, und hastig zog der Bürgermeister den widerstrebenden Genossen, der immer noch nach seinem Sohne schaute, mit sich fort: das Elend des einzelnen ging auf im allgemeinen Jammer.

IV.

Der Raum, in welchem Hans Ohnesorg, der Gesell des Meisters Triebel, im roten Thurm untergebracht war, war just kein Prunkgemach, aber er war auch kein kleines, enges Loch und vielleicht das beste was unter den Verhältnissen zu haben war. Für Bequemlichkeit war allerdings nicht gerade gesorgt. Unter dem einzigen, kleinen, vergitterten Fenster stand eine Holzbank, die wenigstens die Annehmlichkeit gewährte, dem auf ihr Stehenden einen Blick hinauf nach dem Himmel und hinunter auf die Johannisvorstadt zu verschaffen, von welcher Annehmlichkeit der Gesell auch ausgiebigen Gebrauch machte, da er so noch lebhafter an sein Mädchen zu denken vermochte. An der anderen Wand befand sich ein roher Tisch auf etwas unsicheren Füßen, und dem gegenüber aufgeschüttetes Stroh mit einigen groben Decken darüber. Das war alles.

Oft genug hatte Hans den Raum durchmessen, aber er wurde nicht behaglicher. Doch der Bursche schickte sich leidlich ins Unvermeidliche, vermeinte wohl auch, es werde ihm nicht an Leib und Leben geh'n, denn der alte Feldweibel hatte ihm just keinen allzuschlimmen Eindruck gemacht, und so pfiß er meist von seinem Turme hinaus in die Welt und auf die Friedländischen in der Stadt. Aber am Abend dieses Tages war ihm doch das Pfeifen vergangen.

Von seiner hohen Warte aus hatte er den Feuerschein über den Dächern der Johannisvorstadt aufsteigen sehen, und als auch die Sankt Georgskirche brannte, begann er einen Monolog, der für die Wallensteiner nicht sehr freundlich war, und riß

an der Thür, als wollte er sie aus den alten, rostigen Angeln brechen, aber es war alles zwecklose Kraftvergeudung, und so sank er zuletzt auf die Bank, stützte den schwarzhaarigen Kopf in die beiden starken Hände und hätte wohl in ohnmächtiger Wut am liebsten weinen wollen, denn es ahnte ihm, daß seine Hilfe jetzt beim Meister Triebel nothhäte.

Es war indessen völlig Abend geworden, und nur der rötliche Feuerschein von draußen warf einen unheimlichen Schimmer an die Wand seiner Zelle. Da kamen draußen schwere Schritte, und der Riegel klorrte.

„Es kommt Gesellschaft, mein Bursche!“ sagte die Stimme Lamprecht Fahrquits — „soll Dir wohl behagen!“ Dabei ließ der Feldweibel seine beiden anderen Gefangenen eintreten.

Hans kam auf ihn zu und fragte aufgeregt:

„Steht das Haus des Meisters Triebel noch?“

Der Kriegsmann erwiderte trübe, indeß er auf seine verbrannten Hände zeigte:

„Da trag' ich die Spuren davon, als ich den siebzigjährigen Alten erstickt herausstrug!“

Hans stöhnte wie ein verwundetes Thier und biß die Zähne zusammen, dann brach es grollend heraus:

„Mordbrenner!“

„Ja, hast Recht, Geselle — aber das ist der Krieg!“ sagte der Feldweibel wie schon vordem einmal, ruhig und beinahe traurig.

„Lebt der Meister und Trude?“

„Ich weiß wenigstens nichts anderes. — Aber nun gehabt Euch gut, Ihr drei — für Eure Agung wird der Schließer sorgen, und nehmet's dem Feldweibel Lamprecht Fahrquits nicht übel, daß er Euch hier untergebracht. Vielleicht mögt Ihr ihm danken dafür. Und Du da, Geselle — er wandte sich wieder zu Hans — hab' Acht: der eine von den zweien ist ein brav' Blut, vor dem Du Achtung haben sollst, der Note aber ist ein Schuft, ein feiges Lästermaul, der Euch alle verrät und seine Vaterstadt dazu, wenn er dafür sein Fell bewahren kann.“

„Pfui!“ sagte der Geselle, und während die Thür hinter dem Weibel zusiel, suchte er die Gesichter seiner zwei Genossen zu erkennen, was seinem an die Dunkelheit gewöhnten Auge auch gelang.

„Ich weiß nicht, wer Ihr eigentlich seid“ — sprach er zu Friedrich — „aber ich meine, Ihr seid der Brave, und ist's auch nur die Hand eines frumben Schlossergesellen, die ich Euch reiche, Ihr

dürft sie nehmen, denn sie hat allzeit nur ehrlich gearbeitet!“

Friedrich reichte dem Burschen seine Rechte.

„Ich bin des Magisters Hommel Sohn und meine, wir zwei verstehen uns. Ist vielleicht gut, daß wir in dem Quartier zusammen kommen. Was giebt's denn hier an Bequemlichkeit?“

„Ein Strohlager für die Nacht und eine alte Wolldecke gegen die Kälte!“

„Wenig genug, aber in Gesellschaft trägt sich's.“

Burkhardt Arnold ließ einen tiefen Seufzer vernehmen. Friedrich wendete sich zu ihm:

„Ich wollt', sie hätten Dich nicht zu uns gesteckt, und Du sähest warm hinter Deines Vaters Ofen; dort gehörst Du hin, der Raum wird durch Dich erst schlecht. — Bist doch ein erbärmlich Geschöpf, Burkhardt Arnold, und ein braver Kerl dreht Dir den Rücken. Das will ich fürder thun, und ich sage Dir dabei, wage nicht mehr, Agathe Deine Braut zu nennen, ich müßte Dir sonst die Knochen in Stücke brechen und aller Welt erzählen, warum des Bürgermeisters Tochter keinen Schuft heiraten kann.“

Er kehrte sich von dem stumm in sich Zusammengebeugten ab, Hans Ohnesorg aber pfiß durch die Zähne: „Des Amtschöfers Sohn! hm, hm!“

Da ging die Thüre wieder auf, der alte Schließer kam herein; er schleppte auf dem Arm ein Federbett, und in der rechten trug er eine große Öllampe.

„Für Herrn Burkhardt Arnold!“ sagte er und warf die Betten auf das Stroh, dann setzte er die Lampe auf den Tisch. Er hatte ein gutmütiges, hilfloses Gesicht, der alte Mann, und es war ihm wohl ernst, da er versicherte:

„Wollt', ich könnt's Euch allen besser machen; aber es liegen auch Friedländer im Turm und passen mir auf den Dienst, und der Herr Amtschöfer hat sich's was kosten lassen müssen, um das weichere Lager zu beschaffen. Der Himmel erlös' uns bald!“ setzte er leiser, wie furchtsam hinzu; dann ging er, das Schloß schnappte ein, und sein schlürfender Schritt verhallte.

Hans Ohnesorg blies die Lampe aus.

„Ist's so, wie Ihr sagt, Herr Hommel, dann ist's besser, wir sehen ein Schelmgesicht nicht. Zum Schlafen reicht der rote Schimmer, der über dem Jammer der Johannistorstadt scheint, aus!“

„Hast recht, Hans Ohnesorg!“ erwiderte Friedrich,

dann raschelte das Stroh, und Burkhardt wühlte sich in seine Betten. Von der Gasse her war dumpfer Lärm zu hören, aber Friedrich und der Gesell schliefen ruhig dabei ein; nur Burkhardt blieb noch lange wach, und Ärger, Scham, Zorn stritten in seiner Seele.

Gegen Morgen weckte ein gewaltiger, dröhnender Schall die Schläfer. Sie fuhren zugleich auf und sahen sich in der grauenenden Dämmerung an. Ein neuer, dumpfer Schlag, wie von einem Wetter, erschütterte die Luft, und nun sagte Friedrich: „Das sind die Schweden!“

Sie sprangen auf, und Hommel und Ohnesorg stiegen auf die Bank und schauten zu dem vergitterten Fenster hinauf, aber sie vermochten nichts zu sehen, als den grauen Novemberhimmel und im matten Zwielflicht die noch rauchenden Trümmer der abgebrannten Vorstadt. Und immer aufs neue frachte und dröhnte es, dazwischen klangen das Knattern des Gewehrfeuers und die Trompetenrufe der Wallensteiner.

Die Schweden waren in der That unter Herzog Bernhard von Weimar herangekommen, hatten auf dem Rasberge ihre Batterien aufgestellt und schleuderten nun, nachdem in aller Frühe eine erfolglose Aufforderung zur Übergabe der Stadt an Contrares ergangen, ihre schweren Kugeln gegen die Türme des Kloster- und Nikolaithores. In der Stadt war eine ungeheuere Aufregung. Die Bürgerschaft war noch zum größten Teil, hungernd und frierend, im Rathhaus festgehalten, und Weiber und Kinder verkrochen sich in Keller und Gewölbe und weinten und beteten. An der Mauer aber schlugen die schwedischen Geschosse schwere Brechen, und Contrares befahl der Kaufmannschaft, Schaf- und Baumwolle zum Verstopfen herbeizuschaffen. In den Gassen herrschte unheimliches Leben; auf den freien Plätzen wurden Kugeln gegossen, und die Kroaten schleppten, was sie in den Häusern an Zinn und Blei finden konnten, herbei; Verwundete brachte man von den Mauern, und endlich wurde ein Teil der Bürger entlassen, um Schanzarbeiten zu thun, und mit Erde und Dünger die Lücken in den Befestigungen auszufüllen.

So ging der Tag hin. Gegen Abend sah man vom Rüdwalde her bewaffnetes Volk heranziehen. Die Wallensteiner brüllten es jubelnd einander zu, denn das mußte Entsatz sein, aber Herr Kaspar Horn, der selbst auf den Turm bei St. Jakobi ge-

stiegen, sah schärfer; er erkannte zuerst die blaugelben Fähnlein — es waren Schweden, die sich nun zwischen Altendorf und den Feldern bei dem ehemaligen Benediktinerkloster lagerten.

Von alledem freilich wußten die drei im roten Turm nicht viel. Der alte Schließer, der ihnen die farge Mahlzeit brachte, wußte selber nicht viel zu sagen, aber auf ihren Wunsch, sie entfliehen zu lassen, schüttelte er trübe den Kopf.

„Macht mich nicht unglücklich! — Lange kann's ja nicht dauern, so kommen die Schweden doch herein, drum habt nur Geduld!“

Dann ging er und ließ den Riegel wieder einschnappen. Das war um den Mittag, und langsam schlichen die Nachmittagsstunden, bis es gegen Abend still wurde und die Geschütze schwiegen.

Geduld! — davon besaß weder der warmblütige junge Rechtsgelehrte, noch der wackere Schlossergefell besonders viel, und beide rannten dann auch wie erregte Tiere in ihrem Käfig hin und wieder und rüttelten wohl auch in ohnmächtigem Grimm an der Thür, während Burkhardt in sich zusammengesauert in seinem Bette steckte und stumm hinbrütete.

Am Abende grollte Friedrich:

„Ob sie denn nicht den Versuch machen werden, auszubrechen und die Schweden hereinzubringen? Sie haben mir's alle zugesagt: Benedikt, Uhlisch, Georg Reese, Fridolin Seyler, Lebrecht Clauß . . .“

„Aber der Führer fehlt!“ unterbrach ihn Hans.

„Herrgott, warum liegen wir denn hier? — Hätt' ich 'nen Nagel, ich wollt' das alte Schloß wohl sprengen, und hinaus kämen wir!“

„Einen Nagel? — Hei, Gesell, da kann ich helfen!“ Friedrich langte in seine Tasche und holte den gefundenen krummen Nagel hervor.

Hans Ohnesorg that einen Freudenschrei.

„Und das bringt Ihr jetzt erst zum Vorschein? — Damit sind wir so gut als frei. Seht her!“

Er trat an die Thür, und im nächsten Augenblicke schon war sie unter seiner kundigen und kräftigen Hand offen.

„Wollen wir fort?“ fragte er, aber Friedrich war besonnen, er erwiderte:

„Nicht jetzt, denn nun liegen die Wallensteiner wohl wieder unten im Erdgeschoß. Laß uns warten, bis morgen die schwedischen Gräße das Kriegsvolk weglocken; ich meine nicht, daß uns jemand dann aufhält, denn der Schließer, der alte Thomas, ist

feige und verkriecht sich, wenn die Donnerbüchsen reden!“

„Gut so!“ sagte Hans; dann wendete er sich zu Burkhardt: „Und Du da, Kumpan, das laß Dir sagen! Du bleibst hier liegen und weißt nicht, wie wir hinausgekommen sind, und was wir vorhaben. Denn geht es durch Deine Schuld schief, so findet einer von uns beiden wohl noch so viel Zeit, Dir die Gurgel zu brechen!“

Burkhardt überkam ein sehr unbehagliches Gefühl, obwohl er in der Dämmerung nur undeutlich die riesigen Fäuste des Gesellen sah . . .

Der andere Tag war ein Sonntag. Der alte Thomas brachte die Morgensuppe und erzählte nun ziemlich breit, daß der Herzog Bernhard auf dem Schlosse Quartier genommen habe, daß die Schweden mehr als 40 Geschütze aufgerichtet und schon gestern großen Schaden gethan hätten, und daß in den Gärten hinter der Lohgasse 18 Fähnlein Friedländer aufgestellt seien, um, wenn es zum Sturm käme, dort gegen die Schweden auszubrechen. Der General Contreras aber denke gar nicht daran, die Stadt aufzugeben, denn er habe wie zum Hohn an dem Glockenturme zwei brennende Pechkränze aufhängen lassen, die unheimlich in das Land leuchteten.

„Da sind wohl auch Deine Gäste mit ausgezogen, Vater Thomas?“ fragte Hans, und schmunzelnd bekräftigte es der Alte.

„Wollte, sie kämen auch nicht wieder; sind widerborstige Gesellen!“

Er nahm die Schüßlein, welche die Gefangenen indessen geleert hatten, und ging. Friedrich und der Schlosser sahen sich verständnisvoll an.

„Der Alte geht jetzt in seine Stube zu seinem Krüge!“ sagte Friedrich, und Hans war bereits an der Thür. Der Riegel kreischte nicht, als er gehoben wurde. Noch einmal sagte Hans halblaut zu Burkhardt: „Bergiß nicht, was wir Dir gesagt haben!“ — Dann war er mit seinem Genossen draußen, die Thür schloß sich, leise schnappte der Riegel ein, und indes der Sohn des Amtschöfners in Angst und Grimm zurückblieb, huschten die zwei lautlos — denn ihres Schuhwerkes hatten sie sich entledigt — hinter Thomas her, und sobald dieser in seinem Bohngemach verschwunden, eilten sie an das Thor. Auch hier that der Nagel seine Schuldigkeit, das Schuhwerk wurde rasch angezogen, und nun ging es durch die stille, enge Gasse. Der „Sitzplan“ war menschenleer, aber durch die

unter diesen Umständen fast unheimliche sonntägliche Ruhe klang Orgelton aus der Jakobikirche.

Wie von demselben Gedanken erfasst, unbekümmert um alles andere, gingen die zwei den frommen Tönen nach und betraten das Gotteshaus. Eine kleine Gemeinde war hier versammelt, und inbrünstig wie ein heißes Flehen rief das Lutherlied um Hilfe:

Aus tiefer Not schrei ich zu Dir . . .

Hinter einem Pfeiler im Dunkeln standen die beiden jungen Männer, und niemals hatten sie wohl aus so bewegten Herzen mitgesungen. Als die Töne der Orgel verklangen, erhob sich auf der Kanzel der Magister Hommel, der dort auf den Knien gelegen und das Gesicht auf die Brüstung des Predigtstuhles gesenkt hatte. Mit ruhiger, klarer Stimme hob er die Worte des 25. Psalms an: „Die Angst meines Herzens ist groß, führe mich, Herr, aus meinen Nöten!“

Der würdige Mann, den neben anderem vor allem die Sorge um seinen einzigen Sohn quälte, hatte eine bewundernswerte Fassung und ein felsenfestes Gottvertrauen. Aus diesem heraus sprach er zu dem kleinen Häuflein, das sich um ihn geschart, und unter welchem auch der Bürgermeister mit seiner Familie nicht fehlte, und er redete so eindringlich und trostvoll, daß seinen Hörern die Thränen in die Augen kamen und über dem Gottes Hause eine wunderbare Weihe zu ruhen schien.

Da plötzlich dröhnende Schritte und rohes Gelächter! Der Schönickel mit einer Hand voll Kriegsleuten brach in die Kirche herein und schrie nach der Kanzel herauf: „Betest wohl für die Schweden, Pfaffe? — Stimmt ein Gebetlein an für unsere Waffen!“

Die kleine Gemeinde verharrte in Totenstille; die Weiber duckten sich ängstlich zusammen, aber Herr Kaspar Horn hatte sich von seinem Sitze erhoben, trotzdem auf der einen Seite Frau Elisabeth, auf der anderen Agathe sich bemühten, ihn niederzuziehen und ihn angstvoll an seinem Rocke festhielten. Auf der Kanzel stand der Magister Hommel, hoch aufgerichtet, mit zorngerötetem Angesicht, furchtlos und machtvoller erhob er seine Stimme:

„Ehrvergessener Sohn Deiner Vaterstadt — warum willst Du auch ihre Heiligtümer noch schänden? — Dein Name schreit hier zum Himmel, Du aber suche Dich zu verbergen vor dem Auge des Allhöchsten, wenn Du es vermagst. Der Zorn Gottes

wird über Dich kommen, ehe Du es denkst . . .“

Das brüllende Gelächter des Kriegsmannes unterbrach den Prediger.

„Für diesen Wunsch möcht' ich Dir danken, Pfaffe! Komm herunter von der Kanzel!“ schrie er wild und sprang gleichzeitig gegen den Predigtstuhl vor. Da stand vor dem Aufgang zu demselben mit vorgestreckten Armen, die Augen leuchtend, Friedrich Hommel. Vom Bürgermeistergestühl her klang der Aufschrei einer weiblichen Stimme und gleichzeitig auch das feste, klangvolle Wort des jungen Rechtsgelehrten:

„Zurück, denn hier ist geweihter Boden!“

„Du hier, Bürschlein?“ brüllte der Schönickel. „Wie kommst Du her? — Ich meine, Du liegst in einem Kerkerloch. — Du bist mir eben recht am Plage.“

Er hob die geballte Faust. — Herr Kaspar Horn schrie laut: „Haltet ein im Hause Gottes!“ Agathe sprang bebend empor, der Magister, der seines Sohnes Stimme erkannt, stand erbleichend und verstummt auf der Kanzel . . . aber ehe die Faust des Obersten niederfiel, war er schon zurückgerissen, kräftige Arme umschlangen ihn von rückwärts und warfen ihn wuchtig auf die Steinfließen des Bodens, daß es dröhnte.

Da hatte Hans Ohnesorg eingegriffen. Der stand jetzt wie ein zorniger Löwe über dem Schönickel und setzte seinen Fuß auf ihn, im gleichen Augenblicke aber krachte ein Schuß durch das Gotteshaus. Einer der Soldaten hatte ihn wohl abgefeuert gegen den Gefellen, aber er traf nicht, doch eine allgemeine Erregung, Verwirrung und Bestürzung kam nun in die kleine Versammlung — der nächste Augenblick konnte hier an heiliger Stätte ein furchtbares Blutvergießen bringen. Die Weiber schluchzten auf und versuchten zu flüchten, Pulverdampf zog durch den Raum, aber ehe noch weiteres geschehen konnte, erscholl ein Krachen und Dröhnen; es schien, als ob das Gotteshaus davon erbebe in seinen Grundvesten, und die Fensterscheiben klirrten und schwirrten.

Das war der Sonntagsgruß der schwedischen Batterien. Der Schönickel riß sich von dem Boden empor. „Hinaus gegen den Feind!“ schrie er seinen schier bestürzt vor dem gewaltigen Geschützdonner dastehenden Leuten zu. Mit geballter Faust drohte er noch einmal zurück, dann stürzte die wilde Rotte ihm nach, hinaus ins Freie.

Im Gotteshause herrschte einige Augenblicke tiefes Schweigen, dann vernahm man die ruhige Stimme des Predigers:

„Verzage nicht, Du kleines Häuflein, denn der Herr ist mit Dir. Er wird Dir seine Macht und Hilfe beweisen, wenn die Not am größten geworden. Er hat seinen Feind niedergeworfen vor seinem Altare, er wird ihn niederwerfen in unseren Mauern und seinen Frieden geben zu rechter Zeit . . .“

Und wiederum dröhnte der Donner eines Geschützes grollend und schwer in die frommen Worte, aber der Magister sprach weiter, und es war ein ergreifender Gegensatz zwischen der Ruhe seiner Rede und dem dumpfen Schall der Schüsse, der immer fort dauerte. Noch einmal stimmte die Gemeinde ihr Trostlied an, und durch den kriegerischen Lärm klang es ergreifend:

Und ob es währt bis in die Nacht

Und wieder an den Morgen,

Doch soll mein Herz an Gottes Macht

Verzweifeln nicht noch sorgen . . .

Dann stieg der Prediger herab und umarmte am Fuße der Kanzeltreppe seinen Sohn, der hier stehen geblieben war und unverwandt nach dem Gestühl des Bürgermeisters hinübergeblickt hatte, wo Agathe mit gesenktem Haupte und geröteten Wangen saß. Um Friedrichs Schulter den Arm geschlagen, ging der Magister nach der Sakristei, zu beiden aber trat der Bürgermeister und sprach:

„Das war ein Gottesdienst, desgleichen hier wohl niemals noch abgehalten worden. Segn' es Euch der Herr, was Ihr uns an Trost gegeben.“ Er wendete sich an Friedrich: „Und wie seid Ihr aus dem Turm entkommen?“

(Schluß folgt.)



Aus Schwarzenberg Bilder und Skizzen.

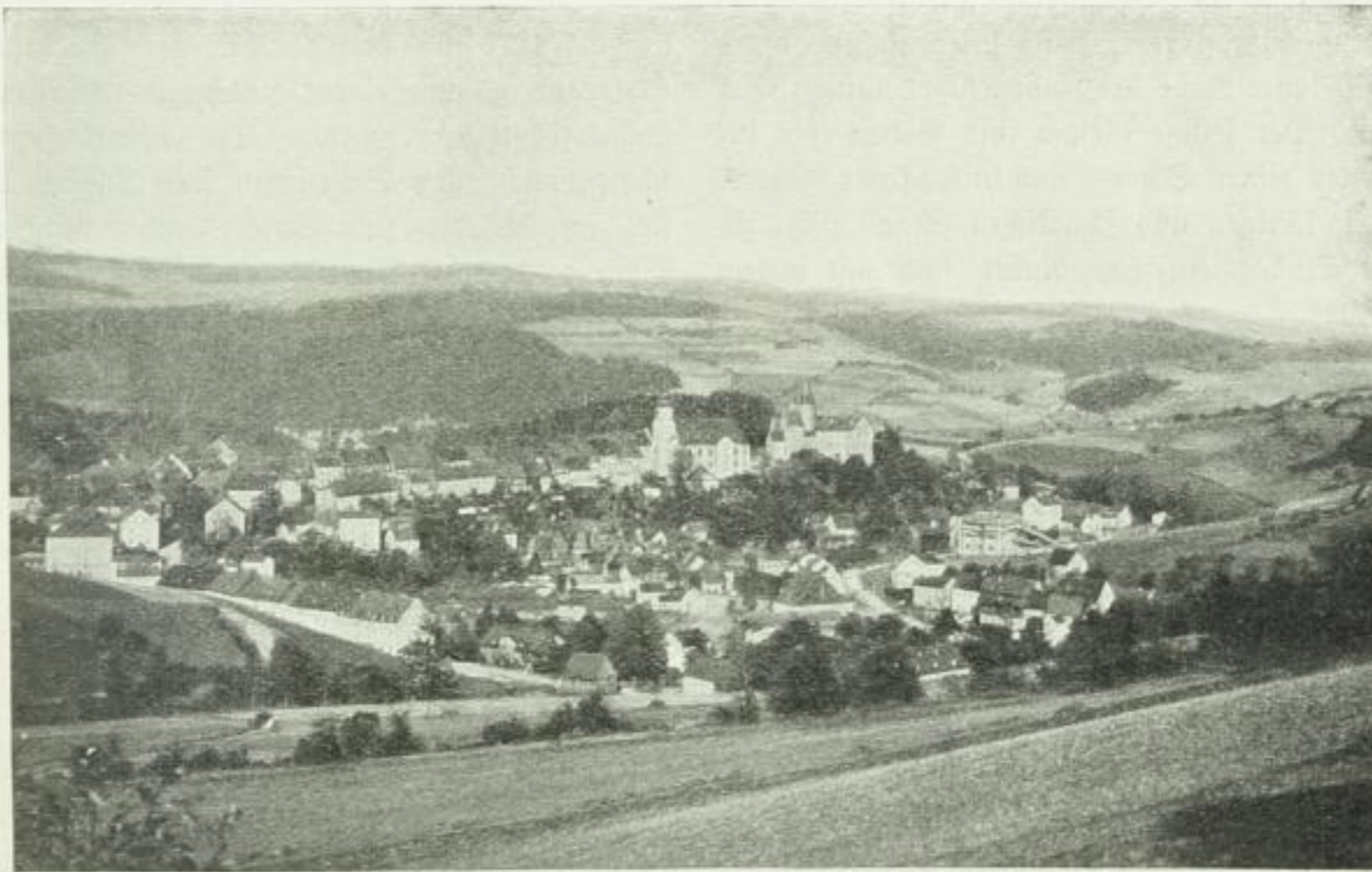
I.

In dem scharfeingeschnittenen Thale des Schwarzwassers, wo sich dieses mit der großen Mittweida vereinigt, liegt auf einem schroff nach Osten gerichteten Bergvorsprunge die Stadt Schwarzenberg in einer breiten Schleife des Schwarzwassers. Diese schöne Stadt mit ihrer herrlichen Umgebung, die nicht mit Unrecht die „Perle des Erzgebirges“ genannt wird, bildet ein beliebtes Ziel fröhlicher Wanderer und Erholung suchender Sommergäste. Signet sie sich doch in wunderbarer Weise sowohl als Ausgangspunkt für prächtige Spaziergänge und größere Fußwanderungen, als auch infolge ihres milden Klimas und ihrer gegen raube Ostwinde geschützten Lage als eine mit Recht geschätzte und vielbesuchte Sommerfrische!

Die Höhen rings um Schwarzenberg, welche in einem doppelten Kranze*) die Gegend umlagern und der Stadt eine sehr geschützte Lage verleihen, kann man am deutlichsten dann erkennen, wenn

*) Näheres s. bei A. Kohlschmidt „Schwarzenberg und Umgebung“ (E. M. Gärtner in Schwarzenberg 1893)...

man eine derselben besteigt, z. B. die über das Jägerhaus (781 m) SW. nach Eibenstock führende Straße, welche ein herrliches Panorama enthüllt. Ottenstein und Totenstein verschwinden dann von da oben fast gänzlich und erscheinen nur als kleine Hügel in einem tiefen Kessel. So sind besonders die im Thale gelegenen Teile der Stadt vor rauhen Winden vollständig geschützt, namentlich das Bad Ottenstein, das nach N. und O. durch den Ottenstein und Brückenberg, nach W. durch den Totenstein gedeckt wird und nur nach S. hin teilweise offen liegt. Die Ostwinde sind so vollständig von dem Thale abgehalten, daß sich kaum ein Lüftchen regt, wenn dieselben hoch oben brausen und toben. Der Charakter des Klimas ist der eines sogenannten milden Gebirgsklimas. Die Stadt ist mit Recht einer lieblichen Dase zu vergleichen und erfreut sich, begünstigt durch den natürlichen Schutz der ringsum gelegenen Gebirgskämme, eines viel milderen Klimas als die ganze Umgegend. Zufolge dieser günstigen Lage der Stadt wirken die Sonnen-



Schloß und Stadt Schwarzenberg i. Erzgeb.



Blick aufs Schloß vor der alten Brücke hinter Bad Ottenstein.

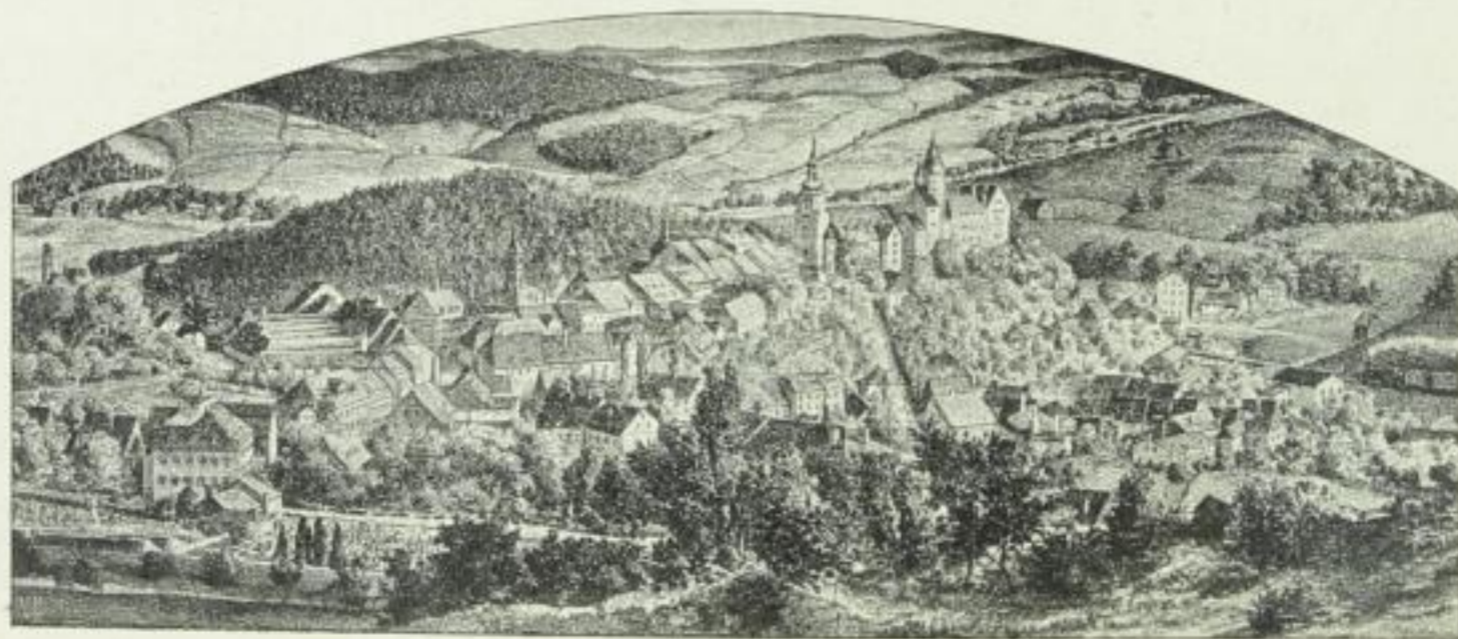
strahlen auch im Winter so erwärmend ein, daß der Schnee lange schon in diesem Kessel geschmolzen, wenn in einer halben Stunde Entfernung noch die schönste Schlittenbahn ist, so daß das Thal hierin, wie in so vielem andern, ganz den Schweizerthälern ähnelt.

Die Luft ist der Gebirgslage (400 bis 650 m) entsprechend äußerst rein, frisch belebend und durch die unmittelbare Nähe der Nadelwälder äußerst reich an Ozon. Der felsige Grund und Boden läßt bei Regenwetter keinen Schmutz und in trockener Jahreszeit den so lästigen und schädlichen Staub nicht zu.

Die Schönheiten der Natur sind mit vielem

Geschick durch die Kunst erhöht worden, so daß sich dem Fremden nach allen Seiten hin Aussichtspunkte und Ausflüge darbieten.

Schon eine kleine Wanderung, etwa vom Bahnhofe an durch die Bahnhofstraße, über den Totenstein mit seinen herrlichen Ausichten nach der Stadt, oder, mit einem kleinen Umweg über den 560 m hohen, 100 m über der Stadt sich erhebenden Galgenberg mit seinem prächtigen Panorama ist außerordentlich lohnend. Die überraschende und schöne, nach allen Seiten hin freie Aussicht erstreckt sich im N. bis zum Spiegelwald mit dem vom Schwarzenberger Erzgebirgsverein 1881 erbauten



Schwarzenberg von Westen.



Totenstein.

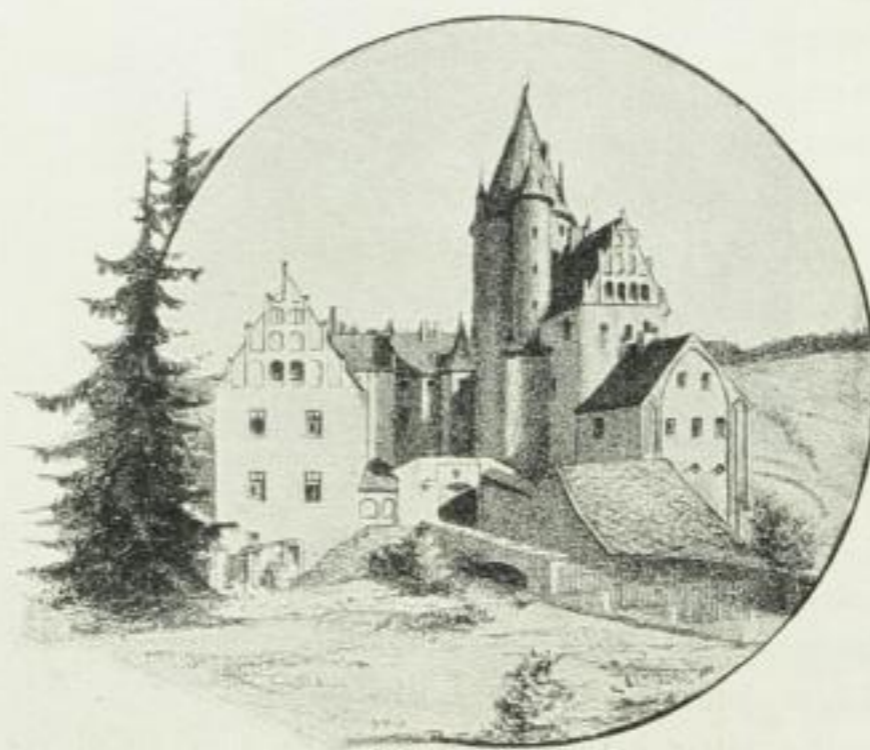
König-Albert-Turm ($1\frac{1}{4}$ Std. von Schwarzenberg) und bis zur Bernsbacher Höhe mit den bevölkerten Orten Bernsbach und Oberpfannenstiel; rechts davon liegt Beierfeld mit der stattlichen neuen Kirche und tief unten im Schwarzwasserthale Ober- und Untersachsenfeld. Nach NW. erblicken wir die obersten Häuser des Dorfes Lauter, im Vordergrunde das aufblühende Neuwelt, dahinter den Jeremias- oder Gehringsberg, SW. die 813 m hohe Morgenleite, fast S. den Rockelmann, 578 m, SW. den hohen Hahn hinter dem Dorfe Bernsgrün, 684 m, weiter nach SSO. den breitrückigen Ochsenkopf bei Rittersgrün, 828 m, davor das freundlich gelegene Grandorf mit seinem spitzen Kirchturm, den Sonnenberg, Zigeunerberg, Hirtenberg und die bis zum Fichtelberg sich ausdehnenden Waldreviere, O. den Scheibenberg und Pöhlberg mit ihren Aussichtstürmen, davor den Raschauer Grund, die Flußthäler der großen Mittweida, des Schwarz- und Oswaldbaches und den historischen, schönbewaldeten Fürstenberg.

Oder man gehe vom Bahnhofe aus über die Brücke am „Sächsischen Hof“ in die herrlichen, schattigen Anlagen des Ottensteines, die von dem einstigen Bürgermeister Weidauer geschaffen worden sind. Auch hier bietet sich eine Reihe reizvoller, wechselnder Landschaftsbilder. Aus dem saftigen Grün ragen malerische Felsgruppen empor; in dem lieblichen Thale, umgeben von mächtigen Bäumen, liegt das bekannte Bad Ottenstein. Von dem hölzernen Aussichtstürmchen der südlichen Felspitze genießt man eine entzückende Aussicht auf das alte Schloß, an welches sich Kirche und Stadt anschließen, ferner auf den Totenstein und die südlich und westlich hinter der Stadt sich gipfelnden Bergkuppen, mehr noch erweitert sich der Blick von dem steinernen Ausichts-

turm (am entgegengesetzten O.-Ende beim Austritt aus dem Gehölz). Vor uns breitet sich das weite Vereinigungsthal des Schwarzwassers und der von O. kommenden großen Mittweida mit den Nebenthälern des Oswaldbaches, Schwarzbachs und der Pöhla aus, nach O. zieht sich der Raschauer Grund, dahinter thront der Scheibenberg, links der Fürstenberg, N. der König-Albert-Turm auf dem Spiegelwalde, links davon liegen die Orte Bernsbach und Oberpfannenstiel, im Thale Sachsenfeld, links Neuwelt, rechts Wildenau, im Vordergrunde der nördliche Stadtteil Schwarzenbergs mit dem Bahnhofe, im Hintergrunde der Sachsenfelder Schloßwald, — die vielen stattlichen Gebäude, die Brücken der Johannegeorgenstädter und Annaberger Bahnlinie und vieles andere — fürwahr ein anziehendes, äußerst belebtes Bild, von dem man sich nur ungern trennt.

Das landschaftliche Gepräge erhält die Stadt und ihre nächste Umgebung durch das alte, mächtige Schloß, mit dessen Geschichte auch die der Stadt eng zusammenhängt.

Über die Gründung der Stadt, des alten Czornitz (von czorna woda = Schwarzwasser), läßt sich etwas Bestimmtes nicht angeben, aber ihre allmähliche Entstehung aus Ansiedelungen um das Schloß ist unzweifelhaft. Das letztere soll schon im 10. Jahrhundert erbaut worden sein, jedenfalls unter Kaiser Heinrich I. (919—936). Bis heute trugten die in die Felsen gegründeten $3\frac{1}{2}$ m starken Mauern des Turmes, des alten „Bergfrieds“, den Stürmen



Schloß.

und Kämpfen eines Jahrtausends. Doch von alledem ein andermal!

Schwarzenberg und seine herrliche Umgebung sind wohl eines Besuches wert, und wenn unsere

heutige Skizze die Freunde unserer Heimat zu einem solchen anzuregen vermag, so ist ihr Zweck vollauf erreicht. —

s.



Die Bahnhofstraße.

II.

Die Frauen- und Haushaltungsschule zu Schwarzenberg.

Ein Gedankwort von Schuldirektor Leschner.

Mit Stolz dürfen wir der großen Errungenschaften unserer Zeit uns erfreuen und ganz besonders der köstlichen Güter gedenken, womit Deutschland in den letzten drei Jahrzehnten in einer niegeahnten Weise beglückt ward — und trotz alledem



Die alte Frauenschule.

sind wir auf einem Gebiete wenig vorwärts gekommen, auf dem der Mädchenerziehung. Dieser Fehler hat sich in der Kulturentwicklung unseres Volkes bitter gerächt, und es wird aller Hebel bedürfen, um eine zentnerschwere Last, darunter das

Volk seufzt, in Bewegung zu bringen, um wieder gut zu machen, was bislang versäumt ward. Die Bildung und Ausbildung unserer Mädchen steht in innigem, in unmittelbarem Zusammenhange mit der sozialen Frage; das eine leistet dem anderen Vorschub, die Ausgestaltung des einen bedeutet die Lösung des anderen Wertes. „Die älteste aller sozialen Fragen“, sagt Dr. Genjel (Vortrag, „Die gute, alte Zeit“, Leipzig 1899) „die Frauenfrage wird erst in unserer Zeit ihrer Lösung entgegengeführt, und ob auch bis jetzt wenig genug dafür geschehen ist, doch mehren sich die Zeichen eines anbrechenden Morgens.“ Diese Aufgabe überließ das geschiedene Jahrhundert dem gekommenen; und wohl dem Lande und dem Volke, das den Preis im-friedlichen Wettbewerbe davonträgt!

Wie steht es mit unserem engeren Vaterlande Sachsen? Freudig dürfen wir bekennen, daß es sich der bezüglichen Bestrebungen nicht verschlossen hat, ja vielmehr eine führende Stellung einnimmt, mit welcher die erhabene Person unserer gnädigsten Königin Carola unzertrennlich verbunden ist, auch hier ein leuchtendes Vorbild von Tugend und

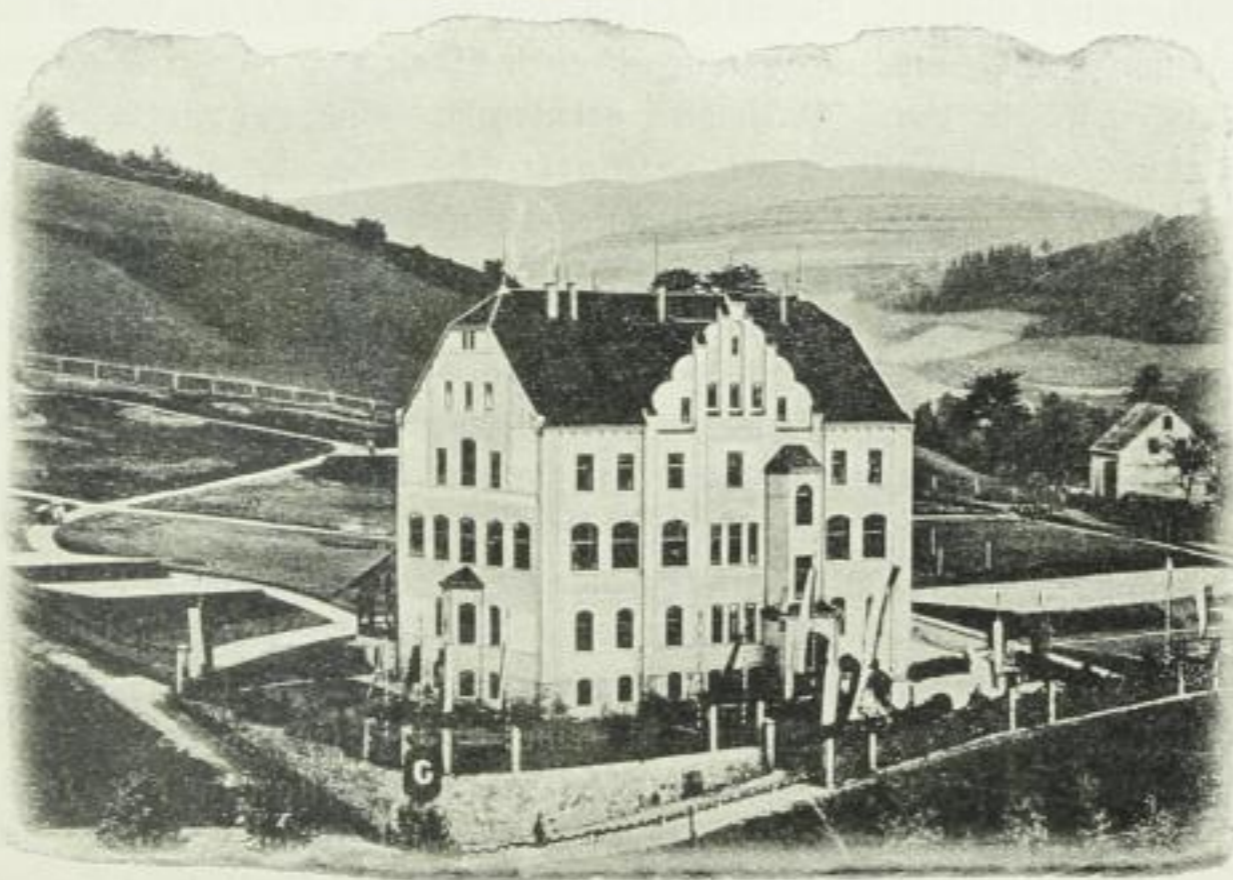
Menschenliebe, echt fürstlicher Gesinnung und Wirksamkeit. Und wie die Glattdecks-Korvette „Carola“ zumeist dazu berufen ist, zu allen Zeiten die weiten Meere zu durchkreuzen und helfend und stützend da einzugreifen, wo unsere in der Fremde weilenden Brüder dessen bedürfen, so werden die Carolaschulen besonders dem weiblichen Geschlechte zu allen Zeiten eine Bethätigung des Heilandswortes bleiben: „Mich jammert des Volks!“ Als eine Schöpfung in diesem Sinne haben wir auch die Obererzgebirgische Frauen- und Haushaltungsschule zu betrachten. Ihre Geschichte führt uns zurück ins Jahr 1883.

Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß infolge der sozialpolitischen Gesetze des hochseligen Kaisers Wilhelm I., mehr aber noch durch die Berichte der vaterländischen Frauenvereine, die des Schutzes der hohen Frau sich unausgesetzt erfreuen dürfen, der Blick geschärft und das Herz empfänglich wurde für das zunehmende Elend in den Familien der Arbeiter, und daß man die Ursachen solch nationalen Jammers fand in der betrübenden Thatsache, daß gar viele Frauen das Verständnis und die Fähigkeit zur Erfüllung ihrer Pflichten im häuslichen und Familienkreise fehle. Das Übel ist wohl älter als man für gewöhnlich annimmt, ist entschieden auf das Konto einer älteren Generation zu setzen und, soweit erzgebirgische Verhältnisse in Frage kommen, eine Folge des Rückgangs der Spitzenklöppelei und der Notwendigkeit

der Verwendung weiblicher Arbeitskräfte in der Industrie, die zwar viel Verdienst bringt, aber auch den Hang zu Puß und Tand, Sinnentau und Vergnügungssucht nach sich zieht.

Da ist es Herzenswunsch der geliebten Landesmutter, die Errichtung einer Frauenschule im Erzgebirge zu erstreben; und Ihre Majestät die Königin geruht, die Oberin der höheren Fach- und weiblichen Gewerbeschule in Leipzig, Frau Auguste Busch, mit Erledigung der Vorarbeiten zu beauftragen. Diese bewährte Vorkämpferin für die Frauensache, ausgerüstet mit viel trefflichen Charaktereigenschaften und einem gläubigen, hilfsbereiten Herzen, erfaßt ihre Aufgabe mit der Hoffnung auf ein endliches Gelingen, daß schon unter dem 17. März 1883 Se. Excellenz Ihrer Majestät Oberhofmarschall von Lüttichau an Frau Busch schreibt: „Ihre Majestät die Königin befehlen mir, Ihnen mitzuteilen, daß die Eingabe über Errichtung der Schulen im Erzgebirge im Prinzip nur Billigung gefunden hat, und daß Ihre Majestät eines weiteren gewärtig sind, indem Sie dasjenige speziell anzuführen haben würden, was von Ihrer Majestät der Königin veranlaßt werden könnte,“ und ein weiteres Schriftstück vom 3. August 1883, in welchem unter Hinweis auf die Musterklöppelschule zu Schneeberg die bessere Ausbildung der Klöpplerinnen zu Verkäuferinnen, Direktrizen pp., überhaupt eine mehr sachliche, dabei aber praktische Ausbildung empfohlen wird, empfangt von gleicher Seite

die Antwort: „Ihre Majestät haben die Ungestörttheit der Rehefelder Tage benützt, um das eingereichte Exposé über Errichtung einer Frauenschule im Erzgebirge zu prüfen und befehlen, Ihnen das Einverständnis Ihrer Majestät und den Wunsch Allerhöchstderselben für das Gelingen des Unternehmens auszusprechen.“ Frau Busch findet für ihre Pläne und Aufgaben geneigtes Entgegenkommen auch bei dem königl. Amtshauptmann zu Schwarzenberg, Herrn Geheimen Regierungsrat Freiherr von Wirsing



Die neue Frauenschule.

und dessen Gemahlin. — Nicht geringe Schwierigkeit bereitete die Wahl des Ortes, in dem die neue Anstalt eröffnet werden sollte. In einer am 7. Dezember 1883 im amts-hauptmannschaftlichen Dienstgebäude zu Schwarzenberg stattgefundenen Konferenz einflussreicher Personen der Städte Aue, Eibenstein, Grünhain, Johannegeorgenstadt, Löbnitz, Schneeberg und Schwarzenberg, und der Landgemeinden Bernsbach, Breitenbrunn, Erla, Lauter, Markersbach, Niederpfannenstiel und Raschau — auch der königl. Amtshauptmann von Annaberg und ein Mitglied des dortigen Bezirksausschusses beehrten die Versammlung mit ihrer Gegenwart — wurde nach langer Debatte, in welcher selbstverständlich auch Sonderinteressen geltend gemacht wurden, die Stadt Schwarzenberg einstimmig zum künftigen Sitze der Frauenschule auserkoren. Trotz dieses Beschlusses, für den namentlich die Schwarzenberger Herren Bürgermeister Gareis, Oberpfarrer Schelle und der Bericht-erstatte warm befürwortend eingetreten waren, petierte die Stadt Löbnitz am 20. Dezember bei Ihrer königlichen Majestät um Berücksichtigung, jedoch ohne Erfolg.

„Am 5. Mai 1884 fand (in dem Hausgrundstücke Karlsbaderstraße 120), so lautet ein Bericht, die Eröffnung der Obererzgebirgischen Frauenschule, eines Denkmals der Huld und Gnade unserer geliebten Königin, in feierlicher Weise statt. Die Damen und Herren des Lokalpatronats (Vorstand), der als Vertreter der Stadt anwesende Herr Bürgermeister Gareis, die Eltern und Pfleger der eintretenden 47 Schülerinnen und Freunde der Schule hatten sich in dem aus Flaggen in den Landesfarben prangenden Schullokal versammelt. Nach Liedesgesang eröffnete der Vorsitzende des L.-P., Herr Amtshauptmann Freiherr von Wirsing, die Anstalt mit einer Ansprache, in welcher Freude über das Entstehen der Anstalt unter dem Nachweise ihrer Wichtigkeit für das Erzgebirge und Dank gegen alle zum Ausdruck kam, die das Zustandekommen des schönen Werkes gesichert, vor allem gegen Ihre Majestät die Königin, deren höchst eigener Initiative und Fürsorge, deren wahrhaft fürstlichen, pekuniären Unterstützung das Werk zu danken ist, gegen das subventionierend eingetretene königl. Ministerium des Innern, gegen die Beauftragte Ihrer Majestät, Frau Busch, deren Thatkraft, Umsicht und Sachkenntnis die so schnelle Einrichtung der Anstalt wesentlich zu danken ist, gegen die Stadtgemeinde

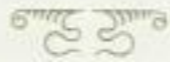
Schwarzenberg, sowie gegen die hochherzigen Glieder des L.-P., die opferbereitwilligen Herren Eisenwerkbesitzer Gebrüder Breitsfeld-Erla, Fabrikbesitzer Landmann und Stadtverordneten-Vorsteher Richard Vogel in Schwarzenberg und Kaufmann Richard Schreiber in Raschau nebst Gemahlinnen. Nach dem unter Leitung des Herrn Kantor Claus vorgetragene Gesänge des 103. Psalms: Lobe den Herrn, meine Seele, seiten eines Doppelquartetts, hielt Herr Oberpfarrer Schelle die Weiherede auf Grund des Apostelworts 2. Theff. 3,12, den in der Anstalt waltenden Geist und die zu hoffende Frucht näher bezeichnend und als Weihegeschenk eine Bibel überreichend. Frau Busch empfahl die Anstalt dem Schutze der Stadt und brachte das Telegramm der hohen Protektorin zur Kenntnis, das folgenden Wortlaut hatte: „Sagen Sie den Versammelten, daß ich alle mit aufrichtigem Danke und diesen Tag, der langgehegten Wünschen Verwirklichung bringt, mit den besten Segenswünschen freudig begrüße! Carola.“ Die schöne Feier schloß mit Gesang und Absendung des Dankes per Draht: „Ihrer Majestät der Königin. Bei Eröffnung der Frauenschule gestattet sich ehrfurchtsvollen Dank in unwandelbarer Verehrung auszusprechen das Lokalpatronat und die Festversammlung.“

Die neue Anstalt wird in die Reihe derjenigen Schulen aufgenommen, die dem Gesetze vom 3. April 1880 unterstellt sind. Dem Lokalpatronate steht zur Seite ein Beirat (gebildet aus dem königl. Bezirksschulinspektor, dem Ortspfarrer und Bürger-schuldirektor), eine Einrichtung, die freilich nie in Wirksamkeit getreten ist. Als Lehrerin für den Frauenfachunterricht (über die Einrichtung der Anstalt ist unten näheres enthalten) wurde Fräulein Martha Barnhagen aus Zwickau, für Deutsch und Rechnen der Bürgerschuldirektor, für Buchführung Herr Kantor Claus (gegenwärtig erteilt Fräulein Barnhagen diesen Unterricht) gewonnen. Schon im Juli 1884 nahm Herr Geheimere Regierungs-Rat Böttcher aus dem königl. Sächs. Ministerium des Innern die junge Anstalt in Augenschein. 1886 hatte die Schule den hohen Besuch Ihrer Majestät der geliebten Königin zu verzeichnen. Eine wesentliche Stärkung für eine günstige Entwicklung fand die Frauenschule in der Hinzufügung der Haus-haltungsschule, die, im Anfang nur für zwölf Mädchen berechnet, am 15. April 1891 in dem Hausgrundstücke Erlaerstraße Nr. 133, der Firma

Nestler & Breitsfeld in Erla gehörig, eröffnet ward. Hatten vorher alle jungen Mädchen, welche die Frauenschule besuchten, in geeigneten Bürgerfamilien Unterkommen gefunden, so war man nun in der

Lage, wenigstens einem Teile der Aufgenommenen, die Wohlthaten des Internats zu ermöglichen. Herr Kommerzienrat Blüthner, Leipzig, überläßt bei dieser Gelegenheit ein Pianoforte zu sehr mäßigen Preisen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Kaiserschloß Mylau.

(Fortsetzung.)

Die Gründung des Schlosses und Ortes Mylau ist aller Wahrscheinlichkeit nach sorben-wendischen Ursprungs, fällt also in die Zeit vom 6.—12. Jahrhundert. Die Burg Mylau war, durch die natürliche Lage dazu begünstigt, eine jener Grenzfesten, welche wie Greiz, Dörlau, Liebau an der rechten Elsterseite ursprünglich wohl von Sorben selbst angelegt, dann aber, um deren Vordringen zu hindern, von den sieghaften Deutschen weiter ausgebaut wurden. Als die ältesten Herren von Mylau treten am 2. Juni 1214 zum ersten Male die Ritter Heinrich und Eberhard von Milin oder Mila hervor, welche sich mit den Edlen des Landes um den Kaiser Friedrich in Eger versammelt hatten. Das Geschlecht der Herren von Milin oder Mila hat sehr lange Zeit geblüht, wie lange es aber auf Schloß Mylau hauste, ist unbestimmt. Sehr viele Glieder dieses ritterlichen Geschlechtes gehörten dem geistlichen Ritterorden der Deutschen Herren an. So werden urkundlich 1288 Leutold von Milin, 1302 als Komtur des Deutschen Ordenshauses zu Reichenbach Ritter Lutold von Milin, 1317 Heinrich, Maquard und Fritz von Milin als Lehnsleute der Vögte von Plauen und Gera, 1330 Pögold und Konrad von Milin, 1338 und 1340 die Nonnen Adelheid und Margarethe von Milin, 1379 und 1392 Katharina und Elise von Milin, Priorinnen des Klosters Weida, und 1430 Wilhelm von Mila genannt, einer der Edelleute, welche bei der Erstürmung des Schlosses Plauen durch die Hussiten von diesen lebendig begraben wurden. 1431 kommt auch ein Herr von Myla oder Mylau vor, welcher aber schon auf Obermylau sesshaft war, und 1464 starb Heinz von Mila als Besitzer des Gutes Oberlosa bei Plauen. Im Jahre 1537 war Michel von Mylau Bürgermeister in Zwickau. Gertrud von Milin, öfters in Luthers Briefen erwähnt, war eine von den 13 Nonnen, für deren Befreiung aus einem Kloster im

Gebiete Herzog Georgs Luther Sorge getragen hatte. Im 16. Jahrhundert scheint die adelige Linie der Herren von Milin oder Mila ausgestorben zu sein. — Die eigentliche Oberlehnsherrschaft lag wahrscheinlich anfangs in den Händen des jeweiligen deutschen Kaisers. Die Herren von Milin scheinen aber durch die immer mächtiger werdenden Vögte von Plauen und Greiz von Schloß Mylau verdrängt worden zu sein. Schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts wird ein Vogt Heinrich von Gera als Besitzer der Herrschaft Mylau genannt, und diesem folgten die Vögte von Plauen und Greiz. Über die Oberherrlichkeit der Herrschaft Milin scheinen öfters Streitigkeiten stattgefunden zu haben. Während der Minderjährigkeit des deutschen Kaisers Friedrich II. übten die Vögte von Weida die Reichsvogtei über Reichenbach und Mylau aus, und als dann nach der Wahl Friedrichs II. am 26. September 1212 König Ottokar I. von Böhmen zur Fahne Friedrichs II. übertrat, überließ ihm dieser Kaiser schenkweise, um ihn auch für die Zukunft an sich zu fesseln, die bisherigen deutschen Reichslehen: provincia quae Milin dicitur cum Reichenbach, — d. h. den Landstrich, welcher Milin heißt mit Reichenbach, und so geriet Mylau unter böhmische Herrschaft. Trotz der böhmischen Verleihungsurkunde übten aber die drei Brüder Herren von Weida, welche, wie oben angegeben, schon unter der Minderjährigkeit Friedrichs die Vogtei über beide Orte ausgeübt hatten, sie auch jetzt aus. So war im Jahre 1240 der als erster Vogt von Greiz genannte Heinrich der Jüngere, Heinrich von Weida, im faktischen Besitze beider Orte und vererbte dieselben bei seinem Tode auf seinen Neffen Heinrich I., Vogt von Plauen. Dieser, welcher 1243—1302 über Plauen regierte und mit Kaiser Rudolph von Habsburg viele Raubburgen zerstörte, ließ in seinen mittleren Lebensjahren die vogteilichen Geschäfte über Reichenbach und Mylau

durch seinen zweiten Sohn Heinrich, den Ruthenen oder Ruffen genannt, ausüben. Derselbe, welcher die Ahnenreihe des Keußischen Hauses mit dem Beinamen Keuß bereicherte, hat am 2. Juli 1271 das von ihm besessene Patronat der Kirche in Reichenbach unter der Bestimmung an den Deutschen Orden abgetreten, daß die bisherige Mylauer Kapelle zu einer Parochialkirche für die Orte Myla (Mylau), Ratscha (Rotschau), Foschenrod (Foschenroda), Lomniß (Lambzig), Nejschka (Stadt Nejschkau) und superior Myla (Obermylau) umgewandelt werde. Seit dieser Zeit hat also Mylau seine kirchliche Selbständigkeit. Heinrich der Jüngere von Greiz, genannt Keuß, ließ sich dann bei Gelegenheit eines dem Kaiser Ludwig dem Bayern erwiesenen Dienstes am 22. Juli 1323 in Regensburg mit dem Schlosse Mylau und der befestigten Stadt Reichenbach von Reichswegen belohnen. Seitdem blieb Mylau in ungeschmälertem Besitze des Keußischen Hauses bis 1357. Aber das nächste Jahr 1358 sollte eine Änderung bringen. Als die von den Bögten zu Plauen und Greiz mit dem Land- und Markgrafen Friedrich dem Strengen von Thüringen und Meissen geführte Fehde unglücklich ausgefallen war, hätte der den Bögten nicht günstig gesinnte deutsche Kaiser Karl IV. gern einen wiederholten Angriff auf das Keußische Vogtland gemacht, aber es fehlte ihm der passende Grund. Da überbrachte ihm ein Schreiben des Herzogs Albrecht von Österreich die willkommene Überfindung einer im herzoglichen Archive aufgefundenen Urkunde Kaiser Friedrichs II., in welcher dieser dem Böhmenkönig Ottokar I. das Gebiet von Reichenbach und Mylau schenkt. Der Kaiser verlangte nun von dem damaligen Besitzer, dem Vogt von Greiz, Heinrich dem Älteren Keuß, dem Strengen, die sofortige Anerkennung der böhmischen Landesherrlichkeit über Reichenbach und Mylau. Vogt Heinrich der Strenge von Greiz erkannte diese Ansprüche nicht an. In Nürnberg machte nun am 30. Juni 1358 der Kaiser Karl IV. mit dem Markgrafen von Meissen und Thüringen die Verleihung von Reichenbach und Mylau von neuem rechtskräftig, und sie zogen beide dann mit Heeresmacht ins Vogtland. Am 8. Juli schon war Kaiser Karl IV. in Plauen, rückte dann bis Mylau und Reichenbach vor und nahm beide mit Übermacht. Die drei Brüder Keuß als Bögte zu Plauen und Greiz mußten nun dem Kaiser bekennen, daß sie von Kaiser Karl IV. als König von Böhmen das Haus

zu Milin und die Stadt Reichenbach mit allem Zubehör als Lehen der Krone Böhmen entnommen und empfangen hätten. Bei diesem etwa 3 Wochen währenden Vogtländischen Kriege hat nur die steile Felsenburg Greiz unter dem persönlichen Kommando Heinrich des Älteren Keuß, des Strengen, erfolgreich Widerstand leisten können. Am 10. April 1364 gestattete Karl IV. den 3 Keußen von Plauen und Greiz „in castris Milin et Reichenbach“, dieses ihr böhmisches Kronlehen zu gesamter Hand in Lehen zu behalten und doch eine Teilung vorzunehmen. Anfangs blieben Mylau und Reichenbach in gemeinschaftlicher Verwaltung. Da aber dieses Schwierigkeiten bereitete, teilten die drei Brüder Mylau und Reichenbach unter sich. Als aber kurze Zeit darauf die zwei jüngeren Brüder ihren Anteil verkaufen wollten, erwarb Heinrich der Ältere die zwei Dritteile durch Kaufvertrag. Auf die Dauer konnte aber auch dieser die neuen Erwerbungen nicht behalten, und so sah er sich denn genötigt, Schloß und Herrschaft Mylau mit Stadt Reichenbach sowie den zugehörigen Ortschaften Rotschau, Oberreichenbach, Cunsdorf, Brunn, Schönbach und Lengenfeld am 21. März 1367 an Kaiser Karl IV. für 1010 Schock oder 60600 Prager Groschen, nach jetzigem Gelde ungefähr 23100 Mark, zu verkaufen. Seitdem war Mylau und Reichenbach für immer für die Herrschaft Greiz verloren.

Kaiser Karl IV. ließ das Schloß erweitern, umbauen, befestigen und benutzte es als Jagd- und Lustschloß. Der in Stein gehauene, böhmische, aufrechtstehende Löwe über dem inneren Burgthore zwischen den zwei nordwestlich gelegenen Thürmen, wo früher die Haupteinfahrt gewesen war, erinnert heute noch an diesen kaiserlichen Besitz. Der hintere Hof führte bis zu unserer Zeit den Namen des Kaiserhofes, auch heißt eines der Gemächer der Kaisersaal. Auch ein sehr altes, aber schlecht erhaltenes Ölgemälde im Kaisersaale, das dem Sohn und Nachfolger Kaiser Karl IV., den Kaiser Sigismund (1410—1437), in Lebensgröße darstellt, erinnerte daran, daß auch dieses Reichsoberhaupt, der im Schlosse zu Mylau mehrere Urkunden ausgestellt hat, bisweilen hier residierte. — Dieses Ölgemälde ist nach Dresden gekommen. —

Der Stadt Mylau hatte die Kaiserherrschaft viele Vorteile gebracht. Kaiser Karl IV. verlieh Mylau 1367 die Stadtgerechtigkeit und ein Wappen mit seinem Bildnis. Noch ist das alte Ratsiegel

vorhanden, darin in ganzer Figur der Kaiser mit Mantel und Krone, in der Rechten das Scepter, in der Linken den Freibrief haltend, mit der Umschrift „Sigillum civitatis Milau 1367“. Die Bürger waren frei von Grundsteuern, entrichteten erst gar keine und später nur halbe Accise, waren, mit Ausnahme der Kriegszeit, von Einquartierung frei und besaßen noch mehr solche Rechte. Mehrere dieser Privilegien dauerten ununterbrochen bis 1843 und 1844, wo sie mit 9000 Thalern (= 27000 *fl.*) abgelöst wurden.

Von 1367—1422 war Mylau böhmisches Kroneigentum. Während der böhmischen Herrschaft wurde es mit anderen Orten als böhmisches Kammergut und zwar von denen von Weißbach, von Schönau und gegen Ende des 14. Jahrhunderts von denen von Mejsch verwaltet.

Am 29. August 1422 verpfändete Kaiser Sigismund an den Markgrafen Friedrich den Streitbaren, der 1423 Kurfürst von Sachsen wurde, und an dessen Bruder Herzog Wilhelm von Sachsen, für die Dienste, die sie ihm geleistet und die sie auf 90000 Rheinische Gulden anschlügen, unter andern Gütern und Schlössern des Vogtlandes auch Schöneck und Mylau. Bis dahin war Pfandinhaber von Mylau und diesen verpfändeten Schlössern und Orten des Vogtlandes Graf Heinrich von Schwarzburg, und von diesem hatte es der Markgraf Friedrich und sein Bruder Wilhelm um 90000 Rheinische Gulden zu lösen.

Der Pfand ist aber nie wieder eingelöst worden, und Mylau, das 1436 an Herzog Sigismund und 1455 an Kurfürst Friedrich den Sanftmütigen kam, ist durch den Egerischen Vertrag am 25. April 1459 nebst Vogtsberg, Delsnitz, Adorf, Markneukirchen, Reichenbach, Schöneck, Falkenstein, Elsterberg und Auerbach den sächsischen Fürsten als ihr Erbe zugesprochen worden. Bei der Erbteilung im Jahre 1485 wurde Mylau der Ernestinischen Linie zugeteilt, nach der Schlacht bei Mühlberg kam es dann unter die Albertinische Linie unter Moritz.

Im Jahre 1460 verkaufte Kurfürst Friedrich der Sanftmütige das Schloß Mylau und die Stadt Reichenbach für 3000 *fl.* rh. an die Familie von Mejsch, welche, wie schon oben gesagt, seit Ende des 14. Jahrhunderts die kaiserliche, eigentlich böhmische Domäne Mylau mit Reichenbach und Mejschkau nebst den dazu gehörigen Ortschaften als kaiserliche, von 1423 an als Kurfürstlich Sächsische

Amtleute schon verwaltet hatten. Zu Luthers Zeit war Besitzer des Schlosses Mylau Ritter Joseph Levin von Mejsch. Derselbe war der einzige Sohn des Konrad Mejsch, des Jüngern, Ritter auf Mila, (welcher Kurfürst Friedrich den Weisen 1493 auf seiner Wallfahrt nach Palästina und 1521 auf den Reichstag nach Worms begleitete), und der Barbara von Schönberg aus dem Hause Stollberg und wurde, nachdem diese Ehe 14 Jahre kinderlos gewesen, im Jahre 1508 auf dem Schlosse Mila geboren. Wegen der in Aussicht genommenen Ehe mit einer Verwandten, der Katharine von Bünau auf Elsterberg, hatte Ritter Levin von Mejsch Luthern um Rat gefragt und diesen zu seiner Schrift „Von Ehejachen“ veranlaßt. Als der Ritter Joseph Levin von Mejsch 1571 starb, teilten seine fünf Söhne die Herrschaft, und während Reichenbach und Friesen bei der Familie bis auf den heutigen Tag verblieb, kam Mylau 1577 von Abraham von Mejsch an Nikol von Schönberg dann 1612 an Hans Dietrich von Schönberg und 1623 an Hans Burchard von Schönberg.

Der nächste Besitzer wurde 1638 der Oberst zu Ross und Fuß und Amtshauptmann zu Zwickau, Carol von Bose, ein steinreicher Mann, der sich sogar auf seine eigenen Kosten eine Leibgarde hielt; ihm gehörte auch das Schloß Mejschkau. Nach seinem Tode 1657 erhielt Mylau sein Sohn, der Kreis-kommissarius und Rat Carol von Bose und 1706 dessen Sohn, der fürstlich Sächsisch-Eisenbergische Stallmeister Carol Zdislaw von Bose. Im Jahre 1722 kam Mylau an dessen Bruder, den russischen Obersten Erdmann von Bose, 1727 an seinen Vetter Christian Ludwig Edler von der Planitz, und 1747 an Carl Christian August, Edler von der Planitz, welcher 1772 das Schloß mit Zubehör an den Kaufmann Christian Friedrich Pöckold in Greiz verkaufte. Von dessen Sohne Heinrich, der in Konkurs geriet, kaufte das Schloß und Gut Mylau 1792 Johann Gottfried Golle, der sich Obermylau zum Wohnsitz wählte und 1808 das alte Kaiserschloß an den Kaufmann Christian Gotthilf Brückner zu Mylau zur Anlage einer Spinnfabrik verpachtete. Im Besitze der Familie Golle blieb das Schloß und Gut bis 1891. Als in diesem Jahre die Wittwe des Franz Ludwig Golle starb, kaufte in dankenswerter Weise am 23. Januar 1892 die Stadtgemeinde Mylau Schloß und Gut Mylau.

Schuldirektor Göpel, Mylau.

Das Museum der Stadt Reichenbach i. V.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt Reichenbach gehört in erster Linie das Museum für Naturwissenschaft, Altertumskunde und Ortsgeschichte, welches sich in dem nach ihm benannten Hause am Johannisplatz befindet. Historisch berühmt ist dies Gebäude dadurch, daß hier die unter dem Namen „Die Neuberin“ bekannte Schauspielerin Friederike Karoline Neuber als Tochter des Advokaten Weissenborn geboren wurde, am 9. März 1867. Eine an der Front angebrachte Gedenktafel ehrt das Gedächtnis dieser auch als Dichterin und Schauspiel-direktorin merkwürdigen Frau, die im Verein mit dem Leipziger Professor Gotsched auf dem Gebiete des Theaterwesens so manche Verbesserungen durchgeführt hat. Doch von ihr später einmal mehr!

Das genannte Haus diente einstens als das von Metzsch'sche Patrimonialgericht bis zu dessen Aufhebung und Umwandlung in ein königliches Gerichtsamt am 2. Mai 1856. Darauf wurde es für die Zwecke der Realschule sowie gleichzeitig auch der Bürgerschule eingerichtet und bis zum 8. Oktober 1874 benutzt. Am 2. Dezember 1874 bezog es der Verein für Naturkunde und barg in ihm seine reichen Sammlungen. Seit dieser Zeit dient das schmucklose Haus, das später (23. Januar 1888) aus dem Besitze der Familie von Metzsch in den des Restaurateurs Halbauer überging, in seinen unteren Räumen als Restaurant und in seinen oberen als Museum.

Es war zu Anfang des Jahres 1859, als Dr. Ernst Köhler, der rühmlichst bekannte Vorsitzende des Erzgebirgsvereins, der damals als Lehrer an der Reichenbacher Realschule wirkte, eine Anzahl Bürger um sich versammelte, zur Gründung eines naturwissenschaftlichen Vereines. Am 1. Februar desselben Jahres trat, in der beträchtlichen Stärke von 60 Mitgliedern, der „vogtländische Verein für allgemeine und spezielle Naturkunde in Reichenbach“ ins Leben. Zugleich begann man mit großem Eifer, eine Sammlung sehenswerter Naturkörper anzulegen. Das voll freudiger Hoffnung ausgestreute Samenkorn fiel auf sehr fruchtbaren Boden. Die Zahl der Mitglieder ist bis heute weit ins 5. Hundert gestiegen, die Sammlungen aber bieten, mit ihren annähernd 20000 Gegenständen, eine Reichhaltigkeit,

die wir in gleichgroßen Städten unseres Vaterlandes nicht finden.

Am 19. April 1873 schied der hochverehrte Gründer des Vereines aus Reichenbach, um seine neue Stellung als Seminaroberlehrer in Schneeberg anzutreten. Das edle Werk, das er begonnen hatte, wurde durch seine Freunde und Nachfolger in seinem Geiste weitergeführt. Die Herren Kaufmann D. Usbeck, Realschuloberlehrer Rahmig, Bürgerschullehrer Hänel und Realschuloberlehrer Klaus haben als Vorsitzende des Vereines in selbstloser, aufopfernder Thatkraft sich in den Dienst der guten Sache gestellt und sich den Dank der Vereinsmitglieder für alle Zeit gesichert. Seit mehr denn 12 Jahren steht der Verein unter der bewährten Leitung des Herrn Bürgerschullehrers Strödel. Mancherlei Vorträge aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft wurden sowohl von einzelnen Gliedern des Vereines als auch von auswärtigen Kräften in den Versammlungen gehalten. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Lichtbilder-Vorträge, zu deren Abhaltung Herr Stadtrat Heinrich Braun dem Vereine ein vortreffliches Skioptikon in hochherziger Weise geschenkt hat.

Die Sammlungen des Vereines hatten vorübergehend in mehreren Restaurationen Unterkunft gefunden; seit dem 2. Dezember 1874 füllen sie die oberen Räume des Museums. Niemand vermutet in den beschränkten Räumlichkeiten (5 Zimmer) so reichhaltige Sammlungen. Das Auge des Besuchers



ist fast geblendet durch die Mannigfaltigkeit der Objekte, und auch der Fachmann findet hier die Ergebnisse andauernder wissenschaftlicher Forschungen, die auf eine besondere Beachtung Anspruch erheben dürfen: hier eine Blitzröhre, so groß, wie wir selten eine solche gesehen, dort in Gläsern wohlgeordnet ca. 2000 Arten deutscher und ausländischer Früchte und Samen, da zwei Eieransammlungen, von denen die eine, fast ein halbes Tausend Eier zählende, vor wenigen Wochen Herr Bahnassistent Heller dem Vereine als Geschenk überwiesen hat. Dem Freunde der Insektenkunde bietet sich reiche Ausbeute in den Tausenden von Käfer- und Schmetterlingsarten, von welchen besonders die außereuropäischen durch die Mannigfaltigkeit der Formen und durch die Farbenpracht der Flügel Bewunderung erregen. Der Steinkundige erfreut sich an den wohlgeordneten Reihen der verschiedensten Mineralien und an den zahlreichen Versteinerungen. Dem Numismatiker belohnt der Anblick der reichhaltigen Münzensammlung seinen Weg. Eine Menge ausgestopfter und konservierter Säugetiere, Vögel, Fische und Reptilien füllt andere Räume aus. Der mächtige Elch, der vor Jahrtausenden die Wälder Deutschlands durchstreifte, des Meeres Hyäne mit ihren spitzen Zähnen, der fliegende Hund Neuhollands und die Riesenschlange aus den Wäldern Südamerikas, der gefleckte Leopard aus Afrika und die Gürteltiere und Schuppentiere Australiens, Riesenschildkröte, Delphin und Seehund, Kolibris und Steinadler, Goldfasan und Sömmeringfasan vom Himalaya: alle haben Vertreter in diesen Sammlungen. Von den Wänden grinsen die Schädel des Wildschweines und des Walrosses, ja sogar Totenköpfe. Ein besonderer Schrank zeigt Mißgeburten verschiedener Art; ein Kalb mit zwei Köpfen aus dem benachbarten Hirschfeld, eine dreibeinige Ziege, ein dreibeiniges Hühnchen, zwei vom Kopf bis zum Nabel zusammengewachsene Schweine (1 Kopf mit 4 Ohren), eine hahnenfederige Birkenhenne, eine ebensolche Fasanhenne, einen weißen Star, einen weißen Sperling, abnorme Eier u. s. w. Besonderes Interesse erwecken die ethnographischen Sammlungen aus China und Japan, von Neuholland und den Südseeinseln

und unseren Kolonien in Afrika. Reichenbacher Landsleute: Herr Eduard Morgenstern, jetzt Marine-Stabsingenieur in Wilhelmshaven, Herr Köhler, Obermaschinenmaat, und Herr Reinh. Klotz, jetzt Obersignalmaat in Friedrichsort bei Kiel, haben durch ihre wertvollen Schenkungen diesen Teil des Museums außerordentlich bereichert.

Ein besonderer Raum ist der Altertumskunde und Ortsgeschichte gewidmet. Ausgrabungen verschiedener Art, zum Teil aus der Römerzeit, erwecken unser Interesse. Abbildungen und Photographien aus Reichenbachs Vergangenheit lassen Freud' und Leid früherer Zeit an unserem Auge vorüberziehen: Erinnerungen an den großen Brand von 1833, an das Hagelwetter im August 1884 und den Wolkenbruch 1889. Spinnrad, Wollkrepel, Rämmosen, Schertisch und Tuchschere, alte Druckformen u. s. w. führen uns die Entwicklung der Reichenbacher Wollindustrie vor.

Da zeigt ferner ein Bild die Reichenbacher Kommunalgarde, die der rühmlichst bekannte Oberingenieur Wilke, der Erbauer der Gölschthalbrücke, organisiert hat, wie sie vom Prinz Johann gemustert wird. Junngladien und Fahnen, Meisterbriefe u. a. rufen die so oft zurückersehnte Blütezeit des deutschen Handwerks in Erinnerung. Bildnisse der Männer, deren Wirken für Reichenbachs Entwicklung Bedeutung hatte, beweisen die Dankbarkeit der Nachwelt. Besonders interessieren die auf das Leben und Wirken der Karoline Neuberin sich beziehenden Objekte, sowie die lebensgroße Büste des Gründers dieser Sammlungen, des Herrn Dr. Ernst Köhler.

Die Sammlungen — alle wohlgeordnet in Glasschränken und Kästen, in Gläsern, rings an den Wänden, unter Rahmen u. s. w. — sind überaus reichhaltig, aber der verfügbare Raum ist viel zu klein, als daß man zu einem wahrhaften Genuße ruhiger Beschauung kommen könnte. Daher ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß von seiten der Stadtverwaltung eine baldige Übersiedelung der Sammlungen in größere und geeignetere Räumlichkeiten geplant wird. Je eher, desto besser!

** (R.—)



Die St. Pauluskirche zu Marienthal bei Zwickau.

Das Dorf Marienthal, dessen Name und Gründung von den Mönchen herrührt, die in der Zwickauer Marienkirche thätig waren — sie nannten, wie das üblich war, die neue Rodung nach der Schutzheiligen ihrer Kirche — wird 1192 zum ersten Male urkundlich erwähnt. Im Jahre 1212 kam Marienthal vom Bosauer Kloster an das Zwickauer-Eisenberger, und 1430 wurde das Dorf von den Hussiten in Asche gelegt. Das Erblehngut besaß im 15. Jahrhundert der Zwickauer Rat längere Zeit mit dem Kömerschen Geschlecht gemeinsam und brachte von letzterem in den 1530er und 40er Jahren eine Anzahl Unterthanen käuflich an sich, die er aber

am 1. Oktober 1902 der Stadtgemeinde Zwickau einverleibt.

Seine schönste Zierde ist die neue St. Pauluskirche, die wir heute unsern Lesern im Bilde vorführen. Zuvor aber sei kurz noch der alten Kirche gedacht, die dem Neubau hat weichen müssen, und die noch in lebhafter Erinnerung so vieler sein wird. Im Bilde wollen wir sie festhalten für alle Zeiten. Die alte Kirche, in welcher am 10. Trinitatissonntage 1899 der letzte Gottesdienst abgehalten wurde, ward am 14. Oktober 1722, am 19. Sonntage nach Trinitatis, geweiht. Im Turmknopf befand sich folgende Urkunde: „Im Jahr des Herrn Christi 1721, den 12. Mai, unter der Regierung Friedrich Augusts, Königs von Polen und Herzog zu Sachsen, unter dem Vorsitz des Christian Gottlieb Numburg, unter dem Konsulat des Carl Christian Weiß, unter dem Pastorate Johann Christian Riedels, unter Leitung dieser alle wurde von David Richter, einem tüchtigen und geschickten Manne, der Grundstein dieses heiligen Hauses gelegt. Im Jahre 1722, am 19. Trinitatissonntage, in solenner Weise eingeweiht. In demselben Jahre, am 6. Dezember, nun wurde dem Turme die Kugel aufgesetzt. Vom Mund deines Volkes in Wahrheit, dein Wort ist die Wahrheit, Amen!“ Die alte Kirche war



Marienthal um 1840.

nebst einem schon früher der Zwickauer Kirche gehörigen Teile des Dorfes (8 Güter) 1552 an den Kurfürsten abtrat. 1547 wurde ein großer Teil des Dorfes durch die nach Mühlberg ziehenden Truppen niedergebrannt. 1585 richtete ein heftiger Wolkenbruch großen Schaden an. Auch während des 30jährigen Krieges hatte das Dorf viel zu leiden, so hausten hier im Jahre 1634 die kaiserlichen Truppen unter dem Heerführer Schönickel, 1636 die Polen und Tataren, 1650 Königsmark und die Sachsen. Trotz dieser und mancher späterer Mißgeschicke hat sich Marienthal doch zu einem lebhaften Vororte Zwickaus entwickelt. Es hängt unmittelbar mit Zwickau zusammen, hat nach der letzten Volkszählung 6737 Einwohner und wird voraussichtlich

30 Ellen lang und 28 Ellen im Lichten, 18 Ellen breit und 15 Ellen im Lichten. Der Maurermeister veranschlagte die Maurerarbeiten mit 537 Thalern 14 Groschen und der Zimmermeister die Zimmerarbeiten mit 184 Thalern 8 Groschen. Die Bauern hatten hierbei die Fuhren zu leisten und die übrigen Einwohner die Frohndienste zu verrichten. In den Ephorien Chemnitz, Zwickau, Annaberg und Freiberg wurde durch einen Boten eine Kollekte veranstaltet zu Gunsten des Kirchenbaues, die 112 Thaler betrug, wozu der Zwickauer 50 Thaler und der Hofmeister (Besitzer des Erblehngutes hier) Wenzel 30 Thaler fügte. Unter dem Altar liegen begraben Johann Joachim Prebig, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr hier, gest. 1744 und Moritz, ein Sohn des

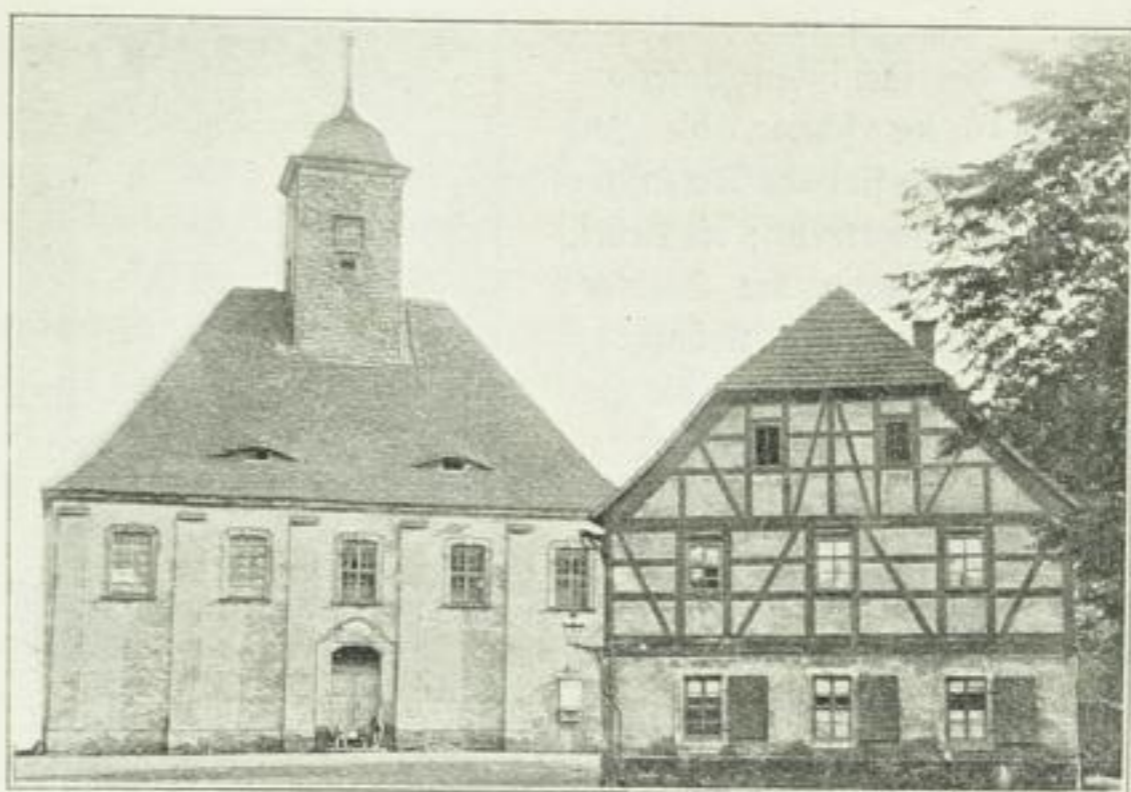
Barons von Sehr. Im Kirchenbuche finden sich hierüber folgende Einträge:

1) Herr Johann Joachim Prebig, Königl. Poln. und Churfürstl. Oberst-Wachtmeister bei dero Regiment Carabinerie, auch Erb-, Lehn- und Gerichtsherr aus Marienthal, starb den 17. März 1744 abends nach 10 Uhr, wird mit christl. Ceremonien den 22. März in hiesiger Kirche beigesetzt, seines Alters 61 Jahr. 2) Mauritius, ein junger Herr Sohn des Herrn Baron von Sehr, Königl. Preuß. Majors unter dem Prinz Friedrichschen Churfürstl. Regiments, dessen Kompagnie allhier im Kantonnierungsquartir stand, starb den 19. April 1759, abends gegen 12 Uhr,

welcher den 22. in der Kirche mußte begraben werden, davor die Kirche nicht mehr als 1 Sächs. Louisdor bekam, seines Alters 9 Jahr alt.

Die jetzt noch stehende alte Pfarre ist 1715 erbaut und im Laufe der Zeit mehrfach restauriert worden, im Innern geräumig, aber den Anforderungen der Gegenwart durchaus nicht mehr entsprechend. Jedenfalls wird sie bald einem Neubau Platz machen müssen.

Die neue St. Pauluskirche ist im Renaissancestyl von dem Architekten Julius Zeißig in Leipzig entworfen und vom Baumeister Franz Wolf in Zwickau ausgeführt worden. Der erste Spaten-



Alte Kirche

Alte Kirchschule

zu Marienthal.

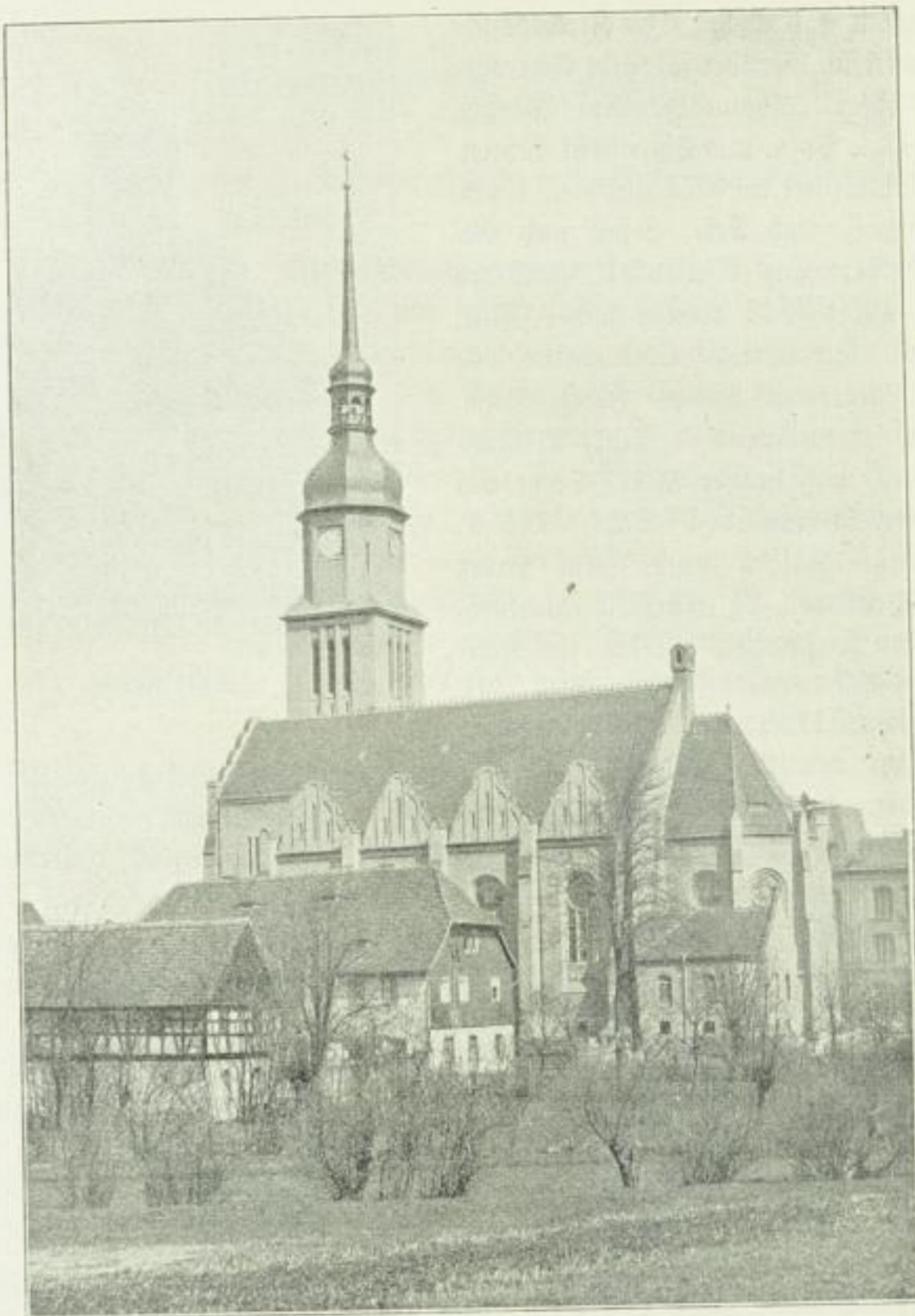
stich zu derselben wurde den 10. Oktober 1899 gethan, die Grundsteinlegung erfolgte am 10. November desselben Jahres, die Hebung des Hauptgebäudes am 4. September und die Aufsetzung des Turmknopfes am 10. Dezember 1900, die Einholung und der Aufzug der Glocken am 18. März und die Weihe des ganzen Gotteshauses am 14. Oktober 1901. Die einfach gehaltene Kirche ist in Rohbau von Ziegeln aus den Ullersdorfer Werken aufgeführt, hat über dem Haupteingange das Bild des Apostel Paulus in Glasmosaik aus einer Ritzdorfer Fabrik und trägt den Namen Pauluskirche, über dem Turmportal befinden sich aus Ziegelmaterial

die Symbole des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Das Paulusbild stiftete Herr Ritterguts- und Kohlenwerksbesitzer Kästner, welcher seinen Wohnsitz in Bockwa hat. Die Uhr, aus der Turmuhrenfabrik von Hahn in Zwickau, stiftete als erstes Geschenk Frau Johanna, geb. Schmidt, zum Andenken an ihre hier verstorbenen Eltern. Diese Uhr ist zur Beleuchtung eingerichtet, welche jedoch nur an bestimmten Festtagen zur Anwendung kommt. Auf dem Turme befinden sich drei Glocken von der Firma Junck in Leipzig. Die große Glocke, mit dem Wappen des deutschen Reiches, 6314 kg schwer, trägt die Inschrift: „Ehre sei Gott in der



Pfarrhaus Marienthal.

Höhe!" Die mittlere, mit dem Wappen des sächsischen Vaterlandes, 3146 kg schwer, die Inschrift: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben“; die kleine, mit dem Wappen der Stadtgemeinde Zwickau, der Kollaturbehörde, 1870 kg schwer, die Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Von den alten drei Glocken, deren große die Inschrift führte: Maria virgo, Maria mater gratiae, mater misericordiae tu nos ab hoste protege, in hora mortis suscipe, deren mittlere auf jeder der vier Seiten den Namen Marcus trug, und deren kleine umschrieben war mit den Worten: O rex gloriae, veni cum pace. Anno dom. MCCCCLXXX (1490), sind die ersten beiden eingeschmolzen, die letztere der Gemeinde erhalten geblieben. Die Orgel, mit 35 klingenden Stimmen, erbaute Kreuzbachs Sohn sen. in Borna. Die Glasmalereien fertigte die Firma Schlein in Zittau. Der Altarraum erhielt fünf bunte Fenster, drei Haupt- und zwei Seitenfenster. Diese stellen dar: 1. die Verklärung Christi, 2. Paulus in Athen, 3. Luther, die 95 Streitätze anschlagend, 4. Johannes den Täufer und 5. Melancthon. Die Kanzel und das Evangelienpult sind aus Eiche, die erstere wird fünf Reliefs aus Mitteln des sächsischen Kunstfonds Anfang des nächsten Jahres erhalten, Christus und die vier Evangelisten darstellend. Der Altar ist aus Cottaer Sand- und französischem Kalkstein erbaut worden, sowie teils aus Marmor, teils aus Alabaster im oberen Teile gebildet, er stellt dar Christum am Kreuze hängend, unter dem Kreuze Maria und Johannes. Die meisten Schmuckgegenstände der Kirche sind Geschenke einheimischer oder auswärtiger Personen. Es sind dies: ein Altarläufer, die Kanzel, das Evangelienpult, der Taufstein, die Taufschüssel, der Taufsteindeckel, die Taufkanne, die Altarleuchter, der Altarteppich, die Brautstühle, eine Altarbibel,



Neue Kirche mit Pfarrhaus zu Marienthal.

zwei Brautkissen, zwei Hostienteller, ein Abendmahlskelch, eine weiße, eine schwarze, eine rote, eine grüne Altarbekleidung, eine Taufschüssel zu Haus- und Kottausen, sämtliche Schiff- und Altarfenster. Dr. med. Birkner und Frau Gemahlin Meta, geb. Winter, errichteten eine Stiftung, „die Winter-Birknerstiftung“ im Betrage von 600 Mark zur Förderung der Kirchenmusik. Zeugnis für das stetige Wachstum der Gemeinde dürften die Ausgaben für den Schulbedarf sein. 1841: 187,10 Mk. bei 144 Schülern, 1861: 469,— Mk., 1881: 7871,14 Mk. bei 550 Schülern, 1891: 30100,63 Mk., 1901: 42406,79 Mk. bei 1340 Schülern.

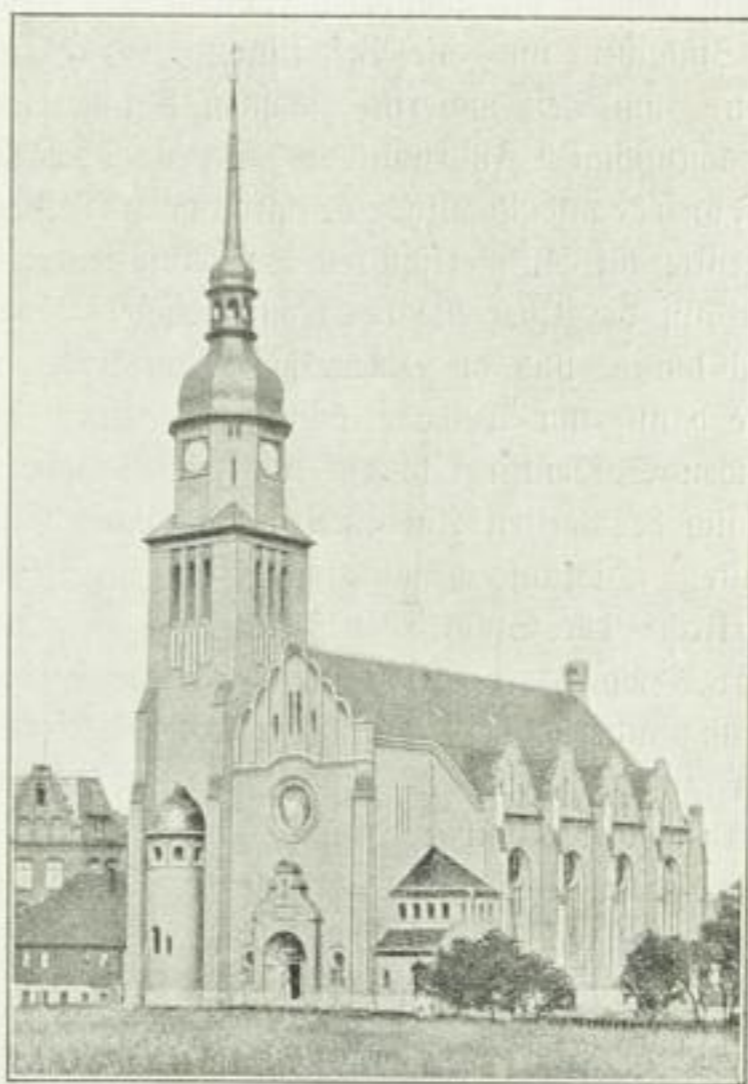
Walther.

Vermischtes.

Sächsischer Seismograph. Der schon seit längerer Zeit geplante Seismograph, also derjenige komplizierte Apparat, der bestimmt ist, die sich im Königreich Sachsen abspielenden Erderschütterungen selbstthätig aufzuschreiben und abzubilden, ist kürzlich in den Kellern des geologischen Institutes zu Leipzig zur Aufstellung gelangt. Derselbe ist ein Instrument von so großer Feinfühligkeit, daß von ihm nicht nur die Registrierung der Erdbeben Sachsens und dessen Nachbarschaft, sondern auch derjenigen des übrigen Europas sowie Amerikas und Asiens zu erwarten ist. Für die Erdbebenkunde aber werden diese Beobachtungen erst dadurch nutzbar werden, daß möglichst viele Bewohner des Königreiches und der angrenzenden Landstriche ihre bei etwaigen Erderschütterungen gemachten Wahrnehmungen durch eine Postkarten-Mitteilung umgehend zur Kenntnis des Erdbeben-Referenten ihrer Gegend oder direkt des Prof. Dr. Credner in Leipzig bringen. Um diese Unterstützung wird im Interesse der Erdbeben- und der Heimatkunde dringend gebeten.

Luther-Denkmal für Döbeln. Behufs Erlangung eines Luther-Denkmal's hatte die Stadt Döbeln eine Konkurrenz zwischen einer Anzahl von Künstlern ausgeschrieben, bei der der Dresdener Bildhauer Hr. Ernst Paul den Sieg errungen hat. Der Künstler hat das Werk kürzlich als Gußmodell in Thon fertiggestellt und gab Gelegenheit, es in seinem Atelier in Augenschein zu nehmen. Das Standbild hat ohne Postament eine Höhe von 2,5 Metern und stellt den Reformator im Talar, stehend, dar. Der linke Fuß ist etwas vorgestellt, und mit beiden Händen drückt Luther das heilige Buch, die Quelle seiner Kraft, an die Brust. Das Haupt ist stolz erhoben. Das Antlitz trägt aber nicht, wie die meisten bis jetzt geschaffenen Luther-Standbilder, kampflustige und kampfesfrohe Züge, sondern es spiegelt eher das Siegesbewußtsein, das ruhige Vertrauen auf das Gelingen des großen Werkes ab, das sich auf

den festen, unverrückbaren Boden der heiligen Schrift stützt, wieder. Wenn dem Künstler der Gedanke vorgeschwebt hat, nicht eine einzelne Episode aus dem wechselvollen Leben Luthers, sondern eine Figur zu schaffen, in der die Genugthuung über das vollendete Werk und die Zuversicht auf dessen Dauer zum Ausdruck gebracht werden sollte, so ist ihm die Verkörperung dieses Gedankens vortrefflich gelungen. In der Einfachheit und Kraft der Linienführung ist auch der monumentalen Wirkung des Ganzen, die nicht durch Beiwerk und Nebenfiguren beeinträchtigt wird, volle Rechnung getragen, was für die Ausführung in Bronzeuß, den die Kunstgießerei Lauchhammer übernommen hat, wesentliches Erfordernis ist.



Neue Kirche zu Marienthal.

Vereinsnachrichten.

Versammlung der Altertums- und Geschichtsvereine des Oster- u. Vogtlandes.

Als vor Jahresfrist der Altertumsverein von Schleiz dem Zwickauer Brudervereine einen

Besuch abstattete, regte Herr Prof. Dr. Fabian, der Vorsitzende des Altertumsvereins für Zwickau und Umgegend, die Frage an, ob nicht einmal eine größere Anzahl solcher Vereine sich zusammenfinden

könnte, um einander näher zu treten und gegenseitig Fühlung zu gewinnen. Dieser Gedanke wurde beifällig aufgenommen, der Schleizer Verein übernahm es, für seine Verwirklichung Sorge zu tragen, und so hat denn am Sonntag, den 15. Juni, auf die Einladung dieses Vereins hin in Weida eine Versammlung der Geschichts- und Altertumsvereine des Oster- und Vogtlandes stattgefunden.

Von 11 Uhr an trafen nach und nach in den Räumen der Weidaer Erholungs-Gesellschaft etwa 70 Herren ein, durch die die Altertumsvereine von Altenburg, Eisenberg, Gera, Greiz, Hohenleuben, Plauen, Schleiz, Weida und Zwickau vertreten wurden. Als man gegen 12 Uhr vollständig versammelt war, begrüßte der Vorsitzende des noch ganz jungen Geschichtsvereins Weida, Herr Superintendent Leberl, die Erschienenen herzlich und entwickelte das Programm des Tages. Als bald begann die Wanderung durch das freundliche Städtchen und die Besichtigung seiner zahlreichen, zum Teil malerisch schönen Ruinen unter der sachkundigen Führung des Herrn Oberlehrer Dr. Franke aus Rochlitz, eines geborenen Weidaers. Er lenkte die Aufmerksamkeit der Anwesenden zunächst auf die Überreste des Nonnenklosters Mariae Magdalenaee und die ehemalige Peterskirche und führte dann zum Weidaer Schloß mit seinem hochragenden Sorbenturm hinauf, von dessen Höhe aus man sich des weiten Ausblicks in das Land hinaus erfreute. Hierauf begab man sich zur jetzigen Pfarrkirche der Stadt, der turmlosen Marienkirche, wo Herr Superintendent Leberl die Führung übernahm. Nun ging's den Kirchberg hinan zu der schönsten Ruine nicht nur Weidas, sondern wohl des ganzen Osterlandes, zur Wiedenkirche, dem ältesten Gotteshause der Stadt; ihre Überreste zeigen halb romanischen, halb gotischen Baustil, sie ist im Anfang des 12. Jahrhunderts erbaut worden. Endlich führte man die Gäste auch noch in das neuerrichtete Altertumsmuseum, das trotz seiner Jugend bereits eine ganze Reihe beachtenswerter Gegenstände, Münzen, Drucke, Bilder etc. enthält.

Drei Stunden hatte die Führung gedauert, und es konnte nicht Wunder nehmen, wenn nunmehr dem im Hotel Bräunlich dargebotenen, trefflichen Mahle eifrig zugesprochen und dabei auch manch kräftiger Trunk gethan wurde. Doch auch

an guten Reden und Trinksprüchen mangelte es nicht, und man schickte, einer Aufforderung des Herrn Prof. Dr. Fabian folgend, ein Glückwunschtelegramm an das Germanische Museum in Nürnberg ab, das ja an diesen Tagen sein 50jähriges Jubiläum feierte. Ein Spaziergang nach der Paulinenhöhe und der schönen Aussicht, auf dem sich Gelegenheit bot, wenigstens etwas von der herrlichen Umgebung Weidas den Fremden zu zeigen, schloß sich an das Mahl an, und damit war das Ende des schönen, alle Teilnehmer reich befriedigenden Tages gekommen. Wenn, wie zu hoffen steht, der Altertumsverein zu Gera übers Jahr zu einer ähnlichen Versammlung einladen wird, werden wohl alle die, die diesmal in Weida versammelt waren, gern wiederkommen, und so läßt sich vielleicht ein engerer Zusammenschluß der oster- und vogtländischen Altertumsvereine herbeiführen, der ihnen und ihren Bestrebungen sicherlich zum Besten dienen würde. St.

* * *

Der Altertumsverein für Zwickau und Umgegend hat kürzlich das 7. Heft seiner „Mitteilungen“ ausgegeben. Den Eingang bildet ein kurzer Vereinsbericht. Dann folgt der zweite Teil einer im letzten Hefte begonnenen Abhandlung des Herrn Oberlehrers Lic. Dr. Elemen hier über Johannes Sylvius Egranus, der auch in Zwickau eine Zeit lang wirkte. Egranus gehörte zu den Leuten, die der Papstkirche entfremdet wurden, als sie deren Lehren an der Bibel selbst beurteilen lernten; aber andererseits war er kein ganz entschieden evangelisch gesinnter Mann, sondern er versuchte, wie so manche andere damals noch, eine Mittelstellung zu behaupten; auf evangelischer Seite wurde er zuletzt den Gegnern zugerechnet. Der Lebensgang und die Anschauungen dieses Mannes sind um so beachtenswerter, als viele in der Reformationszeit auf gleichem Wege gingen.

Den Hauptteil des Heftes bildet eine umfangreiche und sehr mühsame Arbeit des Herrn Prof. Dr. Fabian: Die Protokolle der zweiten Kirchenvisitation zu Zwickau, Crimmitschau, Werdau und Schneeberg 1533 und 34. 1529 hatte die erste Visitation stattgefunden. Sie hatte so viel Neues in der ganzen Ordnung des kirchlichen Lebens geschaffen, daß es nötig war, bald einmal zu prüfen, ob die gegebenen Anweisungen befolgt wurden, und ob sie sich in allen Stücken bewährt

hatten. Nach vier Jahren folgte diese zweite Visitation; die Protokolle darüber galten eine zeitlang für verschwunden; Fabian hatte sie ausfindig gemacht und durch den Vergleich der Akten im Zwickauer Rathaus mit einer Abschrift aus dem Weimarschen Hauptstaatsarchiv den vollständigen Bericht zusammenzustellen vermocht. Der Gelehrte findet hier viele einzelne Beiträge zur Ortskirchengeschichte, und ein sorgfältiges Verzeichnis kommt der Benutzung sehr zu statten.

Aber diese Arbeit hat nicht nur für den Gelehrten ihren Wert; wer irgend Sinn für das Leben und Treiben unserer Vorfahren besitzt, findet in diesem Visitationsbericht zahlreiche Einzelzüge, die das Bild der alten Zeit mit ihren guten und üblen Eigentümlichkeiten entwirft. Man lese nur

etwa, was von S. 123 für die Stadt Zwickau bestimmt wird! Oder man verfolge die Vorschriften, für das Cisterzienserkloster zu Grünhain S. 65 ff., zu dem das Zwickauer Gymnasium bekanntlich als Wirtschaftshof gehörte; ebenso unterhaltend ist es, beim Durchblättern des Festes einmal auf die abgeschafften abergläubischen Mißbräuche, wie das Wetterläuten, zu achten, oder die Stellung der Geistlichen und der Kirchner in bezug auf ihre Verpflichtungen und ihre Rechte, ihr Einkommen usw. anzusehen. Jedenfalls ist die mühselige Arbeit der Bearbeitung keine vergebliche und verlorene, sondern eine sehr dankenswerte gewesen. Der Altertumsverein hat allen Grund, sich auch dieses neuen Festes zu freuen — vielleicht dürfen wir sagen: zu rühmen.

P. Klotz.

Kleine Chronik.

Adorf. Am 1. Juli wird mit den Vorarbeiten für die zu erbauende Eisenbahn Adorf-Siebenbrunn-Markneukirchen begonnen werden. —

Chemnitz. Die Kemtauer Felsen in der weiteren Umgebung von Chemnitz, zwischen Kemtau und Gelenau gelegen, waren bisher durch dichtes Unterholz äußerst schwer zugänglich. In dankenswerter Weise hat sich vor kurzem der Chemnitzer Erzgebirgsverein daran gemacht, im Verein mit der Forstverwaltung zwei Wege durch den Wald nach den beiden isoliert stehenden Felsen anzulegen, die nunmehr fertiggestellt und dem Verkehr übergeben sind. Die Wege sind zusammen 170 Meter lang und gestatten einen bequemen Aufstieg nach den äußerst aussichtsreichen Felsen, von denen aus man an Sonntagen, wenn die Fontaine auf dem Schloßteiche in Chemnitz spielt, diese im Sonnenlicht glitzern sieht. Bis nach dem Fichtel- und Keilberge hin erstreckt sich übrigens südwärts das abwechslungsreiche Aussichtsgelände. Ein Besuch der Felsen ist demnach ganz besonders zu empfehlen.

Falkenstein. Wer gegenwärtig die Rißfälle besucht, findet daselbst einen bequemen Aufstieg, auf welchem man die drei Fälle gleichzeitig übersehen kann. Die sehr solid ausgeführte Holztribüne erhebt sich in einer Höhe von etwa 10 Metern vom Flußbette und steht inmitten des Gölzschbades. Diese Schöpfung ist Herrn Fabrikbesitzer Ernst Siegel, welcher auch die Bismarck-Bastei erschlossen hat, zu verdanken. Derselbe Naturfreund hat auch vor längerer Zeit den hohen Stein am Grünbach-Hammerbrücker Kommunikationsweg mit einem nicht unbeträchtlichen Kostenaufwand zugänglich gemacht. Dieser Fels wird der „Siegelfelsen“ genannt; man hat von da aus einen schönen Blick über das untere Gölzschthal, die Grünbacher Anhöhe und die Lohberg- und Bergwaldungen. Auch der Zugangsweg zu den Rißfällen ist durch den angelegten „Siegelgraben“ ein angenehmer.

Franzensbad. Das seit mehreren Jahren geplante Denkmal für Dr. Adler, den eigentlichen Begründer des

Kurortes Franzensbad, wird nun durch den Bildhauer Karl Wilfert ausgeführt werden. Es erhält seinen Platz in den Salzquellen und wird im September d. J. feierlich enthüllt.

In **Dresden** verschied 61 Jahre alt am 4. Juni der königl. sächsische Hofkunssthändler Adolf Ludwig Gutbier, Ritter des Albrechts-Ordens 1. Klasse; der Verstorbene war Mitinhaber der Hofbuchhandlung von Ernst Arnold und hat sich um das Kunstleben der Stadt mannigfache Verdienste erworben. —

In **Dresden** starb am 15. Juni der Landschafts- und Thiermaler Johann Siegwald Dahl, Ehrenmitglied der königl. Kunstakademie. —

Bei **Gringwalde** wird auf der Schillerhöhe die Errichtung eines Aussichtsturmes geplant. Die Mittel dazu sollen durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden.

In **Großenhain** findet vom 12.—14. Juli ein Heimats- und Parkfest statt, dessen Reinertrag dem Grundstock für ein zu errichtendes Hallen-Schwimmbad zufließen soll.

— **Karlsbad**, wie es war und wie es ist. Unter diesem Titel giebt die Stadtverwaltung seit 1898 einen Führer (im Auftrage des Stadtrates bearbeitet vom Brunnenarzt Dr. Ruff) zur Gratisverteilung an ihre Kurgäste aus, läßt denselben auch, der Bedeutung des Weltbades entsprechend, in zwölf Sprachen übersetzen, sodaß die Beschreibung des heutigen Karlsbades den Besuchern fremder Zungen verständlich gemacht ist. Denselben wird die Mitteilung über das historische Karlsbad in einer ihm verständlichen Sprache recht willkommen sein. Im vergangenen Jahre zählte die Kurliste insgesamt 51 454 Kurgäste. —

Das **Leisniger** Heimatsfest vom 7.—10. Juni nahm einen sehr schönen Verlauf. Am 7. Juni fanden zwei Kommerse statt, am 8. Juni eine Gedächtnisfeier auf dem Friedhof, sowie Niederlegung von Kränzen am Krieger-, Bismarck- und Adam-Denkmal, Marktkonzert, Festtafel, Festzug, 2 Abendkonzerte und Festbälle, am 9. Juni Turnaufführungen durch

Schüler, ein Spaziergang nach den Maylustanlagen und zuletzt Zapfenstreich und Gebet auf dem Marktplatz. Auswärts — besonders in Leipzig, Dresden und Chemnitz — wohnende Leisniger hatten zu einem Bierbrunnen auf dem Markte eine Festgabe von mehr als 3600 Mark gespendet.

In **Marienberg** hielt am 15. Juni der Sächsische Landesverband der Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung unter Vorsitz des Justizrats Dr. Gensel-Leipzig seine ordentliche Hauptversammlung ab. Der verlesene Jahresbericht ergab, daß dem Verbande 612 stimmbare Mitglieder angehören und daß im vorigen Jahre 53 Körperschaften mit Vorträgen, 21 Vereine mit Unterstützungen zu Vorträgen gefördert wurden. Der jetzige Vorstand mit Leipzig als Vorort ward einstimmig wiedergewählt.

In **Meißen** verschied 90 Jahre alt am 17. Juni Superintendent a. D. und Pastor emer. Julius Theodor Graf.

Plauen i. V. Am 31. Mai schied der Bürgermeister Jacob aus seinem Amte, das er 36 Jahre lang ersprießlich verwaltet hat, um fortan in Plauen des Ruhestandes zu genießen. Der Leipziger Ratsassessor Dr. Joh. Jurl wird sein Nachfolger.

Plauen i. V. Als Nachfolger des Oberbürgermeisters Dr. Schröder, der, wie bereits gemeldet, in das Finanzministerium berufen worden ist, wurde der Stadtrat Dr. Schmid in Leipzig gewählt.

Plauen i. V. Um die Stadt bei der immermehr zunehmenden Bevölkerung mit ausreichendem Trinkwasser zu versorgen, ist die Anlegung einer größeren künstlichen Thalsperre im Geigenbachtale zwischen Poppengrün und Werda geplant und sind die dazu erforderlichen Grundstücke in Poppengrün, Werda, Neudorf, Siehdichfür und Neustadt bei Falkenstein mit zusammen 371 Hektar Flächeninhalt für 270900 Mark von der Stadt Plauen käuflich erworben worden. Der Stauweiher kommt in das obere Geigenbachtal, unterhalb der Chaussee von Ölsnitz nach Falkenstein, zu liegen. Der Platz kann als sehr günstig angesehen werden, da das Thal tief eingeschnitten und seine Wände aus dem harten Andalusitglimmerfels bestehen. Durch die Errichtung eines mächtigen Steindammes wird ein künstliches Wasserbecken geschaffen, welches mindestens 3 Millionen Kubikmeter Wasser enthält, und zwei Jahre werden nötig sein, um es zu füllen. Der Kostenaufwand ist auf 2600000 Mark veranschlagt. Das Wasser aus der Thalsperre wird nach sachverständigem Urteil ein gutes Trinkwasser sein, da es sich im Becken selbst reinigt, künstlich durch Sand filtriert und möglichst in der Nähe der Sohle entnommen wird.

Plauen i. V. Die Generaldirektion der königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden hat angeordnet, daß vorläufig 18 Gemälde der königl. Sammlungen dauernd in Plauen zur Ausstellung kommen.

Plauen i. V. Herr Stadtrat Heinrich Meußner hier, hat Titel und Rang eines Kommerzienrates verliehen erhalten. Herr Meußner war 24 Jahre Mitinhaber der Firma Fieder & Meußner in Plauen und hat sich in vielfacher Beziehung um die Industrie verdient gemacht, besonders aber durch seine Thätigkeit als Vorsitzender des Handelsschulvereins. —

In **Rochlitz** wurden bei Ausschachtungen im Hause des

Baumeisters Junghans, das im Mittelalter ein adeliger Freihof gewesen ist, ein Stück sogenannter wendischer Sichel, eine mittelalterliche Kriegsfenst, ein kleines, ampelförmiges, mittelalterliches Gefäß und zahlreiche Bestandteile von Kachelöfen aus der Renaissancezeit entdeckt, die Gegenstände wurden ans Museum des Geschichtsvereins abgeliefert.

Aus **Reichenbach** wird gemeldet, daß der Bismardturmverein des nördlichen Vogtlandes beschloß, die Schutzhütte am Bismardturm auf dem Ruhberg zu vergrößern, und bewilligte für diesen Zweck 3000 Mark.

Schlagwitz bei Waldenburg. Am 5. Juni wurde der Grundstein zu der neuen Kirche gelegt, die nach dem Entwurfe des Architekten Julius Zeißig in Leipzig gebaut wird.

Siebenlehn. Das für 21.—23. Juni geplante Heimatsfest findet wegen des Ablebens Sr. Majestät des Königs Albert erst vom 5. bis 7. Juni statt.

Die **Treuenische** Schützengesellschaft feierte am 8. Juni im Beisein auswärtiger Schützengesellschaften ihr 100jähriges Jubiläum mit der Weihe einer neuen Fahne. Die ganze Stadt prangte dabei in Flaggenhülle. Den Glanzpunkt der Jubiläumsfeier bildete der Festzug mit einer Gruppe Schützen in der Uniform vor 100 und vor 25 Jahren; an dem Festzug nahmen etwa 100 Personen teil.

Treuen. Herr Rentier Johann August Enders wurde anlässlich seines 50jährigen Bürgerjubiläums zum Ehrenbürger der Stadt ernannt. —

In **Waldheim** ist am 3. Juni im Stadtverordneten-saal des Rathauses ein vom Kaufmännischen Verein gestiftetes, vom Hofmaler Roster gemaltes Bildnis Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. angebracht worden.

In **Waldheim** findet vom 5.—7. Oktober die schon längst vom Bienenwirtschaftlichen Hauptverein im Königreich geplante Bienenausstellung statt.

Weida. Am 4. Juni starb hier im Alter von 82 Jahren der Direktor Plathner, der seiner Zeit den Eisenbahnbau Weida-Mehltheuer-Werdau leitete. In jüngeren Jahren war Plathner Eisenbahningenieur und trat Anfang der siebziger Jahre in die Dienste des Eisenbahnbauunternehmers Strusberg; er erledigte die Vorarbeiten zum Bau obiger Strecke und stellte sie soweit fertig, daß bereits auf weite Strecken Bauzüge verkehren konnten. Strusberg's Unternehmen verkrachten bald darauf, und auch Plathner's Werk hat nahe an zehn Jahre brach gelegen und kam vollständig in Verfall. 1882 kaufte der sächsische Staat die Strecke und baute sie aus.

Zwickau. Der Verein für Errichtung eines Robert Schumann-Denkmal's in Zwickau hat sich, nachdem er sein Ziel erreicht hat und das Denkmal im vorigen Jahre enthüllt worden ist, nunmehr aufgelöst. Der Überschuss des Denkmalbaufonds von 2131 Mk. 72 Pf. soll der Robert Schumann-Stiftung, die am Tage der Denkmalweihe in einer Höhe von 2000 Mark begründet worden ist, zugewiesen werden, und zwar sollen die Zinsen einem Musikstudierenden von hier verliehen werden, oder zur Ausführung Schumann'scher Werke Verwendung finden. Über die Geschichte des Vereins haben wir bereits in der Schumann-Festnummer, die wir gelegentlich der Enthüllungsfeier herausgegeben haben, näheres berichtet.

Zwönitz. Zu den aufstrebenden gewerbethätigen Städten unseres Erzgebirges gehört auch das alte Bergstädtlein Zwönitz. Bei Gelegenheit des am 13. Juli hier stattfindenden Verbandstages der obererzgebirgischen Gewerbevereine soll eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung stattfinden, die sich ihren Vorgängerinnen in den Jahren 1878 und 1892 würdig anreihen soll. Man hofft ein vollständiges Bild der Gestaltung

und Vielseitigkeit der heimischen Industrie geben zu können. Die Ausstellung, die auch Lehrlingsarbeiten enthält und für diese eine Prämierung plant, wird in der neuen geräumigen Turnhalle abgehalten werden und vom 13.—28. Juli geöffnet sein. Ein Besuch derselben bietet zugleich Gelegenheit das schöne Zwönitzthal und seine Umgebung kennen zu lernen. Die Zugverbindung ist von allen Seiten sehr günstig.



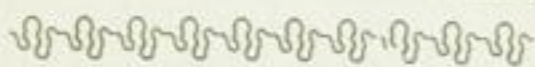
Augustusburg im Erzgeb.,

Bahnstation Erdmannsdorf, in ca. 1 Stunde von Chemnitz erreichbar 500 m über der Ostsee, wird als Höhenluftkurort ausserordentlich geschätzt. Vom Schlosse Augustusburg bekrönt, unmittelbar von Nadel- und Laubwäldern begrenzt, reizende, geschützte Wald- und Promenadenwege und billige Wohnungen mitten im Walde.

Frequenz ca. 1400 Sommergäste, Tausende von Touristen. Auskünfte durch den Stadtrat.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.



Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

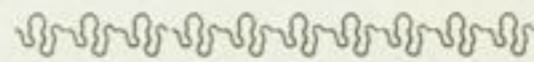
für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



Gutgepflegte Lager

italien., französ. und spanischer

Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.

Medicinische Weine.

Champagner.

Medicinische und Toilette-

Seifen

in grösster Auswahl.

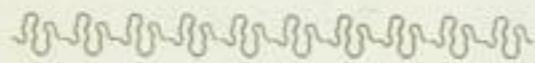
Hochfeine Extrakte,
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel

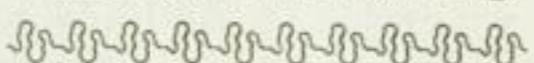
für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege



1470 privileg.

Telephon 334.



Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. 1. **Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden;** Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller). Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. 2. **Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten;** Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.

Hausarzt Dr. Meissner.

Prospekte auf Verlangen.

Inhalts-Verzeichnis: 1. Anton Dhorn: König Albert †. Gedicht. 2. E. F.: König Albert †. Mit 1 Bild. 3. Anton Dhorn: Aus tiefer Not. . . (4. Fortsetzung). 4. S.: Aus Schwarzenberg Bilder und Skizzen. I. Mit 6 Bildern. II. Schuldirektor Leschner: Die Frauen- und Haushaltungsschule. Mit 2 Bildern. 5. Schuldirektor Göpel, Rylau: Das Kaiserschloß Rylau. (Fortsetzung). 6. ** (R-): Das Museum der Stadt Reichenbach i. B. Mit 1 Bild. 7. Waltherr: Die St. Pauluskirche zu Marienthal b. Zwickau. Mit 5 Bildern. 8. Vermischtes. 9. Vereinsnachrichten. 10. Kleine Chronik.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien,
empfehlte sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden
Bildern u. s. w.; — erteilt auch **Einzel-** und **Privat-Unterricht.**

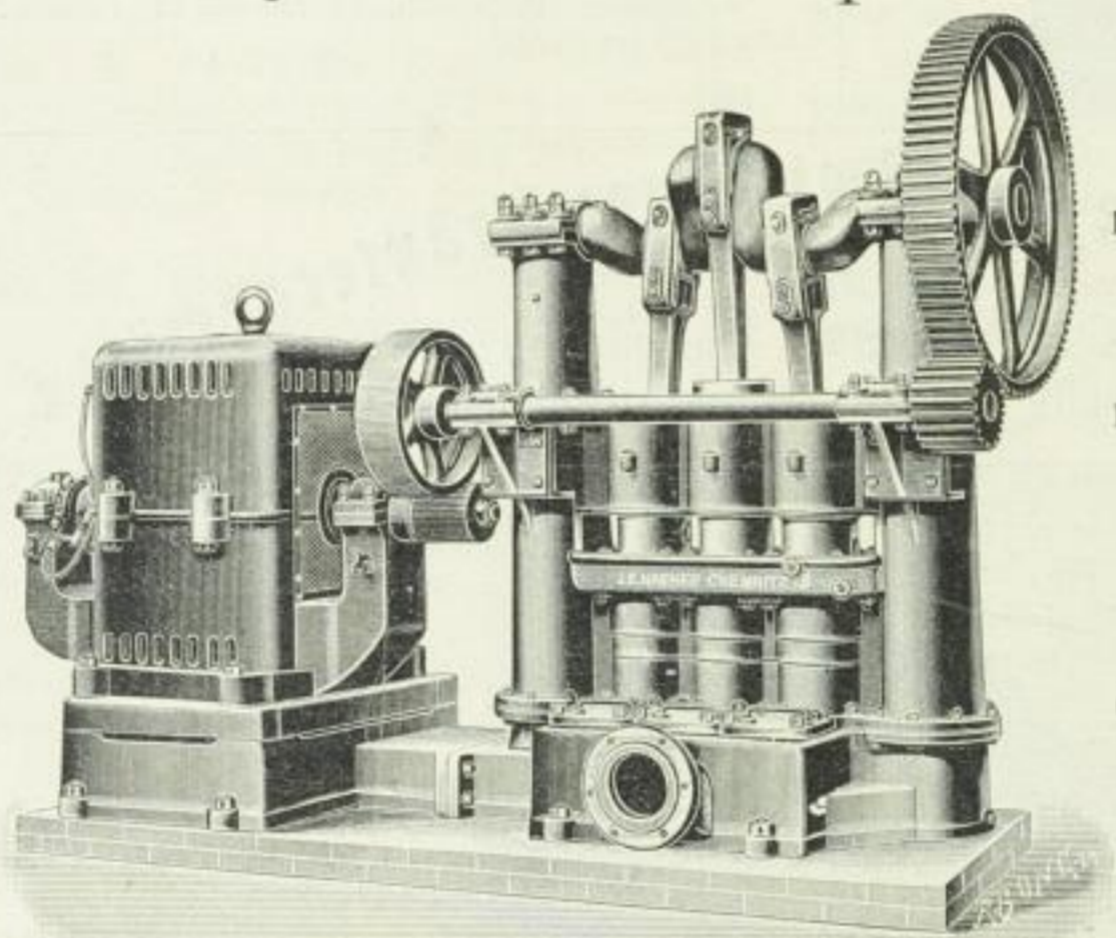
Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: **Pumpen-Anlagen**



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampfbetrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
Markt 13.

Im Olymp.

Phantastisches Turnfestspiel in 2 Aufzügen.

Von **Dr. Heinrich Spindler** in **Zwickau i. S.**

Im Selbstverlage. — Preis 1 Mark.

Zur gefl. Beachtung: Die pp. Freunde „Unserer Heimat“ ersuchen wir um frdl. Zusendung von Adressen derer, die für die Ziele und Zwecke unserer Monatsschrift Interesse haben dürften, wie wir auch für Mitteilungen und Anregungen aller Art dankbar sind. Besonders bitten wir, uns wohlgelungene Liebhaber-Photographien einschicken zu wollen. Ausführliche Prospekte stehen gern jederzeit zur Verfügung.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Spindler**, Zwickau i. S.
Druck: **Kunstdruckerei f. Ullmann**, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 10 u. 11. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten. Juli—August 1902.

—| Zum 8. August 1902. |—



1832

1902

König Georg von Sachsen.

Nach einer Aufnahme v. Hofphotograph R. Versheid-Leipzig.

Zu König Georgs 70. Geburtstag.

In stiller Feier ging der 8. August d. J. vorüber — nirgends festliches Gepränge, nirgends lauter Jubel und Freude; nur die Fahnen, die von den Türmen und Gebäuden herabflatterten, verkündeten, daß der Tag ein Festtag sei, ein Festtag für das königstreue Sachsenvolk: König Georg, der erst seit wenigen Wochen den verwaisten Thron bestiegen, feierte die 70. Wiederkehr seines Geburtstages.

Ein stiller Festestag! — Noch stehen die Sachsenherzen zu tief im Banne des Schmerzes und der Trauer um das Hinscheiden des allgeliebten Königs Albert, als daß sie heute schon in lauter Freude aufjubeln und ihrem neuen Könige stürmische Huldigungen darbringen könnten! Und doch befeelen uns die alten, gleichen Gefühle der sprichwörtlich gewordenen Sachsentreue und der Liebe zu unserem Königshause: in festem und innigem Vertrauen schauen wir empor zu König Georg, der bei seiner Thronbesteigung in ernster Stunde gelobt hat, immer „im Sinne und Geiste seines verewigten Bruders seines Amtes zu walten.“ Unsere Liebe und Treue sind ihm gewiß. —

Ein stiller Festestag! — Wie schon am Tage seiner Thronbesteigung dem Könige Georg aus allen Teilen des Landes wahre Huldigungsgelübde dargebracht wurden, so sind ihm auch an seinem 70. Geburtstage neue, aufrichtige Beweise von Liebe und Anhänglichkeit gegeben worden. Wahrlich! Nicht umsonst hat er in seiner Proklamation an die Sachsentreue appelliert: wir werden allzeit unserem „angestammten Landesherren die schuldige Dienstpflicht, Treue und Gehorsam so willig als pflichtmäßig leisten.“ Hat König Georg uns doch auch verheißen, daß seine landesväterliche Fürsorge „auf die Handhabung von Recht und Gerechtigkeit und Beförderung der Wohlfahrt und des Besten des Landes unausgesetzt“ gerichtet sein wird! Und darum war auch der 8. August, wengleich er ohne laute Festlichkeiten gefeiert wurde, doch ein Festestag im besten Sinne des Wortes: eine feierliche Stimmung durchwehte das Land, und aus treuen Sachsenherzen stiegen stille, tiefernste Gebete empor zu dem Throne des Herrschers aller Herrscher. Unsere Wünsche galten und gelten dem Könige Georg; unsere Hoffnung steht auf Gott. Möge er dem Könige Georg reichsten Segen spenden und mit seiner Gnade über ihm walten für und für!

* * *

König Georg von Sachsen,*) am 8. August 1832 im Pillnitzer Schlosse als der jüngste Sohn des damaligen Prinzen, späteren Königs Johann und seiner hohen Gemahlin, Amalia Augusta von Bayern, geboren, darf auf eine lichte und freudenvolle Kindheit und Jugend zurückblicken. Ziel auch während seiner ersten Lebensjahre die unmittelbare Sorge den Erzieherinnen Frau von Eberstein und später der Hofdame Fräulein von Sturmfelder zu, so genoß er zugleich die liebende Sorgfalt der prinzlichen Mutter Amalia Auguste und seines hochgefinnten Vaters. Vom siebenten Jahre ab trat die Erziehung in eine neue Phase. Erster Erzieher des Königs Georg ward Geheimrat von Langenn und neben diesem, für die in jungen Jahren auch bei ihm einsetzende militärische Ausbildung, Leutnant von Mindwiz. Es ist kein abgesperrtes, durch höfische Etikette eingeengtes Leben gewesen, das die jungen Söhne des Prinzen und nachmaligen Königs Johann führen durften. Die Strenge in der Ausbildung machte fröhlicher Ungebundenheit Platz, wenn die Pflichten gewissenhaft erfüllt waren. — Je mehr die Jünglingsjahre vorschritten, desto mehr drängte die militärische Ausbildung auch bei Prinz Georg sich in den Vordergrund. Aber die Wissenschaft wahrte daneben ihre Rechte. Siebenzehn Jahre alt, ward Prinz Georg Bonner Student. War schon bisher die Geschichte jenes Fach gewesen, das sein lebhaftestes Interesse fand, so sollte er hier deren Studium fortsetzen, vor allem aber die Rechte studieren. Am 31. Oktober 1849 ward sein Name in das Album der juristischen Fakultät eingetragen. Mit großem Eifer versenkte sich der prinzliche Student in seine Studien und wohl schmerzlich hat er es empfunden, als dem ersten Studienjahr kein zweites folgen durfte, als das rauhere militärische Leben, dem bewegten Gange der Zeitereignisse entsprechend, ihn ganz in seine Arme zog.

*) B. e. Aussage im Leipz. Tagebl., 96. Jahrg., Nr. 308.

Des Königs Georg militärische Erziehung ist eine ungemein sorgsame und vielseitige gewesen. Sie hat ihn zu den höchsten militärischen Ehren hin geleitet, ihm das Helgenreis um die Stirn gelegt und ihn mit dem Siegeslorbeer geschmückt. In seinem vierten Lebensjahre bereits trat sein Name in innige Verbindung mit dem sächsischen Heere, denn am 9. Juni 1836 ernannte ihn König Anton zum Chef des damaligen 3. Linien-Regiments, des heutigen 7. Infanterie-Regiments Nr. 106. Im März 1846 ward Prinz Georg zum Leutnant ernannt und trat als solcher in das 2. Infanterie-Regiment Prinz Mar (heute Nr. 104) und damit in den praktischen Dienst selbst ein. Seine militärischen Begleiter aus jener Zeit trugen Namen, die heute noch im sächsischen Heere mit hoher Achtung genannt werden; es waren der damalige Oberleutnant Senfft von Pilsach, aus dem nachher einer der schneidigsten sächsischen Reitergenerale werden sollte, und Hauptmann von Tschirschky und Bögendorff.

Die nächsten Dienstjahre sahen den Prinzen Georg auch bei anderen Truppenteilen Dienst thugend, so 1847 bei dem Gardereiter-Regimente, 1851 bei der Fußartillerie und 1852 bei der reitenden Artillerie. Bei dieser wurde er zum Hauptmann befördert. 1854 erfolgte seine Beförderung zum Major und wenige Monate später zum Kommandeur des 3. Jägerbataillons. Im März 1858 ward er Oberst, gegen den Schluß des Jahres 1861, nachdem er länger als ein Jahr Kommandeur des Gardereiter-Regiments gewesen, Generalmajor und als solcher Führer der ersten sächsischen Reiter-Brigade.

Im böhmischen Feldzuge 1866 kommandierte Prinz Georg die erste sächsische Reiterbrigade. War bei Königgrätz, wo Prinz Georg an der Spitze des Gardereiter-Regiments stand, auch kein Siegeslorbeer infolge der überlegenen Macht des Feindes und seiner besseren Bewaffnung zu erwerben, den Ruhm des tapferen, unerschrockenen und umsichtigen Truppenführers hat Prinz Georg von diesem 3. Juli des Jahres 1866 an an seinen Namen geknüpft. Die kluge und besonnene Rückzugsdeckung und der Marsch seiner Brigade durch die Kleinen Karpathen nach Wien erweckten auch die Anerkennung des Feindes, die besondere aber seines königlichen Vaters und dessen kaiserlichen Verbündeten: Sachsens und Oesterreichs Tapferkeitsorden, der sächsische St. Heinrichs-Orden und das österreichische Militär-Verdienstkreuz mit Schwertern lohnten Tapferkeit und Umsicht. Im Dezember 1866 ward Prinz Georg zum Generalleutnant ernannt, und als solcher nahm er neben seinem nun verewigten Bruder, dem damaligen Kronprinzen Albert, den hervorragendsten Anteil an der Umformung des sächsischen Heeres, die innerhalb zweier Jahre in vorzüglichster Weise vollendet wurde.

Der Friede sollte nicht lange währen: es kamen die Kriegsjahre 1870 und 71. Alldeutschland zog nach Frankreich hinein, und hier sollte den sächsischen Truppen und ihren Führern der volle Schmuck des Siegeslorbeers zu teil werden. Als Kommandeur der 1. sächsischen Infanterie-Division führte Prinz Georg seine Sachsen im ersten Treffen gegen St. Privat. Nie wird dieser Helden- und Ruhmestag aus der sächsischen Kriegsgeschichte schwinden, und als auf dem leichenbesäeten Schlachtfelde zwischen Noncourt und St. Privat, auf das nach dem Sinken des Tagesgestirns die Flammen der brennenden Dörfer ihren glutroten Schein warfen, Kronprinz Albert und Prinz Georg, die beiden Heldenbrüder, einander trafen und mit festem, brüderlichem Händedruck einander glückwünschend begrüßten, da scholl ihnen, wo Sachsenherzen noch schlugen, begeisterter Jubel entgegen. Wenige Tage später übernahm Prinz Georg den Oberbefehl über das ganze sächsische Armeekorps, führte es bei Beaumont, bei Sedan, vor Paris und vor allem an dem blutigen, heißen, unvergessenen Tage von Villiers-Brie-sur-Marne von Sieg zu Sieg und bewies auch hier wieder seine persönliche Unererschrockenheit wie seine hervorragenden Führergaben. Hohe und verdiente Ehren brachte dieser Krieg dem Prinzen: Er ward zum General der Infanterie, zum Chef des sächsischen Schützenregiments Nr. 108, das unter den Augen des Prinzen bei Villiers sich hohen Ruhm erworben, und zum Chef des von seinem Todesritt auf Bionville allen unvergesslich gewordenen altmärkischen Ulanenregiments Nr. 16 ernannt. Die höchsten Kriegsorden aber, die Preußens, Sachsens und Württembergs Herrscher zu verleihen hatten, mit ihnen schmückten sie die Brust des tapferen Sachsen-Führers.

Hatte Prinz Georg nach Beendigung des Krieges mit Frankreich den Befehl über das sächsische Armeekorps in die Hände seines Bruders zurückgelegt, so empfing er das Kommando desselben aufs Neue,

als Kronprinz Albert am 29. Oktober 1873 den Thron bestiegen hatte. Keinen besseren Händen konnte es anvertraut werden! In unermüdblicher Thätigkeit leitete, förderte er die Ausbildung der Truppen, und seine Thätigkeit als Inspekteur der aus dem V., VI. und VII. Armeekorps bestehenden 2. Armee-Inspektion hat er zu wiederholten Malen vor der gesamten militärischen Welt den hohen und lauten Dank des Kaisers gefunden. In welchem Maße Sachsens jetziger König als Armeeführer bewundert, als Vorgesetzter von seinen Untergebenen verehrt und von dem Kaiser wie von seinem königlichen Bruder geschätzt wurde, das zeigt das 50jährige Militär-Jubiläum des Prinzen Georg am 8. Mai 1896. Der Kaiser sandte ihm das Eichenlaub zum Orden Pour le mérite und sprach ihm in hohen Worten in einem Handschreiben die Anerkennung seiner Thätigkeit aus, König Albert stellte den Jubilar à la suite des Gardereiterregiments und des Feld-Artillerieregiments Nr. 12. Am 10. November 1898 aber, als Prinz Georg sein 20jähriges sächsisches Generalsjubiläum beging, verlieh ihm König Albert das Großkreuz des militärischen St. Heinrichs-Ordens, die glänzendste Belohnung, die Sachsens Herrscher für militärische Verdienste zu erteilen haben.

Man sollte nach dem Geschilderten annehmen, daß ein solch ungemein thätiges Leben auf militärischem Gebiete dem Prinzen und nunmehr Könige Georg keine Zeit gelassen habe, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Man würde mit dieser Annahme sehr fehl greifen. Zwar — viele und große Reisen sind König Georg nicht beschieden gewesen. Jener Reise nach Italien 1853/54 folgte im Frühjahr 1858 ein kurzer Besuch am französischen Hofe, als Erwiderung auf den Bewerbungsbefuch Jérôme Napoleons in Dresden, der mit einem zierlichen „Korbe“ der Prinzess Sidonie von Sachsen seine Erledigung fand. Von Paris aus machte Prinz Georg über London jene Reise nach Lissabon, die für sein privates Liebes- und Lebensglück entscheidend werden sollte. Denn hier verlobte er sich am 17. April desselben Jahres mit der Infantin Maria Anna von Portugal und führte die jugendschöne Prinzess, mit der ihn die innigste Zuneigung verband, am 11. Mai 1859 als seine hohe Gemahlin heim nach dem schönen Dresden. Ein inniges Herzensbündnis ist diese Fürstenehe gewesen, bis im Jahre 1889, am 5. Februar, der Tod die heißgeliebte Gemahlin von seiner Seite riß. Acht Kinder sind dieser Ehe entsprossen; die zwei ältesten Prinzessinnen starben im zartesten Alter, ein jäher Tod riß den jüngsten Prinzen aus diesem Leben. Mitten im blühenden Leben stehen Kronprinz Friedrich August, Prinz Johann Georg und Prinz Max, Prinzessin Mathilde und Maria Josefa, die hohe Gemahlin des österreichischen Erzherzogs Otto.

Wir sagten vorhin, daß die reiche militärische Thätigkeit des Prinzen Georg diesem dennoch die Zeit gelassen habe, auf anderen Gebieten Förderndes zu wirken. Als Mitglied des Staatsministeriums und der I. Kammer, in der Finanzdeputation derselben, nahm er den regsten Anteil an der Staatsverwaltung. Streng gegen sich selbst, die Pflichterfüllung als das erste Gesetz eines jeden betrachtend und selbst in seinen Pflichten aufgehend, ist er mild und gütig gegen andere.

Nun hat dem um Land und Heer Sachsens so hochverdienten Sprossen des Wettinengeschlechts das Geschick am Lebensabend noch die Bürde der Krone auf das Haupt gelegt. Vertrauensvoll blickt heute das ganze Sachsenvolk zu seinem neuen Könige empor, ihm treue Liebe und Verehrung entgegenbringend.

Gott segne sein Regiment,
Gott schütze sein teures Haupt und das ganze hohe Königshaus!



Aus tiefer Not

Eine alte Chemnitzer Geschichte. Von Anton Thorn (Chemnitz).

Schluß.

Der junge Mann berichtete kurz und bündig, und mit Wohlgefallen sah sich Herr Kaspar Horn nach Hans Ohnesorg um, der noch in der Kirche stand, und winkte ihn heran.

„Du bist ein wackerer Gesell, laß Dir danken!“

„Ich hoffe noch Besseres thun zu können, Euer Gestrengen, als ein soldatisch Großmaul zum Schweigen zu bringen“, antwortete schlicht der Bursche.

„Wo ist Burkhardt Arnold?“

„Der Burkhardt?“ — Friedrich's Gesicht verfinsterte sich. „Er sitzt noch im Turme, und es mag für ihn am besten sein. Euer auserwählter Eidam, gestrenger Herr, paßt nicht unter Männer — ich zeihe ihn des Verrates an seiner Vaterstadt.“

Der Bürgermeister klemmte die Lippe zwischen die Zähne und erwiderte nichts. Da kamen schüchtern Frau Elisabeth und ihre Tochter heran, um dem Magister gleichfalls zu danken. Herr Kaspar Horn aber sagte: „Dankt auch den beiden hier! Agathe, Du magst Herrn Friedrich wohl die Hand geben, er hat's verdient.“

Heiße Röthe schoß dem Mägdelein in die Wangen, mit großen Augen und befremdet schaute sie einige Sekunden ihren Vater an, und dann umfaßten sich zwei Hände mit innigem, kurzen Drucke.

Und immer noch dröhnten die Schüsse der Schweden.

„Du lieber Gott, wann soll das enden?“ seufzte der Bürgermeister, Friedrich Hommel aber erwiderte:

„Morgen, Euer Gestrengen. Ich gehe heute Nacht noch zum Herzog Bernhard, und Hans Ohnesorg bricht mit einer Hand voll Freunde eine Bresche durch die Mauer im Barfüßerkloster. Dort müssen die Schweden herein.“

Die Augen des Bürgermeisters leuchteten.

„Wie kommt Ihr hinaus?“

„Bei den Gärten hinter der Lohgasse. Ich kenne da viel heimliche Schlupfwinkel und alle Ritze unserer Stadtmauer.“

Augstvoll schaute Agathe den Geliebten an, der Magister aber sprach ruhig: „Der Herr wird ihn führen, ich habe die Zuversicht!“

„So thut's mit Gott!“ sagte Herr Kaspar Horn und reichte dem jungen Manne die Hand. „Und Du, Hans Ohnesorg, Du trägt Deinen Kopf zu Markte für eine fremde Stadt?“

„Ich hab' eine Braut hier, Euer Gestrengen“, war die Antwort, und die Augen des jungen Riesen leuchteten dabei seltsam auf.

„Ich weiß, Jakob Triebel's Tochter . . . wenn's gelingt, soll Dir's gut geschrieben sein! Doch nun, verbergt Euch bis zum Abend. Wohin gedenkt Ihr zu gehn?“

„Noch weiß ich's nicht . . . meines Vaters Haus dünkt mir nicht sicher“, sprach Friedrich. Einige Augenblicke schwieg der Bürgermeister, dann sagte er:

„So kommt in mein Haus — ich will Euch verbergen und zugleich Botschaft geben an den Herzog von Weimar!“

Zwei Augenpaare leuchteten heller auf, Herr Kaspar Horn aber schien es nicht zu bemerken, denn er fragte den Gesellen:

„Und wohin mit Dir?“

„Zuvörderst will ich nach meinem Meister sehen und nach meiner Braut, dann suche ich mir meine Leute und ein Versteck im Kloster. Um mich sorgt nicht!“

„Jakob Triebel's Haus ist verbrannt; er ist bei seinem Schwäger Hans Franke untergebracht und krank an einem Schlage, den ihm der Schönickel versetzt hat!“

„Dem zahl' ich's heim!“ sagte der Bursche finster, und dann wendete er sich stumm ab und ging durch die Kirche hinaus. Friedrich aber begab sich mit der Familie des Bürgermeisters nach dessen Hause.

Die Gassen waren still; Hans Ohnesorg konnte ruhig seines Weges gehen und hatte auch damit gerechnet, daß die Wallensteiner jetzt alle auf den Mauern zu thun hätten. Darum kam er ungefährdet bis über den Hofmarkt hinaus, wo Hans Franke wohnte. Als er hier eintrat, stürzte ihm weinend und lachend zugleich ein Mägdelein entgegen.

„Gott grüß' Dich, Trude!“ sprach der Gesell und küßte den frischen Mund, unbekümmert um den Hausherrn und die Hausfrau. Dann ließ er sich

in das Kämmerlein führen, wo sein Meister lag mit verbundenem Haupte. Der erkannte ihn nicht, und dem Burschen zog es das Herz zusammen bei all' dem Jammer, der über sein Mädchen hereingebrochen war, und von dem sie ihm erzählte. Dann aber nahm er dasselbe an sein Herz, umschloß es fest mit seinen starken Armen, küßte es beinahe andächtig auf die dunklen Haare und sagte:

„Ich will Dich nicht eher mehr küssen, als bis die Friedländer hinaus sind, und bis der Schönickel erschlagen ist. Das soll ein Wort sein. — Nun hab' ich Dich wiedergesehen, Traudelchen . . . nun sei getrost, es wird alles gut!“

Noch einmal zog er sie an sich, dann schaute er ihr fest und treuherzig in die Augen, drückte ihr die Hand, als ob sie in einem Schraubstock läge, aber sie schrie nicht auf und weinte nicht. Sie sah ihm stolz nach, wie er draußen hinschritt, um Georg Keefe und Benedikt Uhlisch aufzusuchen, die Friedrich ihm geheißten hatte.

V.

Am Abend dieses Tages schritt der wackere Feldweibel Lamprecht Fahrgut langsam durch die Gassen. Der schwedische Ansturm war zurückgedrängt worden, an den Breschen in den Mauern arbeiteten trotz des Sonntags Soldaten und die dazu gezwungenen Bürger heute wohl bis in die Nacht hinein, der Feldweibel aber konnte dabei nichts thun. Er trug den linken Arm in der Binde, denn ein schwedischer Streifschuß hatte ihm hier einen kräftigen Aderlaß verschafft, und so sehr er sich auch zusammennahm, um seiner Würde nichts zu vergeben, seinem schleppenden Schritt und seiner müden Haltung war es anzumerken, daß ihm nicht allzu wohl war. Aber seine Pflicht wollte er doch thun.

Dazu gehörte auch, daß er im roten Turme nach seinen Gefangenen sah. Als er bei dem Schließer eintrat, kam ihm dieser mit schlotternden Beinen und erblaßt bis in die dauerhaft gefärbte Nasenspitze entgegen.

„Um Gott, Herr Feldweibel, ich kann nicht dafür, weiß auch beim Himmel nicht, wie's zugegangen ist — —“

„Na, was ist's?“

„Zwei sind entwischt!“

Lamprecht Fahrgut straffte den zusammen gesunkenen Leib, zog das Gesicht in seine grimmigsten Falten, sah den zitternden Schließer durchbohrend an und fragte: „Wer ist noch da?“

„Des Amtschöffers Sohn!“

Der Feldweibel lachte beinahe behaglich und herzlich.

„Das kommt' ich denken, daß die zwei anderen die Lust in Deinem Quartier nicht vertragen könnten. Gräm' Dich weiter nicht drum, Thomas! Und ich will Dir noch eins sagen: Laß den dritten, die elende Memme, auch noch laufen, ich will's verantworten in diesen Zeitläuften, denn die Schweden sorgen wohl, daß der Schönickel an anderes denkt, als wer im roten Turme liegt. Und nun gieb mir einen Trunk, heut thut mir's wohl!“

Er nahm einen langen, schweren Schluck aus dem dargereichten Krüge, fuhr sich dann mit der Rechten über Mund und Bart, sprach sein „Gefegn' es Gott!“ und ging. Bald nach ihm huschte Burkhardt Arnold aus dem Turme und schlich sich scheu wie ein Verbrecher an den Häusern hin nach seines Vaters Wohnung.

Nach dem Brande von Meister Triebel's Haus hatte sich der Feldweibel im ehemaligen Franziskanerkloster einquartiert. Das hatte vordem Herzog Moriz nach Vertreibung der Barfüßermönche seinem tapferen Hauptmann Peter Pfefferkorn zu Lehn gegeben, der 1560 gestorben war, und dann saßen dessen Erben darauf. Das ziemlich weitläufige Bauwerk war ganz an die Stadtmauer herangerückt, ja an einer Stelle in dieselbe hineingebaut, und Contrares hatte auch in die alte Kirche eine Besatzung gelegt, der Schönickel aber hatte im Obergeschoß seine Wohnung genommen.

Im Erdgeschoß jedoch, in einer der ehemaligen kleinen Mönchszellen hauste jetzt Lamprecht Fahrgut. Das Gemach schien als ein Frauengemach nicht unbehaglich für die Zeit eingerichtet, und in dem kleinen Kamin, der wohl in den Tagen der Mönche nicht hier gewesen, brannte ein lustiges Feuer. Der Kriegsmann saß daran, streckte seine Beine gegen dasselbe und lehnte sich in den Polsterstuhl, den er herbeigeschoben, aber behaglich wollt' es ihm nicht werden, denn sein Arm brannte und sein Leib war müde, doch konnte er keinen Schlaf finden.

Sein Leben ging an ihm vorüber, dies freie, lustige, wilde und doch elende Leben ohne Heim und Herd, ohne Weib und Kind, ohne Liebe und Ruhe. Wie hatte es ihn herumgeworfen in der Welt, und zuletzt trugen sie ihn wohl einmal auf gekreuzten Piken aus dem Streit und scharften ihm ein Loch. Da hatte es so ein Schließer im roten Turm doch

besser, und Lamprecht Fahrgut hatte schier eine Sehnsucht nach der Stube des alten Meisters Thomas.

Und wie er so sann, ging Stunde um Stunde. Nach dem Lärm des Tages war es still geworden, Freund und Feind brauchten die Ruhe. Da hörte Feldweibel einen seltsamen Ton, ein Krachen und Knirschen wie an einem Gemäuer, und er lauschte gespannt. Gleichmäßig ging es weiter . . . hier geschah etwas, was nicht in der Ordnung war. Er erhob sich, trotzdem seine Beine steif waren und sein Arm ihn schmerzte, und ging leise durch den Raum, der nur matt von der Glut im Kamin erhellt war. Nun betrat er den Korridor, in welchen durch die Bugenscheiben das Mondlicht mit mattem Strahle fiel, und horchte wieder. Das Geräusch war jetzt leiser, kaum vernehmbar, und er glaubte, daß es unmittelbar unter seinem Gemach verursacht worden. Des Hauses Gelegheiten hatte er als fürsorglicher Kriegsmann schon am Tage erkundet, und so fand er leicht die Treppe, die, wie es schien, nach dem Kellergehoß führte. So lautlos er es vermochte, tastete er sich an der Wand entlang abwärts, hielt ab und zu an, um zu lauschen, und deutlicher als zuvor vernahm er jetzt das Geräusch.

Das Ohr ward sein Führer, und so kam er an eine Thür, hinter welcher es nun ziemlich vernehmbar rumorte. Hier wurde an dem Mauerwerk gearbeitet, hier war Schlimmes im Werke.

Mit raschem Griffe ist er an der Thür, sie gab nicht nach, aber ehe er den Versuch erneuern oder einen Ruf thun konnte, ging sie plötzlich auf, ein matter Lichtschimmer blendete vorübergehend seine Augen, eine kraftvolle Faust zog ihn in den Raum, und eine flüsternde Stimme sagte:

„Ihr seid's, Feldweibel? — Gebt keinen Laut, denn wär's ein anderer, so könnt' er wohl keinen mehr geben. Dankt Gott, daß just ich die Wacht an der Thür hatte.“

Lamprecht Fahrgut sah den riesigen Gefellen an, und er erkannte Hans Ohnesorg. Er suchte dessen Faust abzuschütteln, aber sein linker Arm schmerzte heftiger, und der andere hielt eisern fest.

„Was geht hier vor?“ knurrte er finster und drohend.

„Das mögt Ihr seh'n, Feldweibel. Wir schaffen hier eine Bahn für die Schweden, und Ihr werdet's nicht hindern. Ehe der Morgen graut, ist unser Werk gethan, denn wir haben alle zusamm' starke

Hände“, war die halbblaute Antwort des Gefellen, zu dem sich noch zwei andere scharten, während drei an der Mauer mit ihren Werkzeugen fortarbeiteten.

Der Feldweibel wollte nach seiner Waffe greifen, aber einer von den Männern zog sie ihm schon, ehe er es hindern konnte, aus der Scheide, und Ohnesorg sagte wieder:

„Fügt Euch — Ihr seid im ehrlichen Streit gefangen von der Übermacht. Was wir thun, geschieht zum Frommen dieser Stadt, macht nicht, daß wir's mit Euerm Blut beslecken. Thät mir leid um Euch, denn Ihr seid ein braver Kriegsmann und habt meines Meisters Vater aus dem Feuer geholt; drum hab' ich Euch lieb!“

Der Feldweibel lachte leise, aber ingrimmig auf:

„Wirklich, Gefelle? — Ein Schimpf ist's doch, und eine frumbe Waffe führ' ich von heut' ab nimmer, aber vielleicht ist's gut so. — Was wollt Ihr von mir?“

„Ihr bleibt, bis die Schweden herein sind, unser Gefangener. Nebenan ist der alten Barsüßer Pönitzkammerlein, dort bringen wir Euch unter und stellen einen daneben, der Euch mit Euere eigenen Waffe durchrennt, so Ihr einen verräterischen Laut thut!“

Lamprecht Fahrgut seufzte:

„Ich bin ein lahmer Hund geworden — sei's! Ihr seid die Schlechtesten nicht in diesem Streite, führt mich, wohin Ihr mögt.“

Da brachte ihn Ohnesorg in den Nebenraum, warf ihm noch seinen eigenen Mantel wegen der Kälte über, und Benedikt Uhlisch blieb bei ihm an der Thür mit der blanken Waffe.* Sie beide aber hörten, wie es nebenan weiter arbeitete an der Mauer. Dort griff der Gesell mit seinen riesenstarken Fäusten zu, und Stein um Stein bröckelte hinter Mörtel und Geröll heraus; den fünf jungen Männern perlte der Schweiß auf den Stirnen trotz der Winterkälte . . .

Mit dem beginnenden Morgen sendeten die schwedischen Batterien wieder ihre Grüße. Vom Raßberg und vom Nikolaitore rückten die Rotten der Belagerer heran, die es offenbar auf einen Sturm abgesehen hatten. An der Mauer hinter der Lohgasse und auf derselben drängten sich die Wallensteiner, und die aus dem Gewölk hervortretende Wintersonne schaute auf ein wildes Kampfbild. Zwischen Qualm und Rauch fielen die Schweden

in den Stadtgraben und versuchten auf Leitern die Mauer hinaanzuklimmen, aber sie trafen auf heftigen Widerstand, denn Contrares war hier des Angriffs gewärtig gewesen, hatte sein Kriegsvolk hier zusammengezogen und tauchte auch selbst bald da, bald dort zwischen den Streitenden auf.

Beim Riklasthor und „vor der Pforten“ wurde am erbittertesten gekämpft, als ein Pfiff erscholl, der scharf und grell selbst durch den Streitlärm gellte, und wer jetzt seine Aufmerksamkeit dem über die Mauer aufragenden Franziskanerkloster zugewendet hätte, hätte wohl bemerkt, wie dort aus dem Untergeschoß plötzlich die Steine ausbrachen und eine große Öffnung freigelegt wurde, durch welche einige verstäubte Männer traten. Zur selben Zeit aber riß sich auf dem linken schwedischen Flügel eine kleine Schaar los und drang, während die Genossen an dieser Stelle den Angriff heftiger aufnahmen und so die Abschwenkung verdeckten, durch die Mauerlücke ein. An ihrer Spitze stand Friedrich Hommel, ein blankes Schwert in der Rechten, und er jauchzte Hans Ohnesorg zu, den es zu gelüsten schien, mit der schweren Brechstange, die er als Waffe führte, den Wallensteinern zu Leibe zu gehen.

Immer mehr Schweden drangen durch die Bresche in das Kloster, und mit einmal erscholl im Rücken der Friedländer von der Lohgasse her ihr Feldgeschrei: „Herzog Bernhard!“

Da brach Verwirrung unter diesen aus, ein Feststauen, ein Rückwärtsdrängen begann, aber mit dem Rufe: „Verrat!“ stürzte jetzt der Schönickel heran. Seine blutunterlaufenen Augen traten aus dem geschwärzten Gesicht, wie ein Rasender warf er sich gegen den Feind, und als er jetzt Friedrich erkannte, wendete sich seine volle Wut gegen diesen. Mit hochgeschwungener Waffe drang er auf ihn ein mit dem Rufe: „Du bist der Verräter!“

Aber der junge Rechtsgelehrte stand auch mit dem Schwerte seinen Mann, und klirrend schlugen die schweren Eisen aneinander. Da trat mitten zwischen die Klingen der Gesell Hans Ohnesorg und griff mit der Linken nach dem rechten Arm des Schönickel und hielt ihn fest.

„Den laßt mir!“ rief er Friedrich zu, und während ein heißer Zorn aus seinen sonst so gutmütigen Blicken leuchtete, schlug er mit seiner geballten Rechten den Obersten über den Kopf, das dieser lautlos zusammenbrach — der Schlag hätte wohl einen Stier töten können.

„Das ist für den Mordbrand bei Jakob Triebel, für den Schlag gegen meinen Meister!“ rief der Bursche, dann nahm er seine Brechstange, die er fallen gelassen, wieder auf, und wettete damit zwischen die Friedländer, die nach dem Falle des Schönickel bestürzt zurückwichen. Verwirrung und Auflösung schien in ihre Reihen gekommen zu sein, immer mehr Schweden tauchten vor ihnen auf, wilder wurde das Getümmel des Kampfes, Geschrei, Gewehrschüsse, Trompetenrufe klangen bewegter durcheinander, bis über den zurückgedrängten Schaaren der Kaiserlichen weiße Fähnlein emporstiegen und durch den Pulverdampf leuchteten. . . . General Contrares wollte unterhandeln.

Es trat allmählich Waffenruhe ein. Die Wallensteiner zogen sich, wieder dichter geschlossen, zurück in die Lohgasse und gegen den Hofmarkt, die Schweden aber hielten das Kloster besetzt, aus dem sie wohl nicht mehr geworfen werden konnten.

Noch im Laufe des Vormittags begaben sich Herr Kaspar Horn und der Amtschösser Arnold nach dem Schlosse zu dem Herzog Bernhard, um im Auftrage von Contrares mit ihm zu verhandeln. Er empfing die beiden mit wohlwollender Freundlichkeit. Ihm war es nicht um Blutvergießen zu thun, auch that die geängstigte Stadt ihm leid, darum gewährte er den Kaiserlichen freien Abzug unter Zurücklassung der Fahnen und Feldzeichen.

Am Nachmittage zogen diese bereits ab, und gegen Abend rückten die Schweden ein. Auf dem Markte fuhren sie an die 60 Geschütze auf, und in den Gassen lagerte ihr Kriegsvolk, aber es hielt strenge Zucht, denn der Herzog hatte eben erst einen, der zu plündern versucht hatte, an dem verkohlten Thürstock von Meister Triebel's Hause aufhängen lassen.

In der Stadt sah es trostlos aus. Leichen von Menschen und Pferden lagen noch in den Gassen, und in den Häusern weinte der Jammer. Die Schweden litten Hunger mit den Bürgern, und der Herzog selbst gedachte sobald als möglich, Kempnitz zu verlassen.

Im Hause des Bürgermeisters aber hatte er zu diesem gesagt:

„Ihr habt einen trefflichen Boten an mich geschickt, Herr Bürgermeister. Um solche Bürgersöhne mögt Ihr wohl zu neiden sein, die nicht Gefahr und Not und Tod scheuen im Dienste ihrer Vaterstadt. Ich wollt', ich könnt ihm lohnen und ihn

mit mir nehmen. Aber er hat es abgelehnt — sein Lohn stehe bei Euch. Vergeßt ihm seine Treue nicht!“

„Er soll mein Sidam werden, durchlauchtiger Herr!“ war Herrn Horn's Antwort, und der Fürst sprach lächelnd: „Nun versteh' ich wohl alles!“

Hans Ohnesorg war, als der Kampf aufhörte, sogleich in Hans Franke's Haus geeilt. Die Leute hatten sich überall eingesperrt in ihre Keller und verborgensten Gemächer, und es hatte ein Weilschen gedauert, ehe man ihn einließ. Aber alle waren froh, ihn zu sehen, denn die Nähe des starken, furchtlosen Gefellen hatte etwas Beruhigendes. Er jedoch rief Truden zu:

„Die Friedländischen sind so gut wie hinausgeworfen, und den Schönidel hab' ich erschlagen — nun küß' mich wieder, Traudelschen!“

Das Mädchen ließ es sich nicht zweimal sagen, sie hing fest an des Liebsten Brust und Mund, bis dieser selbst sich sanft losmachte. Gern hätte er auch dem Meister seine Kunde gesagt, aber der verstand ihn nicht — Jakob Triebel war blöde geworden von dem Schlage seines einstigen Jugendgenossen.

Traurig wendete sich der Geselle ab, küßte noch einmal seine Trude und ging nach dem Kloster. Hier sah er nach Lamprecht Fahrgut. Als die Schweden hereinbrachen, hatte Benedikt Uhlich, von Kampflust erfaßt, ihn verlassen mit des Feldweibels eigener Waffe und draußen den Kiegel vor die Kammer geschoben. Mit einem Gemisch von Jugrimm und Wehmut hatte der alte Kriegsmann es ruhig hingegenommen und sich dann auf den kalten Boden hingekauert. Ihm war elend und jammervoll zu Sinne. Da draußen tobte der Kampf, und er konnte nicht mehr dabei sein. Ja, wie ein lahmer Hund! . . . Was sollte mit ihm nun werden? Mit den Friedländern konnte er nicht mehr ziehen, er hätte sich schämen müssen. Der Lamprecht Fahrgut wehrlos, eingesperrt von Gefellen und Bürgersöhnen! Mit den Schweden mochte er nicht gehen, obwohl Hunderte in jenen Tagen nichts darin gefunden hätten, denn man wechselte den Kriegsherrn wie den Rock, ihm aber wär's Fahnenflucht gewesen.

So saß er in Verzweiflung, und über ihm tobte der Streit. Er hörte den Lärmruf seiner Trompeten, das Feldgeschrei: „Ferdinand!“ und dann wild und jauchzend dazwischen das „Herzog Bernhard!“ der Schweden, dann wurde es stiller, und er wußte,

was geschehen war, aber er vermochte sich mit einmal nicht mehr darüber zu grämen: Die arme Stadt hatte endlich Ruhe, und dessen freute er sich.

Nun wartete er in seinem Winkel, bis irgend einer komme und ihn herausholen würde. Und der eine war Hans Ohnesorg, der in seine Zelle trat und rief:

„Nichts für ungunst, Feldweibel — aber früher konnt' ich Euch nicht holen! Jetzt ist das Spiel so gut wie vorbei, und den Schönidel hab' ich erschlagen!“ Lamprecht Fahrgut sprang auf, so schnell er vermochte.

„Hast Du das, Gesell?“ — Es war mein Oberster, aber dennoch freut mich's . . . ein frumber Kriegsmann war er nicht! — Aber was nun mit mir?“

„Ja, Feldweibel, Ihr möcht thun, was Ihr wollt. Ich schaff' Euch zu den Kaiserlichen, oder bleibt Ihr bei den Schweden?“

Der Kriegsmann schüttelte trübe den Kopf und wischte sich mit den Rücken der Rechten etwas aus den Augen; dann sprach er:

„Hab' kein Schwert mehr und darf keines mehr als Soldat in Ehren führen — das ist vorbei. Sag, Gesell, meinst Du, ich könnt' hier in Kempnitz bleiben als Stadtknecht oder sonst irgend etwas — bin doch kein ganzer Krüppel noch!“

Hans Ohnesorg pfiß lustig durch die Zähne.

„Das ist ein Gedanke, Feldweibel! Meine wohl, daß der Rat in Kempnitz solche Leute brauchen kann. Kommt, wir wollen zu Herrn Friedrich Hommel geh'n, der ist ein Rechtsgelehrter und hat Ahnung, der wird's wohl machen können!“

So waren die zwei in das Haus des Magisters gegangen, und als Friedrich hörte, um was es sich handle, ging er mit dem Kriegsmann, um den Bürgermeister aufzusuchen; der Vorwand kam ihm trefflich gelegen.

Sie trafen den Gestrengen erst am anderen Morgen, als die Kaiserlichen schon die Stadt verlassen hatten und Lamprecht Fahrgut auf gut Glück zurückgeblieben war.

Der Bürgermeister war heiter trotz des Ernstes der Zeit; er empfing die zwei freundlich und hörte ruhig, was Friedrich erzählte, und wie er den Feldweibel rühmte, der sich in bösen Tagen so menschlich bewiesen hatte.

„Ich will sorgen, daß ein Plätzchen für Dich wird, Kumpan“, sprach er — „kriegserfahrene Leute

mit bravem Herzen kann auch unsere gute Stadt brauchen. Bleib derweilen in meinem Hause!"

Lamprecht Fahrgut machte eine ungeschickte Verbeugung, denn der Krieg hatte ihm ein steifes Rückrat gegeben, wischte wieder mit dem Handrücken über die Augen und ging, der Bürgermeister aber wendete sich zu Friedrich:

"Und Euch habe ich auch zu danken im Namen unserer lieben Stadt; die Stelle des Stadtschreibers ist frei, möcht Ihr sie wohl annehmen?"

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen; mit blitzenden Augen schaute er Herrn Kaspar Horn an:

"Ich dank' Euch, Euer Gestrengen — aber noch weiß ich nicht, ob ich's kann!" war seine Antwort, und die Stimme bebte ihm leise.

"Ach so! — Ihr wollt gebeten sein!" sprach lächelnd Herr Kaspar Horn, dann rief er in's Nebengewach:

"Elisabeth, Agathe — kommt doch heraus!"

Erregt und hastig erschienen die beiden Frauen; als Agathe den Geliebten sah, griff sie errötend nach der Hand ihrer Mutter, als müsse sie sich daran festhalten; der Bürgermeister aber sagte:

"Agathe, der Herr Stadtschreiber von Kempnitz begehrt Dich zum Weibe."

Das Mädchen sah in das Gesicht des Vaters, dann in jenes des Geliebten, und im nächsten Augenblick lag sie auflachend und aufweinend zugleich an Friedrichs Brust, und Frau Elisabeth legte die Rechte auf ihren blonden Scheitel, indeß sie die Linke ihrem Gatten reichte.

Da trat eben der Amtschösser Hans Arnold mit seinem Sohne ein. Verblüfft blieben beide an der Thür stehen, Herr Kaspar Horn aber sprach würdevoll und gefaßt:

"So ist's am raschesten gesch' n. Vergebt — aber Euer Burkhardt kann nicht des Bürgermeisters von Kempnitz Eidam werden — Ihr wißt selbst, warum! Ihr werdet wohl thun, Euern Sohn auf Reisen zu schicken trotz der Zeitläufte!"

Herr Hans Arnold senkte schweigend das Haupt, Burkhardt aber schlich wie ein gepeitschter Hund hinaus. — —

Die Schweden zogen unter Hinterlassung einer Besatzung ab, freilich Frieden wollte es noch lange nicht werden. Darauf konnte weder der neue Stadtschreiber warten, der bald genug sein blondes Weib heimführte, noch Hans Ohnesorg, der mit Unterstützung Herrn Kaspar Horns das Meisterrecht gewann, seine Trude heiratete und Jakob Triebels Geschäft übernahm, der noch einige Jahre in Stumpf- sium hindämmerte, treu gepflegt von seinen Kindern.

Lamprecht Fahrgut aber erhielt die Schließer- stelle im roten Turm, als der alte Thomas mit Tod abging, und nahm sich gleichfalls noch ein Weib; dem alten Gefellen hat es gut behagt in Maß- Uhlichens Gasse.

Für alles deutsche Land und für Kempnitz je- doch war die Zeit des Jammers noch lange nicht vorüber, und noch manchmal erklang in seinen Gotteshäusern aus hängen und zagenden Herzen das Lutherlied:

"Aus tiefer Not schrei ich zu Dir . . ."

• • • Sommerabend. • • •

Wenn hinter fernem, tannumbuschten Hügeln
Errötend abends hold die Sonne sinkt,
Und aus dem Thal mit weissen Nebellügeln
Die laue Dämm' rung duftumschmeigelt winkt,
Und wenn nicht mehr mit schweissbenetzten Zügeln
Des Landmanns Pflug aus brauner Scholle blinkt,
Dann ist's, als ob in Dir ein Friede werde,
Der seinesgleichen sucht auf weiter Erde.

Grete Baldauf. (Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. E. Piersons Verlag in Dresden.
Verl. Unsere Heimat I. Jahrg. No. 5.)

Die Jubelfeier zu Dohna.

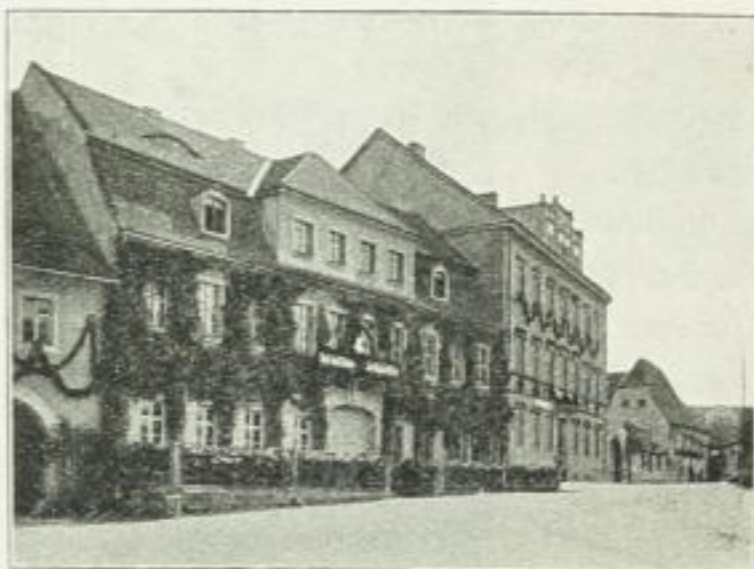
Von Dr. G. Schlauch, Dohna.

Am Ausgange des vom Strome froher Wanderer gern aufgesuchten Müglitzthales, auf einem Ausläufer des niedrigen Höhenzuges, der sich am linken Ufer der Elbe bis nach Heidenau hin erstreckt, liegt das kleine anspruchslose Ackerbauort Dohna. Von der Höhe des Taschenberges herab grüßen freundlich die Ziegeldächer der einfachen Bürgerhäuser, deren einstige landwirtschaftliche Bestimmung noch vielfach erkennbar ist, weithin ist der Turm der alten Stadtkirche sichtbar, und unten im Thale ziehen sich hübsche, modern villenartig gebaute Häuser von schmucken Gärten umgeben fast bis zum Nachbarorte, dem im letzten Jahrzehnt industriell rasch emporgeblühten Mügeln, hin. Ruhig fließt das Leben der Einwohner dahin, kein glänzendes, gesellschaftliches Leben, keine geräuschvollen Festlichkeiten stören das arbeitsfreudige Tagewerk, die wenigen Fabriken vermögen der Gegend den ländlichen Charakter nicht zu rauben, und auch die seit 1890 bestehende Sekundärbahn fügt sich eher ergänzend dem Idyll ein, als daß sie dessen Eindruck trübte. In den mittleren Tagen des Juli aber hatte das Städtchen diesen Charakter völlig verloren, überall ruhte die Arbeit, von allen Dächern wehten bunte Wimpel, grüne Tannenguirlanden spannten sich von Haus zu Haus, und Tausende von Menschen wogten durch die festlich geschmückten Straßen nach dem alten Burgberg, mit seiner herrlichen Aussicht über das Elbthal, hinauf, feierten doch die Dohnaer ein Fest, wie es auch in unserer jubiläumfrohen Zeit eine Seltenheit ist: das Fest der fünfshundertjährigen Zugehörigkeit ihrer Stadt zum Hause Wettin.

Ja dies kleine Dohna, eine bescheidene Blüte im farbenprächtigen Kranze der sächsischen Städte, hat eine Geschichte; eine Geschichte freilich, die weit zurückliegt und fast vergessen war, eine interessante Vergangenheit, deren Bedeutung allerdings sich mehr an die Burg knüpft, die einst die Stadt überragte, als an letztere selbst, die aber doch auch den Ort in innige Beziehungen zu unserem Herrscherhause bringt, denn hier war einst die Residenz der mächtigen Burggrafen von Donin, der Rivalen der Meißner Markgrafen im 14. Jahrhundert, deren Sturz eine wichtige Gebietserweiterung für die Wettiner mit sich brachte. Von der böhmischen

Grenze bis nach Dresden, vom linken Elbufer bis zur Weiseritz erstreckte sich der Dohnasche Besitz, eingeschoben zwischen zwei mächtige Gegner, den Böhmerkönig und den Meißner Fürsten, haben sie jahrhundertlang mit diplomatischer Weisheit ihr Gebiet und ihre Macht zu behaupten gewußt: erst dem bedeutendsten Herrscher aus dem Wettinergeschlechte im Mittelalter, dem Markgrafen Wilhelm Cocles, unterlagen auch sie, und rasch schloß sich an den Verlust ihres Landes auch der Untergang der sächsischen Linie ihres Geschlechtes an.

Ernisch hat in seiner Arbeit „Die Dohnasche Fehde“ (Neues Archiv für sächs. Geschichte und Altertumskunde Bd. XXII, Heft 3 und 4 und Separatabdruck, Verlag von Baensch-Dresden) eine



Freigut (Bora'sches Gut) im Festschmuck.

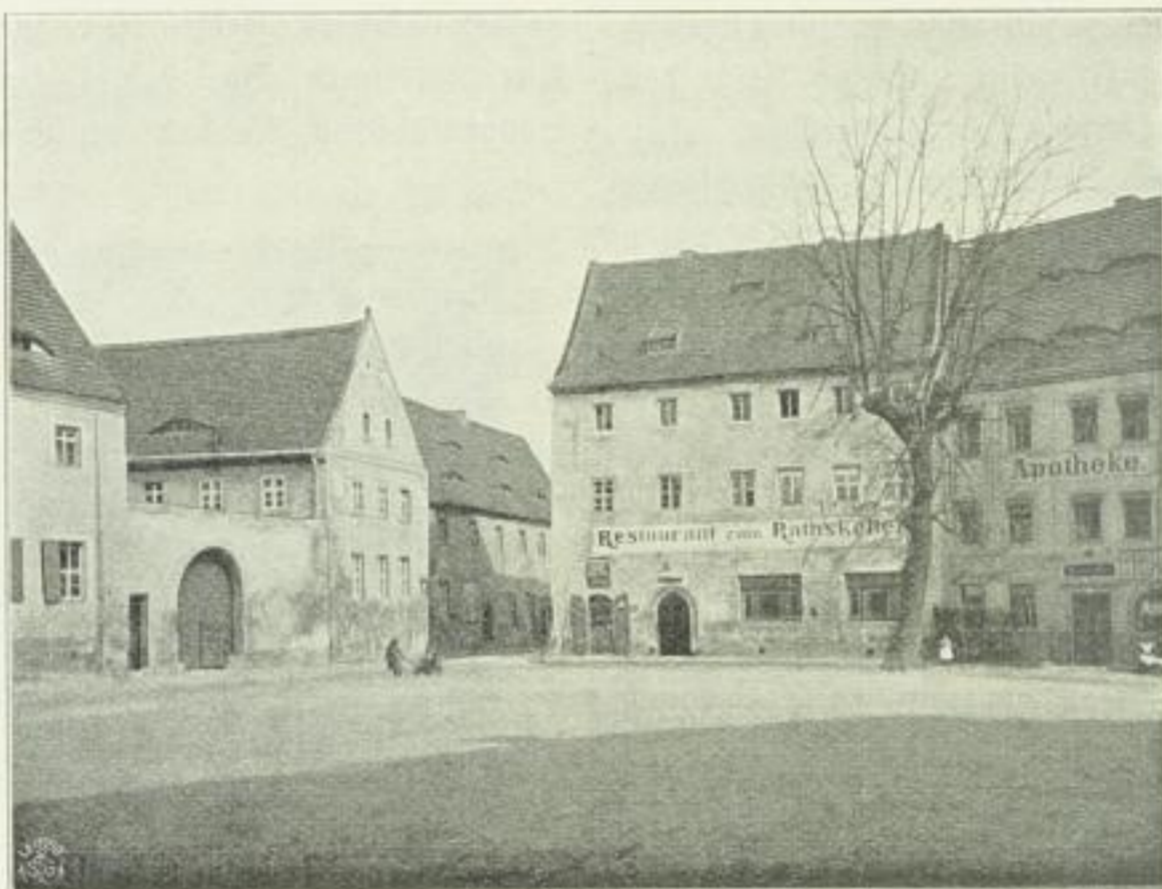
ausführliche altemäßige Darstellung jenes Ringens um die Existenz, Siegmund Graf Dohna in dem als Manuskript gedruckten Werke „Die Donins“ (nach Studien von Märcker, Berlin 1876) eine umfangreiche Geschichte des Geschlechtes gegeben, uns sei es an dieser Stelle gestattet, nur kurz das Wichtigste aus beiden Werken und der sonstigen Litteratur zusammenzustellen und mit einigen chronikalischen Notizen, die Stadt selbst betreffend, zu vervollständigen.

Als Schutz der alten von Böhmen über das Erzgebirge durch das Müglitzthal in die Dresdener Ebene führenden Straße ist die Burg Dohna wahrscheinlich von einem der sächsischen Kaiser gegründet worden, auf einer Stelle, die nach späteren Ausgrabungen anscheinend schon eine sorbische Befestigung

trug. Um das Jahr 1040 zuerst erwähnt, wurde die Burg um die Mitte des 12. Jahrhunderts einem Eblen, Henricus de Rotowa (Rötha), übertragen, dem Stammvater des Geschlechtes der Burggrafen von Dohna, die sich nach der Sitte damaliger Zeit bald ausschließlich nach diesem Besitze nannten. Obwohl die Burggrafschaft demnach anfangs ein reines Reichslehen war, sehen wir doch im Laufe der folgenden Jahrhunderte die Beziehungen zum Reiche allmählig schwinden und erblicken die Burg im raschen Wechsel bald als böhmisches, bald als markgräfllich oder bischöflich meißnisches Lehen, ja gleichzeitig von zwei Herren zu Lehen genommen. Aus den urkundlich feststehenden, wenig klaren That-

sachen scheint das eine hervorzugehen, daß die Burggrafen es verstanden haben, die Zwietracht zweier mächtiger Nachbarn im eigenen Interesse auszunützen und ihre Stellung durch klugen und den Zeitverhältnissen angepaßten Anschluß an beide oder einen von beiden zu festigen.

Welche Bedeutung sie allmählig erlangt hatten, können wir nach dem häufigen Vorkommen ihres Namens unter wichtigen Urkunden jener Zeitperiode schätzen, sowie aus dem Umfange ihres Besitztums und dem Umstande, daß nicht weniger als achtzehn adelige Vasallen wiederum ihr Lehen von ihnen empfingen. Auch daß ihnen die Ausübung und der Schutz der kaiserlichen Gerichtspflege für ihr Gebiet



Hospital und Schöppenstuhl.

übertragen war, eine Gerechtsame, aus der sich der berühmte Dohnasche Schöppenstuhl entwickelte, trug nicht wenig zur Stärkung ihres Ansehens bei. Im übrigen unterschieden sie sich in nichts von den adeligen Herren ihrer Zeit, weder was Fehdelust und politisches Schwanken, noch die dazu stark kontrastierende Unterordnung und Freigebigkeit gegenüber der Kirche anbetraf. Wir finden verschiedene Urkunden, reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster betreffend, namentlich an das Kloster Altzelle, das auch die Begräbnisstätte der Burggrafen barg, und sehen mehrere Glieder des Hauses Donin in hohen geistlichen Würden, daneben auch zwei als Plebani an

der Stadtkirche zu Dohna. Man kann wohl aus letzterem Umstand mit einer gewissen Berechtigung den Schluß ziehen, daß die Kirche ein reiches Einkommen besessen habe, und in der That wird dies durch die zum Teil erhaltenen Kirchenakten des 16. Jahrhunderts bestätigt. Die letzterwähnten geistlichen Herren benutzten übrigens den Einfluß ihrer Familie dazu, der Kirche zu Dohna auf dem Konzil zu Avignon einen gewiß sehr lukrativen Ablass von 40 Tagen zu verschaffen.

Die politisch so wenig klare Haltung der Burggrafen ließ sich um so eher aufrecht erhalten, als seit dem 13. Jahrhundert zwei Schlösser zu Donin

erwähnt werden, die verschiedenen Sprossen des Geschlechtes gehörten und meist nicht bei denselben Herren zu Lehen gingen; ja später wird sogar von drei Häusern gesprochen. Trotzdem war eine derartige Zwitterstellung nur möglich, solange Böhmen und Meissen gleich einflussreich und argwöhnisch sich gegenüberstanden und jede Partei fürchten mußte, durch einen Angriff auf die Donins in die Privilegien des Gegners einzugreifen und dessen Macht herauszufordern. Als aber in Böhmen der kraftlose König Wenzel mit dem eigenen Lande in Zwiespalt geriet, während in Meissen der thatkräftige Wilhelm der Einäugige mit starker Hand und weiser Überlegung sein Reich zu vergrößern bestrebt war, bedurfte es für letzteren nur eines äußeren Anlasses, um sich des unbequemen Nachbarn zu entledigen, dessen Gebiet sowohl die Elbschiffahrt als auch die böhmische Landstraße beherrschte. Und dieser Anlaß war bald gegeben.

Auf einem Adelstanz zu Dresden 1385 hatte ein Rüsschel von Körbitz dem Burggrafen Jeschke von Dohna ein Bein gestellt und ihn so zum Falle gebracht, eine Kränkung, die Jeschke mit einer Ohrfeige quittierte. Aus diesem Vorfall, den die Sage in verschiedenster Weise auszuschnüden verstanden hat, indem sie einmal Jeschke sich gegen die Gemahlin des Ritters von Körbitz zudringlich benehmen, dann wieder Markgraf Wilhelm selbst Jeschkes Gemahlin küssen läßt, dem aber wahrscheinlich nichts als ein in der Trunkenheit verübter dummer Streich zu Grunde lag, entspann sich eine langwierige Fehde zwischen beiden Geschlechtern. Zunächst überfiel Hans von Körbitz, wohl der Bruder des thatsächlich Beleidigten, während einer Tauffestlichkeit die Burg Dohna im April 1385 und führte den alten Burg-

grafen Otto Heyde II. und dessen gleichnamigen Sohn, Jeschkes Bruder, nebst reicher Beute mit sich fort, während Jeschke selbst sich auf den festen Bergfried rettete. Der alte Burggraf scheint im selben Jahre in der Gefangenschaft gestorben zu sein, Otto Heyde III. dagegen kommt 1837 wieder als Zeuge unter Urkunden, demnach befreit, vor. Hatte Wilhelm schon einen berechtigten Vorwand sich in die Streitigkeiten einzumischen dadurch, daß die Körbitzer (allerdings auch die Donins) zu seiner Lehnsmannschaft gehörten, so noch mehr, als im weiteren Verlauf der Fehde die Burggrafen von Dohna auch die markgräflichen Unterthanen und mit Geleitbriefen des Markgrafen reisende Kaufleute nicht mit ihren Angriffen verschonten. Wenn trotzdem viele Jahre vergingen, ehe er wirklich eingriff, so trugen nur die unsicheren politischen Verhältnisse daran schuld. Als aber im August 1400 König Wenzel zu Oberlahnstein seiner Krone für verlustig erklärt wurde und sein Einmischen nicht mehr zu befürchten war, betrieb er die Fehde gegen die Donins, die vielleicht schon seit 1398 oder 1399 spielte, energischer. Die Burggrafen, die sich bewußt waren, daß es sich für sie um einen Existenzkampf handelte, leisteten tapferen Widerstand, aber vergeblich: Am 10. Juni 1402 nahm der Markgraf mit bewaffneter Hand die Burg Dohna ein. Jeschke flüchtete nach Burg Weesenstein, von dort vertrieben auf den Königstein, und später nach Böhmen, wo er auf Befehl König Sigismunds ungefähr gegen Ende des Jahres 1403 enthauptet worden sein soll, wahrscheinlich als Anhänger des Königs Wenzel und Mithelfer bei dessen Flucht aus der Gefangenschaft. Zwei seiner Brüder waren schon früher in Gefechten bei der Fichte und bei



Adelstanz (nach dem Wornitzer Gemälde).

Burkhardswalde gefallen, einer gehörte dem geistlichen Stande an, der älteste, Otto Heyde III., starb am 21. Oktober 1415 zu Prag. Seit jenem 19. Juni 1402 sind die Burg Dohna und mit ihr die Stadt und die ganze Burggrafschaft im Besitze des Wettinerhauses geblieben, obwohl noch jahrhundertlang die Donins ihre Ansprüche immer wieder geltend zu machen versuchten.

Die Burg ließ der Markgraf nach der Eroberung zerstören, und nur das Palatium blieb anscheinend erhalten und zerfiel erst im Laufe des Jahrhunderts, denn am 8. Juli 1423 diente es noch dem Vogte Apeß Karras von Pirna zur Wohnung, 1481 aber wird die Erlaubnis erteilt, eine Behausung auf das „gebrochene Schloß“ zu bauen. Wie sie ausah, wissen wir nicht. Zwei uns überlieferte Bilder, von denen wir das eine bringen, und das andere in Heckels Beschreibung der Festung Königstein zu finden ist, entsprechen wohl kaum der Wahrheit. Das Bild stammt von einem Gute in Gorkniz, (das früher dem Kanzleivorsteher Herzog Georgs von Sachsen Simon Pistorius, dem letzten bekannten Dohninischen Schöppen, gehörte,) ebenso wie das gleichfalls reproducierte Bild des Adelstanzes, ist aber erst im 16. Jahrhundert entstanden. Heute sind von der stolzen Veste nur wenige überschüttete und überwachsene Umfassungsmauern noch zu finden, und während 1707 noch Gewölbe standen, die erfolgreich den schäzefuchenden Schweden trogten, und 1803, als der Burgberg vorübergehend in den Besitz eines Sprossen der Donins gelangt war, noch der große gepflasterte Schloßhof und verschiedene Grundmauern bloßgelegt

werden konnten, gingen die letzten Spuren vergangener Zeit bei der Einebnung des Plateaus zum Bau des Schießhauses, das jetzt den Berg krönt verloren. Sie transit gloria mundi!

Auf dem vom Burgberge nordöstlich nach der Sedlitzer Höhe zu sich hinziehenden Taschenberge liegt die alte Stadt, ursprünglich erst nur eine Ansiedelung ackerbauender und für die Burggrafen als Handwerker thätiger Vasallen und niemals befestigt, denn nirgends finden sich Spuren von Türmen, Wall und Graben, und auch der „Pirnaer Mönch“ bezeichnet sie als „offenen Flecken“. Zuerst erwähnt und zwar als Städtchen wird sie im Jahre 1121. Während der Blütezeit der Doninischen Herrschaft tritt naturgemäß die Stadt hinter der Burg völlig zurück; gleichwohl hat sie mit dieser alle Schicksale bis zum Jahre 1402 geteilt, und recht merkwürdige Verhältnisse mögen mitunter geherrscht haben, da mit den „beiden Schöffern“ oder gar „drei Häusern“ zu Dohna auch die zugehörigen Pertinenzien in der Stadt den Lehnsherrn gemeinsam hatten, sodaß wohl oft von zwei Nachbarn der eine markgräflich meißnische, der andere königlich böhmische Lehnsman gewesen sein mag. Was bei der Bedeutungslosigkeit des Städtchens aus den ersten Jahrhunderten uns bekannt geworden ist, bezieht sich auf seine Hauptzierden: die Kirche, das Hospital und den Schöppenstuhl. Die alte Stadtkirche, von 1212 bis 1250 gebaut, war in katholischer Zeit im Besitze eines umfangreichen Lehens, dessen Ertrag sich ungefähr bemessen läßt, wenn wir sehen, daß nach Einführung der Reformation (1540) das Einkommen des Pfarrers im Jahre 1561 in folgender Weise



Burg Dohna (nach dem Gorknizer Gemälde).

festgesetzt wurde: 200 fl. 3 gr. baar, 1 Garten, 6 Fuder Wiesenwachs, Holz zur Zubuße, 18 Stück Vieh und 7 Schweine, außerdem noch Zinseinkünfte von drei Dörfern. In heutige Münze, so weit dies möglich ist, umgerechnet, würde das gegen 5000 Mark betragen, jedenfalls war aber der Ertrag der Lehngüter früher noch ein höherer, wenn auch ein unsicherer und mit großen Belästigungen und Abhaltungen für die Geistlichen verbunden. Später wurde deshalb auch Letzteren die Verwaltung gänzlich entzogen und einem der adeligen Kirchkommissarien übertragen. Ihren Wohlstand erlangte die Kirche namentlich durch drei Ablassbriefe von

10 bez. 40 Tagen, von denen wir den einen schon erwähnten, die zahlreiche freigebige Pilgerscharen nach Dohna lockten. Die Kirche, die im Laufe der Zeit völlig umgebaut wurde, und von der nur noch der Altarflügel eventuell auf die Entstehungszeit zurückgeführt werden kann, birgt einen sehr wertvollen geschnitzten Altar vom Jahre 1500 und einen kunstvollen Taufstein.

Auf die Pilgerfahrten ist wohl auch die Entstehung des „hohen Hospitalstiftes“ zurückzuführen, früher mutmaßlich zur Aufnahme und Verpflegung erkrankter Wallfahrer bestimmt und durch Kurfürst Moritz 1553 mit tausend Gulden aus dem Anna-



Kirche und geistliche Gebäude.

berger Silberzehnten beschenkt, heute ein Stift für alte erwerbsunfähige Männer. Erwähnt wird es schon 1397, besaß eigenen Richter und eigenen Schöppen, war landständig und bildete mit den ihm geschenkten 12 Häusern eine eigene steuerfreie Hospitalgemeinde.

Ihm gegenüber steht der heutige Ratskeller,*) jenes Gebäude, in das der Überlieferung nach der berühmte Schöppenstuhl nach der Zerstörung der Burg verlegt worden sein soll. Dieser Schöppenstuhl, einst weit über Sachsens Grenzen hinaus bekannt und gesucht, an Ruhm dem Leipziger und Magdeburger gleichwertig, der 1325 zuerst urkund-

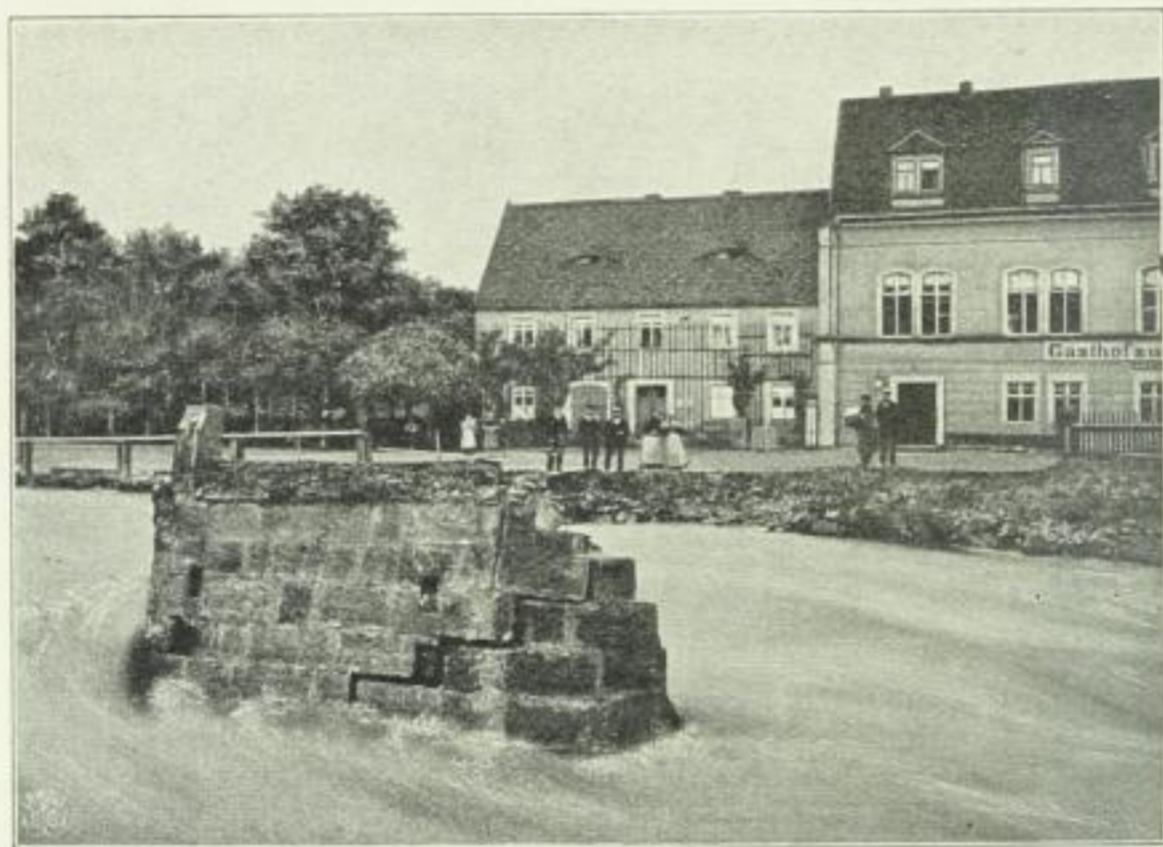
lich erwähnt wird und namentlich in Lehnsstreitigkeiten sich hohen Ruf erworben hatte, blieb auch nach der Fehde noch in Dohna, bis er 1572 mit dem Leipziger vereinigt wurde. Früher führten bei seinen Sitzungen die Burggrafen den Vorsitz, und adelige Vasallen urteilten als Schöppen, später übernahm der Hauptmann der Mannschaft die Leitung. Mit seiner Verlegung schwand der letzte Teil alter Größe von Dohna, und was uns aus den folgenden Zeiten berichtet wird, sind die gewöhnlichen Schicksale jeder alten Stadt, wie sie der Lauf der Jahrhunderte mit sich bringt: große Feuersbrünste und Wassernot, Kriegsdrangsale und

*) f. Bild S. 302.

Best. Namentlich an Kriegsschädigungen ist sie reich gewesen. Der Zug des Prokop nach Dippoldiswalde, der 30jährige Krieg und besonders die Belagerung Pirnas durch Banner, der 7jährige Krieg und nicht zuletzt die Kämpfe von 1813 haben unheilvolle Wolken über die Stadt heraufziehen lassen. Ein Bild des Jammers bietet es uns, wenn wir hören, daß in einem Orte von ca. 700 Einwohnern in der Zeit vom 9. Mai bis 1. Dezember 1813 insgesamt 101 Generale, 453 Stabsoffiziere, 2820 Offiziere und 84969 Gemeinen einquartiert gewesen sind, und 44000 Thaler Einquartierungsgelder allein für die Franzosen aufgebracht werden mußten. Die sog. „Kaisernacht“ vom 8. zum 9. September 1813,

da Napoleon nach blutigem Kampfe in Dohna übernachtete, auf dem Marktplatz die Lagerfeuer mit den geraubten Aktenstößen des Stadtarchivs unterhalten wurden, und ringsum aus den geplünderten Häusern die Flammen gen Himmel lohten, lebt heute noch im Gedächtnisse der Dohnaer fort.

Nun die Stadt hat alle diese Schäden überwunden, sie ist trotzdem mehr und mehr emporgeblüht, der Gewerbefleiß ihrer Einwohner, die Tüchtigkeit ihrer Handwerker, von denen die „Lästerer“, die Fleischer, bekannt und eng mit der Geschichte Dresdens verknüpft sind, haben eine gedeihliche Entwicklung bewirkt, so daß Dohna heute ein, wenn auch bescheidenes, so doch blühendes Städtchen mit



Neue Müglisthbrücke nach dem Hochwasser 1897.

ungefähr 3300 Einwohnern ist. Und dabei hat es seinen Charakter als Ackerbaustädtchen ständig gewahrt. Freilich die 33 Güter, in welche 1569 das verkaufte, große burggräfliche Vorwerk geteilt wurde, ein Erwerb, der jahrhundertlang die Bürger in Großdohnische oder Begüterte und Kleindohnische oder Häusler unterscheiden ließ, sind auf fünf zusammengeschnitten, darunter das Freigut*), einst der Familie von Bora gehörig und im Mitbesitze von Luthers Sohn, Dr. Paul Luther, aber die Vergangenheit hindurch bis jetzt blühten jene Gewerbe, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen: Fleischerei und Müllerei, Gerber-, Beutler-, Sattler- und Schuhmacherhandwerk, vom Anfang des 18. Jahr-

hunderts ab auch die Strohflechterei. Die noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts ertragsreiche Fabrikation von Seidenbändern ist erloschen.

Bereits im vorigen Jahre war aus der Mitte des im Interesse der Stadt unermüdet thätigen Gebirgsvereins heraus die Anregung gegeben worden, den Gedenktag des Übergangs unter Wettinische Herrschaft nicht klanglos vorüberziehen zu lassen, freudig war der Gedanke von den Bürgern aufgenommen worden, und still und emsig wurde an seiner Ausgestaltung gearbeitet. Die Feier war als Heimatsfest gedacht, alle alten Stadtkinder, alle jene, die hier gewirkt oder gewohnt hatten, alle alten Freunde sollten zusammengerufen werden, und zahlreichen, be-

*) Siehe Bild S. 301.

geisterten Widerhall hatten die Aufforderungen gefunden, die in das Land hinaus versandt worden waren. Am 19. Juni 1902 vollendete sich der Zeitraum von 500 Jahren, am 21. bis 23. Juni sollte die Feier stattfinden: da brach unvermutet über das Land die Sorge um das schwer gefährdete Leben unseres geliebten Königs herein. Bangen Auges schauten auch wir nach Sibyllenort, mit Trauer wurden die Nachrichten verfolgt: wird der Todesengel noch einmal vorübergehen an der Pforte des Schlosses? Der 19. Juni nahte, die Ergebnissadresse war abgesandt, aber noch lauteten die Nachrichten trüb und hoffnungslos. Da beschloß der Festausschuß das mit so schweren Opfern, mit so vieler Mühe vorbereitete Fest auf unbestimmte Zeit zu verschieben, die Absagen wurden gedruckt und abgesandt — in der Sterbestunde unseres Fürsten. Ein eigenes Geschick fügte es, daß der königliche Dulder am selben Tage die müden Augen schloß, an dem vor 500 Jahren sein großer Vorfahr einen reichen Besitz mit seinem Lande vereinte; und tiefe, aufrichtige Trauer durchzog unser Sachsenland. War es da recht, daß wir so bald schon, am 12. bis 14. Juli daran gingen, das verschobene Fest nunmehr zu feiern? Oft und ernst haben wir uns diese Frage vorgelegt, und eingehend ist sie erwogen worden, aber wer das Arrangement einer derartigen Veranstaltung kennt, weiß auch, wieviele Opfer gebracht werden bei einer langen Verzögerung, und wie wenig aussichtsvoll sonst der Erfolg gewesen wäre. Die Erntezeit nahte, die Ferien standen vor

der Thür, und dann — es war kein Fest des Jubels, das wir planten, es war ein Fest ergebener Treue gegenüber unserem Fürstenhause. So glaubten wir den Termin, so kurz nach Ablauf der Landestrauer, rechtfertigen zu können.

Der Himmel freilich schien uns zu großen, wohl erklangen am Sonnabend verlockend die Melodien des Zapfenstreichs, aber die mit den Nachmittagszügen eingetroffenen Festgäste blickten zaghaft nach den dunklen Wolken hinauf und hüllten sich fröstelnd in ihre Mäntel, das Marktfest bei 8—9° versprach anscheinend wenig Reiz. Und doch wie schnell änderte sich die Stimmung. Zwar war die Witterung rauh und unfreundlich, und „mehr nach Grog als würzigem Bier stand unser Begehren“, aber die innere Wärme half über alles hinweg. Vor dem alten, die Kirche umschließenden ehemaligen Friedhofs ertönten vom erhöhten Podium herab die munteren Klänge der Militärkapelle, die Häuser prangten im grünen Schmucke, elektrische Bogenlampen warfen ihr helles Licht über den Marktplatz, und mit Eintritt der Dunkelheit erstrahlten ringsum die Häuser im Lichterglanze, und munter wogte eine begeisterte Menschenmenge und stimmte jubelnd den feurigen Worten der Festredner zu und freute sich an den gebotenen Liedervorträgen und turnerischen Darbietungen. Und als die Letzten nach Hause gingen, dem Vernehmen nach in ziemlich vorgerückter Stunde, da hatten blinkende Sterne die erlöschene Illumination ersetzt und versprachen für den kommenden Tag blauen Himmel und Sonnenschein.



Ansicht von Dohna.

Die Verheißung traf ein, und dies trug nicht unwesentlich zur Erhöhung der Feststimmung und zur Verstärkung des Besuches von auswärts bei.

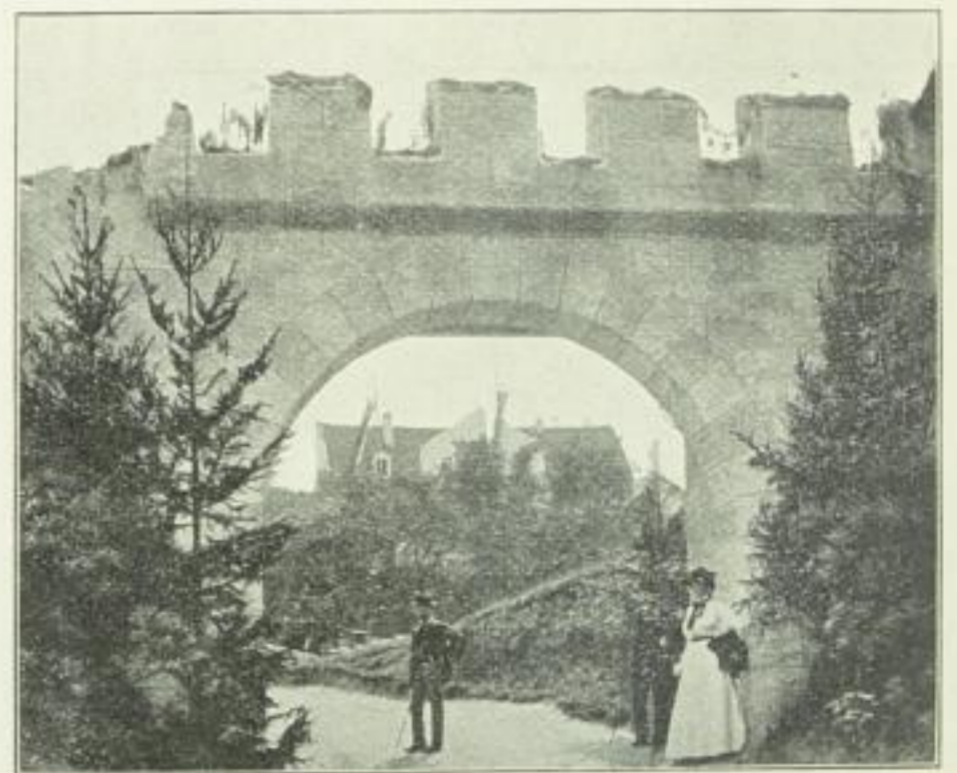


Wilhelm der Einäugige.

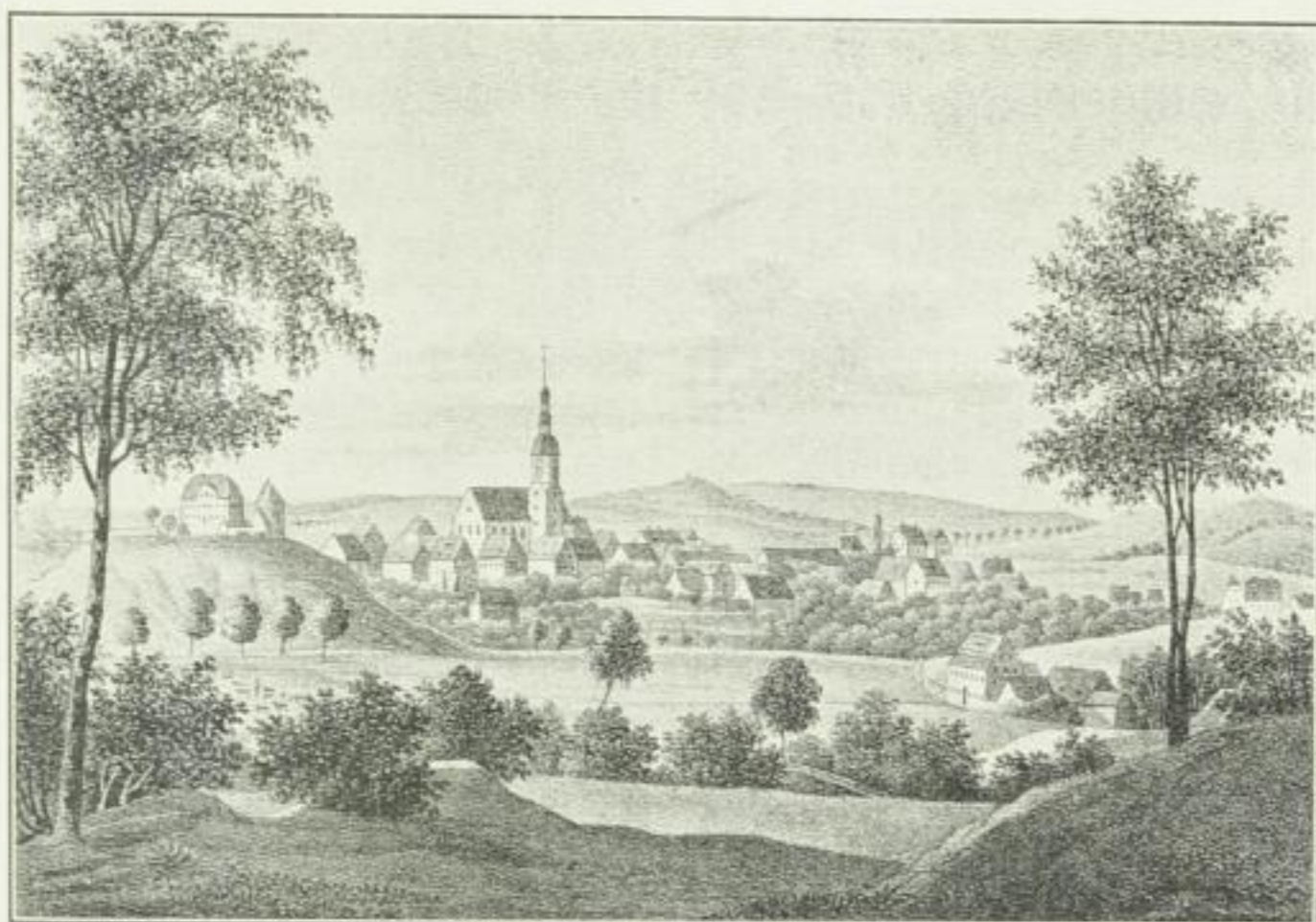
Nachdem früh 6 Uhr die schmetternden Klänge der Reveille die Schläfer geweckt hatten, fand $\frac{1}{2}$ 9 Uhr in der mit Andächtigen dicht gefüllten Stadtkirche ein Festgottesdienst statt, an den sich ein Frühkonzert auf dem Markte anschloß. $\frac{1}{2}$ 12 Uhr versammelten sich die Festteilnehmer, geschmückt mit der geschmackvoll ausgeführten Erinnerungsmedaille, in dem anmutig dekorierten Saale des Gasthofes zum Mäglisthal zum Mittagessen. In frohester Laune verlief das mit kernigen Ansprachen reich gewürzte Mahl, auch aus dem Kreise der Gäste wurde manches Wort dankbarer Anhänglichkeit, manch Gelöbniß alter Treue gegenüber Heimatstadt und Vaterland laut, und als die Absendung eines Guldigungstelegrammes an Sr. Majestät den König Georg beantragt wurde, fand der Vorschlag begeisterte Zustimmung. Und nun nahte der Hauptteil des Programms: der Festzug und die Vorführung lebender Bilder auf dem alten Burgberg. In einer der breiten Straßen der unteren Stadt sammelten sich die Teilnehmer, zu denen sich auch die Spitzen der Pirnaer Behörden als Ehrengäste gestellt hatten, um in zwei Zügen durch die geschmückten Straßen nach dem Festplatze

sich zu begeben. Kopf an Kopf stand eine schaulustige Menge und erfreute sich an dem abwechslungsreichen, imposanten Zuge, den zwei Abteilungen weißgekleideter Ehrenjungfrauen mit Scherpen in den Landes- und Stadtfarben, eine mittelalterlich kostümierte Gruppe, zwei Festwagen der Fleischer- und Bäckerinnung, sowie die Uniformen der Kapellen, der Schützen und der freiwilligen Feuerwehren ein farbenprächtiges Bild verliehen. Und hinter ihm wogte und drängte sich eine Menschenmenge, wie sie das kleine Dohna in Friedenszeiten wohl noch nicht gesehen hat, und füllte den geräumigen Festplatz bis zum äußersten Ende.

Mit der Rückwand an das Schießhaus sich lehrend, sodaß dessen Räume als Garderobe benützt werden konnten, war eine erhöhte Bühne aufgeschlagen, mit tiefer liegendem Orchester und seitlichen Rednerbühnen für Sprecher und Sprecherinnen, die im Kostüme von Herold und Edeldame den einleitenden und geschichtlich erklärenden Text zu jedem Bilde gaben, während die Kapelle den Eindruck der Vorstellungen durch geschickt angepasste Weisen zu vertiefen strebte. Die Darbietungen waren bis auf das letzte Bild der Geschichte der Stadt und Burg entnommen und ließen im Fluge die Vergangenheit mit ihren bedeutungsvollsten Ereignissen vor den Augen der Zuschauer vorüberziehen. Das erste Bild zeigte die Belehnung des Heinrich von Rothowe mit der Burggrafschaft Donin durch Kaiser Friedrich Barbarossa 1252. Ihm folgte eine Sitzung des Donin'schen Schöppenstuhls (14. Jahrhundert). Der folgende



Künstliches Thor zur Jubelfeier am Ausgang zum Burgberg errichtet.



Dohna um 1840.

Adelstanz im Jahre 1385 zeigte die verhängnisvolle Scene, da Jeschke, vom Ritter Körbis zu Falle gebracht, die Hand erhebt zu dem Schlage, der so langwierige Fehde und so großes Unheil für die Donins heraufbeschwor. Diesem Bilde, der Einleitung zur Doninschen Fehde, stand das folgende als Schluß derselben gegenüber: Der Einzug Markgraf Wilhelms des Einäugigen in die erstürmte Burg am 19. Juni 1402. Waren die vier ersten Bilder mehr mit der Geschichte der Burg verknüpft, so bezogen sich die beiden folgenden auf die der Stadt: Die Überreichung von Innungsordnung und Privilegium an die Fleischer-Innung zu Dohna durch Kurfürst Christian I. am 4. Januar 1589 und Napoleon I. in Dohna am 8. September 1813, die schon erwähnte Kaisernacht. Während dieser Vorfürhungen war ein Dankestelegramm des Königs eingegangen und unter stürmischem Beifallsjubel der nach Tausenden zählenden Menge verlesen worden, ein Jubel, der sich bei dem letzten Bilde, einem Dank für den entschlafenen König Albert und Segenswunsch für seinen erhabenen Bruder, deren Büsten die als Saronia gekleidete Sprecherin unter warm empfundenen, poetischen Worten mit Lorbeer krönte, zu einer imposanten Huldigung steigerte.

Langsam nur verlief sich die Schar der Festteilnehmer, die einen zerstreuten sich in die Säle der Stadt, um noch einige Stunden fröhlichem

Tanze zu huldigen, die anderen suchten sich eine beschauliche Ecke, um im heiteren Gespräch alte Erinnerungen aufzufrischen oder beim schäumenden Gerstensaft ihre Freude über das Gesehene und Erlebte Ausdruck zu verleihen. Denn einstimmig war die Anerkennung für das in jeder Beziehung gelungene Fest, das der Opferwilligkeit der Bürger und ihrer Heimatsliebe ein glänzendes Zeugnis ausgestellt hat.

Als bleibendes Erinnerungszeichen waren außer der Festmedaille für die Teilnehmer ein Becher mit dem alten Burgturm, eine Festpostkarte sowie eine Festschrift (Separatabdruck aus der Kirchengalerie*) und eine Festzeitung ausgegeben worden, deren Anblick manchem die frohverlebten Stunden wieder heraufrufen wird, wenn Meilen wieder zwischen ihm und der Heimat liegen, und Jahre ins Meer der Ewigkeit hinabgeglitten sein werden.

Ein Kinderfest schloß am Montag die für Dohna so bedeutungsvollen Festtage ab, die hoffentlich dazu gedient haben, alte Freunde enger zu binden und neue zu erwerben.



Wappen der Donins.

*) Verlag von Arwed Strauch in Leipzig.

Die Umgebung von Hof im Vogtlande in geologischer Hinsicht dargestellt

Von Hugo Christoph Heinrich Meyer.

(Fortsetzung des Artikels auf Seite 245 ff. „Unserer Heimat“.)

Schon ein flüchtiger Blick auf die geologische Spezialkarte zeigt uns, daß die Umgebung von Hof a. Saale, der Hauptstadt des bayerischen Vogtlandes, komplizierteste Gebirgsformationen aufweist. In der That gehört dieselbe zu den geologisch interessantesten Gegenden. Die Meeresablagerungen, welche hier zu Tage treten, rechnet man zu dem Paläozoikum, d. h. zu derjenigen Periode unserer Erde, in welcher die ersten Lebewesen entstanden. Bei Hof sind dieselben unter einander so verschieden und auf den engsten Raum so eigentümlich zusammengedrängt, daß man auf einer Wanderung von etwa einer Wegstunde verschiedene geologische Zeitabschnitte mehrmals berühren kann.

Abgesehen von den bereits aufgeführten Eruptionen besteht die Umgebung von Hof zum größten Teile aus den geschichteten Gesteinen der laurentischen und huronischen, vor allem aber der kambrischen, silurischen, devonischen und karbonischen Formation. Hof selbst liegt etwa in der Mitte des von dem Geologen Süß in seinem Werke „das Antlitz der Erde“ rekonstruierten, uralten Faltengebirgsystems, welches dieser Forscher als das „varisische Gebirge“ bezeichnet hat. Die Schwierigkeiten, welche der Erforschung dieses Gebietes entgegenstehen, hebt schon von Gumbel in seiner „geognostischen Beschreibung des Fichtelgebirges mit dem Frankenwalde und dem westlichen Vorlande“ in folgenden Worten hervor:

„Die Zerstückelung und Zusammensaltung, welche die Gebirgsschichten hier an der äußersten Nordostspitze der Münchberger Gneisgruppe erlitten haben, sind geradezu verwirrend und wenig geeignet ein klares Bild zu gewinnen. Schichten von sehr verschiedenem paläolithischem Alter liegen dicht gedrängt an einander und verdrücken oder schneiden einander wechselseitig ab.“

Die untersten kambrischen Schichten, welche auf die krystallinischen Schiefer folgen, und zu denen auch die Phylodenschiefer gerechnet werden, sind in der Nähe von Hof weniger vertreten. Sie erscheinen hier als Ausläufer des kambrischen Hauptzuges, der von der böhmischen Grenze her über Preß, Rehau,

Martinlamitz bis in die Nähe von Goldkronach sich erstreckt. Auch enthalten diese Schichten nur wenige organische Reste. Auf den kambrischen lagern die silurischen Meeresablagerungen auf, welche von Fachgelehrten wieder in verschiedene Unterabteilungen gebracht werden. Über den silurischen liegen die devonischen und über diesen die Karbonschichten. Doch wäre es natürlich dem Laien unmöglich, diese Reihenfolge festzuhalten, weil die organischen Reste der bezeichneten Schichten unter einander große Ähnlichkeiten aufweisen und z. B. viele Schalthiere in den verschiedenen Ablagerungen in gleicher Weise vorkommen. Dies läßt sich recht deutlich aus den berühmten Sammlungen des ausgezeichneten Lokalgeologen, Justizrats Glas in Hof erkennen. Als wir, das heißt jene kleine Gesellschaft von angehenden Mineralogen und Geologen, deren Wanderung vom Kornberg über Schwarzenbach a. S. und dem Ölsch nach Hof in Nr. 8 „Unserer Heimat“ geschildert worden ist, uns wieder im bayerischen Vogtlande zusammengefunden hatten, war denn auch unser erster Gang zu genanntem Herrn, der uns in der lebenswürdigsten Weise von seinen Sammlungen Einsicht nehmen ließ. Wenn wir die Reichhaltigkeit dieser Sammlung in Betracht zogen, konnte es uns durchaus nicht mehr wundern, daß bereits weit über 10000 Arten von Meerestieren jener ältesten Periode organischen Lebens auf der Erde gefunden worden sein sollten. Landtiere im jetzigen Sinne gab es damals allerdings nicht, wohl aber eine reiche Meeres-Fauna und -Flora und auch einige Kryptogamen, welche sich wohl an den Felsen und den über das Meer hervorragenden Korallenriffen angesetzt haben mochten. Denn auch die Korallenbildung war schon damals äußerst mannigfaltig und ausgedehnt, wie die verschiedenen fossilen Reste bekunden. Dagegen treffen wir erst in der devonischen Periode eine Art Landflora an. So fein und unmerklich sich aber auch die eine Formation aus der anderen entwickelt — ohne jedoch von der vorhergegangenen in jeder Hinsicht abzuweichen — und so seltsam auch das Tier- und Pflanzenleben

jener Urzeiten gewesen ist: die Wissenschaft hat in diese dunklen Geheimnisse Licht gebracht und den Entwicklungsgang ziemlich klar gestellt. Besonders der große Geologe J. Barande, der der Erforschung der Silurformation vierzig Jahre seines Lebens widmete, aus eigenen Mitteln zahlreiche Sammler an verschiedenen Orten beschäftigte, ja an besonders merkwürdigen Stellen vollständige Steinbrüche zur Gewinnung der Versteinerungen betrieb und die Fauna der Silurzeit in 22 mächtigen Quartbänden mit 6000 Seiten Text und gegen 1200 topographischen Tafeln schilderte, hat gerade den Leimischichten bei Hof die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Aber auch andere Forscher, wie Dr. von Gümbel, Dr. Friedrich Ley und Dr. J. F. Pompeckj, haben über die Tremadokschichten bei Hof geschrieben. Auch in Werken englischer Geologen sind dieselben gehührend hervorgehoben.

Wie schon bemerkt, ist von einer Landflora erst im Devon etwas zu verspüren. Fische sind im Silur selten. Dieselben nehmen jedoch an Zahl und Art im Devon zu und vermehren sich noch weiter im Karbon. Alle die so seltsamen Lebewesen zu schildern, ja auch nur die Leitfossilien in ihren charakteristischen Merkmalen vorzuführen, ist hier unmöglich. Es genügt, wenn der Leser auf jene Funde der modernen Tiefseeforschungen aufmerksam gemacht wird, von welchen einzelne Zeitschriften zuweilen Berichte und Abbildungen von Tierformen aus jenen ungeheuren Meerestiefen bringen. Diese Abbildungen entsprechen einigermaßen den Urtieren der Silurzeit. Wenn aber auch die Organe der Tiere aus jener Zeit meist anders sind als bei den Tieren der Gegenwart, wenn z. B. die Urkrebse jener Zeit keine Sehorgane besaßen, so ist doch hinwiederum festgestellt, daß sie im übrigen sehr entwickelte Körperformen aufwiesen. Schon bei den Bryozoen oder Moostierchen (auch Mooskorallen genannt), läßt sich ein gesonderter Darm mit After, sowie ein wohlentwickeltes Nervensystem nachweisen.

Die eigentlichen Urtiere oder Protozoen sind im Silur in den Überresten der Gehäuse der Foraminiferen vertreten. Dann finden sich Radiolarien (Meeresschwämme, auch Kieselschwämme), welche mit den noch jetzt lebenden, durch die Tiefseeforschungen bekannt gewordenen Arten große Ähnlichkeit haben. Auf unseren Exkursionen nach Leimitz fanden wir auch häufig jene unter dem wissenschaftlichen Namen Graptolithen bekannten gefügten Figuren, spiral-

förmigen Linien und Sternchen, mit welchen die schwarzen, anthrazitreichen Kieselschiefer bei Hof durchsetzt sind.

Seesterne, Seeigel, Seelilien und Seewalzen fanden sich als Vertreter unserer das Meer bewohnenden sogenannten „Stachelhäuter“ schon damals vor. Besonders aber wird jeder Laie die schalenbewehrten Armfüßler, von denen allerdings meist nur noch die Schalen vorhanden sind, ebenso interessant finden als die Tatsache, daß die Verwandten unserer allbekanntesten räuberischen und gefräßigen Kraken, sowie unseres Tintenfisches (*Sepia officinalis*), vor allem aber die Gattung Nautilus als große und gefährliche Polypen schon das Urmeer beherrschten. Doch trugen sie damals einen dichten Kalkpanzer mit verschiedenen Kammern, von denen die eine dem Tiere zur Wohnung diente, während die anderen mit Luft gefüllt waren, wodurch es diesen Tieren ermöglicht wurde, an der Oberfläche des Wassers zu schwimmen und hier mit den Fangarmen, genau so wie die noch lebende Nautilusart, ihre Nahrung zu erhaschen.

Besonders reich war das Silurmeer an krebbsartigen Tieren, welche besonders in der oben erwähnten Glas'schen Sammlung stark vertreten sind. Sie erinnern in ihren sonderbaren Formen ein wenig an jene kleinen Krustentiere, welche in unseren Häusern als Kellerasseln allgemein verbreitet und bekannt sind. Diese krebbsartigen Tiere der Silurzeit waren jedoch wehrhafte Wesen. Denn außer ihrem Panzer trugen sie auch noch einen langen, spitzen Stachel gleich vielen unserer Skorpionarten am Hinterleib. Diese Krustentiere finden sich in der Umgegend von Hof zwar nur in kleinen Exemplaren, aber in Wirklichkeit erreichten sie, wie die bezüglichen englischen Funde bekunden, oft eine ansehnliche Größe von mehr als einen Meter und werden von den Geologen als die fremdartigsten Krebstiere bezeichnet, die wohl je gelebt haben. Auch Muschelnarten wurden in jenen ersten Meeresablagerungen gefunden. Jedoch jene Krebse, sowie die schalenbewehrten Molusken scheinen die Mehrzahl der damaligen Tiere gebildet zu haben. Was die im Devon und unteren Karbon gefundenen Fische anlangt, so ähneln dieselben gleichfalls den durch die Tiefseeforschungen an das Tageslicht gebrachten Fischarten.

Die Karbonschichten, welche sich in der Umgegend von Hof befinden, bestehen aus dem so-

nannten Bergkalk (auch Kohlen- oder Kulmkalk), Grauwacke- oder Thonschieferschichten. Auch diese sind reich an interessanten Einschlüssen, besonders in den Steinbrüchen bei Gattendorf und Regnitzlosau. Doch findet sich der Kohlenkalk nur noch stellenweise in Nestern vor und repräsentiert den Rest jener einst so mächtig gewesenen Meeresablagerung.

Das Gebirgswasser der Saale, welches noch vor einem Jahrtausend viel stärker und reißender gewesen sein muß als heutzutage, und sich in seiner wilden, diluvialen Gestalt tiefe Rinnsale in die bei Hof so mächtig auftretenden, harten Schafsteine gebohrt hat, brachte im Laufe der Zeiten ungeheuere quartäre Schuttmassen herbei, welche nun einen großen Teil der uralten Sedimente in nächster Nähe Hofs überlagern. Das hindert jedoch einen aufmerksamen und findigen Lokalgeologen nicht, seine Forschungen gerade auf diese Stellen auszudehnen, und bei jeder Brunnen- oder Kellergrabung, jeden Grundaushub zum Zwecke eines Hausbaues, jeder neuen Kiesgrube, Kanalisation u. s. w. einen Weg zu jenen verborgenen Tiefen zu suchen, welche ihm die Wunder der Vergangenheit vor Augen führen, und die Lokalgeologen von Hof haben keine Gelegenheit versäumt, die verborgenen Schätze zu sammeln. Doch treten ja die versteinierungsführenden Schichten auch sonst auf Schritt und Tritt zu Tage, und ermöglichten es auch uns, die wir als Fremde in jenes Gebiet eingedrungen waren, wertvolle Funde zu machen und uns von der Reichhaltigkeit der Versteinierungen der Urwelt in der Umgegend von Hof selbst zu überzeugen.

Die besprochenen Schichten dehnen sich vom Nordrande des Münchberger Gneisgebietes in der Richtung von Südwesten nach Nordosten über das tiefeingeschnittene und auch landschaftlich interessante Saalthal aus und treten bei Sachsgrün und Pöfbeck in das sächsische Gebiet über. Gerade die Umgegend dieser beiden Orte ist bemerkenswert, weil auch hier die alten Sedimente durch kuppelartig zu Tage tretende Eruptivgesteine gehoben und gebrochen worden sind und zwar bei Sachsgrün durch Diabas und bei Pöfbeck durch Diabas und Leukophyr.

Die interessanteste Diabashöhe aber bildet ohne Zweifel der Labyrinthberg bei Hof, zu welchem man jetzt auf wohlgepflegten und weitausegedehnten Parkwegen unmittelbar von der Stadt aus über die schönen Anlagen des Theresiensteines hinweg in etwa einer Stunde gelangt, und von welchem aus

sich ein imposanter Rundblick fast nach allen Himmelsrichtungen bietet. Nur nach Nordost wird der Ausblick durch Diabaserhebungen an der bayerisch-sächsischen Grenze gehemmt. Von Süden her grüßt uns das Granitmassiv des Fichtelgebirges mit vorgelagerten Hügeln der laurentischen und huronischen Formation, dann anschließend an dasselbe die Hügellandschaft des Münchberger Gneisgebietes, während westlich und nordwestlich die Höhen des Franken- und Thüringer Waldes sichtbar sind und vor allem der Döbraberger bei Schwarzenbach a. S. aus den um ihn her gelagerten Kohlenkalen, Silur- sowie Devonischen sein waldiges Haupt erhebt. Die Höhen des Thüringer Waldes, welche von Osten und Nordosten herüberschauen, werden mit den ans Vogtland angrenzenden Partien des Frankenwaldes vor allem durch breite von Südwesten nach Nordosten gerichtete Kulm- und Devonischen, sowie durch Schafsteine verbunden. Von Norden und Nordosten her treten dann bei Lichtenstein und Steben wieder dieselben kambriischen und Phylloporischen auf, welche wir bei Rehau wahrgenommen haben, und werden hier an verschiedenen Stellen von einem Eruptivgestein durchbrochen, welches dem Diabas ähnelt, von den Geologen aber aus besonderen Gründen Proterobas genannt wird. Dort in jenem östlichen und nordöstlichen Winkel stand auch eine Wiege der älteren deutschen Montanindustrie. Zahlreiche Stollen und Schachtmündungen besonders bei Lichtenberg, Jssigau, Blankenberg, Hirschberg und Joditz geben noch Zeugnis von einem Jahrhunderte lang in Blüte gestandenen Bergbaue. Vor allem auf Eisen, aber auch auf Zinn, Kupfer und andere Metalle wurde gegraben. Leider erwiesen sich die Erzgänge nicht immer als abbauwürdig, und der in alter Zeit betriebene Raubbau hat das Übrige dazu gethan, daß eine Industrie verschwand, welche der Bevölkerung der ganzen Gegend lange Zeit einen gewissen Wohlstand und zugleich der Landschaft ein eigenartig poetisches Gepräge verlieh. Denn nicht allein die niederen Blockwandbauten, aus welchen die alten Bergdörfer mit ihren Holzkirchen bestanden, hatten einen besonderen Reiz. Dies war noch vielmehr bezüglich der zahlreichen Eishämmer jener Gegend der Fall, welche in den tiefen, bachdurchrauschten, walddumstatteten Thälern ein geräuschvolles Dasein führten und mit ihren Wasserwerken, Eissen und Schmieden ganz dem ernstesten Charakter der Gegend und der

rauh, aber markigen, in harter Arbeit gediehenen Bevölkerung entsprachen. Noch jetzt zeichnen sich einige solche Thäler z. B. das reizvolle, romantische Höllenthal bei dem Badeorte Steben durch bedeutende Wassermengen aus. Aber die Ruinen der alten Hammerwerke, welche man oft in jetzt wasserarmen Seitenthälern erblickt, erzählen uns von einem viel größeren Wasser- und Walddreichtum in früheren Jahrhunderten. Denn die seichten, armseligen Wässerchen, welche jetzt dort rieseln, wären ja niemals imstande gewesen, die mächtigen Wasserräder zu treiben, welche dem Betriebe der alten Hammerwerke dienten.

Folgen wir den Windungen der Saale, welche zu unseren Füßen fließt, und deren weißes Band auch noch in der Ferne da und dort aus dem tiefen, waldigen Thalgrunde aufschimmert, so erblicken wir, gewissermaßen als ersten Ruhepunkt für das Auge, an der reußisch-bayerischen Grenze das Städtchen Hirschberg mit seinem Schlosse, welches auf einem senkrecht zur Saale abfallenden Quarzitefelsen errichtet, mit seinen weißblinkenden Mauern weithin sichtbar ist. Wir erblicken ferner noch auf bayerischer Seite auf dem rechten Saaleufer eine langgestreckte Felspartie, zwischen Joditz und Unterkogau. Das sind Schafsteinbildungen, welche, vom Wasser abgenagt und durchwühlt, dem Strome endlich die Bahn freigaben und ihm nur noch vereinzelt Felsblöcke, welche jetzt da und dort trozig aus dem Flußbette aufragen, wie im Grolle über den Sieg des Wassers nachsandten.

In der Gegend von Hirschberg erstrecken sich die oberen kambriischen oder Pylodenschichten, in welchen sich auch die nordwestlich unweit von Hirschberg gelegenen, weitberühmten Lehestener Schieferbrüche befinden, noch weit in das bayrische Gebiet hinein. Die Saale hat auch diese Schichten durchbohren müssen. Bald aber folgen wieder Silur-sedimente bei Töpen in einem langgezogenen Streifen abwechselnd mit quarzitischen und gneisartigen Schichten in der Richtung von SW. nach NO. Zwischen Töpen und Hof drängt dann von Sachsen her jenes mattgrüne Gestein herein, welches als Schaf- oder Mandelstein für jene Gegend charakteristisch ist. Dieser mächtige Gebirgszug setzt sich auf dem linken Saalufer fort und endet erst an

den nördlichen Höhen des Münchberger Gneisbeckens. Derselbe wird mehrfach durch die bereits erwähnten Eruptivgebilde unterbrochen und durchsetzt, welche sich sämtlich in der Richtung von SW. nach NO. hinziehen. Unter diesen Eruptivgesteinen ist besonders schön der Perldiabas bei Gumpertsreut und der Paläopikrit bei Schwarzenstein und auf dem „Landsknecht“ bei Ullitz an der sächsisch-bayerischen Grenze. Das letztere Gestein ist schwarzgrün und sehr hart. Nur seine ziemlich ungünstige Lage dürfte der Grund sein, weshalb dasselbe noch nicht industriell ausgebeutet ist.

Von den Edel- und Halbedelsteinen, an welchen die Gegend reich ist, kann hier eine vollständige Liste ebenso wenig wie von den Erzen und sonstigen interessanten und seltenen Mineralien gebracht werden. Doch muß ein geognostisch interessanter Quarzgang erwähnt werden, welcher bei Wiedersberg zu Tage tritt und viele Mineralien wie Flußspat, Graphit, dann Bergkrytall und Citrin, vor allem aber Kupferlasur und sehr schöne Malachitkrytalle birgt. In der Umgegend von Trogen findet sich Heliotrop und Prasem, und überall, wo der Schafstein mit Quarzit verbunden erscheint, begegnen wir auch schönen Epidot- oder Pistazitkrytallen. Interessant ist auch der Labyrinthberg wegen des Quarzrazenauges, das dort gefunden wird. Dasselbe hat seinen Namen von den an das grünliche Razenauge erinnernden Lichtreflexen, die durch Einlagerung gleichlaufender grünlicher Amianthfasern im Quarz entstehen und durch den konvergen Schliß gut hervortreten. Als Schmuckgegenstand ist das Razenauge sehr geschätzt. Kalkspate in allen Farben und hübsche Schwefelkieskrytalle finden sich vor allem im Diabas und den Kalksedimenten. Der Mineralog aber wird noch eine große Zahl anderer interessanter Vorkommnisse entdecken, wenn er die Umgegend von Hof aufmerksam durchstreift.

Mögen diese Zeilen, denen noch eine Beschreibung der alten Montanindustrie dieser Gegend folgen soll, dazu beitragen, daß die Umgebung von Hof jene Beachtung findet, welche sie nicht blos in Bezug auf ihre hochentwickelte Industrie nebst Handel, sondern auch in Bezug auf ihre landschaftlichen Schönheiten und nicht zuletzt auf ihre erstaunlichen geologischen und mineralogischen Schätze verdient!



Elbfahrt nach Mühlberg.^{*)}

Eine Dampferfahrt auf der Elbe kann sich im allgemeinen mit einer Rheinfahrt nicht messen. Schon die Farbe des Wassers und die kühnern Gestaltungen der Berge, ferner der Hauch der Romantik, mit dem die Fülle geschichtlicher Erinnerungen die Rheinufer umkleidet, und nicht zuletzt auch das heitere, weinfrohe Treiben der Anwohner geben den Gestaden des Rheins einen Vorzug von denen der „gelben“ Elbe, den kein Verständiger leugnen wird. Und doch ist auch die Elbe kein verächtlicher Strom. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derer, die, auch nachdem sie an den wonnigen, von Burgen gekrönten Nebengeländen des Rheins und der Mosel geschwärmt haben, noch fähig sind, die bescheidnern Reize einer längern Elbfahrt mit Verständnis, ja teilweise mit Begeisterung zu genießen. Ich denke dabei nicht zuerst an die durch Steinbrucharbeit und übergroßen Zulauf etwas abgeblätterte Schönheit des felsigen Ufers zwischen Pirna und Herrnskretsch, der sogenannten „Sächsischen Schweiz“, deren etwas einförmige Bizarrerie überdies auch von der modernen Kunst und dem modernen Landschaftsideal weit abseits liegt, sondern ich habe vorzugsweise die in reichstem Wechsel landschaftlicher Formation aufragenden Uferberge des böhmischen Mittelgebirges von Leitmeritz bis Tettschen im Auge, deren natürliche Reize durch die mannigfaltigsten Formen des Anbaus und der Besiedlung noch erhöht werden. Wer diese wunderbaren Szenerien bei guter Beleuchtung auf dem behaglichen Elbdampfer durchfahren hat, oder wer einmal an einem schönen Frühlingmorgen vom Gipfel der Hohen Wostroy oder im flirrenden Lichte des Mittags von der Dubitzer Kapelle bei Salesl oder bei den violetten Schatten des Sommerabends von der Ruine Rameiß auf die Elblandschaft niedergeschaut hat, der wird unvergeßliche Eindrücke davon bewahren: es liegt manchmal ein italienischer Zauber auf dieser Landschaft, oft wähnte ich mich in die Sabiner- oder Volskerberge versetzt.

Auch die Elbfahrt von Dresden nach Meißen kommt immer mehr in Aufnahme. Den einen locken dabei die Ausblicke auf das weinbergumränderte

Villenmeer, das sich auf dem rechten Elbufer nunmehr schon bis über Coswig stromabwärts zieht, den andern die sanftgeschwungenen, wiesen- und waldbedeckten Höhen, die den Strom auf dem linken Ufer begleiten, den dritten die schon bei Schloß Scharfenberg in der Ferne auftauchende Silhouette des Meißner Doms und der Albrechtsburg und die feinen Linien der bacchusgejegneten Sparberge. Aber über Meißen hinaus dringt nur höchst selten ein Fremdling auf der Elbe vor. Man meint, daß aller Reiz einer Elbfahrt mit den Giebeln und Türmen der alten Markgrafenstadt versinke. Aber diese weitverbreitete Meinung ist, wie so viele andre, nichts als ein Vorurteil. Uns soll es nichts kümmern; wohlgenut besteigen wir am Nachmittag eines sonnigen Sommertags in Meißen den Dampfer zu weiterer Thalfahrt hinunter bis zur Grenze unsers menschenwimmelnden Sachsens und darüber hinaus in alt-sächsisches, jetzt preussisches Land; auch da giebt es liebliche Landschaftsbilder und Schauplätze einer tausendjährigen, reichbewegten Geschichte.

Kaum hat der Dampfer die „Knorre“, eine unterhalb Meißens quer durch das Strombett liegende, für die Schifffahrt gefährliche Granitbarre, passiert, so winkt links aus Nußbaum und Pappelwipfeln die einzige noch ungeborsene Wand der romanischen Kirche des ehemaligen Klarissinnenklosters „Zum heiligen Kreuz“, dessen übrige Baurümpfer zwischen Gartenanlagen versteckt liegen. Dann folgt eine Uferlandschaft etwa desselben Charakters wie die zwischen Scharfenberg und Meißen: liebliche Auen zu beiden Seiten, darüber stattliche Höhenzüge, teils felsig, teils bewaldet, am Eingange der Seitenthäler wohlhabige Dörfer mit schlanken Kirchtürmen; vom Fuße des Goltwaldes schimmern das liebevolle wein- und pflirsichbauende Diesbar und der vornehme Schloßbau von Seußlig herüber, etwas weiter abwärts erglänzt auf einem mächtigen Felsen des linken Ufers die uralte Feste Hirschstein, einst eine starke Burg der Meißner Bischöfe. Eine dunkle Sage webt um die gewaltigen Mauern: hier soll im Jahre 1291 der Markgraf Friedrich Tutta, als er nach einer Jagd beim Bischof Withego rastete, von ihm mit

^{*)} Mit fribl. Erlaubnis des Herrn Verlegers F. Wilh. Grunow in Leipzig abgedruckt aus D. C. Schmidt's prächtigem Werke: „Kursächsische Streifzüge“. S. Näheres unter „Litteratur“ im vorliegenden Hefte. —

vergifteten Kirichen bewirtet und in folgedessen plötzlich verstorben sein. Er wurde in dem gegenüberliegenden Seußlich begraben, das damals eins der reichsten Jungfrauenklöster Mitteldeutschlands war, von dem aber außer der Kirche kaum eine Spur übrig geblieben ist. Wettinische Prinzessinnen und Herzoginnen haben hier einst als Nonnen und Abtissinnen gewaltet, auch die schwergeprüfte Gertrud von Osterreich, die Witwe Hermanns von Baden, deren junger Sohn Friedrich mit dem letzten Hohenstaufen Konradin auf dem Blutgerüst in Neapel starb, fand hier (1288) die ewige Ruhe. So wurzeln die mächtigen Linden des Schloßgartens, in deren Zweigen die Drossel ihr süß-melancholisches Lied pfeift, über fürstlichen Gräbern.

Bald hinter Hirschstein werden die Uferhöhen niedriger und verflachen schließlich ganz und gar. Bei Merschwitz überschritt die uralte Straße, die von Leipzig über Großenhain nach den Lausitzischen „Sechstädten“ und nach Schlesien führte, die Elbe; noch lebt hier im Volke die Erinnerung an die Zeit, wo die große Fähr voll von befrachteten Wagen und blaukittigen Fuhrleuten Tag und Nacht herüber und hinüber schwamm. Von Boris und Münchritz an tritt langsam der Typus der niederdeutschen Landschaft hervor: weitgedehnte grüne Wiesenflächen umgürten auf beiden Seiten den geräuschlos dahinziehenden Strom; sie werden durch einzelne Baumgruppen unterbrochen, die bis aufs Gras herab belaubt sind. Über die grüne Fläche her erglänzt dann und wann das große Segel eines Elbfahns oder eine weiße behäbige Windmühle wie in Holland; bei Biegungen des Stromlaufs erscheint das Gewässer oft seeartig, ein Eindruck, der noch verstärkt wird, wenn zufällig eine hoch mit Gras beladene Schaluppe, von einem kräftigen Weibe gerudert, an uns vorübergleitet; dann meint man wohl, an eine Bucht des Chiemsees versetzt zu sein. Luft und Licht sind hier und weiter abwärts, je mehr wir uns von der sächsischen Heimat entfernen, von besonderm Reize. Die Ruß und Geruch verbreitende Großindustrie des obern sächsischen Elbthals, die uns bis Meissen begleitete, liegt hinter uns, und die Brust dehnt sich im Genuß der reinen, weichen Luft, die durch das Wasser selbst an heißen Tagen in erträglicher Temperatur erhalten wird. Die Lichtwirkungen sind am schönsten am Spätnachmittag und bei Beginn des Sommerabends. Da ist die ganze Landschaft bald in goldnen, bald in blauen oder violetten Duft

gehüllt; dabei zieht ein würziger Brodem vom Heu der nahen Wiesen oder von reisendem Getreide über das Berdeck; dann liegt die untergehende Sonne wie eine rotflammende Niesensäule im Grunde des Stroms. Und wenn gar erst der Vollmond heraufzieht und seine flimmernden Silber Scheiben geheimnisvoll auf das leise rauschende Kielwasser des Schiffs legt, dann kannst du, schönheitstrunknes Menschenkind, bei der sanften Musik und dem sprühenden Tropfenregen der Räder hier an der sächsisch-preussischen Grenze ebenso gut wie an den Nebengestaden von Bonn oder Koblenz mit Klopstock schwärmen:

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin — —

Und welche Stille und Einsamkeit auf dem Schiffe um solche Stunde! Da giebt es kein Schieben und Drängen eingepferchter Massen mit heulenden Kindern, wie in der Nähe der Großstädte, sondern allein mit einigen heimkehrenden Landleuten wanderst du ungestört auf dem Deck hin und her, wenn du nicht gerade den Sonntag eines nahen Vogelschießens oder einer Kirmes zum Reisetag erwählt hast.

In Riesa auf dem linken Elbufer wird die ländliche Stille für wenig Minuten wieder durch stärkern Verkehr unterbrochen. Hier an der Schwelle des norddeutschen Flachlands, begrüßen wir das erste niederdeutsche Städtebild. Gäbe es noch eine Hanse, Riesa mit seinem weitausladenden Wasserturm und seinem breit und trozig aufragenden, mit hellgrünen Ziegeln gedeckten Kirchturme, mit seinen umfangreichen Hafens- und Quaianlagen und den zahlreichen im Strom verankerten Frachtkähnen müßte eine Hansestadt sein; es hat sich binnen wenigen Jahrzehnten aus einem unbedeutenden Landstädtchen in einen der wichtigsten Umschlageplätze des Elbverkehrs verwandelt und ist auf dem besten Wege, sich zu einem Kleinhamburg auszuwachsen.

Von Riesa abwärts ist der Charakter der Landschaft wieder rein dörflich; hier und da erheben sich über den Weidenbüschen des Ufers breitwipflige Kronen mächtiger Linden und Pappeln, aus denen Türme und Erker, vor allem aber die ziegelroten Dächer ansehnlicher Herrensitze hervorlugen. Dann erscheint wie eine Fata morgana über dem grünen Blachfeld die hochgieblige Kirche von Strehla und daneben das mit gewaltigen eckigen Türmen und

Binnen bewehrte Schloß, beide auf beherrschender



Strehla an der Elbe.

Höhe. Das Strehlaer Schloß, seit sechs Jahrhunderten im Besitze der zum meißnischen Uradel gehörigen Familie von Pflugk, ist in seiner heutigen Gestalt in der Hauptsache ein Renaissancebau und zwar von so bedeutenden Dimensionen, daß es einem Thüringer Fürstensitze wenig nachgiebt; doch enthält es auch viel ältere, burgähnliche Bauglieder und geht in seiner Geschichte bis in die ersten Zeiten deutscher Siedlung zurück. Es ist auf einem gewaltigen Granitfelsen gegründet und wird schon zu Ottos des Großen Zeiten als Burgwarte erwähnt. Damals waltete der gewaltigste aller Slawensieger, der finstere Markgraf Gero, der uns in seiner Wildheit und Tücke wie ein zweiter Hagen aus dem Nibelungenliede erscheint, als *dux et marchio* wie am ganzen *limes Sorabicus*, so auch im Gau Dalaminzi an der Elbe. Seine Faust lag hart auf den Suphanen der Elbdörfer, er streckte seinen Arm aber auch über die Lausitzer aus und drang bis an die Oder vor, um den Polenherzog Miesko zur Huldigung zu zwingen. Ein Menschenalter nach seinem Tode ist die ganze Situation zu Ungunsten der Deutschen verändert; schwarzhäarige polnische Pfeilschützen und Spießreiter tränken ihre Rosse in der Elbe. Dörfer und Höfe gehen in Flammen auf; das Häuflein der Deutschen ist in den Burgen zusammengedrängt, die stromab und stromauf von Meissen die Uferhöhen krönen. Meissen selbst fällt durch Verrat, Strehla wird vom Polenherzog Boleslaw Chrobry erobert und verbrannt. Wieder ein Menschenalter später siegt das Deutschtum an der mittlern Elbe endgiltig unter der straffen Staatskunst Heinrichs III. und mehr noch durch den von geistlichen und weltlichen Grundherren geförderten Zuzug kerndeutscher Kolonisten. Das Dorf Lorenzkirch drüben auf dem rechten Elbufer, das sich

Strehla gegenüber mit seiner weißen Kirche und den roten Ziegeldächern stattlicher Gehöfte farbenfreudig die grüne Elbaue entlang zieht, enthält in seinem Namen wohl eine Erinnerung an diese Kolonisation. Der heilige Laurentius erscheint nämlich in Mitteldeutschland besonders da als Schutzpatron einer Kirche, wo ein Ort von niederdeutschen, insbesondere von flämischen Einwanderern gegründet worden ist. Flämische Kolonisten aber sind im zwölften Jahrhundert allerwärts an den Gestaden der Elbe von Magdeburg bis in die Gegend von Mühlberg; besonders die geistlichen Herren bedienten sich ihrer zur Gründung deutscher Dörfer auf slawischem Boden. Lorenzkirch hält noch heute auf seinem weitgedehnten Anger alljährlich einen weitberühmten, namentlich von den Landleuten besuchten Markt ab, dessen Ursprung mit der alten kirchlichen Bedeutung des Platzes als Wallfahrtsort zusammenhängt. Ein wenig abwärts von Strehla und Lorenzkirch zieht sich eine interessante Felsklippe, der Rixstein, quer durch das Bett der Elbe. Die Phantasie des Volks ist geschäftig gewesen, ihn mit allerhand Sagen zu schmücken. Er ist das steinerne Thor zu einem wunderbaren, unterirdischen Rixenschloß voll von Schätzen und Perlen. Aus ihm kommen in hellen Sommernächten öfters Rixen hervor und beteiligen sich als weißgekleidete Jungfrauen am Tanze im nahen Strehla. Aber kurz vor Mitternacht müssen sie in ihr feuchtes Element zurückkehren. Zwei verliebte Jünglinge, die zweien von ihnen durch die Elbwiesen nachschlichen, sahen noch, wie sie beim zwölften Glockenschlage die menschliche Gewandung von sich warfen und hohnlachend in die offene Pforte des Steins mit ihrem Fischschwanz hineinschlüpfen. Jahrelang soll auch die „hilfreiche Frau“ aus Strehla im Rixenstein verkehrt haben; sie wurde öfters des Nachts von einem Manne, der wie ein alter Schiffer ausah, aus ihrer Wohnung abgeholt und in den Stein geleitet, um freisenden Rixen beizustehn, und danach reich belohnt entlassen. Später verriet sie thörichterweise ihr Geheimnis den Nachbarinnen und verlor dadurch ihre beste Einnahmequelle. Aber auch ungerufen kann ein Menschenkind in das Rixenschloß eindringen. Es muß nur ein Sonntagskind weiblichen Geschlechts sein und muß am 29. Februar nachts trocknen Fußes — gewöhnlich ist er um diese Zeit mit Eis bedeckt oder überslutet — an den Stein gelangen und dort anklopfen.

Die letzte Strecke sächsischen Landes zeigt links

einen fruchtbaren Wiesenstreifen, rechts einen sandigen, mit dürftigen Kiefern bestandnen Düngürtel; dann passiert das Schiff bei dem Orte Raßschhäuser die sächsisch-preussische Grenze. Nicht weit davon auf einer Anhöhe steht eine weithin sichtbare Steinsäule, die an einen der wichtigsten Momente der deutschen Geschichte erinnert. Hier überschritt am 15. Juni 1866 der preussische General Herwarth von Bittenfeld mit der Elbarmee den Strom, um durch Befegung Sachsens die Niederwerfung Oesterreichs und damit die Lösung der deutschen Frage vorzubereiten. Es ist eine wunderfame Ironie der Weltgeschichte, daß fast an derselben Stelle dreihundert Jahre früher Karl V. die Elbe in entgegengesetzter Richtung überschritt, um durch Zertrümmerung des mächtigsten protestantischen Staats die Vorherrschaft eben dieses fremdländisch-katholischen Geistes im Reiche zu sichern, der 1866 endgiltig von der Teilnahme am Aufbau des deutschen Nationalstaats zurückgewiesen werden mußte. Der schlichte Wiesenplan der Domäne Borschütz wird zum grandiosen Schauplatz des Weltgerichts, wenn man die trennenden Schranken der Jahrhunderte und des Raumes in Faustische Nebel versenkend sich folgendes Bild vor die Seele stellt: Karl V., eine zarte, fast gebrechliche Gestalt mit fahler Hautfarbe, in goldschimmerndem Harnisch und burgundischer Feldbinde auf seinem Schlachtrosse, umgeben vom Herzog Alba und andern spitzbärtigen spanischen Granden, den venezianischen Gesandten, spanischen Arkebusirern, neapolitanischen Kürassieren und leichten italienischen Reitern begegnet nordwärts reitend den südwärts marschierenden blauen Bataillonen Wilhelms I., pommerischen Grenadieren und märkischen Landwehrleuten, geführt vom kriegerischen Adel desselben Brandenburger Landes, aus dem Karl V. nicht nur ein kleines Hilfskorps, sondern sogar den Kurprinzen beim Heere hatte. Welch einen verwunderten Blick mußte dieser, der nachmalige Kurfürst Johann Georg mit seinem graubärtigen Epigonen Wilhelm, mußten Alba und Herzog Moriz mit Bismarck und Moltke austauschen!

Ein Volk aufplatternder Kiebitze reißt uns mit lautem Geschrei aus unsrer Träumerei in die Wirklichkeit zurück und lenkt den Blick auf die Uferbüsche, aus denen die schwarzweißen Vögel, seit 1815 die berufenen Grenzer in diesen Gefilden, durch das Geräusch der Räder unsers Dampfers aufgeschreckt wurden. Da fällt uns ein grundsätzlicher Unter-

schied in der Bauweise der preussischen Schutzdämme gegen die sächsischen auf. In Sachsen wird der Strom durch Dämme eingeengt, die parallel zur Stromrichtung laufen, in Preußen baut man Paralleldämme nur da, wo das natürliche Ufer nicht hoch genug ist, um eine Überschwemmung tiefliegender Landstrecken zu verhüten, übrigens aber schiebt man, ähnlich wie an der Meeresküste, steinerne Buhnen rechtwinklig zur Stromrichtung gegen die Flut vor. Die sächsischen Strombeamten sind nicht wenig stolz auf das bessere Ansehen und die bessere Erhaltung ihrer Paralleldämme, die preussischen Buhnen dagegen gewähren, wie man sagt, der jungen Brut der Fische in dem zwischen ihnen liegenden Gewässer eher ein Asyl gegen die verderblichen Wellen der Raddampfer, die die Fischbrut auf den Strand schleudern.

Noch immer begleitet das bei jeder Biegung des Stroms wieder hervortretende Bild der hochragenden Akropolis von Strehla aus düstiger Ferne unsre Fahrt; nordwestlich davon erstreckt sich stundenweit ein dunkler Waldstreifen, der zu dem großen Sigenrodaer Forst hinüberleitet, in dessen Mitte weltvergessen das Städtchen Schilda schlummert, die Heimat der reizenden Schildbürgergeschichten und des genialen Feldherrn Gneisenau. Bei sinkender Sonne fährt unser Dampfer in den langen, schmalen Hafen von Mühlberg ein. Dieser ist eigentlich das alte Elbett, das bis an die Stadt hinan schiffbar ist, weiterhin aber in einen sumpfigen Graben verläuft, seitdem vor fünfzig Jahren, um die Stadt vor Überschwemmungen zu behüten, von Löbnitz bis über Köttlig hin ein neues Strombett eröffnet worden ist.

Mühlberg (zuerst 1228 urkundlich als Moleberg = Grenzburg genannt) gehört auch zu der Kette der Elbburgen, die wie Briesnitz, Pesterwitz, Meissen, Zabel, Zehren, Boritz, Strehla, Torgau und andere seit der Zeit der sächsischen Kaiser die rechts und links vom Strom sesshaften Slawen zu beherrschen bestimmt waren und zugleich eine Operationsbasis nach den Lausitzen hin bildeten. Doch gehört Mühlberg nicht zu den ersten Gründungen dieser Art und ist wohl auch nur von bescheidener Wichtigkeit gewesen. Interessant ist der heute noch erkennbare Grundplan der Stadt. Ihre nördliche Hälfte, die Altstadt, besteht aus dem rechteckigen Markte und den ihn umgebenden Straßen und ist von der südlich liegenden, an den Hafendamm angelehnten Neustadt

durch einen Wall und doppelte Stadtgräben getrennt, ein Beweis dafür, daß die Neustadt erst angelegt worden ist, als die Altstadt schon mit einer vollständigen Befestigung umgeben war. Auch die Stadtherren waren verschieden: im Jahre 1295 saßen in der Altstadt Otto der Jüngere von Zieburg (Eilenburg, Eulenburg), in der Neustadt dessen Vasallen, die Gebrüder von Paß. Auch ein zeitgenössischer Berichterstatter über die Schlacht von Mühlberg (1547) spricht davon, das damals „beide Städtlein alles sampt dem Kloster rein ausgebrannt worden“.

Westlich vor der Altstadt lag die Burg, castrum Mulberg (1272), von der beide Städtlein den Namen haben. Sie war von quadratischem Umriß, durch Wälle und breite Wassergräben vor Feinden geschützt. Auf ihren Grundmauern steht jetzt das vom Herzog Moritz 1545 erbaute Schloß, ein schlichter Renaissancebau in anmutenden Verhältnissen mit quadratischem Hofe. Die tiefen Wassergräben sind



Kurfürstlich-Sächsisches Schloß in Mühlberg.

längst ausgetrocknet, aus ihnen sind stattliche Bäume emporgewachsen, deren grüne Wipfel die weißen Erker und roten Dächer überragen; aber noch führt die schwere Bohlenbrücke (einst Zugbrücke) über den Graben zu dem dunkeln, mit Eisen beschlagenen Holzthore, das dem Besucher geheimnistütend entgegenschaut. Ich traf in dem sonst so stillen Gemäuer ein merkwürdiges Treiben an. Die Kapellenthür, an der noch unter dem sächsischen Kurhute der verschlungene Namenszug eines Friedrich August prangte, war weit geöffnet, und aus dem kleinen Heiligtum, worin der Tradition nach einst Johann Friedrich der Großmütige vor der Mühlberger Schlacht um Sieg gebetet haben soll, zogen buntgeschmückte Scharen

fremdländischer Mädchen mit spitzenbesetzten, weißen Hauben, rotseidnen Schürzen und grünseidnen Bändern im Haar — Weihrauchdunst erfüllte den Raum, und hie und da kniete noch eine andächtige Beterin mit dem Rosenkranze, — es waren die zahlreichen polnischen Mägde der benachbarten großen Güter, die sich in der Mühlberger Schloßkapelle zu ihrem Gottesdienste zusammengefunden hatten. Ich mußte trotz des großen Friedens, den das ganze malerische Bild atmete, doch der wilden polnischen Spießreiter des Boleslaw Chrobry gedenken, die vor neun Jahrhunderten dieselben Gefilde mit Mord und Brand heimsuchten. Die heutige Invasion der Polen in die innersten Gebiete deutscher Kultur scheint bei weitem ungefährlicher zu sein, aber in Wahrheit giebt auch sie zu schweren Bedenken Anlaß. Überdies wandelt hier der Katholizismus auf sinken Sohlen: denn wir sahen alsbald den Herrn Kaplan und seinen Ministranten auf dem Fahrrad einteilen, vermutlich um noch anderwärts eine solche „fliegende“ polnische Gemeinde zu versorgen. — Die Bürgerhäuser Mühlbergs haben außer dem Erdgeschoß meist nur ein Stockwerk, einige zeigen noch hübsche Renaissanceportale; sehr viele haben an der Front einen uralten Weinstock, der die ganze Wand mit Grün umkleidet.

Am Neustädter Rathaus ist noch ein schöner, überaus künstlich gegliederter spätgotischer Giebel vom Jahre 1549 erhalten; dieselbe Giebelkonstruktion kehrt an einem zum Bezirke des ehemaligen Klosters Marienstern gehörigen Gebäude wieder. Dieses



Altstädter Klosterkirche in Mühlberg.

Kloster an der Nordostecke der Altstadt, ist 1228 von zwei Brüdern aus der Familie Zieburg gestiftet

und von Markgraf Heinrich dem Erlauchten von Meißen bestätigt worden. Es war ein Nonnenkloster des Cisterzienserordens und bot den zahlreichen unvermählten Töchtern des umwohnenden Adels, den Pleburg, Paß, Köckeritz, Maltitz, Heynitz, Carlowitz u. a. ein Asyl, den streitbaren und den trinkfesten Männern dieser Häuser aber eine sichere Ruhestatt in geweihter Erde. Im Jahre 1539, beim Regierungsantritt Heinrichs des Frommen, drang die Reformation unter dem Einfluß der thatkräftigen Herzogin Katharina (einer Mecklenburgerin) auch in diese stillen Mauern. Aber die Nonnen von Marienstern waren anders gesinnt als die von Nimbschen, von denen eine dem großen Erzkezer sogar ihre Hand zum Ehebunde reichte: sie schleuderten zornentbraunt Fackeln in die bedrohte Kirche und in das Refektorium und waren nur schwer mit der neuen Zeit auszuföhnen. Heute ist aus dem Kloster Marienstern das Rittergut Guldensstern geworden das noch zahlreiche Bauten des Klosters in sich schließt; vor allem aber ist die Klosterkirche erhalten, ein Bauwerk des romanisch-gotischen Übergangsstils aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, an die nach Westen zu ein späterer Bau mit einem in diesen Gegenden selten vorkommenden Backsteingiebel — nach Art der nordischen Gotik — angelehnt ist. Gegenwärtig betreibt man die Wiederherstellung der etwas in Verfall geratenen Kirche, auch der Kaiser hat aus seiner Privatschatulle ansehnliche Mittel dazu gespendet. Hoffentlich bleibt bei den geplanten Umbauten etwas von der Romantik des alten rosenbewachsenen Klosterfriedhofs erhalten, der in seiner gegenwärtigen Verwilderung ein stimmungsvolles Gehäufte der reichen mittelalterlichen Welt bildet, die dort und unter der Kirche selbst begraben liegt. Nur wenig Gedenksteine (1351 Abtissin Jutta von Jlenburg, 1361 Friedrich von Maltitz, 1373 und 1376 die Brüder Otto und Johannes von Wettin, Burggrafen zu Gollfen) haben sich davon in der Kirche erhalten; andre sind, wie ich höre, bei den Umbauten zu Tage gekommen.

Der Mühlberger Stadtgeist offenbart sich aber nicht nur in diesen und andern alten Denkmälern, sondern auch im Wesen und Treiben seiner heutigen Bewohner. Ein rühriges, frohgemutes, selbstbewußtes Bürgertum, noch nicht verfälscht durch eingewanderte Arbeitermassen und, bei dem gänzlichen Mangel an Großindustrie, auch ohne tiefgreifende soziale Unterschiede erquicht hier den, der über die

ganz andern und nicht bessern Zustände unserer sächsischen Fabrikstädte oft bedenklich den Kopf geschüttelt hat. Die Mühlberger sind sich auch ihrer besondern Art bewußt, denn „bei uns in Mühlberg“ oder „wir Mühlberger“ hört man sie oft sagen. Gehoben wird dieses Bürgertum noch durch eine starks ausgeprägte Liebe zur Heimat und durch einen gewissen historischen Sinn, der hier durch mancherlei geschichtliche Erinnerungen, besonders aber durch die seit Jahrhunderten fast unveränderten Verhältnisse des Handels und Wandels großgezogen worden ist. Diese Gesinnung äußerte sich in der Veranstaltung eines vom 6. bis 8. Juli 1901 abgehaltenen „Heimatsfestes“, wozu alle in der Fremde weilenden Mühlberger eingeladen waren. Ein solches Heimatsfest, das gelegentlich wohl auch schon anderwärts versucht worden ist, ist ein schöner Brauch; er ist entsprungen aus der natürlichen Regung des Herzens gegen die Folgen des großen internationalen Weltverkehrs und gegen eine gewisse Art moderner Vaterlandslosigkeit; er begegnet sich aber auch mit dem Zuge unserer Zeit zum Volkstümlichen, der sich in den zahlreichen Vereinen für Volkskunde und dergleichen offenbart. Und wenn sich patriotisch gesinnte Männer, geistliche und weltliche Behörden den Kopf darüber zerbrechen, wie man an Stelle des modernen alkohol- und roheitschwangeren Feiertagsraddaus etwas den alten verschwundenen, harmlosen Volksfesten Entsprechendes neu erschaffen könnte, so mögen sie getrost den Gedanken der Heimatsfeste aufnehmen, der sich an die edelsten Seiten des Menschen wendet und den niedern Instinkten den Boden streitig macht.

Verbunden mit dem Mühlberger Heimatsfeste war eine Ausstellung von Altertümern, die von den Mühlberger Behörden, von den alteingesessenen Familien und dem Adel der benachbarten Güter gleichermaßen mit Erzeugnissen des ältern Kunsthandwerks, mit Kostümen und Schmuckgegenständen aus vergangenen Tagen, mit Pergamenturkunden, Briefen und Raritäten aller Art beschriftet war. Der gedruckte Katalog wies über 1300 Nummern auf. Es sei fern von mir zu behaupten, daß die meisten oder auch nur eine größere Anzahl der ausgestellten Gegenstände für einen Fremden, der wertvollere und umfangreichere Sammlungen dieser Art kennt, sehenswert gewesen sei. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Der Wert dieser Ausstellung liegt vorzugsweise in dem Nutzen, den sie den Mühl-

bergern selbst und namentlich den Ausstellern gebracht hat: Hunderte von Menschenseelen sind hier einmal nachdrücklich auf Wesen und Wert der Vergangenheit hingewiesen worden, für Hunderte hat sich durch Beachtung und Betrachtung eines alten Zinnkrugs oder eines alten Schnitzwerks oder eines alten Kleides, das bisher verachtet im staubigen Winkel der Bodenkammer lag, oder durch Auffrischung einer alten Familientradition ein Band geknüpft hinüber zu Großvater und Urgroßvater, das sie mitten unter den Wirrsalen der Gegenwart, oft ohne daß sie es merken, festhält an dem geschichtlich Gewordenen, an dem Streben, das Bestehende soweit als möglich zu erhalten. Und überdies bot die Mühlberger Ausstellung auch dem verwöhntern Fremdling wenigstens eine interessante Abteilung: die Sammlung von Studien und Bildern des bekannten Schwarzwaldmalers Wilhelm Hasemann, der (geb. 1851) ein Mühlberger Kind ist. Er hat zwar die Heimat verlassen, und sein Pinsel verherrlicht jetzt die Tannen und die Bauern des Kinzigthals, aber die Lust zur Kunst ist ihm doch in seiner malerischen Heimat aufgegangen, und die ersten Bilder, die er schuf, stellen Szenen aus dem Mühlberger Leben und Typen aus der Mühlberger Bevölkerung dar.

Wer die intimsten Kundgebungen des Mühlberger Stadtgeistes genießen will, muß auch einmal einen Abendschoppen im Ratskeller einnehmen. Dort kam ein redseliger Alter an unsern Tisch, weil ihm, wie er selbst bekannte, die Neugierde, zu erfahren,

wer wir wären, fast das Herz abdrückte. Wir beharrten aber trotzig auf unserm Inognito, obwohl er sich als Veteran aus dem amerikanischen Bürgerkriege (1861 bis 1864) auf die „allgemeinen Menschenrechte“ und schließlich auch auf die Aufklärung Friedrichs des Großen berief. Als auch diese historischen Reminiszenzen uns unser Geheimnis nicht entlockten, zeigte er sein wahres Herz und brach uns „Überstrehlaischen“ gegenüber in einen begeisterten Lobpreis seiner Vaterstadt aus, an der er als weltbefahrner Mann dreierlei rühmte: erstens, sie habe zwar ein Amtsgericht, aber Gott sei Dank keinen Rechtsanwalt; ein solcher müsse in Mühlberg verhungern, da die Bürger alles untereinander schlichteten; zweitens, Mühlberg habe weder eine Fabrikesse noch einen Bahnhof; und drittens, ein einziger Gemeindediener genüge, Sicherheit und Ordnung in der Stadt bei Tag und Nacht aufrecht zu erhalten, und dieser habe seit länger als einem Jahre keinen Menschen festgenommen.

Reidisch verließen wir nach solchen Eröffnungen den gastlichen Ratskeller und wanderten beim Silberseine des Mondes durch die stillen Gassen unserm stillen Gasthause zu. Dampfpfeife, Eisenbahn und geschwärzte Gesichter müder Fabrikarbeiter lagen wie ein böser Traum hinter uns. Wir schliefen sanfter und friedlicher als seit langer Zeit, und auch am Morgen weckte uns nicht die „Elektrische“, sondern das harmlose Gezänk des Gänserichs mit dem Hofhunde. Glückliches Mühlberg!



A u f r u f

an alle Freunde unserer Heimat.

Ein Überrest aus längst vergangenen Tagen soll dem Untergange geweiht sein. Der Besitzer des Ostersteins, sog. Taufsteins in Obercrinitz hat sich entschlossen, denselben zerschlagen zu lassen. Damit würde ein ehrwürdiger Zeuge gewaltiger Umwälzungen auf der Erdoberfläche, wie nicht minder der Urgeschichte unserer Heimat — vielleicht der einzige — verloren sein. Wir machen hier darauf aufmerksam, um die Kreise, welche für die prähistorische Forschung in unserem Lande Interesse haben, aufzurufen, Schritte zu thun, welche geeignet sind, den Stein aus privatem in öffentlichen oder Vereinsbesitz übergehen zu lassen und dieses Denkmal grauer Vorzeit der Nachwelt zu erhalten.

P. i. D.

Aus Schwarzenberg

Bilder und Skizzen.

II. Die Frauen- und Haushaltungsschule zu Schwarzenberg.

Ein Gedankwort von Schuldirektor Leschner.

(Schluß.)

Am 5. Mai 1894 beging man in schlichter Weise die Feier des 10jährigen Bestehens der Schule. Da man aber, namentlich infolge hochherziger Schenkungen, der jungen Anstalt ein gewisses Vermögen zuführen konnte, so faßte man den Bau eines eigenen Heims ins Auge.

Ein für die Zwecke eines Internats besonders geeigneter Bauplatz fand sich in ruhiger Lage südlich vom Schlosse. Derselbe umfaßte einen Flächenraum von unges. 10000 qm und kostete 7000 Mark. Der Bau nach den Plänen des Herrn Architekten Professor Seitler in Dresden ward in den Jahren 1899/1900 durch den Baumeister Herrn Emil Norge-Schwarzenberg ausgeführt. Die Weihe des Hauses erfolgte am 24. September 1900 in Gegenwart Ihrer Majestät der Königin und einer glänzenden Versammlung. Herr Amtshauptmann Dr. Krug von Nidda hielt die Festrede. — Ihre Majestät widmete kurz darauf den Förderern und Wohlthätern der Anstalt eine Ehrengedächtnistafel, die im Vestibül angebracht, am 8. Februar 1901 durch den Amtshauptmann feierlich übergeben wurde. Zum Schluß noch einiges über die Gliederung der Anstalt und ihre Ziele:

Die Frauenschule umfaßt 3 Abteilungen:
I. Weibl. Gewerbeschule. Gesamt- und Einzelkurse für Mädchen und Frauen jeden Alters: Nähen, Flicken, Stopfen, Weiß- und Buntstickerei, Zuschneiden und Fertigen aller Wäscheartikel, Maschinennähen, Schnittzeichnen, Zuschneiden und Arbeiten der Kleiderkonfektion, Pus, Plätten. 10—15 Mark Preis der Einzelkurse.

II. Praktische Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen (im Anschluß an die Volksschule): Nähen, Stopfen, Zuschneiden, Maschinennähen; auch Deutsch, Rechnen, Buchführung und Zeichnen. 75 Mark jährlich.

III. Abendsschule für Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen: Maschinennähen, Ausbessern, Schneidern. 20 Pfennig monatlich.

Schülerinnen der I. und II. Abteilung können Aufnahme als Interne finden, soweit Platz vorhanden ist, und haben für Wohnung und Beköstigung (Wäsche ausgeschlossen) 450 Mark jährlich zu zahlen.

Die Frauenschule insbesondere will die Arbeiterinnen zu einer vielseitigen Geschicklichkeit und Arbeitstätigkeit führen, welche ihnen bei Fleiß und gutem Willen einen lohnenden Erwerb und dadurch eine sorgenfreie Zukunft in Aussicht stellen. Bedürftigen Mädchen oder Frauen können Freistellen oder Schulgelderlasse gewährt werden.

Die Haushaltungsschule ist Internat und hat einjährigen geschlossenen Jahreskursus; sie will den Grund legen zu hauswirtschaftlichen Arbeiten aller Art und den Schülerinnen in Verbindung mit dem Unterrichte in der Frauenschule Gelegenheit geben, sich Kenntnis von den verschiedenen Nadelarbeiten zu verschaffen. In erster Beziehung aber pflegt man den Unterricht in Heizungs- und Reinigungsarbeiten, im Kochen, Backen, Servieren, Waschen und Bügeln. Die Leitung des Internats liegt einer Hausmutter ob, deren praktischer Sinn und wissenschaftliche Bildung Gewähr leisten für gute Unterrichtserfolge, sowie für ein gemütvolltes, freundliches und geselliges Anstaltsleben. Besondere Berücksichtigung wird dem Gesundheitszustande der Schülerinnen zu teil, und deshalb ist für Spaziergänge, Gartenaufenthalt u. a. Sorge getragen. Für volle Verpflegung, Besorgung der Wäsche und Unterricht in den Fächern der Frauenschule jährlich 480 Mark. Gegenwärtig zählt die Anstalt 80 Schülerinnen.

Die Mittel, durch welche die Schulzwecke erreicht werden, bestehen in einem gnädigst gewährten Jahresbeitrage Ihrer Majestät der Königin, den Beiträgen der Stadt Schwarzenberg (gegenwärtig 400 Mark jährlich) und denjenigen der Mitglieder des Patronats, etwaigen Vermächtnissen, Beihilfen und Zuwendungen, den Eintritts-, Schul-

und Kostgeldern der Schülerinnen und den Erträgen des Anstaltsvermögens.

Den Vorstand der Anstalt bilden ein Damen- und ein Herrenpatronat. Gegenwärtig gehören denselben an: die Damen Frau Amtshauptmann Krug von Nidda geb. von Thümmel, Frau Oberin Auguste Busch, (Oberleiterin und beratende Person in allen technischen sowie inneren Angelegenheiten), Frau Geheime Forsttrat Täger, Frau Bürgermeister Gareis, Frau Rechtsanwält Ficker, Frau Helene Breitsfeld geb. Weidenmüller in Erla, Frau Vogel, Frau Schuldirektor Härtig, Frau Gnüchtel-Lauter; die Herren: Dr. Krug von Nidda, königlicher Amtshauptmann, als Vorsitzender seit Dezember 1898, Bürgermeister Gareis, stellv. Vorsitzender, Kommerzienrat R. Breitsfeld, Fabrikbesitzer E. N. Breitsfeld, Paul Landmann in Erla, Friedensrichter Vogel in Schwarzenberg, Fabrikbesitzer Gnüchtel in Lauter.

Das Lehrpersonal umfaßt gegenwärtig für die Frauenschule 5 und für die Haushaltungsschule 3 Kräfte. Die Vorsteherin bei den Anstalten ist die Oberlehrerin Fräulein Barnhagen I; die Leitung des Internats liegt in den Händen von

Fräulein Nordmann. Seit 1. Oktober 1900 ist auch der Zeichenunterricht in den Lehrplan aufgenommen worden. Am 7. Januar dieses Jahres wurde zu Grünstädtel eine Zweiganstalt unter eigener Vorsteherchaft eröffnet. — Der Anstalt sind nicht immer sonnige Tage beschieden gewesen. Zunächst nahm die Bevölkerung zum Teil eine ruhig abwartende Stellung ein, ja von manchen Seiten brachte man dem Neuen ein gewisses Mißtrauen entgegen, und nicht zum geringsten wurden dem Werke recht fühlbare Lücken geschlagen durch den Heimgang so mancher Gönner und Gönnerinnen. Aber doch ist's heute mehr denn je sichtbar, wie der Segen Gottes der stete Begleiter des Unternehmens gewesen ist: seit Eröffnung der Frauenschule sind im ganzen 1614, bei der Haushaltungsschule aber 360 Schülerinnen zu verzeichnen gewesen.

Möge Gottes reichster Segen zu allen Zeiten auf dem Hause ruhen; mögen alle, die da aus- und eingehen, sich immer an das Wort Ihrer Majestät erinnern, das Hochdieselbe unter eines Ihrer Bilder geschrieben: „Mit Gott den Anfang — sonst gehts den Krebsgang!“



Das Chemnitzthal.

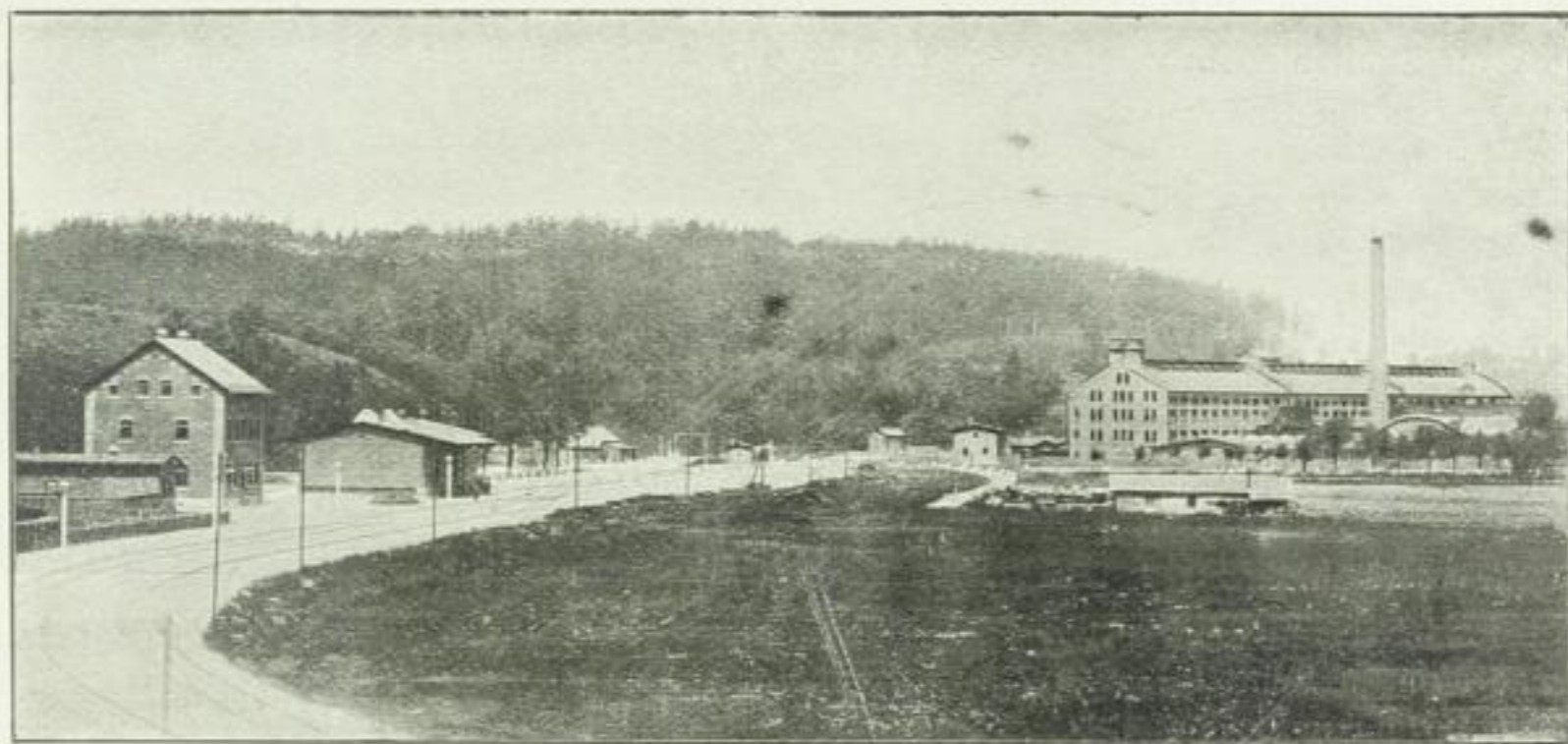
Von B. Drescher-Burgstädt.

Ein langes, sowohl an landschaftlichen Schönheiten, als auch an industriellen Anlagen reiches Seitenthal der Zwickauer Mulde ist durch die am 1. Juli d. J. erfolgte Eröffnung einer Eisenbahn an das große Verkehrsnetz angeschlossen worden. Das Chemnitzthal, das zu den romantischsten vaterländischen Flußthälern gehört und sich besonders in der letzten Zeit auch gewerblich rapid entwickelt hat, wo vor wenigen Jahrzehnten noch dichter Wald rauschte und noch fast undurchdringliche Wildnis herrschte, durch die weder Weg noch Steg führte, da stehen heute imposante Fabriketablissemens, da schnurren die Räder der Maschinen, da regen sich tausend fleißige Hände in gewerblichen Betrieben und finden lohnende Beschäftigung; denn die Wasserkraft des Chemnitzflusses, der hier auf einer Strecke von etwa 20 km Länge 130 m Gefälle hat, also

mehr als die Elbe in ihrem Laufe von Dresden bis Hamburg, reizte mit dem allgemeinen Emporblühen der Industrie in unserem Sachsenlande industrielle Unternehmer zu Fabrikanlagen. Und diese Industrieentwicklung veranlaßte die Interessenten seit 20 Jahren um die Erbauung einer Thalbahn bei der Staatsregierung zu petitionieren, da ihnen die zwar nur wenige Kilometer vom Thale entfernt auf dem Höhenkamme hinführende Bahulinie Chemnitz-Leipzig insofern nicht genügte, als bei der Zu- und Abfuhr der Rohmaterialien und gewerblichen Erzeugnisse vom Thale aus bis dahin mitunter eine Steigung von über 100 Meter Höhe zu überwinden war. Bereits vor ihrer Vollendung hat die nun dem Betriebe übergebene Chemnitzthalbahn wiederholt das allgemeine Interesse in Anspruch genommen; denn die Erbauung dieser Bahulinie wurde

in der Landtagsperiode 1892/93 von der Volksvertretung der Regierung abgelehnt, der erste und bisher einzig bestehende Fall in unserem Sachsenlande, und die in einer späteren Landtagsession von der Staatsregierung doch noch durchgesetzte Ausführ-

ung des Baues führte wegen der dabei vorgekommenen hohen Statsüberschreitung zu dem bekannten Konflikt zwischen Regierung und Landständen und veranlaßte den Finanzminister von Wagdorf zur Demission. Die in der Regierungsvorlage veranschlagten Bau-



Bahnhof Unter-Wittgensdorf und Hermsdorf's Färberei.

kosten erreichten knapp die Höhe von $4\frac{1}{2}$ Mill. Mark, während die Ausführung über 8 Millionen erforderte, eine im Verhältnis zur Länge der Bahnlinie, (27 km) ungewöhnlich hohe Summe, welche die bisherigen Durchschnittskosten bei Bahnbauten weit überragt. Doch war die Ausführung des Baues auch mit ganz besonderen technischen Schwierigkeiten verbunden. Auf einer Strecke von etwa 20 km Länge machten sich 19 Überbrückungen des Flusses und 2 Tunnelanlagen nötig, außerdem mußten bedeutende Felsprengungen, Erdschnitte und Dammbauten ausgeführt werden.

Die neue Bahnlinie führt von der Anfangsstation Chemnitz im weiten Thalkessel durch die Ortschaften Glösa, Draisdorf, Heinersdorf und berührt auf der Station Unterwittgensdorf den größten Ort an der ganzen Linie, das nahezu 6000 Einwohner zählende Wittgensdorf, das sowohl landwirtschaftlich als auch industriell von Bedeutung und in den letzten Jahren in allen Beziehungen sehr vorwärts geschritten ist. Es hat bedeutende Firmen in der Trikotagen-, Strumpf- und Handschuhbranche, und in neuerer Zeit erst ist eine neue Ansiedelung in der Hermsdorf'schen Färberei entstanden. Das „Diamantschwarz“ der Firma Louis Hermsdorf

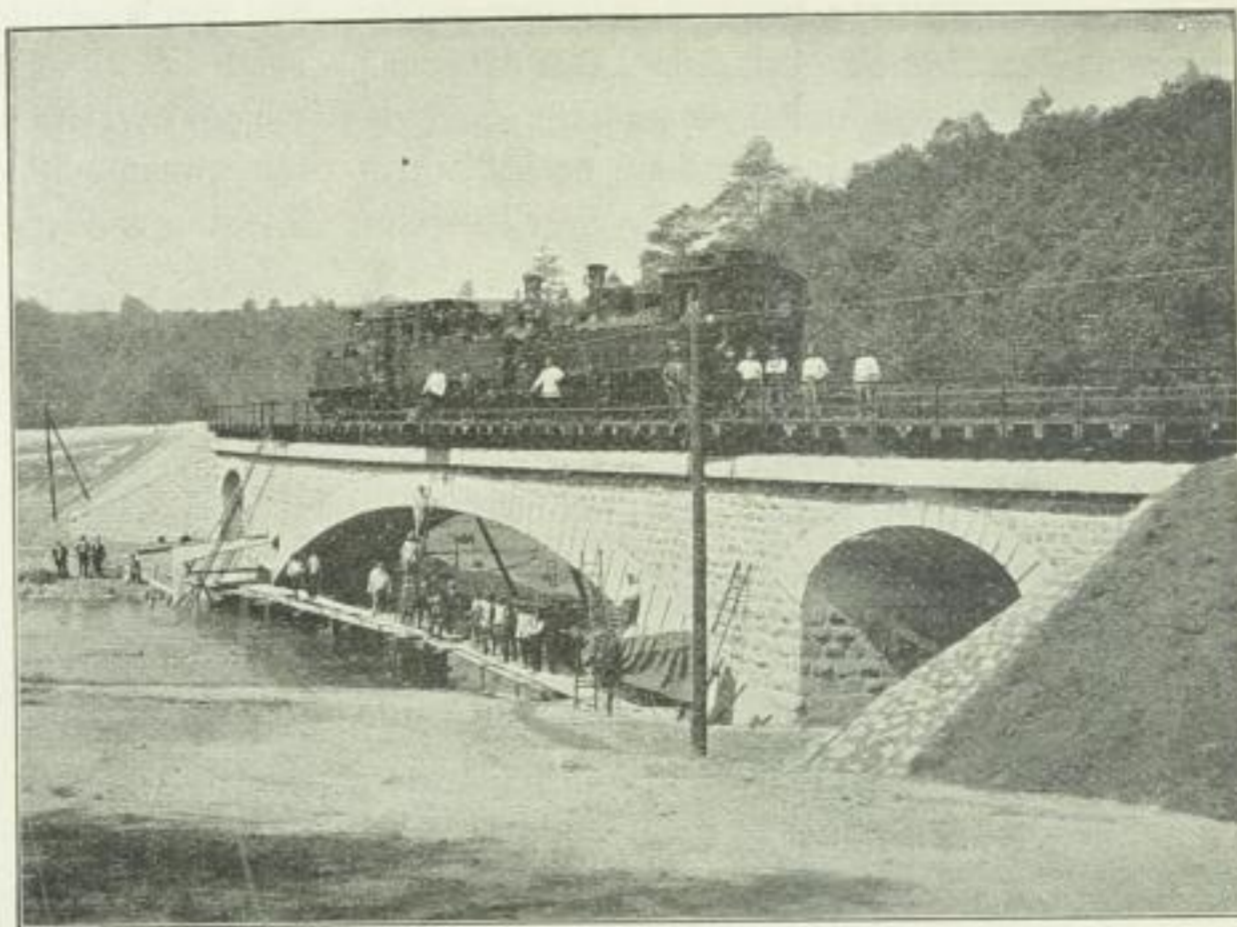
hat die Kunde durch die Welt gemacht und ist wohl unter allen Kulturvölkern bekannt. In der Strumpfindustrie hat es lange Zeit die Mode beherrscht und wird auch heute noch als das vorzüglichste in der Woll- und Baumwollfärberei geschätzt und vorwiegend



König Albert-Denkmal bei Markersdorf.

begehrt. Von hier aus verengt sich allmählich der weite Thalkessel, die Höhenzüge treten dichter an einander, und die an den Abhängen und Seitenthälern liegenden Ortschaften ziehen sich nur mit ihren Ausläufern bis zur Thalsohle. In der Nähe der Station Auerswalde machte sich schon der erste Tunnelbau nötig. Die Bahnlinie ist nun eine lange Strecke auf dem linken Flußufer weitergeführt. Bei dem König Albert-Felsen, welcher von Fabrikbesitzer Großer sen. in Markersdorf mit einer gußeisernen Büste des Königs Albert geschmückt ist, überschreitet sie auf einer großen in Konkrete mauerwerk aufgeführten Brücke

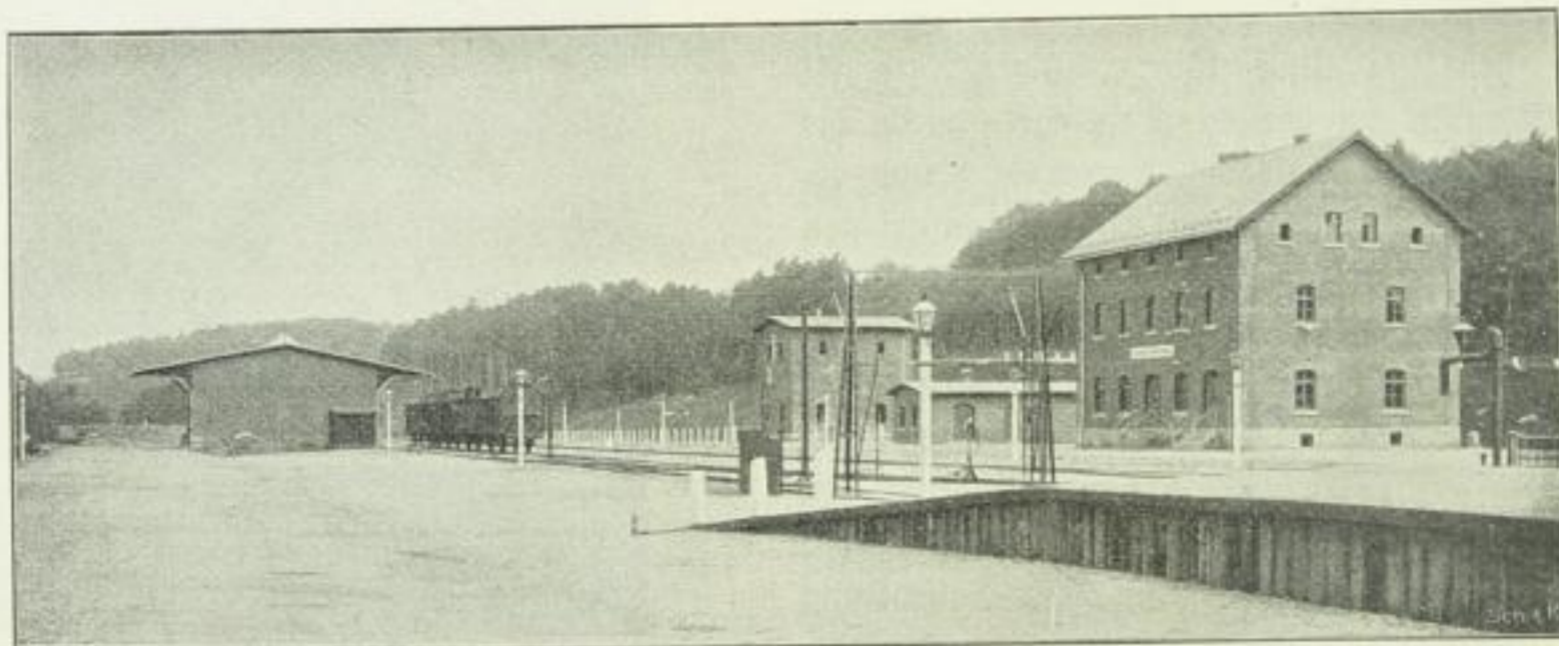
wieder den Fluß und erreicht den Bahnhof Markersdorf-Tauba, den Mittelpunkt des Thales. Hier erweitert sich das Thal wieder kesselartig, und die Industriedörfer Markersdorf und Tauba, sowie die Fabrikkolonie Schweizerthal rücken nahe aneinander, Orte, die vor 40 bis 50 Jahren kaum dem Namen nach bekannt waren und heute Firmen von Weltruf aufweisen. In der mit Färberei und Bleicherei verbundenen Spinnerei der Firma Teßner & Sohn, in welcher Web-, Strumpf-, Strick- und Häkelgarne fabriziert werden, in der Strickmaschinenfabrik von G. F. Großer, die auch Spe-



Belastungsprobe der Brücke am König Albert-Denkmal bei Markersdorf.

zialmaschinen für Jacquard- und Buntmusterware herstellt, und in der Trikotagenfabrik von C. A. Roscher Nachfolger, die wollene und baumwollene Strickartikel in den geschmackvollsten Mustern und in der feinsten Ausführung erzeugt, finden jetzt viele Hunderte Arbeiter Beschäftigung und Verdienst. Ganz in der Nähe des Bahnhofes ist auch das vielbesuchte Vergnügungs-Etablissement „Carolapark“, welches herrliche Parkanlagen besitzt und von Fabrikbesitzer Großer gegründet und erbaut worden ist.

Bei Schweizerthal durchbricht der Chemnitzfluß eine starke Schicht von Cordieritgneis, gewaltige



Bahnhof Markersdorf-Tauba.

Blöcke dieses sehr harten Gesteins sperren dem Wasser den Weg und zeigen zahlreiche Auswaschungsformen, rinnenartige Vertiefungen, unregelmäßige Höhlungen und Strudellöcher. Sie führen den Namen Niesentöpfe oder Niesenkessel und sind eine große geologische Seltenheit, einzig in ihrer Art in ganz Deutschland und nur an Größe übertroffen von solchen in der Schweiz und Schweden-Norwegen. Professor Credner in Leipzig schreibt darüber in seinen Erläuterungen zu den geologischen Spezialkarten für das Königreich Sachsen folgendes:

„Wo sich die Chemnitz ihr Bett durch Cordieritgneis gebahnt hat, ist ihr dies möglich gewesen, indem sie die leichter zerstörbaren Lagen dieses Gesteins fortführte und die festeren von Spalten zerteilten

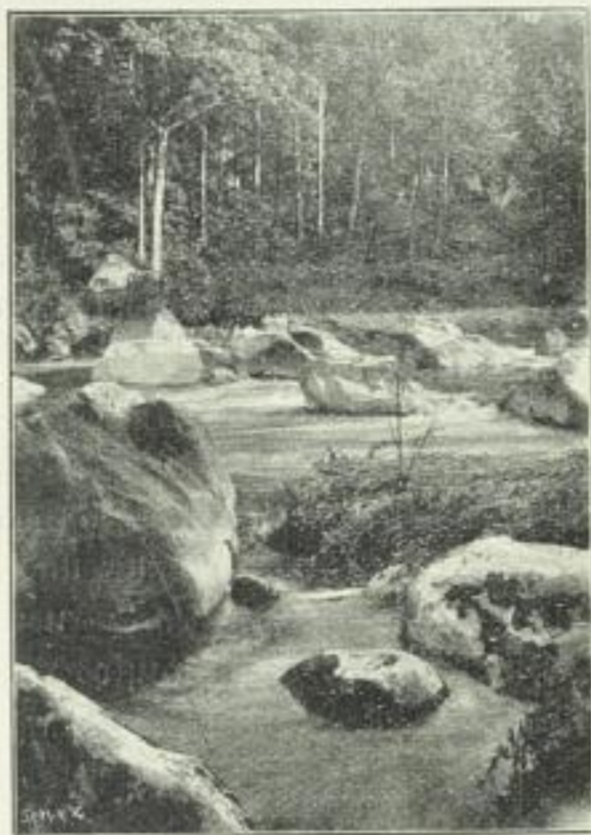
Partien als überstürztes Blockwerk zurückließ. An dieser unverrückbaren Steinmole nagt der Fluß von der Schneeschmelze oder durch Regen geschwollen unermülich, und nur im Hochsommer erlahmt seine Kraft, weil fast seine gesamte Wassermasse in Kanälen von dem Flußbette abgeleitet und dieses nahezu trocken gelegt wird. Ihre Hauptthätigkeit entwickelt die Chemnitz im Frühjahr alljährlich an den riesigen Blöcken des Cordieritgneises, immer wieder dieselben kleinen Wasserfälle und Strudel bildend. An diesen Blöcken sich stauend, drängt der Fluß mit um so beträchtlicherer Kraft, wirbelt Sand und Kies, ja selbst größere Geschiebe in seinen Strudeln herum und scheuert und schleift damit rastlos an den festliegenden Blöcken. Nagen diese nur wenig über den



Carolapark Markersdorf, in dem das Festmahl zur Einweihung stattfand.

mittleren Wasserstand hervor oder bleiben unter demselben und besitzen eine mehr oder weniger horizontale Fläche, so sind auf derselben sehr gewöhnlich wellige flache Vertiefungen oder topf- und trichterartige Einsenkungen als Resultat der beschriebenen Vorgänge zu beobachten. Die Anfänge zu diesen Aushöhlungen auf der oberen Blockseite mögen zufällige und geringfügige Vertiefungen gewesen sein, in welchen das darüberfließende Wasser sich drehend bewegte, und welche es mittelst Sand und Kies bei hinreichender Tiefe durch hineingeschwemmte größere Geschiebe (Mahlsteine) ausseuerte und vertiefte. Von einer Größe wie die Höhlung einer wälschen Nuß bis zu den Dimensionen eines metertiefen Niesentopfes, sind dieselben bald freisrund und mit senk-

rechten Wänden versehen oder trichterförmig, bald von länglicher Gestalt wie von dem Eindrucke eines Schuhes herrührend oder auch lang rinnenförmig. Am interessantesten sind die Strudellöcher mit senkrechter Wandung und scharfen, wenig gerundeten Rändern. Bei großer Tiefe und verhältnismäßig geringem Durchmesser sind sie oft mit Spiralwindungen versehen, welche einen halben oder einen ganzen Umgang machen. Ein Fall wurde gleich oberhalb der Brücke Alt-Schweizerthal beobachtet, wo die röhrenförmige senkrechte, freisrunde Aushöhlung am Boden einen größeren Durchmesser besaß, wie an der Mündung; nicht selten endigt ein senkrechtcs Strudelloch auf seinem Boden in mehreren Vertiefungen. Auch kommt es vor, daß in der Tiefe



Flußpartie aus Schweizerthal.



Partie aus dem Chemnitzthal.

mancher Strudellöcher eine zapfenartige Erhebung stehen geblieben ist. Einzelne Blöcke sind völlig durchbohrt, andere fast schalenartig ausgehöhlt und hier und da die dünnen Wandungen bereits seitlich oder nach unten zu durchbrochen. Außerordentlich mannichfach sind die Formen dieser Strudellöcher oder Riesenkeffel. Noch jetzt schleift das Wasser des Flusses an den Blöcken durch mitgerissenen Sand und Gerölle ohne Aufhören, rundet, bohrt und höhlt sie aus, bis sie allmählich zerstört sein werden und der Fluß ungehindert seinen Lauf nehmen kann.“ — — —

In Markersdorf sollte jeder Naturfreund das Eisenbahnkoupé verlassen und das Thal bis Wechselburg durchwandern, denn von hier aus ist es landschaftlich interessant und reich an Abwechslung.

Schroffe Felswände, sanft ansteigende Höhen, schön bewaldete Abhänge, eigenartige Flußwindungen, kunstvolle Brückenbauten, interessante Bahnführungen, schöne Fabrikanlagen, idyllisch gelegene Ansiedelungen zc. wechseln in bunter Reihenfolge mit einander ab und erregen ununterbrochen das Interesse des Wanderers. Schweizerthal, als nächste Station, ist ein romantisches Stückchen Erde und der schönste Teil des ganzen Thales. Hohe Thalwände mit grotesken Felsbildungen engen das Thal ein und geben ihm ein gebirgartiges Gepräge. Die Höhen des rechten Ufers sind von dem bekannten Gasthaus „Carolapark“ in Markersdorf aus auf schönem Waldweg zu ersteigen und gewähren herrliche Blicke in das tiefe Thal. Dicht neben dem mit mächtigen Gneisblöcken ausgefüllten Flußbette, in welchem bei Hochstand das



Partien aus dem Chemnitzthal.

Wasser tosend rauscht und unzählige kleine Kaskaden bildet, erheben sich die neuen stattlichen Fabrikanlagen der Firma Tegner & Sohn, und am linksseitigen Gelände stehen die idyllisch gelegenen herrschaftlichen Villen und sonstigen Gebäude und Wohnhäuser, umrahmt vom Waldesgrün und von Felsgruppen.

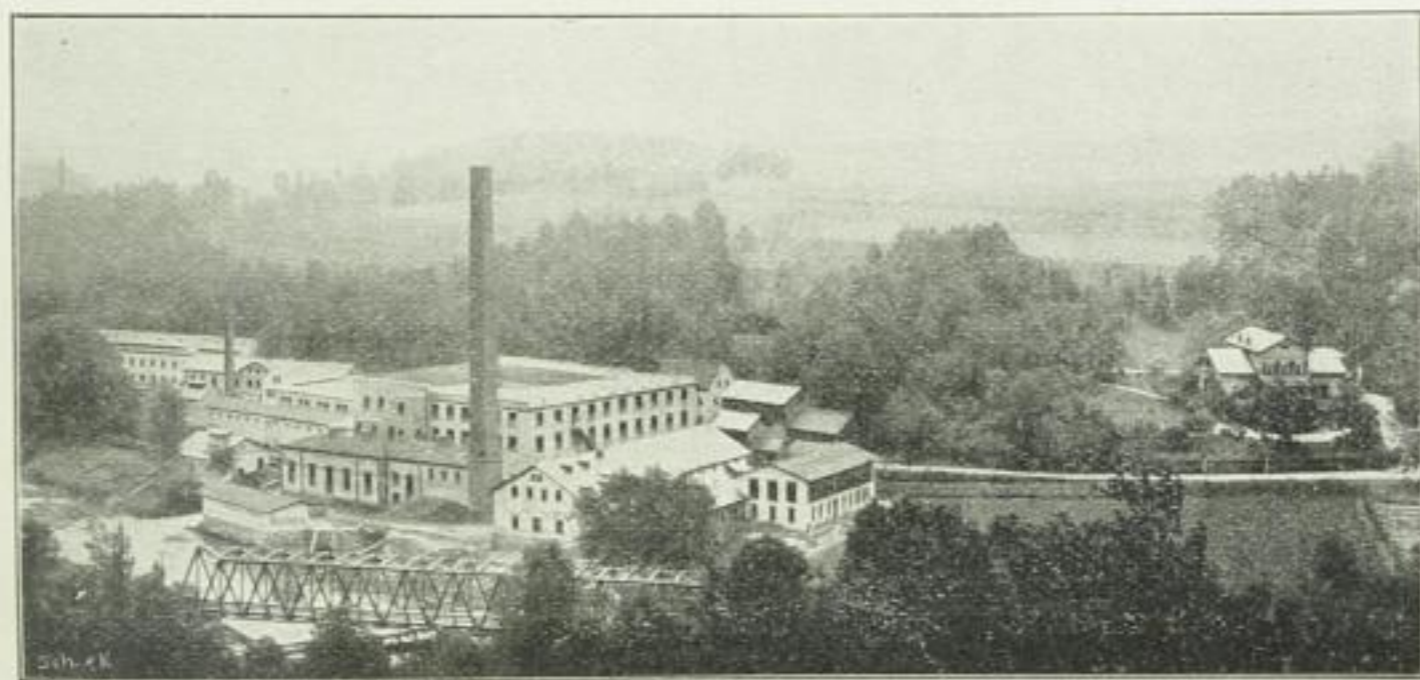
Die Bahn führt an den steilen Thalwänden des rechten Ufers der Chemnitz hin, die am Ende des Ortes einen sehr scharfen Bogen macht und kurz nach einander zweimal überbrückt werden mußte. Nach Station Schweizerthal kreuzt sie an der Diethensdorfer Mühle (Franks Holzstofffabrik) die Straße, welche die rechts und links auf den Höhen liegenden, vorherrschend Landwirtschaft treibenden Dörfer Diethensdorf und Mohsdorf verbindet, und erreicht dann den durch den Burgstädter Stadtwald führenden 200 m langen Tunnel, vor dessen Ein- und Ausgang der Fluß wieder überbrückt und durch den die rechtsseitige, fast spitzwinklige Biegung des Flusses abgeschnitten worden ist. Der Tunnel ist von der durch Tunnelanlagen bekannten Firma Seim & Riedel in Freiberg erbaut worden und soll am Südende noch eine Straßenüberführung er-



Fabrik Alt-Schweizerthal von C. A. Tegner & Sohn mit Felsblock-Auswaschungen in der Chemnitz.

halten, die aber bis jetzt noch nicht zur Ausführung gelangt ist. Das Flußthal nimmt von hier ab eine schärfere nordwestliche Richtung, und die Eisenbahnstrecken Chemnitz-Leipzig und Chemnitz-Wechselburg nähern sich allmählich so sehr, daß die Passagiere der auf beiden Linien verkehrenden Züge an waldfreien Punkten einander zuwinken können.

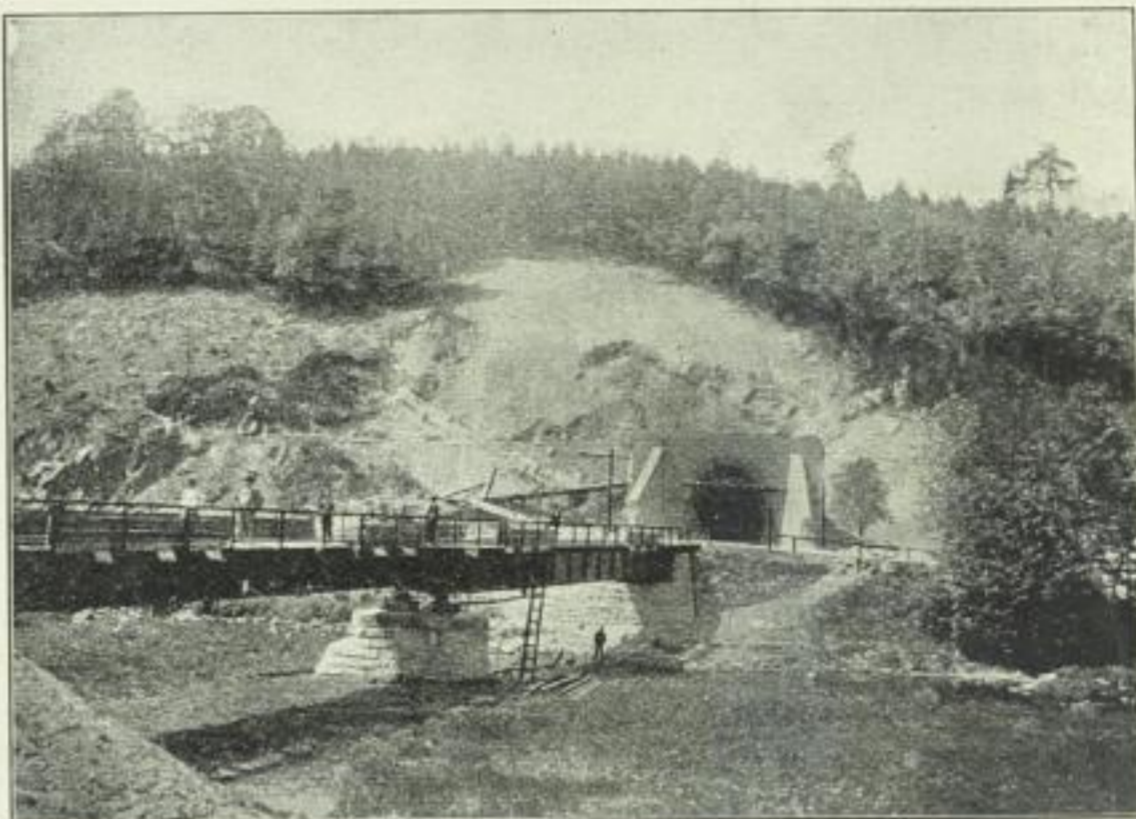
Bei Station Mohsdorf erweitert sich das Thal wieder etwas. Vom Orte selbst ist von der Bahnlinie aus nichts zu sehen, als die auf Mohsdorfer Flur an der Chemnitz gelegene, ganz neu erbaute



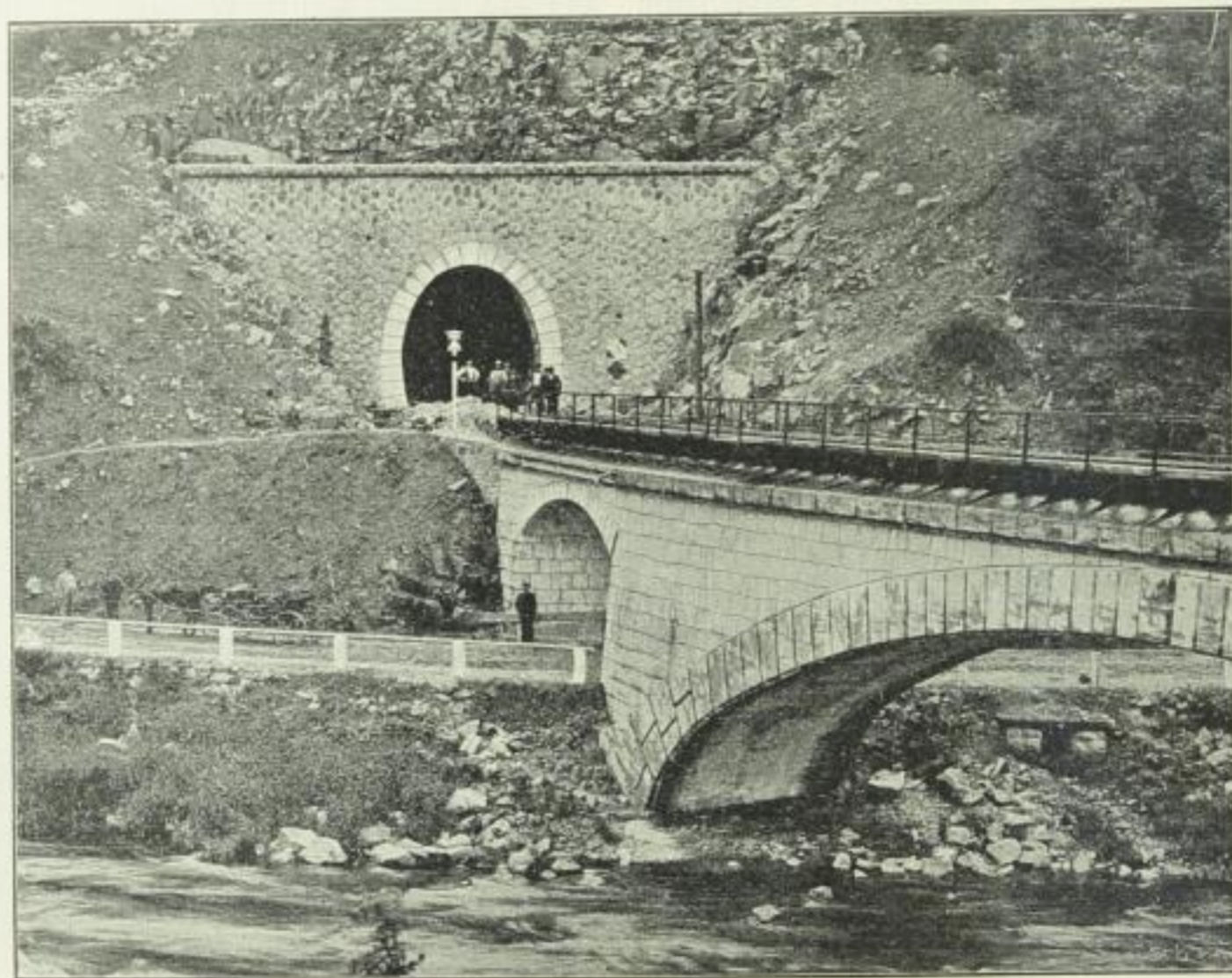
Fabrik von C. A. Tegner & Sohn mit Villa des Herrn Kommerzienrat Voigtlaender-Tegner und eiserner Bahnbrücke.

Fabrik (Zwirnerei) von Dignowitz nebst einigen dazu gehörigen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Unterhalb des Wehrteiches, von dem ein kunstvoll angelegter Fabrikgraben das Wasser auf die Turbine führt, war früher das sogenannte „Steinerne Meer“, wohl eine der wildromantischsten Stellen von Flußthälern des ganzen Erzgebirges, das aber durch eine dort aufgeführte Eisenbahnbrücke so gut wie vernichtet worden ist. Am jenseitigen Ufer liegt auch der vielbesuchte und beliebte Ausflugspunkt „Gasthaus Chemnitzthal“, welches schon zum Dorfe Stein gehört. Interessant ist der zwischen dem Stationsgebäude und der dann folgenden Lorenz'schen Papierfabrik unterführte Lauf des Mohsdorfer Baches, dessen Bett rechts vom Bahnkörper so ausgebaut werden mußte, daß das Wasser eine Anzahl kleiner Kaskaden bildet. Die Bahnlinie wendet sich

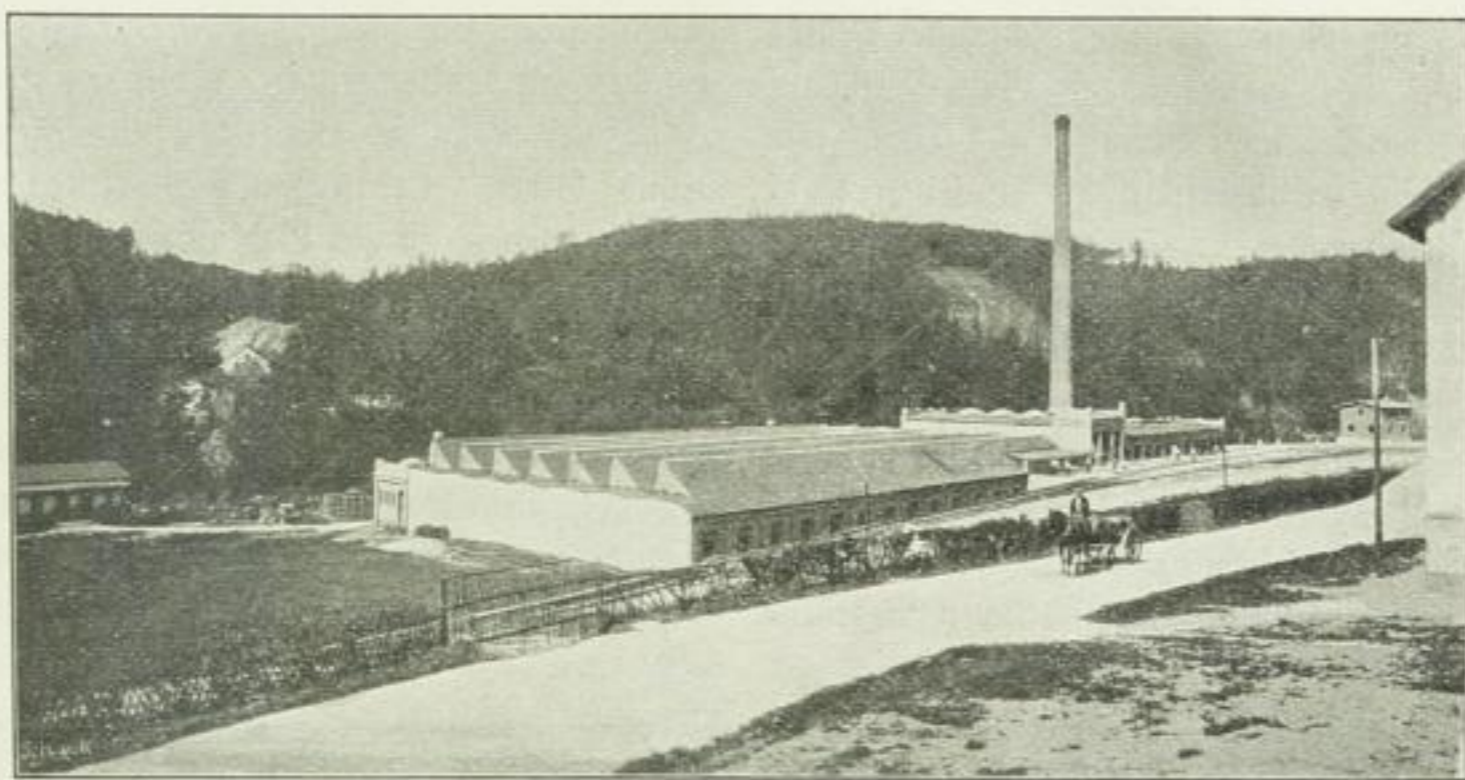
dann wieder auf das rechte Flußufer, geht nach genannter Fabrik hart zwischen der Thalstraße und einer ganz steilen hohen Felswand hin, bei welcher große Sprengungen vorgenommen worden sind, und



Tunneleingang von Diethensdorfer Seite mit der im Bau begriffenen Überführung der Straße.



Tunneleingang von Mohsdorfer Seite.

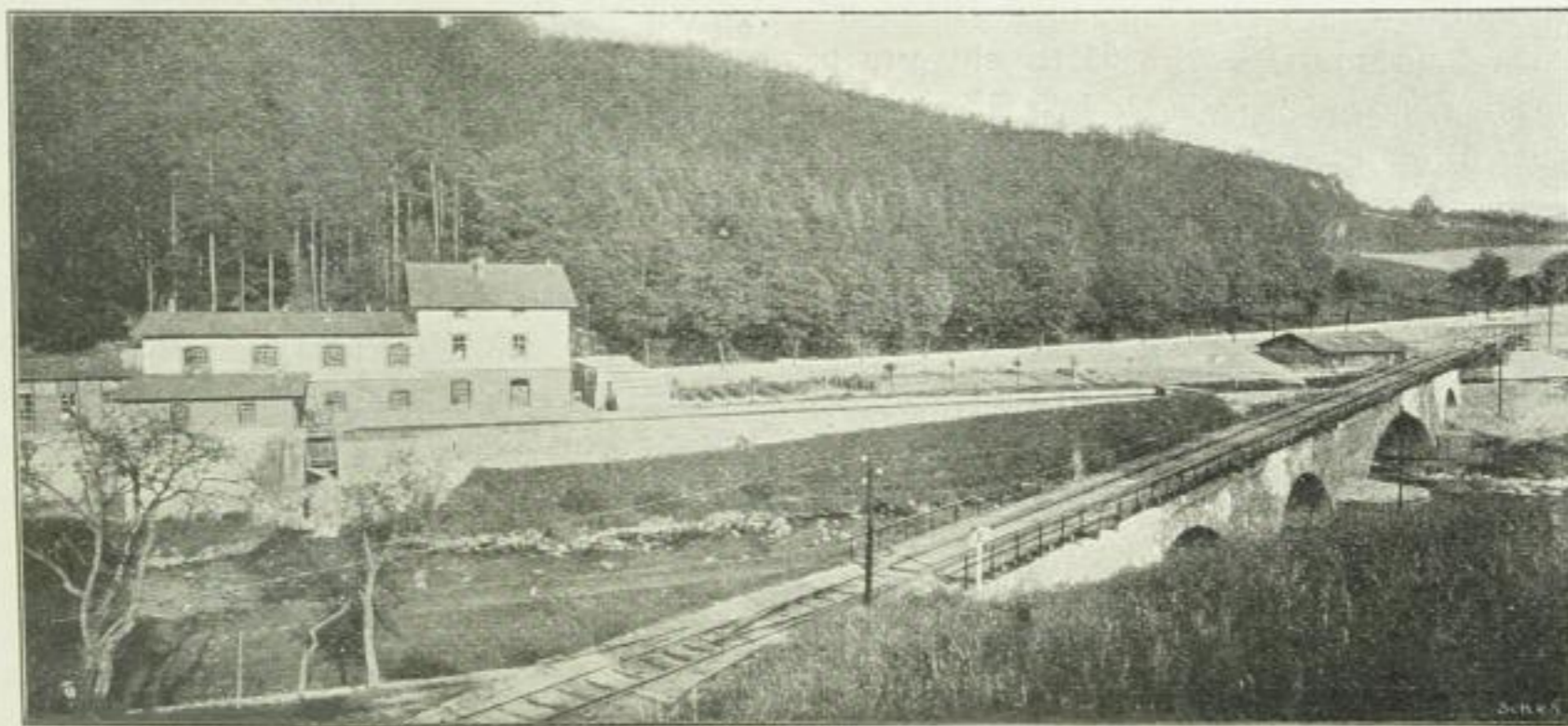


Dignowits's Fabrik und Haltestelle Mohsdorf nebst Gasthof Chemnitzthal.

erreicht dann Station Stein in der Nähe der Spinnerei von Schwalbe. Das langgestreckte Dorf zieht sich vom Fuße des Rabenberges ab in einem flachen Seitenthale entlang bis zum Hochplateau und treibt hauptsächlich Landwirtschaft.

Bald darauf zeigen sich nun die ersten Häuser von Görizhain, das letzte und herrlich gelegene Dorf im Chemnitzthale, das vielseitig ausgestreckt mit seinen bald an schroffen, bald an sanften Abhängen zerstreut liegenden Häusern und kleinen Bauernwirtschaften den Charakter eines echten Gebirgsdorfes hat. Die Pappfabriken von Pfeifer, Gerstäcker und Diezsch, sowie die am Ende des Dorfes

liegende Strohstofffabrik von Scheerer geben den Bewohnern vielfach Gelegenheit zu gewerblicher Thätigkeit, die auch hier vorherrschend ist. Das auch von Ausflüglern gern besuchte Gasthaus liegt am Knotenpunkt der Straßen nach dem hochgelegenen Dorfe Seitenhain und dem am Ende des schön bewaldeten Wiederbachthales beginnenden Wiederau, sowie nach dem nur wenige Kilometer von Station Görizhain entfernt liegenden Bahnhof Cossen. Zwischen dem Wilhelminen- und Hartberge an der Scheerer'schen Fabrik macht der Fluß eine interessante, große Schleife nach rechts und zieht sich dann in einem weiten linken Seitenbogen durch ein langes einsames

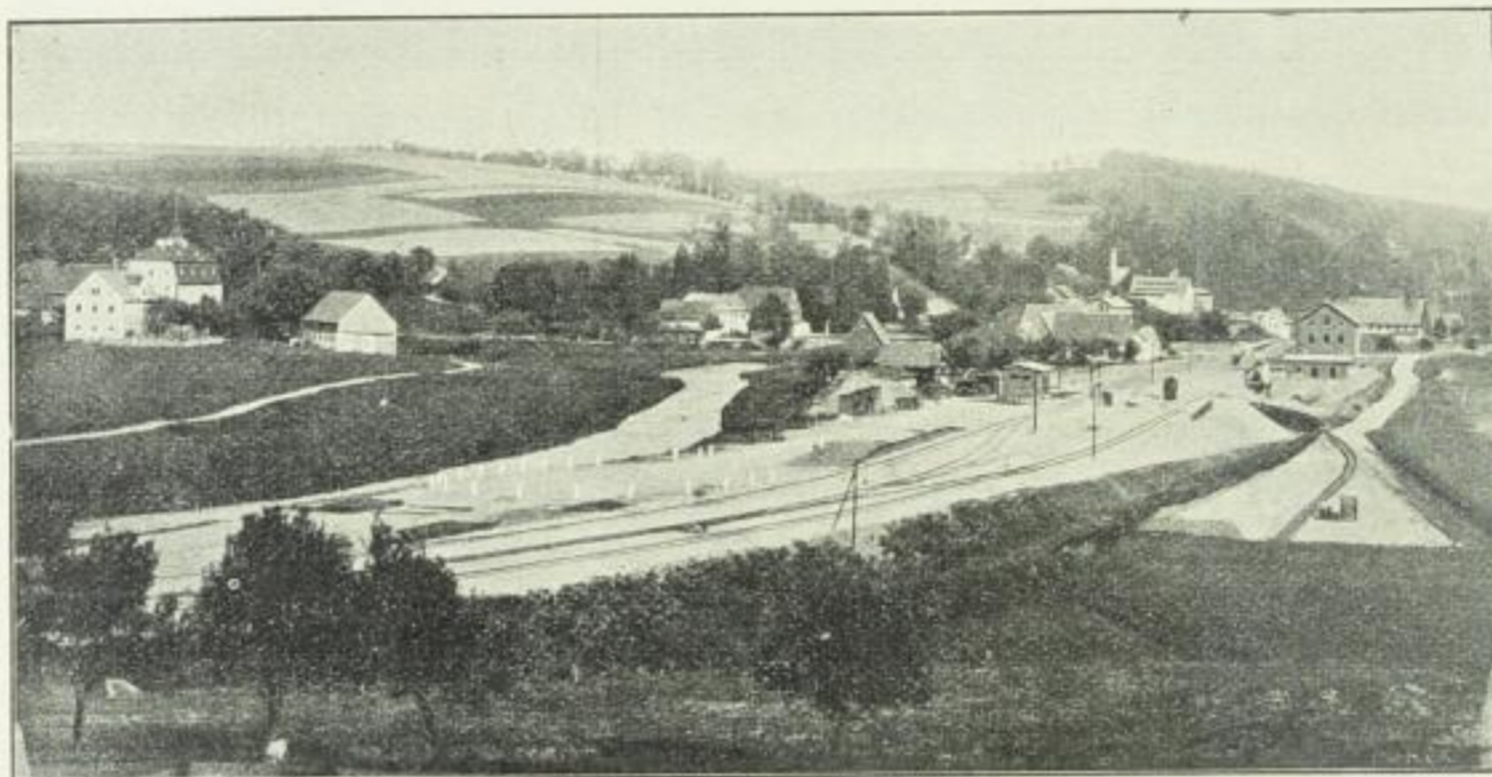


Brücke bei Schwalbe's Fabrik in Stein.

Waldthal bis zur Mündung in die Zwickauer Mulde unterhalb einer Eisenbahnbrücke der Linie Glauchau-Wurzen, mit welcher nach Verlassen des Thales die Chemnitzthalbahn parallel läuft bis zu seiner Endstation Wechselburg.

Am Ende des Chemnitzthales eröffnet sich ein überraschender Ausblick. Oberhalb der Flußmündung erhebt sich imposant und majestätisch die über das Muldenthal gespannte, 78 m hohe und 475 m lange Göhrener Brücke, und unterhalb breitet sich das lieblich gelegene Wechselburg aus mit seinem von der Höhe herabwinkenden, an historischen Begeben-

heiten reichen Schlosse, umgeben von herrlichen Parkanlagen mit uralten Eichen, zu welchem wundervollen Bilde der Rochlitzer Berg den prächtigen Hintergrund bildet. Der schmucke Marktflecken, an der Mulde gelegen, ist das Lieblingsziel vieler Touristen und eignet sich zur Sommerfrische. Hier stört noch keine Dampfesse die friedliche Idylle, kein Summen und Schnurren der Maschinen dringt an das Ohr, keine geschäftliche Spekulation hat sich noch herangewagt! Dem Großstadtgetriebe der Anfangsstation, aus dem uns die Chemnitzthalbahn geführt hat, folgt an der Endstation ländlicher Frieden, zwei



Görzhain mit Bahnhof.

Gegensätze, die sich im modernen Leben durch die Verkehrsmittel vielfach gegenseitig auszugleichen und zu ergänzen suchen. Der Großstädter eilt gern in seinen Mußestunden hinaus in die stille Abgeschiedenheit, um in der herrlichen Gottesnatur Körper und Geist zu stärken, und der Landbewohner besucht mit Vorliebe die Großstadt, ihn reizen das vielgestaltige Leben und Treiben, der rege Verkehr, die Sehenswürdigkeiten, die Kunst, und so wird voraussichtlich die neue Bahn in der Hauptsache Touristenbahn mit werden. Zwar wird ihr in Bezug auf Prosperität ein günstiges Prognostikon von der Allgemeinheit

nicht gestellt, und entsprechende Verzinsung des Anlagekapitals wird durch sie nicht erwartet, denn dazu waren die Baukosten infolge der schwierigen Terrainverhältnisse zu hohe, und dazu ist die ihr nahe, mit weit günstigeren Zugverbindungen ausgestattete Linie Chemnitz-Leipzig eine zu große Konkurrenz, aber es ist doch durch ihre Erbauung der lebhaften Industrie des Chemnitzthales eine große Verkehrs-erleichterung geschaffen worden. Möge die neue Verkehrsader in Zukunft recht lebhaft pulsieren, möge sie für Industrie und Handel sich segensvoll erweisen!



Druck und Verlag von C. Neumann, Neudamm.

Gewerbe- und Industrie-Ausstellung Zwönitz.

Vom 13. bis 28. Juli d. J. hat Zwönitz zum dritten Male innerhalb der letzten 25 Jahre eine Gewerbe- und Industrie-Ausstellung für heimische Erzeugnisse veranstaltet. Unsere Zeit ist ausstellungsmüde, und man kann es ihr nicht verdenken. Jedes Land, jede Provinz hat und will ihre Ausstellung haben, und um einander zu übertrumpfen, baut man arabische Kaffeehäuser, Eskimodörfer und Hottentottenfräts auf und rechnet vor allem auf Gewinn durch möglichste Ausbeutung des Vergnügungssecks.

Immer mehr wendet man sich von den großen Welt-Jahrmärkten und Allerweltsmessen zu Fachausstellungen, die ein geschlossenes Gebiet zu wirksamer Anschauung bringen wollen. Je geschlossener das Gebiet, je besser für die Ausstellung selbst. In dieser Beziehung sind auch Ausstellungen, die uns das Gesamtbild eines Ortes in seiner gewerblichen und industriellen Entwicklung geben wollen, mit Freuden zu begrüßen, zumal wenn sie in solchen Zwischenräumen veranstaltet werden, in denen wirklich von einer Entwicklung die Rede sein kann.

Zwönitz ist nicht groß, es hat mit seiner nächsten Umgebung 7000 Einwohner. Aber es liegt günstig, nicht nur weil es den Knotenpunkt eines alten, weitverzweigten Straßennetzes und den Kreuzungspunkt zweier wichtiger Eisenbahnlinien bildet, sondern auch, weil es an der Grenze des Mittel- und Obererzgebirges, mithin nach der in unserem Gebirge vorherrschenden Teilung in Industriebezirke, auch an der Grenze zweier solcher gelegen ist.

Zwönitz ist von frühester Zeit an auf gewerbliche Entwicklung angewiesen gewesen. Denn wenn es auch den stolzen Namen eines „Bergstädtleins“ sich gern beigelegt hat, es hat Zeiten eines nur halbwegs ertragreichen Bergbaues nie kennen gelernt. So bildete sich Zwönitz bald zu einem Gewerbestädtlein um, in dem Spitzenhandel, Papierfabrikation und später Schuhmacherei zu hoher Blüte kam. Seit einer Reihe von Jahrzehnten hat im oberen Zwönitzthale eine ausgedehnte Fabrikation mit Benutzung der Wasserkraft und von Dampfanlagen Platz gegriffen. Von all' dem konnte die Ausstellung, die nach einem 10jährigen Zwischenraume ans Anlaß der Gauverbandsversammlung

der mittelerzgebirgischen Gewerbevereine veranstaltet worden war, Kunde geben.

Als Ausstellungsraum hatte man die vortrefflich im Grün des Albertparkes gelegene, weite und lichte, neue Turnhalle gewählt. Die Ausstellungseinrichtung war ohne jeden Prunk geschmackvoll in Weiß und Grün gehalten. Es hatten sich im ganzen 37 verschiedene Branchen mit über 50 Ausstellern beteiligt. Es waren vertreten: Bäckerei, Fleischerei, Brauerei, Destillation, Mineralwasserfabrikation; ferner Fabrikation von Schuhwaren und Leder, Metallwarenfabrikation (emailiertes Kochgeschirr und dgl. und Zwingen), Waschbrettfabrikation, Papierfabrikation (Spießspan) und chemische Fabrikate und Apothekerwaren. Am wenigsten reich waren die Strickwarenindustrie und Weberei vertreten, die hier einige namhafte Geschäfte zählt, die sich leider nicht beteiligt hatten. Dagegen hatten Chenilleweberei und Spitzenklöppelei, sowie Gorlnäherei schöne Sammlungen ihrer Erzeugnisse dargeboten. Die Reihe der Handwerke, die ihre Waren ausgestellt hatten, war ziemlich vollständig, es waren vertreten: Böttcher, Stellmacher, Tischler, Sattler, Tapezierer, Holzarbeiter, Haararbeiter, Buchbinderei, Buchdruckerei, Bürstenbinderei, Dachdeckerei, Färberei, Gärtnerei, Schneiderei, Schlosserei und Schmiederei. Auch fehlten Uhr- und Goldwaren, sowie mechanische Musikinstrumente nicht. Auf mehr geistiges Gebiet führte die reiche Auslage des Erzgebirgszweigvereins, der seine sämtlichen litterarischen Veröffentlichungen, darunter den reichillustrierten neuer erschienenen „Führer“, sowie Proben seiner Wegebezeichnung ausgestellt hatte. Als Glanzpunkte waren zu bezeichnen die Ausstellungen der Firma Schwoger in künstlerisch ausgeführtem und bemaltem Emailgeschirr, der Schuhwarenfabrik von A. Trommler, der Tischlerei von E. Richter (Damensalon in modernem Stil ohne jede Übertreibung) und der chemischen Fabrik von B. Hentschel, die die ganze Entwicklung der einzelnen Waren vom Rohstoff ab vorführte. Einen besonderen Anziehungspunkt hatte die Ausstellung in den Modellen von 42 verschiedenen Arten esbarer Pilze hiesiger Gegend, die von dem Tischlermeister W. Neufirchner gefertigt sind. In jahrelanger Arbeit hat der als Holzschneider bekannte Meister diese Pilz-

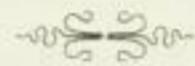
modelle in Naturgröße in Holz geschnitten und dann nach der Natur gemalt. Von jeder Sorte ist nicht nur ein Stück dargestellt, sondern es wird die Entwicklung der Pilze in ihren verschiedenen Formen des Wachstumes und die Eigentümlichkeit des Standortes vorgeführt. Eine weitere Sehenswürdigkeit war die Sammlung photographischer Bilder, die vom Photographen Richard Büttner ausgestellt war. Es handelte sich nicht nur um Personenaufnahmen und Berggrößerungen, sondern der Wert lag in den Landschaftsaufnahmen aus dem Gebirge und in einer Reihe von Darstellungen aus dem erzgebirgischen Volksleben.

Mit der allgemeinen Ausstellung war eine solche von Lehrlingsarbeiten verbunden, an der sich

17 junge Handwerker beteiligt hatten. Sie wurden mit einem Diplom, das die Wertung ihrer Arbeit durch einen Sachverständigen enthielt, und auch mit einer Geldspende ausgezeichnet.

Der Besuch der Ausstellung und der Zuspruch bei der damit verbundenen Lotterie war ein sehr guter, so daß die Kosten reichlich gedeckt sind. Größer als der etwaige Bargewinn ist sicher die Anregung, die die verschiedenen Berufszweige des Ortes und seiner Umgebung durch die Ausstellung empfangen haben. Für auswärtige Besucher aber wird die Ausstellung mit dazu beigetragen haben, das immer noch so oft ungünstige Urteil über das Erzgebirge, seine Bewohner und ihre Leistungen richtig zu stellen.

Lr.



Von der Ausstellung zu Johannegeorgenstadt.

Alljährlich zur Sommerzeit richtet ein großer Teil der Erholungsbedürftigen die Schritte nach dem schönen Erzgebirge. Gar gern wird hierbei Johannegeorgenstadt, dem freundlichen Städtchen auf dem Fastenberge, ein Besuch abgestattet. Ist doch die Verpflegung in den Hotels und Gasthäusern eine vorzügliche und die Lage des Städtchens so recht geeignet zu einem längeren oder kürzeren Aufenthalt, um von hieraus Ausflüge in die herrliche Umgebung zu unternehmen. Von Jahr zu Jahr hat sich die Zahl der ständigen Sommergäste und Touristen deshalb auch erheblich vermehrt. In diesem Jahre hat nun das Städtchen seinen Besuchern während der großen Ferienzeit eine besondere Überraschung bereitet. Es hat nämlich vom 27. Juli bis mit 3. August im großen und kleinen Rathhause eine Ausstellung gewerblicher Erzeugnisse veranstaltet. Es muß sicher gewagt erscheinen, wenn die Gewerbetreibenden einer Stadt von 6000 Einwohnern es unternehmen, ihre Erzeugnisse dem Publikum vor die Augen zu führen und noch dazu einem Publikum, das zum großen Teil aus größeren Städten in die Berge heraufkommt und deshalb sehr leicht versucht ist, an die Leistungen den großstädtischen Maßstab anzulegen. Und doch wird jeder Besucher der Ausstellung die Überzeugung gewonnen haben, daß die Idee der Johannegeorgenstädter Gewerbetreibenden gut hinausgeführt war und die Ausstellung in erzieherischer Hinsicht eine prinzipielle

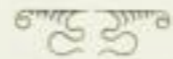
Bedeutung beanspruchen konnte. Die Johannegeorgenstädter hatten das Gewicht bei dieser Ausstellung auf die Lehrlings- und Gesellenarbeiten gelegt und zwar mit Rücksicht darauf, daß durch die reichsgesetzliche Einführung der Gesellen- und Lehrlingsprüfungen weit größere Anforderungen an die Ausbildung der Gesellen und Lehrlinge gestellt werden. Dadurch nun, daß man die Arbeiten derselben öffentlich ausstellt und prämiiert, hat man den Ansporn zur Entwicklung größerer Leistungsfähigkeit geben wollen. Eine große Unterstützung haben die Gewerbetreibenden darin gefunden, daß ihnen seitens der Staatsregierung ein Betrag von 75 Mark und seitens der Stadtvertretung ein Betrag von 100 Mark zur Stiftung von Prämien für Gesellen- und Lehrlingsarbeiten bewilligt worden ist. In einer stattlichen Reihe waren die Arbeiten von 58 Gesellen und Lehrlingen der heimischen Gewerbe aufgebaut, und es läßt sich nicht leugnen, daß vorzügliche Leistungen vertreten waren. Die Johannegeorgenstädter sind aber noch weiter gegangen. Sie haben gewissermaßen zur Vervollständigung neben den Gesellen- und Lehrlingsarbeiten auch die Ausstellung von Meisterarbeiten zugelassen. Auf jedem Gegenstande war bezeichnet, ob er vom Meister, Gesellen oder Lehrlinge angefertigt war. Infolgedessen gab die Ausstellung ein ansprechendes Bild von der Entwicklung verschiedener Gewerbe. Im großen Saale hatten verschiedene Innungen in gefälliger Gruppie-

zung ihre Ausstellungsobjekte vorgeführt, während im kleinen Saale, welchen die Bilder der sächsischen Fürsten von der Gründung der Stadt bis zur Neuzeit, d. h. von Johann Georg I. bis zu König Albert zieren, die Tischler ihr Heim aufgeschlagen haben. Diese Abteilung konnte man, ohne einer andern Innung bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit irgendwie zu nahe zu treten, als besonders gelungen bezeichnen. Vor allem erregten hier die Einlegearbeiten von Perlmutter und Elfenbein in Schattellen und Möbelstücken lebhaftes Interesse. Diese Arbeiten zeigten größte Sauberkeit in der Ausführung und gaben den Beweis tüchtiger Leistungsfähigkeit. Auf die einzelnen Arbeiten näher einzugehen, ist hier wohl nicht nötig. Im allgemeinen muß aber die vom Bürgermeister des Städtchens, Herrn Müller, angeregte und geförderte Ausstellung, namentlich soweit man hierbei den erzieherischen Grundgedanken berücksichtigt, als durchaus gelungen

bezeichnet werden, wie denn auch die Herren Kreishauptmann Dr. Forster-Schubauer und Amtshauptmann Dr. Krug von Nidda, sowie der Syndikus der Gewerbekammer, Herr Dr. Engelmann, ihre Befriedigung ausgesprochen haben. Mit Interesse haben wir vernommen, daß viele der Ausstellungsgegenstände Käufer gefunden und die Aussteller hierbei ihren Lohn für ihre Mühe teilweise empfangen haben. Beachtenswert ist auch, daß die Ausstellung nur als Vorläufer für die im Jahre 1904 mit der Feier der 250jährigen Wiederkehr des Stadtgründungstages geplante größere Ausstellung gedacht ist, bei welcher sich auch die Industriellen der Handschuhbranche, Uhrgehäusefabrikation pp. dem Unternehmen nach beteiligen werden.

Wir behalten uns vor, hierüber, sowie über manches andere, was wir in dem freundlichen Städtchen gesehen haben, in einem späteren Artikel zu berichten.

—r.



Vereinsnachrichten.

Verbandstag der vogtländischen Gebirgsvereine. Die 21. Hauptversammlung fand am 13. Juli zu Rodewisch im Hotel Rudolph statt. Der 1. Vorstandsvorsitzende Herr Bürgermeister Wagner-Plauen, eröffnete dieselbe, indem er mit einem herzlichen Willkommengruß den Dank für das zahlreiche Erscheinen der Mitglieder verband. Vertreten waren von 18 Verbänden 13 durch Abgeordnete, außerdem hatten sich viele Gäste eingefunden, unter denen als Vertreter des Erzgebirgsvereines der 1. Vorsitzende, Herr Oberlehrer Möckel, und Herr Dr. Frey aus Schneeberg genannt seien. Aus den vielen interessanten Punkten der Tagesordnung erwähnen wir hier nur die hauptsächlichsten. 1.) Den Kassenbericht erstattete der Kassenschatmeister, Herr Kaufmann Fichtner-Plauen. Das Vereinsvermögen beträgt z. B. 861,75 Mk., der Verband zählt 18 Vereine mit rund 3500 Mitgliedern. 2.) berichtete Herr Bürgerichullehrer Freitag-Plauen über „Schülerreisen“. Die vorjährige Reise war nach Thüringen unternommen worden, für dieses Jahr ist eine Tour ins obere Vogtland in Aussicht genommen. Wir hoffen gelegentlich auf

diese „Schülerreisen“ in „Unserer Heimat“ zurückkommen zu können. 3.) Der nächste und wichtigste Punkt der Tagesordnung behandelte „die einheitliche Wegemarkierung durchs Vogtland“, wovon der Wegemeister des V. T.-V., Herr Kaufmann Senf-Plauen, Bericht erstattete. In Aussicht genommen sind 12 Touren, welche in den nächsten 2 — 3 Jahren unter Beihilfe der von den Zweigvereinen ernannten Wegemeister markiert werden sollen. Nach längerer Aussprache wurde hauptsächlich auf Vorschlag des Vorsitzenden des Erzgebirgsvereins, Herrn Möckel, der seine Erfahrungen bei der Markierung im Erzgebirge mitteilte, beschlossen, die gemeinsame Arbeit in Angriff zu nehmen, dieselbe von einer Zentralstelle aus zu leiten und die Kosten auf die Verbandskassen zu übernehmen. 4.) Der nächstjährige Verbandstag wird in Klingenthal abgehalten werden. 5.) Bei der Neuwahl des Vorstandes, die satzungsgemäß öfter 3 Jahre vorgenommen werden muß, wurden die bisherigen 4 Mitglieder wiedergewählt und zwar 1. Vorsitzender Herr Bürgermeister Wagner, 2. Vorsitzender Herr Seminaroberlehrer Meßner, Schriftführer Herr

Bizefschuldirektor Möhmel, Schatzmeister Herr Kaufmann Fichtner, sämtlich in Plauen, sowie die zwei Beisitzer Herren Wittig-Rezschkau und Renz-Brambach. —

Nach Schluß der Beratungen vereinigte ein gemeinsames Festmahl die Anwesenden im „Hotel Rudolph“. Küche und Keller boten Vorzügliches; eine schier unzählige Menge von Tischreden, Tafellieder, Musikvorträge schufen fröhlichste Stimmung. — Nach der Tafel besichtigten eine große Anzahl der Festteilnehmer die Heilanstalt Untergöltzsch unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Medizinal-

rat Schulze. Andere Gäste unternahmen einen Spaziergang. Schließlich vereinigte ein Gartenkonzert, bei welchem Gesangesvorträge des Rodewischer Gesangsvereins mit Musikstücken abwechselten, Gäste wie Einheimische, bis die Abfahrtszeit zum Aufbruch mahnte.

Der Rodewischer Gebirgsverein, an dessen Spitze Herr Fabrikbesitzer Schuster steht, kann mit Befriedigung auf das wohlgelungene Fest zurückblicken. „Frisch auf!“ „Glück auf!“ —

Kleine Chronik.

Eine Ausstellung für sächsische Kunst oder eine Ausstellung von Kunstwerken der Künstler, die gegenwärtig in Sachsen leben, oder die, wenn sie im Auslande wirken, die sächsische Staatsangehörigkeit besitzen müssen, plant im nächsten Jahre, gelegentlich der Städteausstellung, die „Dresdner Kunstgenossenschaft“, die älteste und angesehenste Dresdner Künstlervereinigung, deren Mitgliederzahl durch die kürzlich erfolgte Vereinigung der „Jungen“ und „Alten“ besonders jetzt eine bisher noch nicht dagewesene Höhe erreicht hat. Die geplante Ausstellung soll während der Monate Mai bis August, und zwar in den Ausstellungssälen des „Sächsischen Kunstvereins“ auf der Brühl'schen Terrasse stattfinden.

Plakate für die Städteausstellung in Dresden. Für die Plakatentwürfe für die Städteausstellung in Dresden 1903 waren 81 Entwürfe eingeliefert worden. Den 1. Preis (600 Mk.) erhielt Herr F. Rigg-Berlin, den 2. Preis (500 Mk.) Herr D. Popp-Dresden, den 3. Preis (400 Mk.) die Herren P. Köhler und G. Klemm-Dresden. Zum Ankauf empfohlen wurden die Entwürfe der Herren Leipheimer-Darmstadt und Leuteritz-München.

Annaberg. Der hiesige Seminar-Oberlehrer Dr. Geyer, früher am Seminar in Löbau, ist zum Seminar-Direktor ernannt worden und wird später die Leitung des neu zu errichtenden Seminars in Stollberg übernehmen.

Der in Aue lebende Oberlehrer Dr. Gerbet, ein bewährter Kenner der vogtländischen und erzgebirgischen Mundarten, fordert jetzt seine Landsleute auf, ihm zu helfen, ein Wörterbuch des vogtländischen Dialekts zu schaffen.

Burgstädt. In der am 15. Juli hier abgehaltenen konstituierenden Versammlung des König Albert-Denkmal-Vereins wurde beschlossen, in einem würdigen, den Mitteln der Provinz angepaßten Denkmal auf dem Laurastein ein bleibendes Zeichen der Verehrung unseres Königs Albert zu schaffen. Die Mitgliedschaft des Vereins kann durch einen einmaligen Beitrag von 10 Mark erworben werden. Im übrigen wird jede, auch die kleinste Gabe zum Denkmalfonds willkommen heißen.

Chemnitz. Vor kurzem ist der Bericht über die Verwaltung und den Stand der Gemeindeangelegenheiten der

Fabrik- und Handelsstadt Chemnitz auf das Jahr 1901 (Druck von J. C. F. Videnhahn & Sohn in Chemnitz) erschienen. Das umfangreiche, mit einer Übersichtskarte des trigonometrischen Hauptnetzes der Stadt und einer graphischen Darstellung über die Entwicklung der Stadt seit 1873 in Bezug auf Ausdehnung des Stadtgebiets und der Einwohnerzahl versehene Werk berichtet eingangs, daß der schwere wirtschaftliche Niedergang des Jahres 1901 auch das Erwerbs- und Wirtschaftsleben in Chemnitz nicht unberührt gelassen hat. Auch am Ende des Berichtsjahres hatten sich die Verhältnisse noch nicht wesentlich gebessert. Die Stadtverwaltung hat unter Aufwendung großer Mittel den Arbeitslosen durch die Ausführung von Notstandsarbeiten Verdienst zu verschaffen gesucht. Im übrigen verweisen wir auf den in jeder Hinsicht vortrefflichen und ausführlichen Bericht selbst, der über alle Zweige der städtischen Verwaltung erschöpfende Auskunft giebt.

Döbeln. Die „Naturwissenschaftliche Vereinigung“ in Döbeln plant in den ersten Tagen des Septembers eine naturwissenschaftliche Ausstellung. Bereits jetzt sind eine Anzahl wertvoller und prächtiger Sammlungen und Einzelstücke dem Ausstellungsunternehmer in Aussicht gestellt worden. Die Ausstellung soll in der Hauptsache das heimatische Gebiet veranschaulichen, doch sollen in jeder Abteilung auch fremdländische Objekte mit gezeigt werden. In drei Abteilungen wird die Ausstellung die Gestein-, Pflanzen- und Tierkunde umfassen. —

Dresden. Mit königlicher Genehmigung ist an Stelle des auf sein Ansuchen vom Vorsitz in der Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler entbundenen Geheimen Rates Dr. Roscher der vortragende Rat im Ministerium des Innern, Geheime Regierungsrat Dr. Genthe, zum Vorsitzenden der Kommission ernannt worden. Der Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler gehören gegenwärtig folgende Mitglieder an: 1) infolge Ernennung durch das evangelisch-lutherische Landeskonsistorium a. Oberkonsistorialrat Professor Lotichius, b. Baurat Julius Gräbner, 2) infolge des ihm vom Ministerium des Innern erteilten Auftrages zur Inventarisierung der Kunstdenkmäler Hofrat Professor Dr. Gurkitt, 3) infolge Wahl seitens des königlich sächsischen

Altertumsvereins Professor Dr. Berling, 4) infolge Ernennung durch das Finanzministerium der technische vortragende Rat, Geheimer Baurat Waldow, 5) infolge Ernennung durch das Ministerium des königlichen Hauses der Hofbaurat Gustav Frölich, und 6) infolge Ernennung durch das Ministerium des Innern der Regierungsrat Demiani bei der Kreishauptmannschaft Dresden.

Dresden. Ende Juni schied der Präsident des königl. sächsischen Landesmedizinalkollegiums, Herr Geheimer Rat Dr. Günther, nach 50 jähriger segensreicher Thätigkeit aus dem Staatsdienste aus und tritt in den Ruhestand über. Rudolf Biedermann Günther wurde am 19. April 1828 in Dresden geboren. Er studierte in Leipzig, promovierte daselbst am 22. Juni 1850 zum Dr. med. und besuchte alsdann die Universitäten von Montpellier, Paris und Wien. Nachdem er zunächst als Assistenzarzt am Kreiskrankenstift in Zwickau thätig gewesen war, wurde er 1852 als Landgerichtsarzt in Eibenstock und 1857 als Bezirksarzt daselbst angestellt. 1859 erfolgte seine Ernennung zum Medizinalbeisitzer bei der Kreisdirektion Zwickau mit dem Titel Medizinalrat und zugleich zum Gerichtsärzte beim dortigen Appellationsgericht. Im Januar 1872 wurde er als Geheimer Medizinalrat und Medizinalreferent in das Ministerium des Innern berufen, und seit Januar 1889 ist er Präsident des Landesmedizinalkollegiums. Dem letzteren hatte er bereits vor seiner Berufung in das Ministerium als außerordentliches und dann in der Eigenschaft eines Medizinalreferenten im Ministerium als ordentliches Mitglied angehört. 1896 wurde er zum Geh. Rat ernannt. Nachdem er schon 1873 Mitglied der Cholera-Kommission für das deutsche Reich gewesen war, wurde er 1886 außerordentliches Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes und 1900 Mitglied des Reichsgesundheitsrates. Vom Jahre 1878 bis 1897 war er dirigierender Oberarzt am Carolahause. Durch zahlreiche in- und ausländische hohe Ordensauszeichnungen wurden seine Verdienste anerkannt.

Der **Falkensteiner** Rathhausneubau wird voraussichtlich bis zum Anbruch des Winters unter Dach gebracht werden.

Freiberg i. S. An der hiesigen Bauerschule beginnt am 14. Oktober das 42. Semester. Das Institut ist eine bautechnische Fachschule, welche 4 aufsteigende Klassen mit halbjährigen Kursen umfaßt. Der Lehrplan ist so eingerichtet, daß die Schüler sowohl im Hochbau als auch im Tiefbau theoretisch ausgebildet werden, um später als Baugewerksmeister, Bauunternehmer, mittlere technische Bau-Beamte usw. fungieren zu können. Die Bauerschule erfreut sich eines guten Rufes, und es ist die Frequenz derart gestiegen, daß Interessenten, die bestimmt Aufnahme finden wollen, ihre Anmeldungen frühzeitig bewirken müssen. Zur Aufnahme in die unterste Klasse werden besondere Vorkenntnisse nicht verlangt. Das Leben in dem durch seine Bergakademie weltbekannten Freiberg ist gesund, angenehm und sehr billig. Prospekte werden auf Verlangen von dem Direktor A. Scheerer umsonst zugesandt.

Großenhain. Das am 12.—14. Juli abgehaltene Heimats- und Parkfest hat einen Reingewinn von über 3000 Mark ergeben, der dem Winterbadfonds zugeführt wird.

In **Kreischa** wurden bei Ausschachtungsarbeiten in der Kirche viele Gedenksteine von Angehörigen des Geschlechtes derer v. Carlowitz, das sich im Besitz des dortigen Rittergutes befand, am Altarplatz aufgefunden.

Der für **Vengelsfeld** geplante Bau einer Wasserleitung vom Wildenauer Gebiet aus ist auf etwa 300000 M. veranschlagt; die Ausarbeitung des Plans ward dem Zwickauer Ingenieur Opitz übertragen.

In **Limbach** ward im Stadtpark am 20. Juli ein 3,30 Meter hohes Denkmal des dortigen Kantors und Komponisten Johannes Pache enthüllt.

Lichtenstein. Auch hier plant man die Errichtung eines König Albert-Denkmals.

Marientberg. Der Beschluß des Gemeinderates zu Pobershau, die kirchliche Selbständigmachung betreffend, hat natürlich gleichzeitig den Bau einer eigenen Kirche für diese Gemeinde zur Folge. Es ist in Aussicht genommen, die hierzu erforderlichen Vorarbeiten im Laufe des nächsten Jahres zu Ende zu führen, sodas mit dem Bau der Kirche selbst im Jahre 1904 begonnen werden kann.

Marxneufkirchen. Am 30. Juni starb der in unserer Stadt geborene, bekannte Landschaftsmaler Robert Schuster.

Meerane. Am 1. Juli ist das Elektrizitätswerk für 250000 Mark in städtischen Besitz übergegangen.

Meerane. Unter zahlreicher Teilnahme der Behörden, sowie Freunden und Gönnern der sächsischen Fechtschule, Verband Meerane, erfolgte am 13. Juli mittag die Einweihung des von letzteren errichteten Ferien-Kolonienheims. Die Weiherede hielt Herr Pastor Kluge, der eine Ansprache der Vorsteher des hiesigen Verbandes, Herrn Fabrikbesitzer Paul Reinhold, folgte. Außer einer Anzahl Geschenke wurden dem Verein auch verschiedene namhafte Geldbeträge, insgesamt 4000 M. gespendet. Bei dem nachmittags stattfindenden Festmahle im „Gambrius“ wurde an den hohen Protektor der Sächsischen Fechtschule, Kronprinz Friedrich August, ein Telegramm abgesandt.

In **Moritzburg** hat nunmehr der Bau der Kirche und des Pfarrhauses begonnen.

In der **Oberwiesauer** Kirche sind in den drei Nischen an der Vorderseite des Altars, der 1898 der Kirche vom Ministerium des Kultus aus Mitteln des Kunstgrundstocks geschenkt worden ist, jetzt noch drei Reliefs angebracht worden, auf dem Jesu Gang nach Golgatha dargestellt ist; dieselben hat Bruno Fischer in Blasewitz hergestellt.

In **Oschatz** sind in der ehemaligen Elisabethkapelle des Archidiaconatsgebäudes am 18. Juli weitere Wandgemälde entdeckt worden, darunter das mutmaßliche Bildnis des Stifters der Kapelle, Domherrn Homut. Neuerdings ist die Wiederausmalung der Kapelle angeregt worden.

Aus **Plauen** wird gemeldet, daß für die Thalsperre, die angelegt werden soll, um die Stadt in Zukunft mit Trinkwasser zu versorgen, das Bergener und Werdaer Gebiet ins Auge gefaßt worden ist; die Gesamtkosten der Thalsperre sind auf 2675000 Mark veranschlagt.

Wie aus **Plauen** gemeldet wird, hat die Bismarckssäule auf dem nahen Kemmler, die am 31. August eingeweiht werden soll, eine Gesamthöhe von etwa 19 Metern und eine Breite bis zu 6 Metern 20 Zentimetern.

Der **Nodewischer** Gebirgsverein beschloß, auf dem Steinberg einen Aussichtsturm mit Unterkunftshaus zu errichten.

Die **Schönhaider Kirche** wird jetzt neu vorgerichtet; der sonntägliche Gottesdienst findet während dieser Zeit in der Turnhalle der Zentralschule statt.

Schwarzenberg. Weihe des Aussichtsrückes auf der Morgenleite. In einfacher Weise erfolgte Sonntag, den 10. August, die Weihe des vom Erzgebirgszweigverein Schwarzenberg durch die Baumeister Berger und Zill errichteten neuen Aussichtsrückes auf der Morgenleite bei Bodau. Der Feier wohnten u. A. der Vorsitzende im Gesamtvorstande des Erzgebirgsvereins, Seminaroberlehrer Mödel aus Schneeberg, sowie Vertreter der Brudervereine aus der Umgegend, viele Sommerfrischgäste u. s. w. bei. Die Weiherede hielt Herr Apotheker Morgenroth, der Vorsitzende des Schwarzenberger Zweigvereins. Die Morgenleite bietet eine der schönsten Aussichten des Erzgebirges. Im Bade Ottenstein in Schwarzenberg fand am Nachmittag und Abend noch eine heitere Nachfeier der Weihe statt.

Siebenteln. Das vom 5.—7. Juli abgehaltene erste Heimatsfest nahm einen schönen und würdigen Verlauf. Aus dem reichen Festprogramm sei hier außer den wohlgelungenen Knaben- und Mädchenreigen besonders noch der große Festzug erwähnt, der durch die rege Beteiligung und durch mehrere, sehr wirksam ausgestattete Festwagen, z. B. der Schuhmacherinnung und der Buchdruckerei, ein farbenprächtiges Bild bot. Die Geschichte der Stadt werden wir demnächst in „N. S.“ behandeln.

In **Waldenburg** ist auf dem Marktplatz bei der Neupflasterung jetzt das Wappen der Stadt, bestehend aus Meißner weißen, roten und schwarzen Kunststeinen, im Pflaster angebracht worden.

In **Waldkirchen** bei Lengenfeld ist der künstlerisch wertvolle, aber verfallene spätgotische Flügelaltar nunmehr im Auftrag der königl. Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler durch Professor Spieler und Maler A. Rebert einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden.

Werdau. Die hiesige Gasanstalt ist in städtische Verwaltung übergegangen. Die Übernahme erfordert 610000 Mk., außerdem werden noch 50000 Mk. für vorzeitige Aufgabe der Konzeption verlangt.

Die **Zwickauer** Stadtgemeinde hat das nahe, 6,5 Hektar 13,4 Ar umfassende Ehrler'sche Gut angekauft; dasselbe soll das Freigut sein, das in der Geschichte des Prinzenraubes als Geschenk des Kurfürsten an den Köhler Schmidt denkwürdig geworden ist.

Zwickau. Am 15. Juli wurde der erste Spatenstich zum Bau der hiesigen Lutherkirche gethan. Pfarrer Franke von der Lutherkirchengemeinde sprach zur Einleitung der Feier ein Gebet, die Mitglieder des Kirchenvorstandes, Baumeister Wolf, Bauführer Freiberg und Gemeindeglieder wohnten der Feier bei. Der von den Architekten Schilling und Gräbner in Dresden gelieferte Entwurf enthält im einzelnen wie im ganzen große Schönheiten. Die Sandsteinfacade entwickelt sich in ihren architektonischen Formen vortrefflich. Der Turm ist mit Kupferdachung vorgesehen. Die architektonische Giebelverkleidung spiegelt Motive des Zwickauer Gewandhauses wieder. Auch das Innere der Kirche ist meisterhaft angeordnet. Der Bau wird eine große Zierde Zwickaus werden. — Am 20. August fand die feierliche Grundsteinlegung statt.

Zwickau. Die Firma Schickedanz & Hartmann feierte in diesen Tagen das Fest ihres 25jährigen Bestehens. Begründet wurde sie im Jahre 1867 unter der Firma Ed. Schickedanz, die sich dank der umsichtigen Leitung des Inhabers so schnell entwickelte, daß sie bald erweitert werden mußte. Seit dem 15. August 1882, dem Eintritte des Mitinhabers Jean Hartmann, wurde die Fabrik noch vergrößert, Maschinenbetrieb eingeführt und eine elektrische Lichtanlage, die erste in unserer Stadt, geschaffen. Fabriziert werden Lade aller Art für jede Industrie, ferner Leim, Farben, Fließpapiere, sowie chemische Produkte. Die Fabrikate erfreuen sich eines guten Rufes und eines regen Absatzes im ganzen deutschen Reiche.

Litteratur.

In den letzten Wochen sind so viele litterarische Neuigkeiten bei uns zur Besprechung eingegangen, daß wir aus Mangel an Raum für diesmal leider nicht in der Lage sind, dieselben hier anzuzeigen. Wir kommen im nächsten Monatshefte auf sie zurück. Nur ein Werk wollen wir heute erwähnen, weil wir in dem vorliegenden Hefte einen Aufsatz aus demselben zum Abdruck bringen. Es ist das prächtige Buch:

D. G. Schmidt, **Kursächsische Streifzüge**. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1902. Brosch. 3,50; geb. 4,50 Mk. Dies neue Werk bietet eine reiche Quelle des Genusses und der Anregung für alle Freunde der Heimat. Der Verfasser, Prof. Schmidt in Meissen, führt uns als ein kundiger Führer,

der über ein reiches historisches Wissen verfügt und ein tiefes dichterisches Anschauungsvermögen sowie eine köstliche Erzählungsgabe besitzt, in eine vom Strome der Wanderlustigen nicht oder doch nur wenig berührte Gegend; er führt uns an die Elbe und ihre Ufer und zwar von Meissen abwärts nach Riesa, Strehla, Lorenzkirch und über die sächsische Grenze hinaus ins Preußenland. Altbekanntes, ehemals in der sächsischen Geschichte berühmte Orte steigen vor unseren Augen auf: Mühlberg und Annaburg, Schilda, Preßsch, Belgern, Prettin, Torgau und Wittenberg — wer wählt diese Städte wohl noch als Wanderziel? Und doch bieten auch sie des Interessanten und des Anregenden genug; reiche historische Erinnerungen werden da wachgerufen. Man vertraue sich nur dem Führer der „Kursächsischen Streifzüge“ an, und man wird auch in jenen Gegenden volle Befriedigung finden. Wahrlich! es war ein glücklicher Gedanke der Verlagshand-

lung Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, jene „Streifzüge“ die in den „Grenzboten“ einzeln erschienen sind, in einem geschmackvollen Bande zu vereinigen: Die Freunde der Heimat werden dies Werk, aus dem fast in jeder Zeile wahre Liebe zur Heimat spricht, mit wirklichem Genuße lesen; es wird auch

in ihnen der Wunsch rege werden, selbst in die geschilderten Gegenden zu wandern und die tiefen Eindrücke, die der Verfasser empfunden hat, auch auf sich wirken zu lassen. Wir empfehlen die „Sächsischen Streifzüge“ aus bester Überzeugung aufs angelegentlichste.



Augustusburg im Erzgeb.,

Bahnstation Erdmannsdorf, in ca. 1 Stunde von Chemnitz erreichbar 500 m über der Ostsee, wird als Höhenluftkurort ausserordentlich geschätzt. Vom Schlosse Augustusburg bekrönt, unmittelbar von Nadel- und Laubwäldern begrenzt, reizende, geschützte Wald- und Promenadenwege und billige Wohnungen mitten im Walde.

Frequenz ca. 1400 Sommergäste, Tausende von Touristen. Auskünfte durch den Stadtrat.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe

*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.

Kinder-Nährmittel

wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate

für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Samatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe

aller Art.

Mineralwässer

in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.

Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer
Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits,
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel
für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. **1. Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden;** Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller). Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. **2. Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten;** Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.

Prospekte auf Verlangen.

Aue i. Erzg.

Inhalts-Verzeichnis: 1. Zu König Georgs Geburtstag. Mit 1 Bild. 2. Anton Dhorn: Aus tiefer Not... Schluß. 3. Dr. G. Schlauch-Dohna: Die Jubelfeier zu Dohna. Mit 11 Bildern. 4. Hugo Christoph Heinrich Meyer: Die Umgebung von Hof i. B. in geologischer Hinsicht dargestellt. (Fortf. v. S. 245 ff.) 5. Elbfahrt nach Mühlberg. Mit 3 Bildern. 6. P. i. D.: Aufruf an alle Freunde unserer Heimat. 7. Schuldirektor Leschner: Aus Schwarzenberg Bilder und Skizzen. 11. Die Frauen- und Haushaltungsschule. Schluß. 8. Theodor Drejcher-Burgstädt: Das Chemnitzthal. Mit 16 Bildern. 9. Lr.: Gewerbe- und Industrieausstellung Zwönitz. 10. —r.: Von der Ausstellung zu Johanngeorgenstadt. 11. Vereinsnachrichten. 12. Kleine Chronik. 13. Litteratur.

Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.

I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien,
empfehlte sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden
Bildern u. s. w.; — ertheilt auch **Einzel-** und **Privat-Unterricht**.

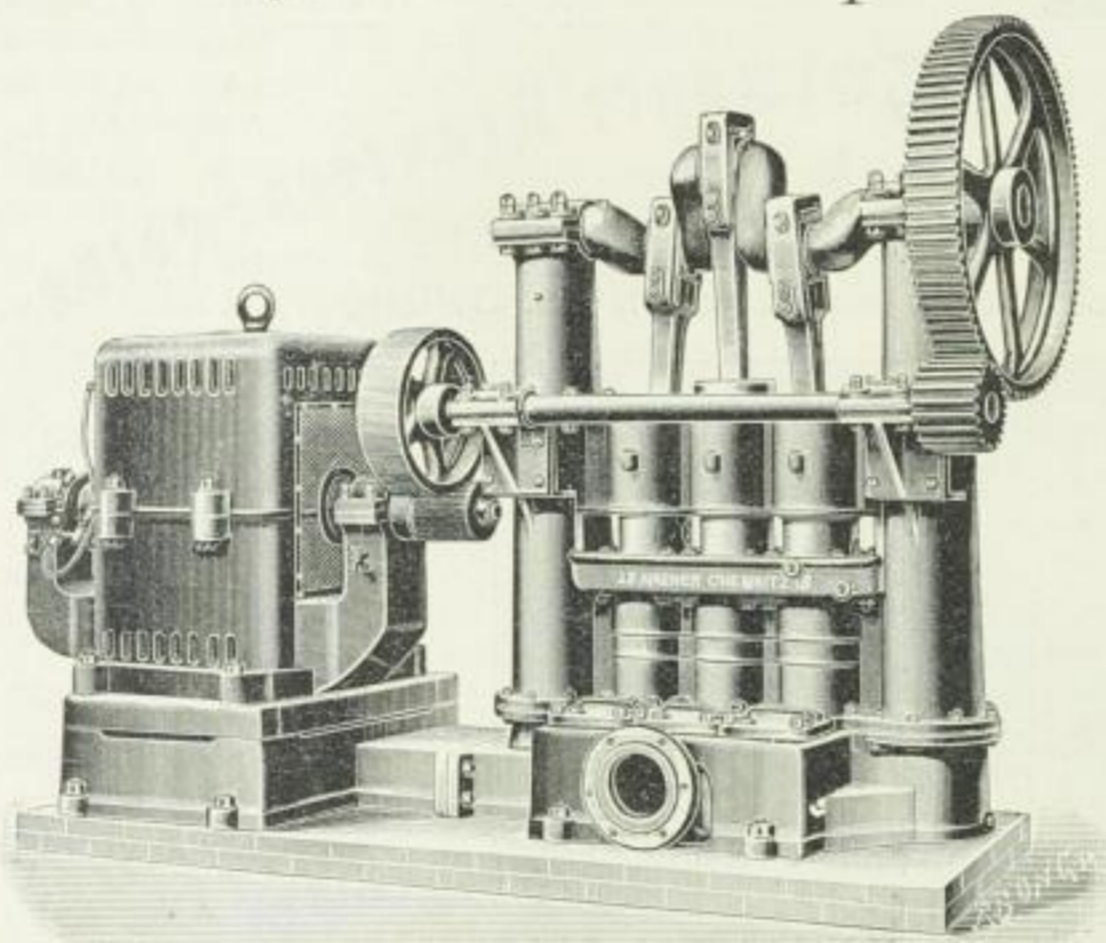
Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: **Pumpen-Anlagen**



mit elektrischem Betrieb,
mit direktem Dampfbetrieb,
sowie
mit Gas-Motor- oder
Petroleum-Motor-Betrieb
für Städte,
Gemeinden, Güter, Fabriken
u. s. w.

Altrenommiertes Geschäft am Platze.

Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.

Juwelen, Gold- u. Silberwaren.

Billige Preise.

Zwickau i. Sa.
Markt 13.

Reelle Bedienung.

Im Olymp.

Phantastisches Turnfestspiel in 2 Aufzügen.

Von **Dr. Heinrich Spindler** in **Zwickau i. S.**

Im Selbstverlage. — Preis 1 Mark.

Königr. Sachsen
Bauschule Freiberg
Fachsch. f. Hoch- u. Tiefbau.
4 Kl. Reifeprüf. Staatl. Aufs.
Dir. Scheerer.

*Zur gefl. Beachtung: Die pp. Freunde „Unserer Heimat“ er-
suchen wir um frdl. Zusendung von Adressen derer, die für die Ziele und
Zwecke unserer Monatsschrift Interesse haben dürften, wie wir auch für Mit-
teilungen und Anregungen aller Art dankbar sind. Besonders bitten wir,
uns wohlgelungene Liebhaber-Photographien einschicken zu wollen.
Ausführliche Prospekte stehen gern jederzeit zur Verfügung.*

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Dr. Heinrich Spindler**, Zwickau i. S.

Druck: Kunstdruckerei **f. Ullmann**, Zwickau i. S.



Illustrierte Monatsschrift für das gesamte Erzgebirge und Vogtland.

Jahrgang I. Nr. 12.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

September 1902.

Die vogtländische Bismarcksäule auf dem Kemmler.

Vollendet — nach manchem Für und Wider — ragt nun auch im Vogtlande eine Bismarcksäule empor, wie sie in gleicher äußerer Ausstattung schon so viele deutsche Berge schmückt. Angeregt wurde die Errichtung der Säule durch die Ortsgruppe Plauen des Alldeutschen Verbandes; der am 5. März 1899 im Vogtländischen Anzeiger erlassene Aufruf fand in allen Gauen des Vogtlandes begeisterten Widerhall, und schon am 28. Mai 1899 wurde unter dem Ehrenvorsitz des Landgerichtspräsidenten Dr. Hartmann ein Verein begründet, als dessen Vorsitzende Superintendent Lieschke, Kaufmann A. Findeisen und Fabrikbesitzer Walther Poppiß und als 1. Schatzmeister Kauf-



Nach einer Aufnahme v. Arno Pöbland.
Der alte Kemmler-Turm.

mann Moritz Bauer, sämtlich in Plauen, gewählt wurden.

Nach dem Gutachten des Seminaroberlehrers Wegner in Plauen wurde der Kemmler als Bauplatz ausersehen — am 13. Mai 1900. Der nördliche Teil des Vogtlandes hatte sich schon vorher für den Ruhberg bei Reyschkau als Träger eines Bismarckturmes entschieden, so daß er sich jetzt von der gemeinsamen Aufgabe leider absonderte.

Die Kemmlerhöhe krönte damals noch der von der Bergschloßgesellschaft i. J. 1883 errichtete Aussichtsturm, der also der neu erbauenden Bismarcksäule Platz machen mußte. Auch diese Schwierigkeit wurde durch das Entgegenkommen des Stadtgemein-

rats bald gehoben, so daß bereits am 1. April 1902 der Grundstein zur Bismarcksäule gelegt werden konnte.

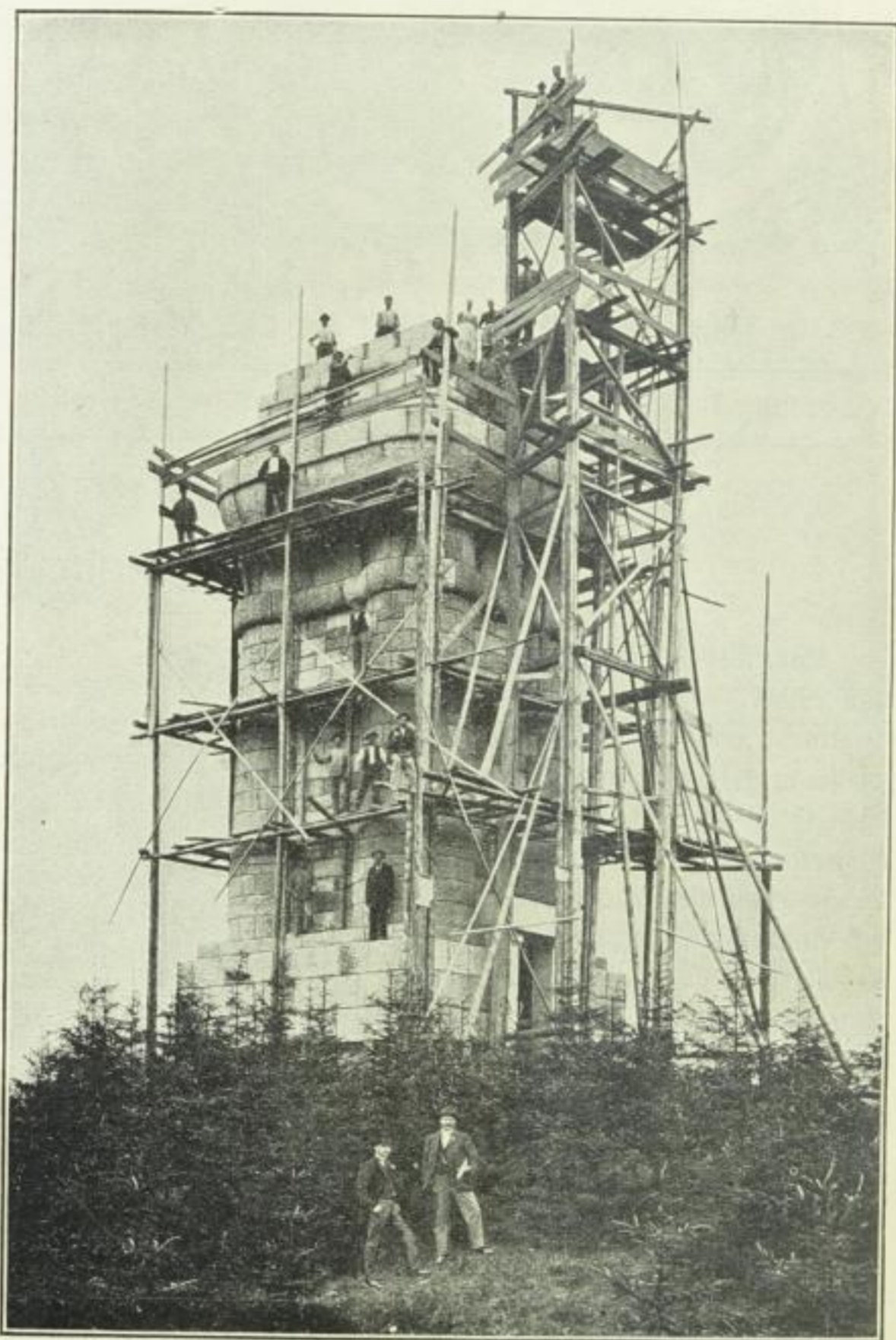
Die Bismarcksäule ist zugleich als Aussichtsturm errichtet worden und zwar nach dem preisgekrönten Entwürfe des Architekten Wilhelm Kreis in Dresden — sie ist die erste dieser Art in Sachsen. Die Fels- und Maurerarbeiten führte Baumeister Max Buchmann in Plauen aus. Die Höhe der Säule beträgt ohne Feuerbeckenaufbau insgesamt rund 19 m bei einer Säulenbreite von 6,20 m. Der Sockel besitzt eine Breite von 7 m, dieses Maß vergrößert sich durch die vorgelagerten Sockelstufen auf 11,60 m. Die 4 Grundsäulen stehen gegen den quadratischen Säulenfern 45 cm vor. Das Säuleninnere ist völlig frei, besitzt eine Lichtweite von 3,40 m und wird durch eine freitragende, 1 m breite Granittreppe beengt, die bis zu einem gegen Wetter geschützten Ausguckraum führt. Von diesem Ausguck bis zur Plattform, von der man eine freie, uneingeschränkte Rundsicht hat, ist eine 0,85 i. L. breite eiserne Wendeltreppe angeordnet.

Die Wand am Turmeingange trägt folgende Inschrift:

Diese
vogtländische Bismarcksäule
wurde errichtet
1902
von dankbaren Vogtländern
an Stelle des ehemaligen
Kemmlerturmes.
Letzterer war
der Kreisstadt Plauen
gestiftet
von der Bergschloßgesellschaft
1883.

Da die Säule Jahrhunderte den Witterungseinflüssen trohen soll, so ist das Äußere der Säule durchgehend in Granit, das Innere in Fruchtschiefer ausgeführt. Einen besonderen künstlerischen Schmuck erhielt die Säule durch einen in Granit ausgehauenen heraldischen Adler. Die Gesamtbaukosten belaufen sich auf annähernd 32000 Mark.

Am Sonntag, dem 31. August d. J., fand nun unter allgemeiner Teilnahme und Begeisterung der Vogtländer die Weihe der Bismarcksäule auf dem Kemmler statt. Eingeleitet wurden die Weiheslichkeiten durch einen Kommerz, der am Abend vorher in den beiden großen, schön geschmückten Sälen des „Prater“ abgehalten wurde. Nach einem zündenden Prolog des Bürgerischullehrers Felix Fischer begrüßte Sup. Lieschke die überaus zahlreich erschienenen Gäste, und in einer tiefempfundenen, von echter Vaterlandsliebe beseelten Ansprache brachte sodann Oberbürgermeister Dr. Schmidt ein mit Jubel aufgenommenes Hoch aus auf Kaiser und Reich,



Bau der Bismarcksäule auf dem Kemmler.

auf König und Vaterland. Der Festredner des Abends war Schuldirektor Dr. Ludwig Grimm-Elsterberg, der „eine tiefdurchdachte, geistreiche und schwungvolle Rede“ hielt, die brausenden Beifall fand. Verschiedene weitere Ansprachen, Vorträge, Gesänge, das von Maler Lochmann gestellte lebende Bild „Huldigung Bismarcks“ — alles trug dazu bei, den Kommerz in würdigster Weise gelingen zu lassen.

Der eigentliche Weihetag war der Sonntag.

In einem imposanten Festzuge, an dem viele tausende Personen aus allen Gegenden des Vogtlandes teilnahmen, in dem über 100 Fahnen mitgeführt wurden, zogen die Festesgäste vom Altmarkt aus durch die reichgeschmückten Straßen nach der Kemmlerhöhe. Die Weiherede hielt Sup. Lieschke — mächtig ergriff seine herrliche Rede, die ausklang in ein Hoch auf Kaiser, König und Vaterland.

Mit kurzen, kernigen Worten übergab sodann



Vogtländische Bismarcksäule auf dem Kemmler.

Baumeister Buchmann, der Erbauer der Säule, die Schlüssel dem Vorsitzenden des Bauausschusses, Baumeister Kurich, und dieser verlas, sich an den Oberbürgermeister Dr. Schmidt wendend, die nachstehende Schenkungsurkunde:

„Mit Erlaubnis von Rat und Verordneten der

Stadt Plauen hat der durch seine Vorsteher unterzeichnete Verein auf der der Stadtgemeinde Plauen gehörigen Kemmlerhöhe aus nahezu 32000 Mk. freiwilligen Beiträgen fast des gesamten Vogtlandes eine Bismarcksäule in Gestalt eines Aussichtsturmes errichtet und Vogtländische Bis-

marckssäule auf dem Kemmler genannt. Das Vogtland hat diese Säule in derselben Form und Größe schaffen lassen, in der in vielen Gauen des großen deutschen Vaterlandes gleiche Säulen entstanden sind und noch erstehen werden als einzigartiges Dankes- und Ehrenzeichen für den Mann, dem das deutsche Volk in erster Linie die Erfüllung seines jahrhundertlangen Wunsches nach staatlicher Einheit verdankt, für den Fürsten Otto v. Bismarck. Am Gedenktage seiner Geburt, dem 1. April 1902, ist der Grundstein gelegt worden; heute, am 31. August 1902, in den Tagen der denkwürdigen Kämpfe bei Sedan, die das Gelingen seines Werkes entschieden, haben wir die Weihe vollzogen. Wir übergeben hiermit diese Säule dem Signer des Grund und Bodens, der Stadtgemeinde Plauen, in dem Bewußtsein, daß sie sie bereitwillig annehmen wird, um immerdar getreulich Hüterin zu sein nicht nur des mächtigen, trostigen Bauwerkes, sondern vor allem der idealen Gedanken und Ziele, aus denen heraus daselbe geschaffen ist, und die in dankbarer, thatkräftiger Vaterlandsliebe sich verkörpern. Um diese Vaterlandsliebe pflegen zu können, erhoffen

die Spender der Säule, daß die Vertreter der Stadtgemeinde in alle Zukunft die Abhaltung patriotischer Festlichkeiten an dieser Säule gestatten und fördern und der bestimmungsgemäßen Verwendung der Säule als Feuerträger, so weit es der Rat nach seinem eigenen, sachverständigen Ermessen für unbedenklich hält, nicht hinderlich sein werden.

Plauen, den 31. August 1902.

Der Verein zur Errichtung der vogtländischen Bismarcksäule auf dem Kemmler.

R. Lieschke, Superint. P. pr. Findeisen. Bauer."

Oberbürgermeister Dr. Schmidt übernahm im Namen der Stadtvertretung die Schenkung mit Worten herzlichen Dankes und mit der Versicherung, das wertvolle Geschenk mit der gleichen Liebe und Sorgfalt zu hegen und zu pflegen wie das eiserne Bismarckstandbild auf dem Albertplatz.

An die eigentliche Weihe schloß sich ein Volksfest an, und am Abend wurde ein Höhenfeuer entzündet, das weithin hinausleuchtete in die Lande und Kunde gab von dem für die vogtländische Geschichte so bedeutsamen Tage.

Auf der „Hohen Warte“.

Auf hoher Warte still allein,
Auf steilem Thalesrande
Steh' ich im letzten Abendschein,
Schau' weithin in die Lande.

Die Wälder schweigen in der Rund'
Als wie zur Abendfeier,
Und leise wandelt durch den Grund
Die Nacht in schwarzem Schleier.

Wo Hütte sich an Hütte lehnt,
Wo sich die Aue weitet,
Und arbeitsmüd' die Stadt sich dehnt,
Ist Frieden ausgebreitet.

Gleich einem Gruß aus alter Zeit
Klingt fern der Mulde rauschen,
Dem rings seit grauer Ewigkeit
Die ersten Berge lauschen.

Du erzgebirgisch Heimatland
Im stillen Abendweben,
Dir fühle ich mich eng verwandt
Mit meinem ganzen Leben.

O ständ' ich so auf freier Höh'
In meinen Abendstunden,
Und hätte all' das Ach und Weh
Der Welt so überwunden.

Das muß ein selig Schauen sein,
O, wär' es mir beschieden:
Auf hoher Warte still allein
Im goldnen Abendfrieden!

F. D. Walther-Hartenstein.

Anmerkung: Die „Hohe Warte“ erreicht man von Hartenstein aus, wenn man zunächst den Weg nach der Meistereie einschlägt, dann die Löhnitzer Straße fortgeht und endlich rechts nach der Dürren Henne zu abbiegt. Der rührige Erzgebirgsverein hat an geeigneter Stelle Wegweiser setzen lassen, so daß ein Irrtum nicht möglich ist. Der interessanteren Waldweg am Alexandersteine vorüber ist freilich ohne kundigen Führer nicht leicht zu finden. Auf der „Hohen Warte“ lohnt eine herrliche Fernsicht auf das Erzgebirge und das Muldenthal die Mühen des 1 1/2 stündigen Weges.

Die beste Liebe, die sich selbst besiegt.

Eine erzgebirgische Dorfgeschichte von Friedrich Hermann Löffler.

Das kleine Bächlein, das droben auf einer sumpfigen Waldwiese entsprang, hüpfte fröhlich durch's liebliche Thal, als wollte es den Leuten verkünden: es ist Frühling worden, endlich, endlich auch im Gebirge! Längs des Baches zu beiden Seiten die Hänge empor erstreckte sich fast eine Stunde lang das Dorf Fichtenhain. Es waren über vierzig große Bauerngüter, die in gehörigen Abständen inmitten grüner Wiesen standen und hinter sich in weiten Streifen ihre Felder und Wälder hatten. Dazwischen standen, später eingebaut, die Wohnungen kleiner Häusler, meist Weber oder Strumpfwirker. Während die großen Güter nach alter Weise kleine Burgen waren, deren im Rechteck errichtete Gebäude durch das hohe Bogenthor vollständig abgeschlossen wurden, lagen die kleinen Fachwerkhäuschen wie Schutz suchend unterhalb der höher gelegenen Güter.

Eine Anzahl kleiner Mädchen hatten am Bach Sumpfdotterblumen und Windröschen gepflückt und sich mit Sträußen und Kränzen geschmückt. Dann zogen sie mit ihren Schätzen auf die Straße, um dort zu spielen. Ein Mädchen bekam einen Kranz auf den Kopf gesetzt und kauerte nieder. Die andern Mädchen saßen ringsum ihr Kleidchen an, und während ein Kind in dem Kreis herumging, sangen alle das Lied von der Königstochter:

Flink, flink, floria,
Es ist des Königs Tochter da,
Doch ist sie nicht zu sehen;
's ist eine feste Mauer drum,
Die Mauer wollen wir zerbrechen,
Den Stab müssen wir zerbrechen,
— Und eine Hand fällt ab!

Beim Gesang der letzten Zeile schlug das herumgehende Kind auf eine der Hände, und diese ließ das Kleid los. So ging es fort, bis alle losgelassen hatten und die Königstochter befreit war.

Das Spiel hatte noch nicht lange begonnen, da kam aus dem darüber liegenden Gute eine kleine Knabengestalt langsam herausgeschlichen. Er stützte sich auf ein Stöckchen und setzte die kleinen schwachen Beinchen nur mühsam vorwärts. Es war der Fried aus dem Kaspargute, der reichste und doch ärmste Junge im Dorfe; denn er war ausgewachsen.

Er war bis auf zehn Schritte an die spielenden Kinder herangekommen und blieb stehen, während er mit sehnsüchtigen Augen auf ihr Hüpfen und Springen sah.

Die Königstochter war Günthers Marie. Ihres Vaters Häuschen stand dicht an der Straße, auf der andern Seite vom Ufer des Baches abgegrenzt. Der Weg, der hinauf zum Kaspargute führte, ging bei den Fenstern vorüber, hinter denen von früh morgens bis spät nachts ihr Vater am Webstuhl saß und mit emsigem Fleiße seine Schifflein schießen ließ, um seine zahlreiche Familie zu ernähren.

Ein paar Hände waren schon gefallen, da sah Marie den Fried stehen. Sie unterbrach den Gesang und fragte ihn: „Willst Du mitspielen? Komm, Du brauchst auch nicht zu springen!“ — „Ich möchte schon,“ sagte der schüchterne Knabe. Marie sprang auf, lief auf den Knaben zu, hob ihn über einen kleinen Graben und führte ihn in den Kreis der Spielenden.

Leuchtenden Auges kam Fried heim. Marie hatte ihm ihren Blumenkranz gegeben, den trug der Kleine wie einen Schatz. Die Mutter mußte ihn des Abends über sein Bett hängen.

Fried war der einzige Sohn. Sein Vater war schon ein paar Jahre tot. Die Leute meinten, er hätte sich zu Tode getrunken. Für ihn war der väterliche Reichtum und das reiche Heiratgut, das seine Frau ihm zugebracht, zum Verjucher geworden. Er kümmerte sich wenig um die Wirtschaft und war dafür der beste und oft der einzige Gast im Wirtshause. Mit stiller Geduld trug seine Frau den schweren Kummer. Die Verwaltung des Gutes und der damit verbundenen Mehl- und Ölmühle lag fast ganz auf ihren Schultern. Sie hoffte viel davon, als ihr Gott nach mehrjähriger Ehe einen Sohn schenkte. Wohl berührte das eine Zeit lang des Vaters Stolz, bald aber war auch dieser Einfluß zu gering, um ihn auf bessere Wege zu bringen. Da saß die junge Mutter manche Nacht mit gesalteten Händen am Bette ihres schlafenden Kindes, während ihr Mann hinter dem Glase saß oder in die nahe Stadt gefahren war, um zu spielen.

In einer stürmischen Winternacht konnte sie

wiederum nicht schlafen. Im Zimmer brannte ein trübes Lämpchen. Von Zeit zu Zeit schritt die Frau zum Fenster, weil es ihr war, als ob ihr Mann an die Thür geklopft hätte. Aber es waren die Zweige des alten Lindenbaumes, der vorm Hause stand. Da fing der Knabe an zu schreien. Sie nahm das Kind auf den Arm, um es zu beruhigen. Plötzlich hörte man draußen einen schweren Fall. Dann war's still. Nur der Wind heulte mit aller Gewalt. Mit dem Kinde auf dem Arm, die Lampe in der Hand haltend, schritt sie zur Thüre hinaus, um zu sehen, was geschehen. Auf dem Flur war alles still, auf der Treppe war nichts zu sehen. Als sie die letzten Stufen hinabschritt, löschte ein heftiger Windstoß die Lampe aus, und die Hausthür schlug klirrend an die Wand. Schnell wollte sie die Hausflur entlang eilen, um die Thüre zu schließen. Da strauchelte ihr Fuß an einem im Weg liegenden Hindernis. Sie schlug auf die Steine des Hauses mit dem Kopf auf, und das Kind entfiel ihrem Arme. Mit dem Wimmern des Knaben erhob sich zugleich ein Fluchen und Wettern. Und als die Diensthöten erschrocken mit Licht herbeigesprungen kamen, fanden sie im Hause den Herrn liegen, kaum fähig, sich auf die Füße zu erheben. Die Frau lag bewusstlos da wie tot, und der Knabe ein Stück von ihr. Er war mit dem Rücken auf die Hausbank gefallen.

Während der Mann am nächsten Tage seinen Rausch ausgeschlafen hatte, fiel die Frau in ein schweres Fieber, und der Knabe kränkelte seit jener Zeit unaufhörlich. Als man später, da es gar nicht besser werden wollte, mit ihm zum Arzt in die Stadt fuhr, machte dieser ein bedenkliches Gesicht und meinte, der Junge würde wohl auswachsen. So kam's auch. Der reichste Erbe im Dorfe war buckelig.

Das war ein schwerer Schlag, den nicht nur die arme Mutter tief empfand, sondern der auch dem gewissenlosen Vater nahe ging. Seit dem Tage, wo man mit dem Knaben beim Arzt gewesen, kam er in kein Wirtshaus mehr. Die Leute meinten, er habe kein Glas Bier, keinen Tropfen Schnaps mehr über seine Lippen gebracht. Still und in sich gekehrt, ging er umher, wortfarg und nur zur Gegenrede bereit, wenn er irgendwo Hilfe für sein Kind erhoffte. Es kamen Professoren aus Leipzig und Berlin; der Junge reiste mit seiner Mutter von einem Bade in das andere. Es half nichts.

Der Vater mußte sehen, wie der Höcker immer größer wurde. Da stellten sich bei ihm die ersten Zeichen der Schwindsucht ein. Als das Frühjahr kam, war der Kasparbauer einer der ersten Toten, die hinausgetragen wurden.

Fried wußte noch nicht, was der Tod zu bedeuten hatte. Die Liebe seiner Mutter ließ ihn den stillen Vater bald vergessen. Und so wuchs er auf, von den meisten mit mitleidigen Blicken betrachtet, während ihn die Scheelsüchtigen den buckligen Kasparfried nannten und meinten: es ist nur gut, daß so etwas den Reichen auch zustoßen kann.

Die Kinder ließen ihn meist etwas links liegen. Was sollten sie mit dem Jungen anfangen, der auf so wackeligen Beinen stand und nicht mit springen und umhertummeln konnte? Nur Marie nahm sich des Kleinen an. Wohl war er den Jahren nach älter, aber der Gestalt nach konnte sie wohl seine Beschützerin sein.

Wurde Fried auf dem Schulwege das Tragen des Ränzchens sauer, so nahm Marie es mit auf ihre kräftigen Schultern. Ja, es war vorgekommen, daß sich Marie einem Buben zur Wehr gestellt hatte, der es wagte, Fried zu beschimpfen oder zu verspotten. Der arme Junge war seiner Freundin für jede Hilfeleistung dankbar. Sein reichliches Butterbrot, seinen Festtagskuchen teilte er bereitwilligst mit ihr.

Nach gebirgischer Sitte zogen die Kinder am Fastnachtdienstag singend durchs Dorf, in den Händen hölzerne Spieße haltend. Kam man vor ein Haus, dann begann die kleine Schar:

Ich rede meinen Spieß ein
Über'n Herrn sein Tisch 'nein,
Steckt er mir ein Krabbel*) 'nan,
Ist er auch ein guter Mann.

Mußten die Sänger etwas warten, so mahnten sie:

Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht zu wenig,
Laßt mich nicht zu lange stehn,
Ich muß ein Häuschen weiter gehn.

Alles was man empfing: Pfannkuchen, Brezeln, Kuchen, auch Wurst und Zuckerwerk wurde bunt durcheinander auf den Spieß gereiht. War er voll, dann gings im Siegeszug heim. Da ließ sich auch Fried nicht nehmen, mit dem Spieße in der Hand mitzuziehen. Als er von Marie Abschied nahm, wollte er ihr seinen gefüllten Spieß in die

*) Pfannkuchen.

Hand drücken. Aber sie wies die Gabe zurück. „Nimm Dir es nur selbst mit nach Haus, Fried!“ sagte sie und sprang fort. Des Abends hatte sie für ihre Eltern noch einen Gang zu besorgen. Als sie zurückkam, sah sie Fried's gefüllten Spieß in der Fensterecke lehnen. Oben stak ein Zettel daran, darauf hatte Fried's zitterige Hand geschrieben: „Für Mariens kleine Geschwister.“ —

Die Jahre schwanden, aber die Freundschaft zwischen beiden blieb bestehen. Sie wurden zusammen eingeseget. Am Tage zuvor brachte Fried's Mutter Marie ein goldenes Kreuz, für all' die Liebe, die sie ihrem Sohne erwiesen. Zugleich fragte sie beim Vater Günther an, ob er Marie nicht zu ihr aufs Gut geben wollte. Sie brauchte eine junge Kraft für Haus und Wirtschaft. Mit Freuden gingen die Eltern darauf ein, und so siedelte Marie aus der kleinen Häuslerwohnung in das schöne Gut über.

Fried zeigte große Liebe zur Landwirtschaft. Aber sein körperliches Befinden hinderte ihn daran, an all' den Arbeiten teil zu nehmen. Um so mehr hielt er im Hause auf das Rechte, und die in manchem zurückgebliebene Wirtschaft kam bald wieder vorwärts.

Das Verhältnis zwischen den Jugendgespielen blieb das gleich herzliche, fast geschwisterliche. Marie war zu einer hübschen Jungfrau erblüht, der die Gesundheit aus den Augen schaute. Fried reichte ihr kaum bis unter die Arme. Sein blaßes, mageres Gesicht leuchtete nur, wenn Marie ihm eine Freundlichkeit erwies, oder er ihr.

Im Dorfe wurde alles mögliche geraunt. Von vielen wurde Marie beneidet, weil sie auf dem Kaspargute wie eine Tochter gehalten wurde. Andere meinten, sie hätte ihre Neze nach dem Erben ausgeworfen, um selbst einmal Kasparbäuerin zu werden, dann machte man sich lustig über den „hübschen Bräutigam“.

Wie thöricht war das Gerede der Leute! Solche Gedanken waren dem Mädchen fremd. Ihr Herz hatte gewählt. Bei ihrem Vater hatte ein armer Junge aus dem Nachbardorf die Weberei gelernt. Er war dann auch noch eine Zeit lang als Gehilfe im Hause geblieben. Danach war er auf Wanderschaft gegangen und später Soldat geworden. Als der Militärdienst hinter ihm lag, hatte es ihn wieder nach Fichtenhain gezogen. Dort hatte er sich von seinen geringen Ersparnissen ein kleines

Häuschen gekauft, das nicht weit von Mariens Vaterhaus thalabwärts stand. Durch fleißige Arbeit und eingeschränktes Leben konnte er die auf dem Häuschen noch ruhenden Schuldzinsen decken und soviel erübrigen, daß er mit einer Frau, die auch zugreifen und ein paar Pfennige verdienen konnte, auskommen würde. Die jungen Leute, die sich nicht beim flüchtigen Tanz, wie sovieler unserer Brautleute, sondern in jahrelangem Verkehr kennen gelernt hatten, waren einig mit einander, ohne daß es die Späßen von allen Dächern pfliffen.

Nach langem Winter mit immer neuem Schneegestöber bis in den Mai hinein war es wieder Frühling geworden. Da trat eines Sonntags nach der Kirche die zwanzigjährige Marie vor die Bäuerin und bat um ihre Entlassung zu Michaelis, da sie heiraten wolle.

Die Kasparbäuerin sah das Mädchen lange sprachlos an. Es zuckte eigentümlich durch ihr gefurchtes Gesicht. Dann trat sie auf das Mädchen zu, legte ihre Hand auf ihre Schulter und fragte langsam: „Du willst uns verlassen? Was wird — Fried — dazu — sagen?“ Mühsam schlichen diese Worte über die Lippen der Frau. Marie ergriff ihre Hand: „Haltet mich nicht für undankbar! Mein Lebtag will ich die Liebe nicht vergessen, die ich hier genossen habe.“ Dann erzählte sie in einfachen Worten, wie sich ihr zukünftiges Leben gestalten sollte. Ohne sofort Bescheid zu geben, entließ die Bäuerin das Mädchen. Nach Tische blieb sie mit Fried allein. Was Mutter und Sohn gesprochen, weiß niemand. Die Leute im Hause erfuhren nur, der junge Herr sei krank geworden und müsse im Bette liegen.

Am Sonntag abend erhielt Marie die Zusicherung ihrer Entlassung. Eine jüngere Schwester sollte für sie eintreten. Am Pfingstfest wollte das junge Paar Verlobung feiern. Sie gingen am Morgen zum heiligen Abendmahle, und nach der Kirche sah sie das erstaunte Dorf zum ersten Male mit einander heimgehen. Es waren keine Schmeicheleien, die man dem Mädchen „wegen seiner Dummheit“ nachsagte.

Fried war am Sonnabend wieder aufgestanden und ließ sich in die Kirche fahren. Er konnte von seinem Platze aus die beiden Verlobten sitzen sehen, er mied es aber, sein Gesicht zu erheben.

Am Nachmittage sollte im Günther'schen Hause in einfacher Weise Verlobung gefeiert werden. Des

Bräutigams Eltern und Geschwister wollten herüberkommen. So lud Marie auch die Kasparbäuerin und Fried ein. Im Hinblick auf des Sohnes Gesundheit lehnte die Bäuerin dankend ab, schickte aber einen großen Korb voll Kuchen und Fleisch hinüber.

Es war Abend geworden, und hier und da blinkte Lampenschein aus den Fenstern. Auch in Günthers Häuschen wurde ein Fenster hell, nur leuchtete heute helleres Licht wie sonst auf die Straße hinaus. Drin saßen die beiden Familien, die durch das Herzensband der Kinder nahe gebracht werden sollten. Der Bräutigam hatte seinen Arm um Marie geschlungen und schaute glückstrahlend in das Angesicht des lieben Mädchens. Da huschte am Fenster ein Schatten vorbei. Nur Marie hatte es gesehen. War das nicht Fried's blasses Gesicht gewesen, das in tiefem Kummer hereingeschaut hatte? Da ging es dem Mädchen wie ein leises Ahnen durch's Herz. Sie konnte nicht mehr so fröhlich sein, als vorher. Hätte sie es aber gesehen, wie Fried an den Erken des Bachrandes heimwärts schlich, um nicht gesehen zu werden; wie er durch das Hinterthürchen in's Gut trat und mühsam in sein Schlafzimmer schlich; hätte sie es hören können, wie er vor seinem Bette zusammenbrechend lange Zeit lag, schluchzend wie ein Kind, es würde auf ihren Freudentag ein tiefer Schatten gefallen sein. In der Nacht träumte Marie, sie sähe Fried weinend vor einem Grabe kauern. Sie wollte ihn trösten, aber sie brachte kein Wort über ihre Lippen.

Fried hatte an diesem Tag viel begraben. Die schönste Hoffnung seines Lebens lag eingesargt. Aber auch an diesem Grabe stand ein Engel und zeigte aufwärts. Fried war mit gefalteten Händen eingeschlafen — er hatte für Marie und ihr Lebensglück gebetet.

— — Längst war alles wieder in das gewöhnliche Gleis des Alltagslebens gekommen. Da hielt eines Sonntags nachmittags der beste Wagen des Kaspargutes vor der Thür des jungen Paares. Fried stieg aus; er hatte seinen schwarzen Kirchenrock an und machte ein ernst-feierliches Gesicht. Aus dem Hause kamen die jungen Eltern und brachten ihren ersten Jungen, der heute getauft werden sollte. Gottfried sollte er heißen, so hatte die Mutter gewollt. Fried hielt den kleinen Namensvetter auf den Armen, dessen Pate er werden sollte. Es war das erstemal seit langer Zeit, daß seine Wangen

sich wieder röteten. Ja, als er am Nachmittag unter der Taufgesellschaft saß und der kleine Fried ihm mit seinen zarten Fingern in den dünnen Bart fuhr, da glitt ein Lächeln über sein Gesicht.

Und in dem Hause herrschte auch Sonnenschein. Schon vorm Jahre, als die Hochzeit gewesen, hatte die Bäuerin als Hochzeitsgabe die Hypothek, die auf dem Häuschen schwer lastete, löschen lassen.

Nun ging das Arbeiten noch einmal so gut. Zur Taufe schenkte Fried den Eltern seines Patches ein Stückchen Feld hinter dem Hause, damit sie wenigstens die täglichen Kartoffeln selber bauen konnten. Und wenn Fried einmal ausging, war's zum Pachen, das er gar zu gerne auf den Knien schaukelte. Zu aller Freude wuchs der Junge heran. Kaum ein Jahr alt, stolzierte er stramm durch das Stübchen. Und als die Beine ihn weiter trugen, da war sein liebster Weg am Hause der Großeltern vorbei zum Herrn Paten. Da brachte er dann immer etwas mit heim in seinem Schürzchen. Ja, als Fastnacht kam und der kleine Knirps durchaus mit seinem Spieß ausrücken wollte, da ging er hinauf in den Kasparhof, und Fried steckte ihm sein Stübchen voll von guten Dingen. Der kleine Fried erzählte daheim seiner Mutter: der gute Pate Fried hätte dabei geweint!

Es folgte ein heißer, gewitterreicher Sommer. An einem Sonntagnachmittage wollten Marie und ihr Mann zum Besuche von Verwandten über Land gehen. Der kleine Fried war zu seinem Großeltern geschickt worden und war von da auf das Gut gelaufen. Kaum war er in Fried's Zimmer getreten, als ein heftiges Gewitter gezogen kam. Blauschwarze Wolken türmten sich auf. Unheimliche Schwüle lagerte sich über die Erde. Kreischend flogen die im Hause nistenden Schwalben dicht am Boden hin, während der wachsame Hüter des Hofes, Gottfrieds Spielgefährte, sich in seine Hütte zurückzog. Näher und näher kam es; Blitze zuckten, Donner grollten. Da öffnete der Himmel seine Schleusen. Nach einem heftigen Hagelwetter ergossen sich ungeheure Regenmassen hernieder, so daß sich von den Höhen herab überall die Fluten zu Thale wälzten. Bei dem ersten Guß war Fried hinausgeeilt, um anzuordnen, daß draußen am Mühlwehre die Stutzen gezogen wurden.

Ohne Hindernis konnte nun das Wasser zu Thale fließen, die Ufer des Baches weit überströmend. Es war harte Arbeit gewesen, und da Fried trotz

seines Gebrechens wacker mit zugegriffen hatte, kam er nicht nur durchnäht, sondern auch ermattet wieder im Hause an. Auf den ersten Blick sah er, daß die Thüre zu dem Zimmer, in dem er mit dem kleinen Fried gewesen war, weit auf stand. Der Knabe war nicht mehr darin. Seine Mattigkeit vergessend, lief er durchs Haus und rief des Kindes Namen, so laut er konnte. Aber keine Antwort erscholl. Von Angst getrieben, durchsuchte Fried den Hof und Garten; niemand hatte den kleinen gesehen. Wenn er den Heimweg angetreten? Wie war er über die schmale, vielleicht schon überschwemmte Brücke gekommen? Ohne Wind und Wetter zu achten, lief Fried ins Thal. Sein Rufen übertönte das Branden des entfesselten Baches. Die Brücke stand noch, aber etliche Stützen hatte das Wasser schon weggerissen. Rasch hatte er den unter seinen Füßen schwankenden Steg überschritten und wollte nun in das Haus der Großeltern eilen, um nach den Enkel zu fragen. Da, hundert Schritte vorher, sah er am andern Ufer das Bärtschlein stehen. Sein Röcheln flatterte im Winde, um seine Füße spielte das Wasser. Er stand am Fuße einer alten Weide, die mit ihren Wurzeln eine kleine Insel bildete. Als er Fried sah, hielt er ein paar Blumen in die Höhe, die das Wasser vor ihn hingeschwemmt hatte, und rief lachend: „Pate Fried, Blumen!“

Fried war das Blut im Herzen stehen geblieben. Das Gestrüpp mit dem anhaftenden Erdreich konnte den Ansturm des Wassers nicht mehr lange aushalten. Sollte er in das Haus Günthers eilen, um Hilfe zu holen? Dann konnte das Kind inzwischen längst ertrunken sein.

„Bleib ruhig stehen, mein Junge,“ rief er ihm zu, „und halte Dich an den Ästen an, ich komme herüber und hole Dich!“ Immer den Knaben im Auge behaltend, lief er noch einmal den gefährlichen Weg über die alte Brücke zurück, um durchs Wasser zu waten und den Knaben herüberzutragen. Nur noch zehn Schritte war er von ihm entfernt. Da sah er, wie die alte Weide ins Wanken geriet. Das Wasser gurlte, ein Anprall, — der Baum sank, mit ihm der Knabe.

Schneller, als man es dem armen Buckeligen zugetraut, durchmaß er das Wasser, daß ihm bis über die Hüften ging. Noch ein Schritt vorwärts; er faßte das Kleidchen des Kindes. Da erlahmte seine Kraft, es zu sich herüber zu ziehen. Ein Wogendrang schleuderte ihn mitten hinein in die

Fluten. Trotzdem ließ er den Kleinen nicht los, sondern presste seinen Arm wie eiserne Klammern um ihn. Die Sinne schwanden ihm, nur soviel wußte er, daß er Wasser geschluckt und nicht mehr atmen konnte. Dann gab es einen heftigen Krach! —

Kurz zuvor war der alte Weber Günther auf den Weg herausgetreten, um nachzusehen, daß ihm das Wasser keinen Schaden anrichte. Hinter seinem Häuschen führte ein leichter Steg über den Bach. Das Wasser hatte ihn gehoben, und Günther mühte sich, ihn herüber zu ziehen, damit er nicht weggespült werde. Wie er so mit Hilfe der Seinen sich plagte, schlug plötzlich etwas hart an den Steg. Waren das nicht Kleider, die aus dem Wasser hervorrugten? Sofort wurde der Hafen zum Halten der Brücke auf diese Beute des Wassers geworfen und sie damit herübergezogen. Ein Schrei des Entsetzens! Da lagen sie, fest an einander gedrückt, wie leblos, der große und der kleine Fried!

Es folgten schwere Tage der Sorge im großen Gute, wie im kleinen Häuschen. Wohl waren die beiden Geretteten wieder zum Leben gebracht worden. Während die frische Lebenskraft des Kindes die Erkältung binnen einer Woche überwand, fiel Fried in eine schwere Lungenentzündung.

Heller Sonnenschein durchleuchtete das Thal. Ruhig wie sonst floß das Bächlein, dem kein Mensch das Ungeheim von neulich angesehen hätte, wenn nicht noch etliche Verheerungen davon Kunde gegeben. Marie schritt in Feiertagskleidern, an der Hand den Knaben mit einem Blumenstrauße, zum Hause hinaus. Sie wollte auf's Kaspargut gehen, um dem Lebensretter ihres Kindes zu danken.

Im Gute war alles still. Niemand sprach ein lautes Wort, um den Kranken nicht zu stören. Selbst die sonst offenen Thüren der Ställe waren geschlossen, damit kein Laut herausdringe. Der Hausflur war dick mit Stroh belegt, damit der Tritt des Gesundes gedämpft würde.

Im Krankenzimmer hatte man die bisher geschlossenen Vorhänge aufgezo-gen. Fried wollte den Sonnenschein sehen. Er saß im Bett, da der Husten und die Atemnot ihm das Liegen nicht erlaubte. Die Thür ging auf. Marie und das Kind traten ein, un-gesehen vom Kranken. Sie blieben stehen. Da riß das Kind sich los von der Mutter Hand, lief zum Bette, seinen Strauß emporhaltend, und rief: „Pate Fried, Blumen!“

Das war dieselbe liebe Kinderstimme, die in

der Stunde größter Not so zu ihm gesprochen. Es leuchtete in Fried's Augen auf, noch einmal kam es wie frische Lebensröte auf seine Wangen. Er wollte die Hand des Kindes fassen, aber kraftlos sank er zurück in die Kissen. Knieend lag Marie vor dem Bette und bedeckte die Hand des treuen Freundes mit Küssen, während heiße Dankesthränen aus ihren Augen flossen. Nur stammelnd konnte sie über die Lippen bringen, wovon ihr das Herz so voll war. Der Kranke mühte sich, ein Wort zu sprechen, aber es fehlte ihm an Kraft.

Die Mutter sorgte sich um den Sohn und bat ihn, sich zu schonen. Da ergriff er mit der andern Hand die treuen Hände der Mutter; einen dankbaren Blick ihr sendend, lispelte er: „Mutter!“ Dann schaute er über die blühenden Blumen auf

seiner Bettdecke hinweg in die erstaunt blickenden Kinderaugen. Lächelnd hauchte er: „Marie!“ und sank für immer stumm zurück.

— — Auf dem Fichtenhainer Kirchhof steht ein großes Marmorkreuz auf blumengeschmücktem Grabe. Daran bleiben Einheimische und Fremde gerne stehen und lesen den Namen mit dem Spruch, der mit goldenen Buchstaben eingegraben ist, 1. Joh. 3, 16:

„Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Jesus Christus sein Leben für uns gelassen hat; und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.“

Das Kreuz erzählt uns die Geschichte eines Helden in der Liebe. Denn das ist die größte, beste Liebe, die sich selbst besiegt.

Im Greizer Lande.

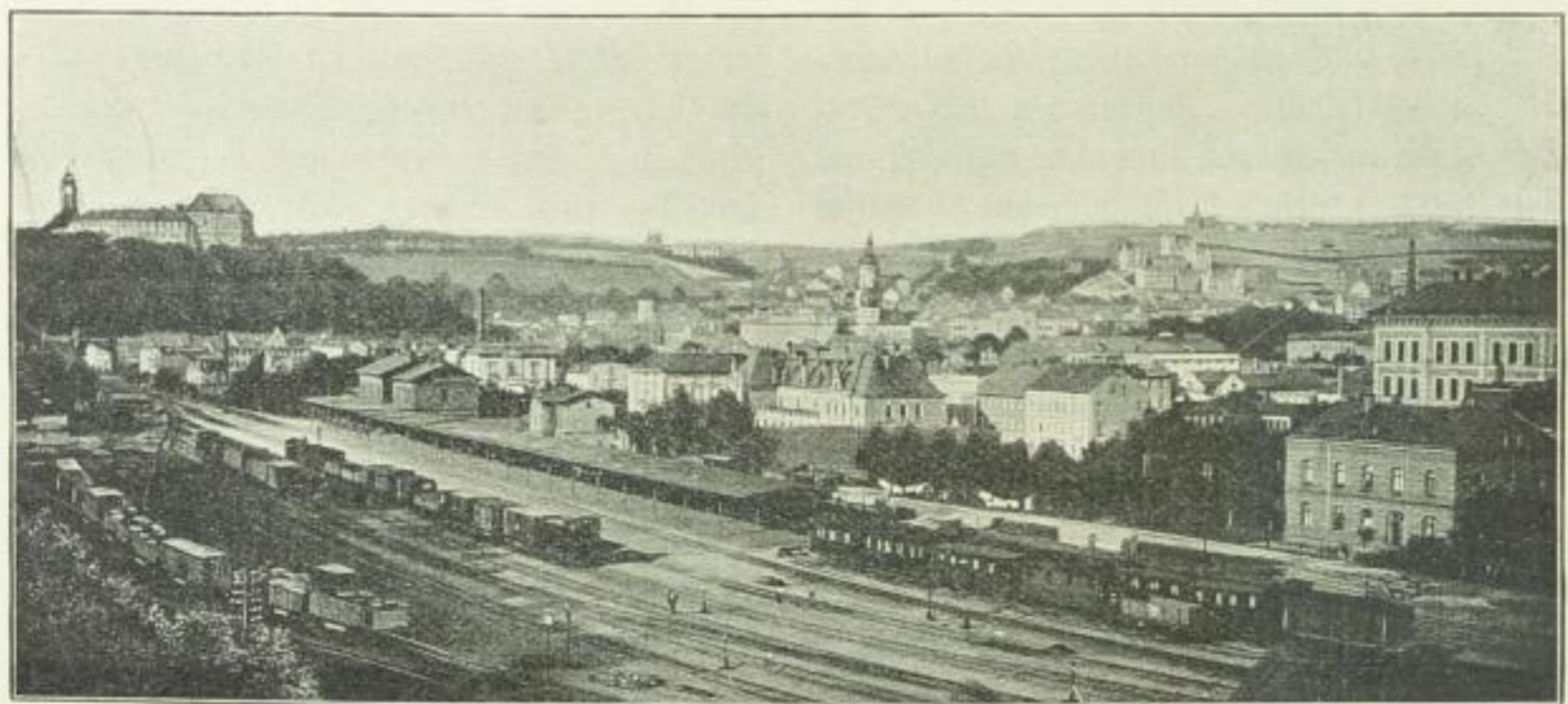
Von Dr. Ludwig Grimm.

Zwischen den beiden guten Elsterstädten Greiz und Elsterberg bestehen vielfache Beziehungen. Kaum zum Bewußtsein kommt es den Einwohnern, daß sie eine Grenze überschreiten, wenn sie sich freundschaftliche Besuche abtatten, so ungestört fließen die Fäden hinüber und herüber.

Nur einen Punkt giebt es, an den man nicht rühren darf: das sind die Eisenbahnwünsche des Greizer Landes. Die Residenzler lassen sich's nicht ausreden, daß sie Stiefkinder der sächsischen Staats-

bahn seien, und daß darum ihre schöne Heimat nicht genug Zuzug von der großen Welt draußen empfinde.

Offen gestanden! ich glaube, die Greizer Freunde malen zu schwarz und übersehen auch, wie für manches frühere Verkehrshemmnis andere Leute als die zu Dresden verantwortlich sind. Aber wahr ist doch, daß Greiz und Umgebung mit all den landschaftlichen Reizen, die sich dort finden, mehr Beachtung verdienen. Gerade deshalb freuen sich vielleicht die Leser „Unserer Heimat“, bei denen sich ja



Aus dem Verlage von Löffler & Co. in Greiz. Greiz vom Gasparinenberge aus gesehen.

von vorn herein Verständnis für die Schönheit deutschen Berglandes voraussetzen läßt, — wenn ihnen ein wenig erzählt wird von einigen Punkten im Greizer Land.

Wer in Neumark von der Leipzig-Hofer Linie abzweigt, merkt zunächst wenig genug von der gerühmten Anmut der Greizer Gegend. Industriedörfer lösen die Bauernhöfe ab, und wenn man endlich einen Blick auf die bergumfriedete Stadt Greiz mit ihrem hochgelegenen alten Schlosse zu

erhaschen denkt, da klirrt und rauscht der Zug in einen Tunnel hinein, in dem eine geradezu mittelalterliche Finsternis herrscht.

Aber durch diese Nacht geht's zum Licht. Jetzt thut sich das Elsterthal auf mit dem hellen Flusse und den felsigen Waldufern, während die Stadt mit ihren Türmen und schönen Wohngebäuden sich immer weiter enthüllt. Die Höhe der Berge, insbesondere die zentrale Lage des bewaldeten Schloßbergs bringt es mit sich, daß man fast von jeder



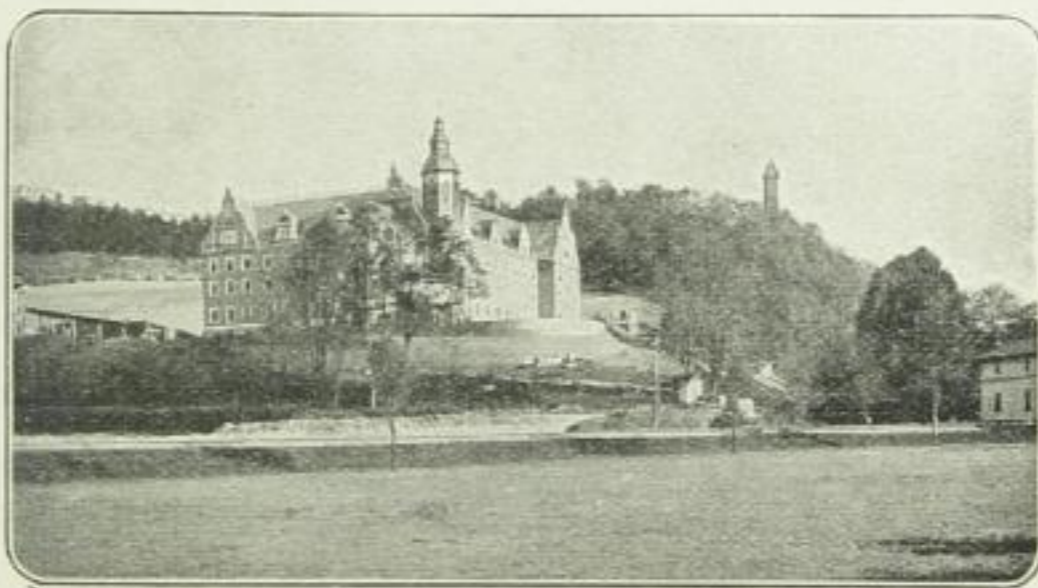
(Löffler & Co. in Greiz.)

Greiz mit Schloßberg.

Straße Ausblicke auf dunkle Waldungen genießt. Namentlich schön aber sind die Bilder, welche sich von den beiden Elsterbrücken erschließen. Bei geringer Platzveränderung zeigen sich ganz neue Ausichten, und droben vom alten Schlosse, dessen Höfe dem Freunde guter Architektur viel Interessantes bieten, schaut man in die belebten Straßen hinein und zugleich in die schweigenden Wälder hinaus — so recht bezeichnend gerade für dieses Stück Land.

Das Herrlichste aber, was die unmittelbare Nähe der Stadt bietet, ist der fürstliche Park. Gut

gehaltene Teppichbeete und seltene Coniferen findet man auch sonst in Mitteldeutschland. Kaum aber sieht man sobald wieder eine gleich mächtige Wasserfläche, in der sich so dicht bewaldete Höhen spiegeln, wie im Greizer Park. In Form eines riesigen Eichenblattes zieht sich die helle, durch Hunderte von Wildenten und Schwänen belebte Flut dahin; eine Reihe mit wahrhaft edlem Geschmack bepflanzter Inseln bieten dem Auge Ruhepunkte zu jeder Jahreszeit; bei jedem Wetter erscheint die Gegend am Parke als ein auserlesenes Stück Erde. Vielen wird



(Löffler & Co. in Greiz.)

Ernst und Lina Arnold-Stift.



Idahöhe.



Eichenallee auf dem Gasparinenberge.

namentlich die Abendbeleuchtung des Parksees unvergeßlich sein — aber auch in ganz früher Morgenstunde entwickeln sich eigenartige Reize. Vor Jahresfrist suchte ich einmal die Morgenstimmung an dieser Stätte durch ein paar Verse wieder zu geben:

Goldner Morgenschimmer ruht
Glitzernd in den Zweigen;
Von des Teiches stiller Flut
Weiße Nebel steigen.

Und wo sie am Ufer zieh'n,
Schmücken sie mit Perlen
Weißblattblüten und Jasmin,
Weidenlaub und Erlen.

Perlenschimmer, Lichtglanz ruht
Nun im weiten Kreise,
Und auf sonnenheller Flut
Ziehn die Schwäne leise. —

Auf beiden Seiten des Thales grünen Aussichtspunkte herab. Auf dem linken Ufer der Elster deutet hoch droben ein schlanker Tempelbau den aussichtsreichen Gipfel des Gasparinenbergs an, während etwas nördlich die Idahöhe zum Aufstieg einlädt. Immer weiter flußabwärts gelangt man zur Teufelskanzel und dann noch zu einer ganzen Reihe einzelner Felsen, von denen man weit hinaus schaut ins Flußthal und auf die ragenden Berges-



N. e. Aufnahme von Ernst Weinmann-Gretz

Station Reumühle.

höhen. Der schönste Blick, den das linke Elsterufer gewährt, ist aber doch wohl der vom Amstelstein. Hier hat sich das Elstertal oberhalb der Station Neumühle ausgeweitet, nach Klein-Neinsdorf, dem Schlötengrund, „den Buchen“ und Greiz führen die Wege strahlenförmig hinein in die Schluchten waldbedeckter Bergzüge, und reliefartig liegt nun das Land vor dem Beschauer. Unterhalb der Bahnstation zweigen gutgehaltene Wege nach Berga zu ab. Dort genießt man eine heitere Übersicht über den Ort Neumühle, der immer mehr als Sommerfrische in Aufnahme kommt. Genüßreich ist's aber auch, vom Amstelstein gen Westen im Thal des Köschnigbaches bis Gommla zu wandern. Es giebt wenig gleich schöne Thäler, wo die Menschenhand sich so sorgsam von unnützen Vorrichtungen zurückhält, wie es hier der Fall ist.

Schreitet man aber bei Neumühle hinüber auf das rechte Elsterufer und will noch nicht über den Glohdenhammer nach Greiz zurückwandern, so empfiehlt sich ein Emporsteigen im Thale des Schlötengrundes. Wieder ragen Thonschieferfelsen empor, die sich als Aussichtspunkte anbieten, immer noch begleiten dunkle Fichtenhänge das Thal. Aber nun kommt der Wanderer in das Gebiet der Buchen. Droben, wo die Wiesen reich und grün das fürstliche Besitztum Jda-Waldhaus umgeben, schweift der Blick über meilenweite Buchengehege dahin. Zwischendurch bligt im Sonnenstrahl das glimmerhaltige Gestein auf. Teiche werden sichtbar. Und fast in jeder Tagesstunde zeigen sich da und dort äsende Hirsche und Rehe. Schwer trennt sich der sinnige Betrachter von der stillen Höhe beim Waldhaus.



(Von Ernst Weinmann-Greiz.)

Hoher Stein.

Ein breiter Fahrweg führt zum Thal. Rechts desselben ragt der rote Pulverturm. Ein stiller Fußweg führt zum Hirschstein mit dem weißen Sophienkreuz, von dessen Schafte aus der Blick auf Greiz und das Thal sich so rein und still genießen läßt. Wer aber auf der Straße bleibt, dem stellt sich kurz vor dem Eintritt in den Park das Ernst- und Lina-Arnold-Stift dar: ein reich ausgestattetes Weibegeschenk, welches ein Großindustrieller von Greiz armen, alten Leuten bestimmt hat. Kann ein mit Glücksgütern begabtes Menschenkind einen schöneren Gebrauch von seinem Reichtum machen? Und dabei hat Ernst Arnold weder seine Angehörigen, Angestellten und Arbeiter noch auch bildungstrebende Knaben und Jünglinge vergessen. Mir ist oft beim Anblick des Arnoldstifts jenes Wort Platons eingefallen, daß der höchste Vorzug des Reichtums in fast unbeschränkter Gelegenheit zum Wohlthun besteht.



Blick vom Park nach der „neuen Welt“.



Bismarckdenkmal und oberes Schloß.

Von den lärmenden Straßen der regsamem Fabrikstadt steigen die Greizer gern und oft zu den Anlagen am Reisberg und auf dem Hainberg hinauf. Da sehen sie dann die geliebte Heimatstadt und die Fabriken des Auebachtals zu ihren Füßen. Wir aber schreiten ein Stück weiter hinan, über den Schützenplatz und zur Gölzschmündung, um in das Thal dieses zweitgrößten Vogtlandflusses einzubiegen. Gerade die Mündungstrecke der Gölzsch entfaltet eine Fülle von Schönheit. Von der „schönen Aussicht“ und dem „hohen Stein“ aus schaut man weit aufwärts an dem schnell dahinfließenden Flüsschen. Die Wege im Thale aber bieten immer neue überraschende Blicke auf Felsen und Querswände. Kulissenhaft schieben sich steile Höhen vor, auf denen das lichte Grün der Eichen und Birken sich freundlich aus dem Fichtendunkel abhebt, Höhlen deuten auf einstigen Bergbau, eine vielgestaltige Pflanzenwelt erfreut den Sammler.

Bleibt man an der Gölzsch, so gelangt man — an der einsam gelegenen Schwarzhammelmühle vorüber — zu der gewaltigen Gölzschthalbrücke und dem freundlichen Mylau mit seinem alten, aber prächtig wieder hergerichteten Kaiserflosse. Schreitet



Kaiserdenkmal, Fürstl. Schloß und Kirche.

man dagegen die am linken Ufer mündende Stoppach hinauf, so kommt man — an Bad Rosenthal vorbei — nach Rejschkau. Beide Orte sind nur anderthalbe Stunde von Greiz entfernt. Empfehlenswert ist aber auch der schmale Fußweg, der schon vor Einmündung der Stoppach in die Gölzsch — nach

Kleingera und Elsterberg zu abzweigt. Da gelangt man an einer schindelgedeckten Schäfererei vorüber, die von mächtigen, sturmzerzausten Kiefern umgeben ist. Es ist eine ganz eigenartige Stimmung, die das Idyll da droben hervorruft. Und wenn man



(Göfner & Co. in Greiz.) Durchblick auf das Kriegerdenkmal und Ob. Schloß.



Fürstl. Sommerresidenz.



Parkpartie.

dann lagert auf dem Grase unter den Kiefern, so schaut der Blick über die Thäler und Wälder, und über die weiten Hochebenen des nördlichen Vogtlandes

dahin, und rastet der Geist von allem, was er empfangen und verarbeitet hat drunten in den Ortschaften der schönen Heimat.



Aufgenommen von Ernst Weinmann in Greiz.

Schwarzhammermühle.

Die Sachsenklemme.

Eine durch den „Hoferverein“ in Wien veranstaltete Feier zur Erinnerung an den Kampf der Tiroler im Jahre 1809, welche in der Weihe eines nach dem Entwurfe des Bildhauers Costenoble ausgeführten Denkmals bestand, das im sogenannten „Sack“, südlich von Sterzing dort aufgestellt worden ist, wo die Felsenschlucht der „Sachsenklemme“ beginnt, veranlaßt uns, dieses merkwürdiger Weise in der „sächsischen Armeegeschichte“ nicht erwähnten opfermütigen Kampfes zu gedenken, den am 4. August 1809 im Verein mit bayrischen Truppen ein kleiner sächsischer Truppenteil unter französischem Oberbefehle in heldenmütiger Weise bestanden hat.

Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli war den Siegen Österreichs bei Aspern und Eckmühl gefolgt, sie führte zum Waffenstillstande bei Znaim, in dessen Folge Erzherzog Karl den Oberbefehl über die österreichischen Truppen niederlegte. Der Herzog von Danzig, der französische Marschall Lefevre war Ende Juli wieder in Innsbruck eingezogen und sandte von da aus seine Kolonnen — Sachsen und Bayern voran — über den Brenner hinaus, um die Tiroler, die sich an den ihnen unbequemen Waffenstillstand nicht kehren wollten, zu Paaren zu treiben. Die Feuerzeichen flammten auf den Bergen wieder auf, die Sturmglocken ertönten von Thal zu Thal,



Aufgenommen von Ernst Weinmann in Greiz.

Kleingeraer Schäferei bei Greiz.

und die Tyrolerführer Andreas Hofer, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger und Meyr eilten mit ihren Scharen der großen Heerstraße zu, längst deren die Feinde vordrangen. Die Vorhut befehligte der französische General Rouyer, der seine Truppen am 2. August abends auf dem Sterzinger Moos bei Nacht halten ließ, um dort am 3. zu rasten. Eine vorausgesandte Erkundigungstruppe stieß hinter Mauls, dort, wo sich das Thal zu verengen beginnt, auf die Leute Speckbachers, die die Eisackschleusen öffneten, dadurch das Sterzinger Moos unter Wasser setzten, um den Feind so nach der höher gelegenen Straße zusammenzudrängen. Die Tiroler wichen Schritt für Schritt, und tapfer drangen die Sachsen trotz schwerer Verluste längs der Straße im Thalgelände vor. Haspinger stieß mit namhaften Verstärkungen zu Speckbacher, und 800 trefflichere Flinten wurden ohne Unterlaß aus gedeckten Stellungen, die immer von neuem umgangen, von neuem aufgegeben wurden, gegen die Feinde gerichtet. Ein wahrer Kugelregen ergoß sich verheerend über diese. An der Tête befand sich das leichte sächsische Bataillon, unterstützt von einer Eskadron Cheveauxlegers. Diese gelangten über den Weiler Oberau hinaus bis einige Hundert Schritte vor die Peißer Brücke, die nun von den Tirolern selbst in Brand gesteckt wurde. Ein kecker Freischärler, Wild v. Wildenstein, entzündete die schon vorher angebrachten Pechkränze, und bald stand alles in hellen Flammen. Zugleich wurden hintereinander zwei wuchtige Steinbatterien in die Reihen der in der Thallenge eingeklinkten Angreifer losgelassen, die Tod und Verderben brachten. Das andauernde Kreuzfeuer der Tiroler, das sich von allen umgebenden Höhen entwickelte, verhinderte die wiederholten Versuche, die Brücke zu stürmen oder wiederherzustellen. Rouyer hatte, da ein Übergang aufs rechte Eisackufer unbedingt gewonnen werden mußte, am späten Nachmittag oberhalb Oberau einen leichten Steg erbauen lassen, und das dorthin zurückbeordnete leichte sächsische Bataillon war auf diesem Mann für Mann unter dem andauernden Feuer der Tiroler auf die rechte Eisackseite gelangt. Es drang tapfer bis ins Dorf Riol vor, aus dem die Tiroler weichen mußten. Diese zogen sich bis Unterau, später in die Brixener Klause zurück, so daß selbst Unterau besetzt werden konnte. Inzwischen hatte der sächsische Oberst v. Egloffstein auch den am linken Ufer in der Höhe gelegenen Blasbichlerhof, von dem aus die Tiroler ein mörderisches Feuer

unterhalten hatten, genommen. So war am Abend des 4. die Thallenge durch die Sachsen besetzt worden, doch waren die dezimierten Truppen durch den langen Kampf und mangelhafte Proviantierung gänzlich erschöpft, zudem fehlte eine ordentliche Verbindung zwischen den beiden Ufern des Flusses, und der Morgen brachte voraussichtlich eine ungeschwächte Erneuerung des furchtbaren Gemetzels. General Rouyer beschloß den Rückzug. Nach Mitternacht ließ er alle Truppen, bis auf das sächsische Regiment (damals etwa noch 1400 Mann), 10 Ordonnanzreiter und die zwei bayerischen Geschütze, gegen Sterzing abrücken, indem er Ersatztruppen am nächsten Tag zu senden versprach. Das Versprechen sollte für alle Zeit uneingelöst bleiben. Die Tiroler blieben die Nacht über nicht müßig. Der unermüdlige Haspinger hatte von Brixen frische Leute und reichliche Munition herbeigebracht, so daß die Tiroler am Morgen des 5. an 3000 Mann zählten. Speckbacher hatte in der dämmernden Frühe Rouyers Abzug bemerkt und bereitete den Angriff in dessen Rücken vor. Mayr drängte die Vorhut von Unterau nach Oberau zurück. Haspinger rückte von den Höhen gegen Oberau vor, Oberst von Egloffstein beorderte in dieser Bedrängnis, bis der ersehnte Ersatz käme, seine Leute ins Pfarr-, Wirts- und Schmiedhaus von Oberau, die zur Verteidigung am besten geeignet schienen, und harrete in dieser verzweifelten Lage bis über Mittag aus. Da noch immer keine Hilfe kam, mußte ein rascher Entschluß gefaßt werden. Den hinter dem Weiler aufgestellten beiden bayrischen Geschützen ging die Munition aus, um diese und wenigstens einen Teil des Regiments zu retten, übergab er das Kommando in den drei umlagerten Häusern den Majoren v. Bünau, v. Bose und v. Germar. Unter großen Schwierigkeiten, stets umschwärmt von den Leuten Haspingers und Speckbachers, nicht minder gequält von Hunger und Durst, schlug sich der tapfere Oberst mit den Seinigen nach dem Sterzinger Moos durch, erst in dem letzten Teile des fluchtähnlichen Marsches von dem bayerischen Oberst v. Wittgenstein, den Rouyer entgegengeschickt hatte, unterstützt. Vergeblich bat nun Oberst v. Egloffstein um Hilfe für das wackere Häuflein seiner Sachsen, die er in Oberau hatte zurücklassen müssen. Rouyer erachtete eine Wiederaufnahme des Kampfes zum Zwecke der Wiedergewinnung des blutgedüngten Defilés als zu gefährlich, und so war das Oberauer Detachement

preisgegeben. Bei einbrechender Dämmerung, nachdem die Munition zu Ende gegangen war, ergaben sich die belagerten 683 Mann. Andreas Hofer hatte während der kritischen Zeit des dreitägigen Kampfes den Jaufen gehalten und so einen Succurs von dieser Seite unmöglich gemacht. Die Waffenthat in der Sachsenklemme hob die Zuversicht der Tiroler, die dann geeint eine Woche später, am 13. August, Lesevres Hauptmacht am Berge Isel schlugen. Am 14. August zog Andreas Hofer als „Oberkommandant von Tirol“ in die zum dritten Mal während des Feldzuges dem Feinde entrissene Landeshauptstadt ein.

Am 15. August d. J. ist das Denkmal in der „Sachsenklemme“ im Eisackthale unter großer Beteiligung der Landesbevölkerung enthüllt worden.

Der glatte Obelisk, ein Werk des Wiener Bildhauers Costenoble, ruht auf einen feinprofilirten Sockel mit den Bronzewappen von Österreich, Tirol, Bayern und Sachsen. Die Inschriften lauten:

„Zu Ehren der gefallenen Tiroler Landesverteidiger, die für Gott, Kaiser und Vaterland siegreich in den Tod gegangen.“

„Zur Erinnerung an die hier am 15. August 1809 stattgefundenen heldenmütigen Kämpfe, errichtet vom I. Tiroler Andreas-Hofer-Verein in Wien am 15. August 1902.“

„Zum Andenken an die in dieser Thalenge gefallenen heldenmütigen bayrischen Krieger.“

„Zum Gedächtnis der tapferen Sachsen, die hier gefallen sind.“



Bilder von Aue.

I. Aue vor 50 Jahren.

Befolgt man an der Hand einer größeren Reihe von Zeichnungen und Drucken aus alten Werken (wie Sebastian Münsters Cosmographie, 16. Jahrh.; Merians Topographie, 1650; Saxonica, Museum für sächsische Vaterlandskunde, 1830—40) die äußere Entwicklung eines Ortes unseres engern Vaterlands, so hat man schon ein gut Teil seiner Geschichte gleichsam im Bilde vor sich. Es bleibt immer anziehend und lehrreich, solche vergleichende Studien zu machen, dem Einst das Heute gegenüberzustellen und die verschiedenen Entwicklungsstadien eines Ortes dem Auge in Wort und Bild vorzuführen.

Aue, die erzgebirgische Stadt, die sich in den letzten Jahrzehnten so überaus rasch entwickelt hat, bietet uns ein besonders interessantes Beispiel. Kaum eine andere Stadt unseres schönen Erzgebirges hat in den letzten 50 Jahren so viele bauliche Veränderungen und Erweiterungen erfahren und eine so große Bevölkerungszunahme (namentlich seit ca. 1870) aufzuweisen, wie gerade Aue. Zahlen beweisen: Ende der 60er Jahre zählte Aue rund 2000 Einwohner; 1875: 2677; 1895 bereits 8475; 1897 (nach der Einverleibung von Klosterlein und

Zelle, am 1. April): 13025; Anfang 1899: 14100, und heute (9. September 1902): 15866.

Schon einmal hatten wir Gelegenheit, der herrlich gelegenen Stadt Aue in unserer Zeitschrift zu gedenken, als wir das weitberühmte Sanatorium Dr. Billings (im Februarheft) schilderten. Heute bieten wir unseren Lesern ein älteres Bild von Aue aus dem Jahre 1848, das sich in dem kleinen Werke findet: „Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des sächsischen Obererzgebirges. Ein Beitrag zur speziellen Kenntnis desselben, seines Volkslebens, der Gewerbsarten, Sitten und Gebräuche, vom Finanzprokurator Lindner in Schwarzenberg.“

Diesem bisher noch nicht genug gewürdigten Werke ist also nachstehendes Bild wie auch im wesentlichen der Text entnommen, indem wir uns damit begnügen, in Fußnoten auf die Veränderungen hinzuweisen, die Aue in den letzten 50 Jahren durchgemacht hat.

„Aue vor 50 Jahren“: das Bild zeigt sich unserem Auge, wie es dem Wandrer entgegentrat, wenn er von Westen kommend, also die Schneeberger Straße vom Brünlasgut herein, kurz vor der



Aue vor 50 Jahren.

Stadt, etwa im heutigen „Villenviertel“, in der Richtung der jetzigen Bismarckstraße nach rechts ausbog. Wir dürfen ruhig behaupten: fehlte unserm alten Städtebild die Unterschrift, vielleicht auch noch der amerikanische „Wolkenkratzer“ mit seinen acht Etagen, selbst mancher Alt-Auer würde in ihm nicht auf den ersten Blick das Konterfei seiner winzigen Vaterstadt von einst erkennen. So fremdartig wird ihn seine Heimat anmuten, und nur mit einem mitleidigen, wehmütigen Lächeln wird sein Auge auf ihm verweilen. Störte nicht der großstädtische „achtetägige Himmelfürer“, das Bild, wahrlich! wäre die lieblichste Dorfidylle: jedes Häuslein sein Gärtlein, Hirt und Hund hüten noch die Schäflein, und schön geschwungene Hübel und Hügel lächeln freundlich auf das gar anmutige, ländliche Bild da unten in der grünenden und blühenden Au!

Halten wir einmal Einkehr im Städtchen von 48! Wir gesellen uns zu einem humoristischen, derben, doch nie verletzenden Wanderer, dem Herrn Finanzprokurator, der von Schwarzenberg die Straße entlang kommt. Verschmitztes Schmunzeln spielt ihm heute wieder um die Mundwinkel.

„Allerdings, so erzählt er, ist es der Mühe wert, dieses Städtchen und seine Umgebung zu besuchen, welches, nur zwei Stunden gegen Westen von

Schwarzenberg entfernt, an der Schneeberger Chaussee liegt.

„Am Wege von Lauter nach Aue begegnet man der Porzellanerden-Zechen Andreas Neufang, in der Gegend unter dem Namen „Das weiße Zeug“¹⁾ bekannt; sie ist dicht an der Straße links in junge Waldung versteckt. Bekanntlich war der Apotheker Böttger, welcher am 4. Februar 1682 zu Schleiz im Vogtlande geboren wurde, der erste, der im Jahre 1709 die Entdeckung machte, aus dieser weißen Erde Porzellan herzustellen, was in ganz Europa Aufsehen und Abnahme zur Folge hatte. Seit dem Anschluß Sachsens an Preußens Zollsystem hat sich diese Fabrik mit namhaftem Überschuss bewiesen.

„Wie ein Häuslein alter, lebensmüder Hospitaliten (d. h. Krankenhäusler) in herkömmlicher Einfachheit der Sitten und Gewohnheit sich an der Wärme der bald scheidenden Sonne erquickt —: so ruht das Städtlein Aue mit seinen 136 meist uralten, hölzernen Häusern²⁾ in einem milden, wunderlieblichen Kessel, der die Aue heißt und dem Örtchen den Namen gab. Hier begrüßen

¹⁾ Auch die „weiße Erden-Zech“, einst „der weiße Andreas“. Das Huthaus ist jetzt vermietet; das „weiße Zeug“ ist schon seit mehr denn einem Menschenalter erschöpft.

²⁾ Unter den 720 Wohnhäusern von heute sucht man ein solches vergebens.

sich das Schwarzwasser und die Mulde, deren Ufer allerwärts mit Laubholz umbüschet sind und rechts und links üppige Wiesen und fruchtreiche Acker zu Nachbarn haben. Aue war im sechzehnten Jahrhundert ein Dorf, erhielt aber später städtische Gerechtsame³⁾, wozu ihr Zinnbergbau am Heidelberg⁴⁾ und die Porzellanerde beigetragen haben mag. Später, als sich der erstere erschöpft hatte, gab sich die Einwohnerschaft dem Feldbau und der Viehzucht mit größerer Sorgfalt hin, wozu sich ein im Umschwung kommender Nahrungsweig — das Steinmetzgewerbe — gesellte, welches im dortigen Muldenthale sich immer mehr und bis zum heutigen Tage erweiterte.

„Die geschmacklosen Formen der in den zwei oder drei Gäßchen unregelmäßig hingeworfenen Häuser erinnern an das Mittelalter; sie umfauern das Rathhaus⁵⁾ mit seinem verkreuzten Giebelholzwerk und Türmlein, woran das Zifferblatt totenbleich nach dem Gottesacker schaut. Die neuere Zeit hat vor den hölzernen Sitz des Stadtgerichts einen Tanzsaal geschoben, der mit seinem Orchester die Thüre zur Rechtspflege versteckt, die sich freilich auch nur mit einem Lappchen von Gerechtsamen (Nachlassregulierungen) abgeben durfte, jetzt aber dem Kreisamte Schwarzenberg dingpflichtig ist. Das kleine Bürgertum erspart dafür einen Stadtrat zu befolgen.

„Die neuere Zeit hat die Industrie auch in dieses freundliche Muldenthal geführt und sie für Fabriken und Bleichen die bequemere Wasserkraft auffuchen lassen. Die Holberg'sche Bleich- und Appreturanstalt⁶⁾ ist großartig und streckt einen acht Stagen hohen Trockenturm weit über das beschindelte Städtchen empor, um dieses seine Überlegenheit fühlen zu lassen; um und neben diesem Riesen breiten sich Gärten aus mit sorgsam gepflegten Blumen des In- und Auslandes; Früchte aller Art für die Küche und unmittelbar für den Gaumen, werden in Menge gezogen und regen Lüsterheit

selbst für die einfache Gewohnheit des Hauswesens im Orte an. Diese Bleichanstalt, sowie die Laufnersche Spinnerei,⁷⁾ verbunden mit der Seitnerschen Argentanfabrik⁸⁾ und der Aktienweberei⁹⁾ mit 400 Stühlen zu Auerhammer, haben das Städtchen lebendiger gemacht, die Nahrung gesteigert und selbst angefangen, den Geschmack im Außerlichen zu heben. Einige hübsche Häuser sind entstanden und anderen hat man eine Saloppe durch Abputz umgeworfen, welche sich, des Dinges ungewohnt, die alte Herkömmlichkeit doch nicht völlig abstreifen lassen. Ob die Einwohner zu Aue und ihre Nachkommen in einem völlig neu und im Sinne der Gegenwart erbauten Städtchen ihre tadellose Gesittung, Fleiß und Genügsamkeit eben so fortpflanzen und von Geschlecht zu Geschlecht vererben werden, als ihre alten Häuschen Zeugnis geben, kann nur von einer ferneren Zukunft referiert werden.

„Eine Seltenheit muß der Fremde nicht vergessen in Augenschein zu nehmen. Es ist die sogenannte Tausendgüldenstube¹⁰⁾ im Fleischer'schen Gasthose eine Treppe hoch. Die Wände, Decke und Fensterbrüstungen nämlich sind mit einem merkwürdigen Schnitzwerk getäfelt: Blumen, Vasen, Engelköpfe bekleiden alle Flächen des Zimmers und bestehen aus weichem Holz ohne allen farbigen Anstrich. Die Arbeit gehört einer alten Zeit an, die nicht genau zu bestimmen ist, und ein Nürnberger soll sie um 1000 Gulden geliefert haben, was Veranlassung zu dem Namen gab.

„Die beiden großen steinernen Brücken über die Mulde und das Schwarzwasser, welche zu beiden Seiten hohe Brustmauern haben, waren früher mit hölzernen Geländern versehen. Dies ist an sich, eben so wie die Bauart der Brücken selbst, nicht der Rede wert; allein diese Brückengeländer führt das Städtchen in seinem Ratsiegel, was so leicht der Heraldiker nicht erraten würde.

„Es ist allerdings der Mühe wert, wenn wir uns in dem lieblichen Thale noch ein wenig um-

³⁾ d. h. im Jahre 1642.

⁴⁾ Noch heute heißt der Stadtteil neben „Schießhausberg“ auch „Bergfreiheit“. Das dortige, von Armenhäuslern bewohnte „Kommunhaus“ erinnert an die ehemalige, selbständige Gemeinde.

⁵⁾ Jetzt „altes Rathhaus“, da Aue seit 1890 ein „neues Rathhaus“ in seinem Stadthaus besitzt.

⁶⁾ Jetzt Maschinenfabrik der Weltfirma Ernst Geisner; der Turm ist angesichts des riesenhaften Wachstums seiner Umgebung bescheiden geworden und begnügt sich heute mit 5 Stagen.

⁷⁾ Heute Farbenwerk und im Besitz der Firma Dr. Seitner-Schneeberg.

⁸⁾ Heutiger Besitzer: Kommerzienrat F. A. Lange. Im Garten des „Herrenhauses“ steht der Denkstein zur Erinnerung an den Erfinder des Argentans Dr. Seitner (Schneeberg).

⁹⁾ Jetztige „Mechanische Weberei Auerhammer“ (Lilienfeld-Leipzig).

¹⁰⁾ Ist leider durch eine Feuersbrunst im Jahre 1858 vernichtet worden. Anstelle des Fischer'schen Gasthofes steht das „Hotel zum blauen Engel“ am Markte.

sehen und namentlich das mittägige Gehänge betrachten, welches von Löbnitz her zwischen dem Au- und Kumpelsbach liegt und von einem hohen Berge, der Hirnschädel genannt, herab in das Schwarzwasser- und Muldenthal schweift. Das Dörfchen Zelle¹¹⁾ bildet einen niedlichen Saum dicht an den benannten Flüssen und endet mit dem Pfannenstieler Blaufarbenwerk oben und mit dem Rittergut Klosterlein unten, so daß das langgestreckte Dörfchen wie eine Guirlande zwischen beiden schwebt.

„Bei der freundlichen Familie des Herrn Faktor Beck in dem Blaufarbenwerke findet jeder anständige Fremde liebevolle Aufnahme und in ihm den Führer zu all den Naturannehmlichkeiten, die sich so anziehend um das Werk zusammengefunden haben. Insonderheit ladet der kleine Park ein, der sich um den Ellenbogen eines hohen Berges, der nach Pfannenstiel hin sich erhebt, herumzieht. Ein Nadel- und Laubgrün macht die Partie schattig und heimlich, und das Schwarzwasser läuft dort wieder zurück, um die Herrlichkeiten noch einmal in seinem Spiegel aufzunehmen.

„Der Kumpelsbach kommt aus einem engen, waldigen Thal, dem Bärengrund, hervor und tändelt mit allerhand Blumen durch üppige Wiesen herunter, wo ihn der größere Fluß aufnimmt, dessen Ufer Erlen- und Weidengebüsch thalabwärts begrenzt.

„Unterhalb dem Rittergut Klosterlein ruht einsam träumerisch und von allen Wohnlichkeiten ent-

¹¹⁾ Bildet seit seiner Einverleibung, am 1. April 1897, den Stadtteil Aue-Zelle. Erst mit diesem Datum gehörten der Bahnhof und die 3 Hotels: Victoria, Erzgebirgischer Hof und Eiche zur Stadt.

fernt, wenn man etwa den dortigen Eisenhammer¹²⁾ nicht veranschlagen will, inmitten einer Wiese, die Klosteraue genannt, die Kirche wie ein verschlafener Hirt, dem die anvertraute Heerde entwichen ist. In der Nachbarschaft dieser Kirche zu unserer lieben Frauen war ehemals ein Kloster, welches Markgraf Otto gestiftet und das St. Georgenkloster zu Naumburg reichlich dotiert hatte. Gegenwärtig ist sie das Filial von Schlema.

„Von dem Städtchen Aue nach Mittag hin wandelt man durch ein kurzes, von hohen Bergen umringtes, fruchtbares Thal, mit Wiesen und Feldern überdeckt, durch welche in sanften Krümmungen die Mulde ihre Wellen, zur Arbeit für allerhand Räderwerk, rastlos dahintreibt. Am oberen Ende dieser Drutenau¹³⁾ lag ehemals ein Eisenhüttenwerk — Auerhammer — welches in der neuern Zeit der Dr. Seitnerschen Argentanfabrik (Neusilber) Platz gemacht hat. — Ein grasreicher Wiesengrund zieht sich gegen Abend hinauf nach dem Brünlasberg; ihn durchwässert teils die Zschorla,¹⁴⁾ teils der Floßgraben¹⁵⁾, welcher 3 Stunden Wegs in mancherlei Krümmungen, an steilen Berggehängen, sein Wasser den Mühlen-, Berg- und Hüttenwerken in Schlema bei Schneeberg zuführt.“

¹²⁾ An dessen Stelle erstanden seit 1873 in rascher Folge die Riefengebäude der Weltfirma Erdmann Kirckeis, Fabrik für Blechbearbeitungsmaschinen. Klosterlein wurde zur selben Zeit wie Zelle einverleibt.

¹³⁾ Zumeist Druidenau genannt und jetzt nur so geschrieben — eine gesicherte Ableitung dieses rätselhaften Namens ist bis heute noch nicht gelungen.

¹⁴⁾ Westverlassen liegt dort im tiefen, kühlen Grunde die „Sehmühle“.

¹⁵⁾ 1539 entworfen, 1556 bis 1559 ausgeführt. Länge 7097 m.

Erzgebirgisches Zinngeschirr.

Von Hermann Lungwitz.

Bei den Griechen und Römern wurde das vorhandene Zinn zur Herstellung der Bronze benutzt, die sowohl zur Erzeugung der Statuen wie zur Anfertigung der gebräuchlichen Küchen- und Hausgerätediente. Geschirre, aus bloßem Zinn gefertigt, gehörten zur größten Seltenheit. Erst nach dem Auffinden der reichen Zinnlager im Erzgebirge in der ersten

Hälfte des Mittelalters nahm man reines Zinn zum Anfertigen der verschiedensten Speise- und Trinkgeschirre, und die Zinngießer bildeten ihre Zunft mit strengen Satzungen gleich allen anderen Handwerkern. Der Handwerksname wurde zum Familiennamen, so kommt der Name Kannengießer heute noch im Erzgebirge vor, wie der Familienname Potgeter in

Westfalen. Unter den 605 Handwerksmeistern, welche 1821 in Chemnitz zünftig waren, befanden sich drei Zinngießer. Zur Zeit dürften die noch vorhandenen Zinngießer sich nur noch mit Handel befassen, da das Zinngeschirr, wie sie es damals anfertigten, nicht mehr gekauft wird. Die Ausbeute der erzgebirgischen Zinngruben ist außerordentlich reich gewesen. Als Zinnorte werden genannt: Graupen, Zinnwald, Geising, Altenberg, Glashütte, Seiffen, Katharinaberg, Marienberg, Ehrenfriedersdorf, Geyer, Eibenstock, Platten, Abertsham, Gottesgab u. s. w. Das Zinn zählte man zu den edleren Metallen und wurde höher geschätzt als z. B. Kupfer. Das weiße, leicht schmelzbare und leicht zu bearbeitende Metall nahm unter der Hand des geschickten Gießers schöne Formen an, durch das Gravieren wurden Namen und Wappen kommenden Geschlechtern erhalten. Aus den Handwerkern sind im Mittelalter die Künstler hervorgegangen. Unter den Künstlern, welche die Zinngießerkunst zu den ihrigen zählt, werden Kaspar Enderlein in Nürnberg und der französische Meister Francois Briot genannt. Ihre Zinnschüsseln u. s. w. sind durch die Herausgabe von Dr. Demiani's Prachtwerk neuerdings besonders gewürdigt worden. Freilich zu diesen Arbeiten können die abgebildeten Zinngeräte sich nicht zählen, dennoch

bleiben sie immerhin höchst beachtenswerte Erzeugnisse des heimischen Gewerbes. Auf unserer 2. Tafel ist links eine Schlepffanne abgebildet. Sie ist 50 cm hoch und wurde, wie die Inschrift besagt, 1570 von den Gerbern der Schuhmacherinnung gewidmet. Der Schildhalter ist augenscheinlich Gerber, das vor ihm ausgespannte Fell enthält die Inschriften. Jüngerer Datums ist die fast gleichhohe Weinkanne der Geyerschen Posamentierinnung, sie ist 1690 von vier Mitmeistern der Innung verehrt worden. Derselben Innung gehört auch der zwischen den Krügen aufgestellte Pokal. Von den beiden kleinen Trinkkannen zeigt die eine das sächsische Kurwappen, die andere ist mit auf das Schneiderhandwerk bezüglichen Bildern geziert. Rechts und links vervollständigen zwei Bergleute als Lichthalter das Bild. Diese Leuchter stammen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, man findet sie noch hier und da in den Haushaltungen, und sie kommen gewöhnlich am Weihnachtsfest wieder in Gebrauch. Es sei bemerkt, daß in der Hauptkirche der Stadt Geyer zwei ähnliche, nur bedeutend größere Figuren, Bergleute darstellend, heute noch als Altarleuchter dienen. Die erste Tafel enthält allerhand zinnerne Kleingeschirr. Der Kelch war Jahrhunderte lang als heiliges Gefäß in einer Dorfkirche des Erzgebirges im Ge-

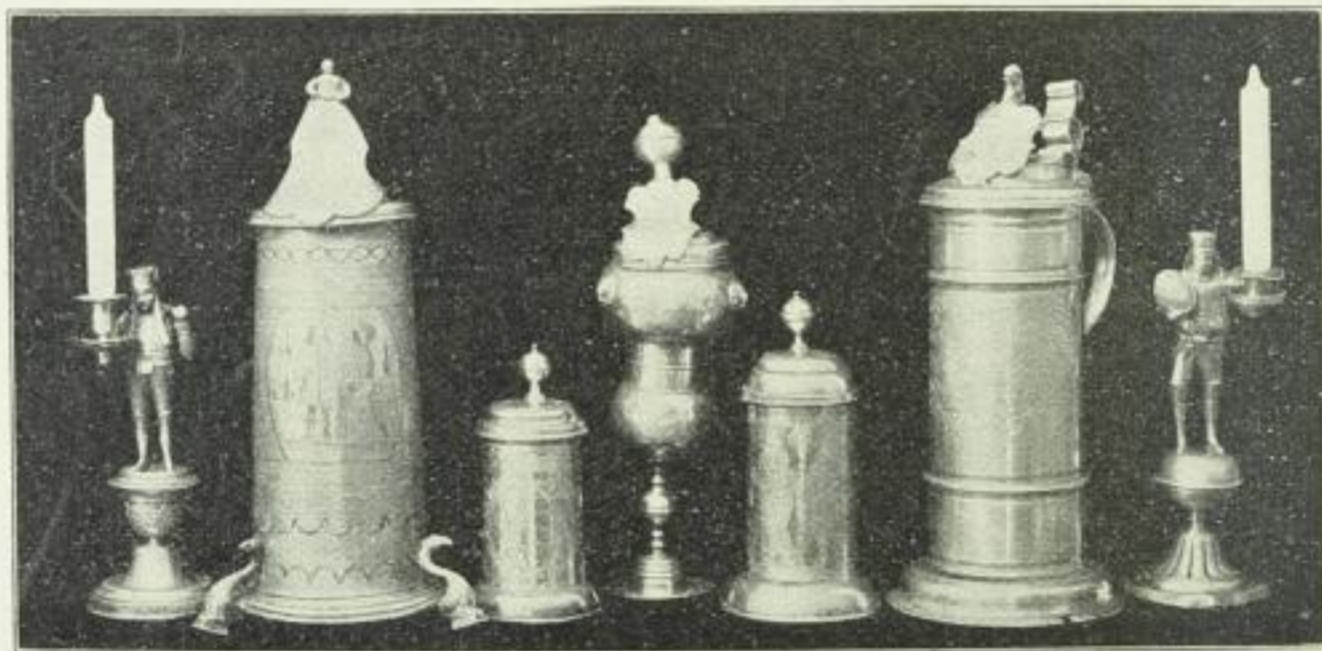


Nach einer Aufnahme von L. Mehlhorn in Geyer.

1. Tafel: Erzgebirgisches Zinngeschirr.

brauch, bis er in der allerneuesten Zeit einem silbernen Altarkelch den Platz räumen mußte. Ebenso ist es der danebenstehenden zinnernen, übrigens schön modellierten Taufkanne ergangen. Die etwas plumpgeformte Kaffeekanne entstammt der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Gefälligeren Formen zeigen die beiden danebenstehenden Salzfäßchen. Von den zinnernen Rüböllampen in den verschiedensten Größen und Formen enthält unsere Abbildung nur zwei Repräsentanten. Ältere Leser können sich der Zeit entsinnen, in welcher eine Rüböllampe, ähnlich der rechts auf unserem Bilde befindlichen, die Stube mühselig erleuchtete. Und heute erhellt vielleicht dasselbe Gemach eine elektrische Glühlampe, welchen Wandel in der kurzen Spanne Zeit haben die Beleuchtungskörper erfahren! An der Wand hängen zwei Teller, es sind Vortellerteller, die von einem Schützen beim Schießen in der Gilde errungen wurden. Der Gebrauch, den glücklichen Schützen durch Übergabe eines Tellers auszuzeichnen, fand sich ebenso im Schweizerlande wie im sächsischen Erzgebirge. Schüsseln von verschiedener Größe gehörten in den Haushalt einer jeden Familie und auch Löffel wurden aus Zinn gefertigt. Es soll durchaus nicht behauptet werden, daß die Bilder all die Gegenstände aufzählen, die früher aus dem geschätzten Halbbedelmetall hergestellt wurden. Die Chronik berichtet, daß in Wiesenbad eine Badezelle,

welche von der Kurfürstin Sophie benutzt wurde, inwendig mit zinnernen Platten überkleidet war, die Bannen, Sessel und andere Badegeräte waren ebenfalls von Zinn. Zinngeschirr war der Silberschatz des Bürgers und Landmannes von der zweiten Hälfte des Mittelalters bis herauf in die neueste Zeit. Zinngeräte zierten die Paneele und Topfbretter, sie wurden vor den Festzeiten blank geschleuert, daß sie blitzten wie das Tafelgeschirr in unseren modernen Silberschränken. Die Zeit für diese Art Zinngeschirr ist vorüber. Glas, Porzellan, Steingut, Emailwaren haben es verdrängt. Die aus den angeführten Materialien hergestellten Geschirre lassen sich leichter reinigen und können auch zum Teil ohne Schaden der Erhitzung ausgefegt werden. Dazu kommt das Wachsen des Wohlstandes im allgemeinen und das Sinken des Silberpreises. Zinngeschirr, einst der Stolz der Hausfrau, wandert zum Klemptner, der es zum Einschmelzen ankauft. Die Zünfte lösen sich auf, die alten Schlepffannen und Trinkkrüge werden für geringes Geld veräußert und eingeschmolzen, wenn nicht ein Sammler sie erwirbt oder ein eifriger Kustos irgend eines Museums vor dem Untergang rettet. Nach meinem Dafürhalten gehört unter allem, was gesammelt wird, das Sammeln von zinnernen Trink- und Speisegeräten zu dem lohnendsten.



Nach einer Aufnahme von L. Rehlhorn in Geyer.

2. Tafel: Erzgebirgisches Zinngeschirr.

Bilder aus der Industrie „unserer Heimat“.

III. Friedrich Ehregott Woller, ein erzgebirgischer Strumpfwirker.

Zu jenen thatkräftigen, begabten Männern, die, in den kleinsten Verhältnissen beginnend, durch Fleiß und Umsicht nicht nur zu bedeutendem Reichtum und Ansehen gelangten, sondern auch für ihre Heimat zu wahren Wohlthätern wurden, stellt unser Erzgebirge eine stattliche Reihe. Auch die Stadt Stollberg kann sich rühmen, einen solchen „self mademan“ in des Wortes bester Bedeutung besessen zu haben: es ist dies Friedrich Ehregott Woller.

Woller wurde am 17. Juni 1808 in Stollberg geboren, als Sohn des Johann Paul Woller, der in einem bescheidenen Häuschen der unteren Bachgasse (Nr. 141) als Strumpffaktor lebte. Er besuchte die Schule seiner Vaterstadt mit gutem Erfolge.



Friedrich Ehregott Woller.

Um seinem Vertriebe zu genügen, las er, da andere Bücher ihm nicht zu Gebote standen, fleißig in der Bibel. Viel Zeit dazu gab es freilich nicht, da er schon frühzeitig im Geschäfte des Vaters mit thätig sein und im Wirkstuhle mit arbeiten mußte. Nach seiner Konfirmation trat er bei dem Strumpffaktor Windisch zu Weinersdorf (bei Thalheim) in die Lehre. Mit seinem Meister bezog er die Messen zu Leipzig, Naumburg und Frankfurt a. D. — Nachdem er ausgelernt hatte, siedelte er wieder nach Stollberg über und eröffnete sehr bald schon 1825, in dem Eckhause Markt-Herrenstraße (jetzt Filiale der Grafer'schen Buchhandlung) ein eigenes Geschäft, das in seinen kleinen Anfängen allerdings nicht die gewaltige Größe ahnen ließ, zu der es im Laufe der Jahre emporgewachsen sollte. Ein kleiner Wagen

genügte zu jener Zeit, um den Geschäftsinhaber mit seinen Mustern und Waren auf die Messen nach Leipzig, Frankfurt a. D. und Braunschweig zu bringen. Um den Vorteil zu erlangen, zeitiger als andere fremde Verkäufer auspacken und verkaufen zu dürfen, ward Woller auch Bürger der Stadt Leipzig.

Der junge, thätige Geschäftsmann vermählte sich im Jahre 1831 mit Christiane Karoline Friedrich, einer Bürgerstochter aus Zwönitz, die ihm eine treue Gehilfin wurde und bis zu ihrem Tode durch ihre verständnisvolle Teilnahme sich um das Aufblühen des Geschäftes verdient machte. Schon 1836 wurde ihm sein Haus zu klein, und er siedelte nach dem Hofmarke in das bis dahin dem Webwarenfabrikanten Krenzig gehörende Gebäude über, das er durch Kauf erworben hatte. Nun konnte er sein Geschäft wesentlich erweitern. Die Strumpfwaren, welche die Firma von kleinen Faktoren und Meistern bezog, fanden ihren Absatz schon damals nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika, und gerade dieses Ausfuhrgeschäft war für die fernere Entwicklung der Firma entscheidend.

Ende der vierziger Jahre waren die mechanischen Rundstühle erfunden worden, und Woller, der ihre Bedeutung sofort erkannte, ließ schon im Anfang des nächsten Jahrzehnts solche Maschinen aus Frankreich und England kommen, die er in einem neu aufgeführten Gebäude und in zwei gemieteten Privathäusern aufstellte. Zu gleicher Zeit gründete er in der nahen Stadt Zwönitz eine Zweigniederlassung. Damit war der Weg zur eignen Fabrikation beschritten. Schon 1855—56 erwarb Woller jenseit des Baches neue Grundstücke, auf denen er gleich zwei mächtige Fabrikgebäude mit Kessel- und Dampfmaschinenanlage errichtete. Die Produktion war bereits so bedeutend, daß ein Faktor in Geyer, der die Strümpfe zum Nähen ausgab, eine beträchtliche Menge von Nähmaschinen für die Firma Woller beschäftigte. Im Jahre 1866 machte sich abermals ein großer Neubau nötig zur Aufnahme der inzwischen erfundenen, sogenannten regulären Strumpfmaschinen. Um Bleicherei und Formerei im eignen

Grundstücke vereinigen zu können, wurden in den siebziger Jahren die dazu nötigen Räume erbaut, außerdem aber die Fabrikation selbst derart vergrößert, daß eine eigne Fabrik in Lößnitz i. E. angelegt und eine andere in Burkhardtsdorf bei Chemnitz gemietet wurde. Eine besondere Maschinenbauanstalt besorgte nicht nur die sich nötig machenden Reparaturen, sondern stellte auch nach eigens erworbenen Patenten alle neuen Strumpfmaschinen her, die noch in Betrieb gesetzt wurden.

Das rastlose Streben Wollers begnügte sich nicht mit dieser fortwährenden Vergrößerung des Geschäfts, die durch immer neu sich erschließende Absatzgebiete bedingt war, und so eine der bedeutendsten Strumpffabriken des Kontinents erstehen ließ. Seit der Mitte der sechziger Jahre beteiligte er sich außerdem bei einer Anlage derselben Branche in Tepliz, löste aber dieses Verhältnis nach kurzer Zeit wieder auf und gründete in Mariaschein eine neue Strumpffabrik, die einer seiner Schwiegersöhne leitete, die aber nach dessen Tod 1873 verkauft wurde.

In jenen Jahren verschaffte Woller mehreren tausend Menschen in Stollberg und der Umgegend Verdienst und Unterhalt. Unterdessen war ihm in seinem Sohne Friedrich Bruno, dem gegenwärtigen Besitzer der Firma, eine tüchtige Stütze herangewachsen.

Am 14. Mai 1878 starb der Gründer der Firma, außer der Gattin und dem genannten Sohne

noch zwei verheiratete Töchter hinterlassend. Die Witwe folgte ihm 1885 in die Ewigkeit nach.

Friedrich Ehregott Woller war ein Mann der Arbeit und voll Unternehmungsgeist wie wenige Menschen. Er liebte es nicht, wenn man von den Wohlthaten sprach, die er seinen Mitbürgern erwies. Aus kleinsten Anfängen zum Großindustriellen geworden, behielt er den einfachen Sinn jener Tage, in denen er unter Sorgen und Mühen den Grund zu seiner Weltfirma gelegt hatte. Rückschläge und Enttäuschungen entmutigten ihn nicht; sie stählten nur seinen Willen und verdoppelten seine Kraft. Öffentliche Würden, Titel und äußerer Glanz blendeten und reizten ihn nicht. Als ein Mann, der sich aus eigener Kraft emporgerungen hatte, kannte er keinen andern Stolz als den auf seine geschäftliche Ehre und seine Arbeit. Er war so recht, was ihm eine amerikanische Zeitung nachrief, „ein self mademan“, dieser erzgebirgische Strumpfwirker.

Nach dem Ableben des Vaters übernahm der Sohn die ausgedehnten Fabrikanlagen. Er löste jedoch nach und nach die außerhalb Stollbergs gelegenen Betriebe auf, um dieselben mehr zu zentralisieren. Zu diesem Zwecke machten sich wiederholt größere Neubauten nötig. Auch der neue Besitzer versteht es, der Firma ihren wohlverdienten Welt Ruf zu bewahren.

A. Schuster.



Kleine Chronik.

In **Aue** wird am 7. Oktober das zweite große Bürger-
schulgebäude eingeweiht.

Aue. Die deutsche Fachschule für Blechwarenindustrie feiert am 1. Oktober das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens. Die Festlichkeiten finden bereits vom 20.—21. September statt. —

Vom 26.—28. September findet hier die Jahres-
Versammlung der Realschullehrer Sachsens statt.

Mylauß Einwohnerzahl hat Anfangs September die
8000 überschritten.

Der **Rosener** Turnverein Jahm errichtet zum 50 jährigen
Todesstage des Turnvaters Jahm in den Rodigtberg-Anlagen
einen Gedenkstein mit Widmungstafel.

In **Pirna** soll das neue Realschulgebäude am
17. Oktober seiner Bestimmung übergeben werden; einen Teil
der Räume des alten Realschulgebäudes wird das zur Zeit
noch im Erdgeschoß des Rathauses untergebrachte Gebirgs-
vereins-Museum einnehmen.

Für das **Plauensche** König-Albert-Denkmal sind
bereits rund 7000 Mark zusammengekommen.

In **Treuen** wurde am 18. September der Grundstein
zu einem neuen Schulgebäude gelegt, die Schulgemeinde
will eine Anleihe von 250000 Mark, die Stadtgemeinde eine
solche von 155000 Mark aufnehmen.

Waldheim. Nachdem nunmehr die für unsern Wettin-
brunnen modellierte Figur endgiltig die Genehmigung des
Königlichen Rates in Dresden erlangt hat, werden die
Gründungsarbeiten für den Brunnen noch im Laufe des
Herbstes in Angriff genommen werden. Zu diesem Zwecke
weilte am 28. d. Ms. Baurat Gräbner aus Dresden in
unserer Stadt und besprach sich mit dem Brunnenausschuß.

Die **Wurzener** landwirtschaftliche Schule, in der
mehr als 800 Schüler bis jetzt ausgebildet worden sind,
feiert 1903 ihr 25jähriges Jubiläum.

Der in **Weißig** bei Deuben neu zu teufende Schacht des
königl. Steinkohlenwerkes Zaukerode hat mit Allerhöchster
Genehmigung den Namen König-Georg-Schacht erhalten.

Löwen-Apotheke und Zwickauer Kräutergewölbe
*
ZWICKAU Sa., Hauptmarkt 17/18.
Allopathische und homöopathische Officin.

Kinder-Nährmittel
wie:
Nestlé's u. Kufeckes Kindermehl
Condens.-Milch, Pflanzen-Milch
Dr. Theinh. Kindernahrung
Milchzucker etc.
Soxleth Milch-Sterilisier-Apparate
Baron'sche Töpfe.

Nähr-Praeparate
für Kranke u. Reconvalescenten,
wie:
Somatose, Sanatogen, Tropon etc.

Verbandstoffe
aller Art.

Mineralwässer
in frischester Füllung
Mineralsalze, Mineralpastillen
Badesalze.



1470 privileg.

Telephon 334.

Gutgepflegte Lager
italien., französ. und spanischer
Weine.

Rhein- und Mosel-Weine.
Medicinische Weine.
Champagner.

Medicinische und Toilette-
Seifen

in grösster Auswahl.
Hochfeine Extraits,
echte Eau de Cologne.

Badeschwämme.

Alle Artikel
für

Mund-, Zahn- und Haar-Pflege.



Hausarzt Dr. Meissner.

Dr. Pilling's Zander-Institut. Orthopädische und Wasserheilanstalt. Aue i. Erzg.

400 m Seehöhe. Sommer- und Winterkur. Sanatorium für Erholungsbedürftige. Dauerpension. Centralheizung. Elektrische Beleuchtung. Vorzügl. Küche. Mässige Preise. **1. Nervenleiden, Herz-, Magen-, Darmkrankheiten, Frauenleiden; konstitution. Leiden;** Gesamte Hydrotherapie (Bäder aller Art; kohlensaure Bäder nach patent. System von F. Keller). Elektrische Glüh- und Bogenlichtbäder (Patent „Rotes Kreuz“ - Berlin). Lokale Heissluftbäder; Sandbäder; Sool- und Moorbäder; Fangopackungen; Fichtennadelbäder; galvanische Bäder; Massage; Elektrizität; gymnastische Uebungen; Uebungstherapie bei Tabes; Terrainkuren. **2. Knochen- und Gelenkleiden; orthopädische Erkrankungen; chron. Rheumatismus; Rückgratverkrümmungen; angeborene Deformitäten;** Zander-Apparate (Heilgymnastik); eigene grosse Bandagen-Werkstatt, speziell für künstliche Gliedmassen; Röntgen-Kabinet; chirurgische Hülfeleistungen.
— Prospekte auf Verlangen. —

Zur gefl. Beachtung!

Mit dem vorliegenden Hefte schliesst der I. Jahrgang „Unserer Heimat“ ab. Wir ersuchen unsere w. Abonnenten, die bei dem Buchhandel oder bei der Post abonniert haben, gefl. die neue Bestellung zu bewirken, damit die Zusendung keine Unterbrechung erleidet.

Für diejenigen Abonnenten, die direkt bei dem Verlage „Unserer Heimat“ bestellt haben, bedarf es einer Erneuerung des Abonnements nicht. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass alle Abonnenten unserm jungen Unternehmen, das sich namentlich in der letzten Zeit wesentlich gehoben hat, treu bleiben werden, und wir bitten alle Freunde unserer Zeitschrift, in ihren Bekanntenkreisen für sie zu wirken und zu werben. **Glück auf!**

Inhalts-Verzeichnis: 1. —: Die vogtländische Bismarcksäule auf dem Kemmler. Mit 3 Bildern. 2. F. D. Walther-Gartenstein: Auf der „Hohen Warte“. Gedicht. 3. Friedrich Hermann Löschner: Die beste Liebe, die sich selbst besiegt. Eine erzgebirgische Dorfgeschichte. 4. Dr. Ludwig Grimm: Im Greizer Lande. Mit 15 Bildern. 5. Die Sachsenklemme. 6. Bilder aus Aue: I. Aue vor 50 Jahren. Mit 1 Bild. 7. Hermann Lungwitz: Erzgebirgisches Zinngeschirr. Mit 2 Bildern. 8. Bilder aus der Industrie unserer Heimat. III. Friedrich Ehregott Woller, ein erzgebirgischer Strumpfwirker. Mit 1 Bild. 9. Kleine Chronik.

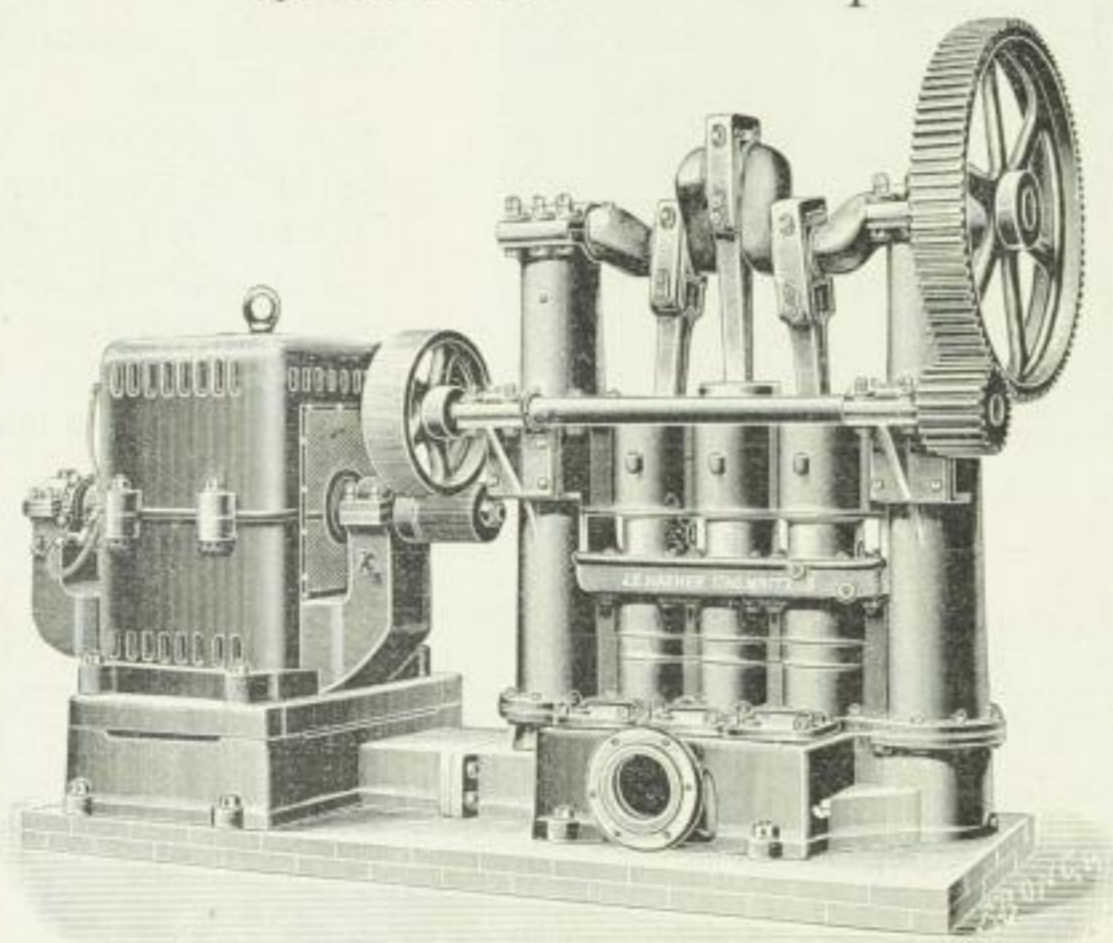
Frau Mathilde Fischer, Zwickau i. S.
 I. Tanz- und Anstandslehrerin am Platze, Lehrerin der hiesigen Gymnasien,
 empfiehlt sich den p. p. Vereinen und Gesellschaften hier und auswärts zur Einübung von Reigen, lebenden
 Bildern u. s. w.; — ertheilt auch **Einzel- und Privat-Unterricht.**
 Wohnung: **Werdauer Strasse 16**, Ecke der Stiftsstrasse. Sprechstunde: Täglich von 3—5 Uhr.

J. E. Naehler, Maschinenfabrik, Chemnitz

— Geschäftsgründung 1864. —

Beckerstrasse 31.

Specialität: **Pumpen-Anlagen**



mit elektrischem Betrieb,
 mit direktem Dampfbetrieb,
 sowie
 mit Gas-Motor- oder
 Petroleum-Motor-Betrieb
 für Städte,
 Gemeinden, Güter, Fabriken
 u. s. w.

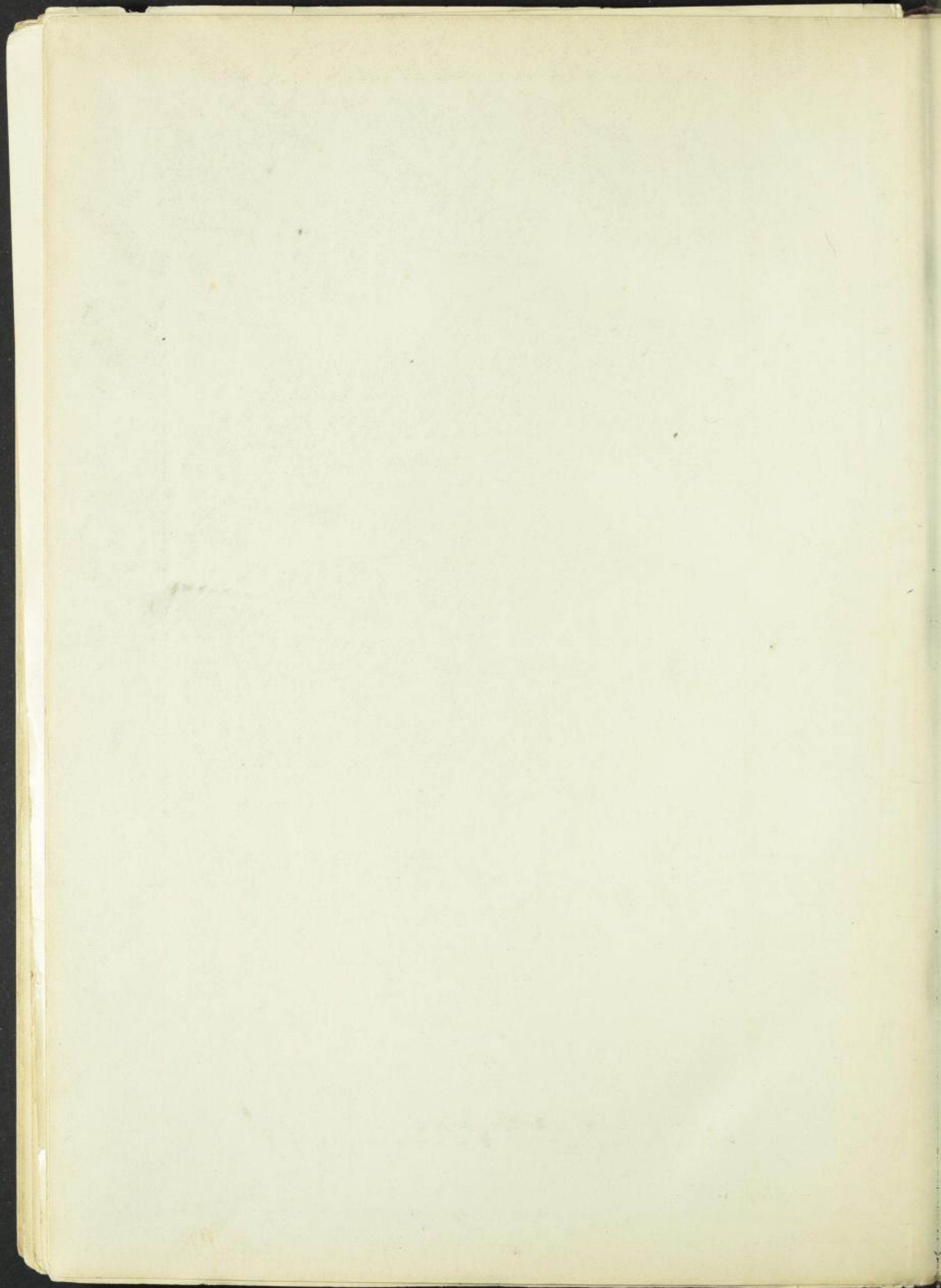
Altrenommiertes Geschäft am Platze.
 Gegr. 1868. **Emil Kirsch** Gegr. 1868.
 Juwelen, Gold- u. Silberwaren.
 Billige Preise. **Zwickau i. Sa.** Reelle Bedienung.
 Markt 13.

Augustusburg im Erzgeb.,
 Bahnstation Erdmannsdorf, in ca. 1 Stunde von Chemnitz erreichbar,
 500 m über der Ostsee, wird als Höhenluftkurort ausserordentlich
 geschätzt. Vom Schlosse Augustusburg bekrönt, unmittelbar von
 Nadel- und Laubwäldern begrenzt, reizende, geschützte Wald- und
 Promenadenwege und billige Wohnungen mitten im Walde.
 Frequenz ca. 1400 Sommergäste, Tausende von Touristen. Aus-
 künfte durch den Stadtrat.

Königr. Sachsen
Bauschule Freiberg
 Fachsch. f. Hoch- u. Tiefbau,
 4 Kl. Reifeprüf. Staatl. Aufs.
 Dir. Scheerer.

*Zur gefl. Beachtung: Die pp. Freunde „Unserer Heimat“ er-
 suchen wir um frdl. Zusendung von Adressen derer, die für die Ziele und
 Zwecke unserer Monatsschrift Interesse haben dürften, wie wir auch für Mit-
 teilungen und Anregungen aller Art dankbar sind. Besonders bitten wir,
 uns wohlgelungene Liebhaber-Photographien einschicken zu wollen.
 Ausführliche Prospekte stehen gern jederzeit zur Verfügung.*

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Heinrich Spindler, Zwickau i. S.
 Druck: Kunstdruckerei f. Ullmann, Zwickau i. S.



fehlt S. 137-140, 171 f.

